A 602744

THE
CHARTER OF FREEDOM

838
H667
1827

Digitized by Google

Digitized by Google

Th. G. v. Hippel's

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

sämmtliche Werke.

Eilfter Band.

Kleinere Schriften.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen. 1

Ueber Gesetzgebung und Staaten-Wohl. 59

Nachricht, die von Ka...sche Untersuchung betreffend. . 247

Bedenken über die historisch-kritische Beleuchtung der Frage: Hat die preußische Ritterschaft u. s. w. . . 331

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber

die Mittel

gegen die

Verletzung öffentlicher Anlagen

und

Zerrathen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schon oft war der Verfasser durch so manchen unangenehmen Vorfall dieser Art veranlaßt worden, den Ursachen der Zerstörungssucht öffentlicher Anlagen und Zierrathen nachzuspüren, als ihn die Preisaufgabe der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen auf den 1. Julius 1791:

„Was ist die Ursache, warum wenigstens in vielen „Theilen von Deutschland Zierrathen an öffentlichen „Gebäuden, Brücken, Geländern, Monumenten, „Meilensäulen, Bäumen und Bänken in Alleen u. d. „aus leerem Muthwillen öfter als in Italien und „andern Ländern verdorben werden? und wie läßt „sich diese, wie es scheint, nationelle Unart am „sichersten und geschwindesten ausrotten?“

zur gegenwärtigen Schrift vermochte, welche, wie er wünscht und hofft, Deutscher Art und Kunst und Deutschem Sinn und Herzen nicht zu nahe treten wird. Es schien ihm anfänglich hart, einer ganzen achtungswürdigen Nation eine Frage zur Last zu legen, die in der Regel nur auf die Rechnung des gemeinen Mannes gehört, und die auf Paris, London und Petersburg

eben so gut, wie auf Wien und Berlin Anwendung findet, indem vielleicht bloß Italien sich zu einer Ausnahme von der allgemeinen Unart erhebt, nach welcher der Pöbel sich an öffentlichen Anstalten und Zierrathen zu vergreifen pflegt; indessen mußte der Verfasser am Ende, der Wahrheit zur Ehre, einräumen, daß, da sogar selbst Italien in der Preisaufgabe nicht völlig ausgenommen wird, in Deutschland sich dergleichen Vorfälle ohne allen Zweifel öfter als in andern Ländern zutragen. Die Preisfrage beantwortet sich in gewisser Art selbst, indem sie diese Ausschweifungen aus einem leeren Muthwillen ableitet. Uebrigens wird der Verfasser dieser Schrift, dem nach keiner Preiserreichung gelüstete, sich reichlich belohnt finden, wenn sein Scherflein nur etwas zur Abstellung dieser Ungezogenheit und zur Ermäßigung des so erniedrigenden Vorwurfs gegen Deutschland beizutragen im Stande ist.

Den 1. Julius 1791.

Der Trieb der Menschen, sich länger im Andenken unter den Lebendigen zu erhalten, als die den Menschen in und außer der Regel vorgezeichnete Lebensdauer es erlaubt, steht mit dem Triebe sich fortzupflanzen in einer unverkennbaren Verwandtschaft, und scheint es so sehr außer Zweifel zu setzen, daß die Vorsehung es mit den vernünftigen Geschöpfen der sichtbaren Welt aufs Geschlecht angelegt habe, als er beiläufig einem jeden einzelnen Sterblichen ein Schimmerlicht von Hoffnung zur Unsterblichkeit und Verewigung anzubieten scheint.

Die Fortpflanzung, jene sichtbare Unsterblichkeit, kraft deren wir das Andenken unserer Vorfahren so genau erhalten, als wenn sie noch unter uns wären, und die damit verbundene Zuneigung zu unserer eigenthümlichen Nachwelt, die sich unter einander nicht selten an Leib und Seele so ähnlich ist, fordert uns zur Sorgfalt auf, dies uns so werthe Andenken unserer Nachkommenschaft zu befördern, zu vergrößern und zu verdienen, und durch sichtbare Zeichen uns auch alsdann, wenn wir unsichtbar geworden, in lebendige Erinnerung zu bringen. Wir machen leblose, indessen unserer Existenz nicht unanständige, vielmehr ihr angemessene Gegenstände zu unsern Bevollmächtigten, welche uns entweder aus der Vergessenheit, in welche die undankbaren Nachkommen uns fallen ließen, herausreißen, oder aber das geistige Andenken versinnlichen, verstärken und allgemeiner machen

sollen. Wenn der Privatmann in dieser Rücksicht Häuser bauet, uncultivirten Ländereien aufhilft, Fideicommisse und Majorate stiftet; so errichten und verschönern Regenten Schlösser und Städte. Alexander und Catharina die Zweite stifteten sich durch Erbauung neuer Städte und anderer wahrhaft großer Anlagen in ihren Welten Monumente für die Ewigkeit; so wie Friedrich II. in seinem Planeten sich mehr als Ein Königliches Andenken errichtete, Berlin und Potsdam umschuf, Sanssouci und außer ihm einen neuen Pallast erbaute, dem er vielleicht bloß darum keinen Namen hinterließ, damit die Nachwelt ihm den seinigen beilegen möchte. Die thatenreichsten Fürsten hatten ohne Zweifel zum historischen Glauben kein sonderliches Zutrauen, und fürchteten, daß die Kritik der Nachwelt sich keine Mühe verdrießen lassen würde, ihre Geschichte, auch selbst wenn sie Helden und Verfasser derselben in Einer hohen Person wären, zu beprüfen und so lange mit ihren Thaten zu rechten und zu richten, bis wenig zu ihrem Ruhm übrig bliebe; als welche Befürchtung um so gegründeter scheint, da der Gesichtspunkt, aus dem geurtheilt wird, Thaten oft zu Unthaten zu machen im Stande ist.

Ganz anders mit Denkmälern, in die man, wenn sie gleich nicht so viel wie jene Thaten beweisen, dennoch Wohlwollen, Menschenliebe, Einsicht und Geschmack legen kann, um sich, wo nicht im großen, so doch im geneigten Andenken zu erhalten. Helden, die so viel verwüsteten, wollen denn doch wieder aufbauen; so wie sie gemeinhin, da sie Menschen nicht auferwecken können, Colonisten in ihren Staat zu ziehen und hierdurch die Menschenzahl zu vergrößern sich politische Mühe geben. Selten begnügen sie sich mit dem weit solideren Plan,

durch einen beglückteren Zustand ihrer Bürger die Bevölkerung zu befördern; vielmehr gehen sie darauf aus, erwachsene Menschen dem Staat wieder zu geben, da sie ihm dergleichen durch Kriege entzogen hatten. Sie sind zu alt, eine Bevölkerungsschule von Kindesbeinen an anzulegen, wenn sie unter ihren Lorbeeren ausruhen; und so bleibt ihnen also nichts weiter übrig, als anzupflanzen, was der Nachbar auswirft, um den leeren Raum zu füllen, unbekümmert ob es wurzelt oder nicht. Gehört der Staat zu den monarchischen, und hat der Regent Kinder oder Verwandte zu seinen Thronerben; hinterläßt der Privatmann Nachfolger, die seinem Blute und Herzen nahe sind: so wird das Bestreben, dergleichen Denkmäler zurück zu lassen, desto inbrünstiger. In der That, ich glaube, daß es wenig gemeine und selbst arme Menschen giebt, die nicht wenigstens durch einen gepflanzten Baum ihres Namens Andenken zu stiften gesucht; ich sage: Menschen, und muß bemerken, daß das andere Geschlecht diese Neigung weit weniger äußert, weil es seinen Geschlechtsnamen dem Namen seiner Männer opfert, und nicht unmittelbar, sondern mittelbar unvergeßlich seyn will, wie es sich denn vorzüglich durch Kinder unsterblich zu werden berufen fühlt, welche bloß in ihren Genealogien die Geburtsnamen der Mütter aufheben und beilegen, obwohl im Königlichen Spanien die Kinder neben dem Namen ihres Vaters auch den Namen ihrer Mutter führen.

So gewöhnlich indessen dieser Andenkenstrieb ist, und so häufig man sich durch körperliche Sachen zu verewigen trachtet, welches insbesondere die Liebe zum sogenannten ehrlichen oder ehrenvollen Begräbniß außer Zweifel setzet; eben so gewöhnlich ist auch der Hang,

dergleichen Andenkensstiftungen zu zerstören und zu verderben. Allein wenn jener Trieb allgemein und menschlich ist; so ist die Zerstörungssucht ein Ueberbleibsel der Barbarei und Ungezogenheit, das man, wenn es gleich nicht unmittelbar gegen Menschen gerichtet ist und sonach den Namen, Unmenschlichkeit, nicht eigentlich verdient — jedoch so zu nennen sich nicht entbrechen kann. Die Zerstörungssucht ist so alt wie die Denkmäler selbst, so wie der Tod nicht viel jünger als das Leben ist. Die ersten Christen waren oft grimmigere Zerstörer, als die Gothen und Vandalen; Priester und Mönche vernichteten die schätzbarsten Werke der Alten, und besudelten das Pergament mit ihren Legenden. Die ärgsten Zerstörer sind die Seldschucken und ihre Nachkommen die Türken: denn sie ließen Alles des ewigen Todes sterben, und ihre Zerstörungen sind das einzige Denkmal ihres Namens, wogegen die Gothen doch mindestens baueten, nachdem sie zerstöret hatten.

Die Unart der Zerstörung und Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen ist besonders in Deutschland herrschend, wo sie allerdings sich öfter ereignet, als in Italien und andern Ländern; und nach diesen Thatsachen, welche, man sey so sehr Deutscher als man wolle, zum voraus gesetzt werden können, kommt es zuerst auf die Entwickelung der Ursachen an: warum wenigstens in vielen Theilen von Deutschland Zierrathen an öffentlichen Gebäuden, Brücken, Geländern, Monumenten, Meilensäulen, Bäumen, Bänken in Alleen u. d. aus leerem Muthwillen öfter als in Italien und andern Ländern verdorben werden? um diesen Ursachen so angemessene Mittel vorschlagen zu können, daß diese Unart am sichersten und am geschwindesten ausgerottet werde.

Gewiß hat der Arzt die Hälfte seines Weges zurückgelegt, wenn er die Ursachen der zu heilenden Krankheit entdeckt hat; hebt man die Ursachen des Uebels, so hebt man auch das Uebel selbst. —

Werden nun die Ursachen dieser fast als national in Deutschland anzunehmenden Unart alle als barbarisch angesehen werden müssen? oder wird man deren einige aus einer nicht so verächtlichen Quelle ableiten können? wird man sich derselben gegen den Ausländer durchweg schämen müssen? oder sie mit ihm in Erwägung zu ziehen unbedenklich finden? werden sie in den Deutschen oder in Deutschland liegen? Die Verschiedenheit der öffentlichen Gegenstände, welche der Verfolgung ausgesetzt sind, bringen mich zu der vorläufigen Bemerkung, die zur Einleitung der anzugebenden Ursachen dienen kann, daß man nämlich in der Regel sich mehr wider den Luxus, der, wo nicht allein, so doch vorzüglich, sich auf Pracht oder Schönheit einschränket, und wohin alle Monumente und Zierrathen gehören, erkläret; dagegen unzuverkennende Zurückhaltung gegen Dinge äußert, bei denen das Nützliche hervorsticht, und die wenigstens dem Luxus nicht die Oberhand lassen. An einer Sonnenuhr, wenn sie nämlich deutsche Ziffern hat, Meilensäulen und Brücken wird man sich seltener, als an Statüen oder Büsten oder bloßen Verzierungen vergreifen; und in der That es gehöret ein weit größerer Grad der Ungezogenheit, die an Barbarei, Unsinn und Wuth grenzt, dazu, wenn man auch dem Nützlichen, so bald es nämlich entweder an sich Jedermann einleuchtend ist, oder durch gehörige Bekanntmachungen von dieser Seite entwickelt worden, nachstellt. Ob nun gleich die Erfahrung lehrt, daß auch dergleichen nützliche Gegenstände zerstört und un-

brauchbar gemacht werden, so möchten sich jedoch, wie ich aus Liebe zur Menschheit hoffe, die letztern Vorfälle zu den erstern wie Regel zur Ausnahme verhalten, und sogar ein Schimmerlicht von Reflexion bei der Zerstörungssucht vorhanden seyn. Wäre dies wirklich, so wird man nur die Mühe haben, die Falschheit derselben zu zeigen, um auf die Widerlegung dieser Scheingründe aufmerksam zu machen: wäre dies wirklich, so wird diese Nationalunart viel von ihrem gehässigen Wesen verlieren, und man wird vielleicht den Grund derselben sogar, nicht so wohl in der Erbsünde des gemeinen Mannes, sondern in den Vorurtheilen seiner Erzieher, und in den bessern Ständen, oder vielmehr in einer gewissen Härte finden, welche das mittägige Volk, denen die Sklaverei fast zur andern Natur geworden, geduldig erträgt, wogegen sich aber der Deutsche mit allen Kräften sträubt. Der leere Muthwille, auf dessen Rechnung man diese Zerstörungssucht gemeinhin schreibt, wird, wenn gleich nicht Alles, so doch etwas, von seiner Gehässigkeit und von jener abscheulichen Leere verlieren, die man ihm beilegt und die ihm auch wirklich eigen zu seyn scheint; und man wird nicht unabgeneigt seyn, ihm Rache, Eigensinn und andere dergleichen minder schandbare Beweggründe unterzulegen. — Die Sache bleibt aller dieser Rücksichten ungeachtet immer gleich verwerflich; indessen werden doch die Deutschen so unwürdig nicht erscheinen, wie es wohl auf den ersten Anblick aussieht.

Deutschland, die erhabenste Republik, welche aus Fürsten und freien Städten besteht, hat ein Oberhaupt, welches eigentlich auch die Obrigkeit des Landes ist; und diese politische Würde, keine Monarchie, sondern ein Staatskörper zu seyn, wo das Oberhaupt so gut wie

die Reichsglieder regierende Herren sind, und wodurch sich ein gewisses Freiheitsgefühl und ein lebendiger Glaube an Menschenrechte erhält, scheint, wie schon oft bemerkt worden ist, dem Geschmack und den schönen Künsten außerordentlich im Wege zu stehen, wo durchaus Ein Rom erforderlich ist, von dem der Dichter sagt: possis nihil urbe Roma visere majus. Sind nun gleich Paris und London zu jener Würde nicht gediehen, welche dem alten Rom als caput mundi gebührte, und ist gleich keine Wahrscheinlichkeit, daß eine dieser beiden Städte sich zu der Höhe des ehemaligen Roms erheben wird: so verbreiten doch jene wahren Hauptstädte eine gewisse Denkungsart in den ihrer Leitung untergebenen Staaten, so daß Alles in Frankreich und England, was Geschmack hat oder haben will, ihn aus London und Paris bringt und ihn von dort aus (das heißt höheren Orts) beurkunden läßt. Es giebt nur Ein Interesse in England, das ist das Interesse von London, und Eins in Frankreich, das ist das Interesse von Paris. — Die Revolution hat gelehrt, was Paris vermochte, und ohne mich in die Frage einzulassen: ob ein dergleichen Haupt im Staat, besonders wenn er monarchisch ist, politisch anzurathen sey; so ist doch so viel außer Zweifel, daß einer dergleichen Stadt Alles nachahmt, Alles huldigt, und daß sie, besonders wenn sie sich als Gesetzgeberin des Geschmacks zeigt, einen um so mächtigeren Thron zeigt, als sie nicht gebietet, sondern vorleuchtet, nicht will, sondern nahe legt, nicht Monarchin, selbst nicht Mutter, sondern älteste Schwester im Kreise des jüngern Geschwisters ist. Deutschland hat keine Stadt, welche ihre gemeinschaftliche Ehre wäre, und sonach hat Deutschland auch keine Hauptstadt, keine Residenz des Geschmacks,

kein Centrum, wo Alles ausgeht und Alles zusammenfließt — und wenn es gleich Oesterreichische, Hannöverische, Brandenburgische, Sächsische Patrioten giebt, so giebt es doch nicht Deutsche Patrioten. Jeder Herr regiert sein oft nur sehr kleines Ländchen nach selbst eigner Einsicht oder höchst eignen Grillen; und so wie er sich etwas zu vergeben glaubt, wenn er Wien oder eine andere große Stadt zu Rom machte, so nimmt er zwar insgeheim von Wien, Dresden und Berlin Lehr und Beispiel an, allein öffentlich erweiset er seiner Haupt- und Residenzstadt und seinen einheimischen Künstlern, wo nicht Ehre, so doch bei weitem mehr als Gerechtigkeit. Ist es nicht Wien, Dresden, Berlin, so ist es doch seine Hauptstadt; betrifft es nicht wichtige und der Rede werthe Verschiedenheiten, die seinem Künstler eigen sind, so bleiben es doch Abweichungen: genug! sein National-Künstler ist in formali und materiali da. Möchte er es immerhin seyn, wenn er nur nicht auf öffentliche Plätze, die Tempel der Kunst, ein Recht behauptete. Da prangt nun der Altar für den kleinen Künstler eines kleinen Staats, und scheint sich nicht bloß mit dem Opferfeuer seines kleinen Landes zu begnügen, sondern ganz Deutschland zu diesem Opfer einzuladen. Dies tout comme chez nous wird das pomum Eridos. Der Nationalist eines größeren Staats beneidet den Künstlern kleinern Herkommens Ehre und Vortheil; und wenn gleich Apelles und Protogenes sich durch Kunst heraus fordern und so lange Linien ziehen, bis Protogenes seinen Meister erkennt: so bleibt doch das Resultat dieses Rangstreites gemeinhin nur unter ihnen, und nicht bloß der gemeine, sondern auch der Mann von mehrerer Bedeutung läßt sich nicht abwenden,

fast in eben dem Grade auf die Künstler und die Kunst seines Landes eifersüchtig zu seyn, wie auf seinen Regenten und seine Regierungsform. Ist es bei diesen Umständen Wunder, wenn die Künstler in Deutschland unter einander auf Rechnung des Staats Kunstkriege führen, wenn edle Meister um kunsterfahrne Anhänger werben, und wenn Stümper sich einen Anhang erschleichen, der ihrem Bilde ähnlich ist? Der Durchreisende und Fremde beweiset geradezu, weß Geistes Kind er ist, und zerstört, so weit sein Arm unbemerkt reichen kann, je nachdem er des Verstandes und des Willens ist, dort ein Meisterstück, hier eine Stümperei; allein auch der sich ansiedelte, behält so viel Liebe zu seinem Vaterlande und seinen Penaten, daß er, theils wegen der vielen unnützen Schwierigkeiten, die man ihm bei dem Anfange seines Bürgerrechts in den Weg legte, und die man bei der kleinsten Gelegenheit erneuert, theils wegen der unerträglichen Lobpreisungen auf Kosten seines Vaterlandes, einen Haß im Stillen nährt, der gemeinhin zuerst an Kunstsachen und demnächst an andern heterogenen und völlig unschuldigen Gegenständen Ritterthaten auszuüben pflegt. Dergleichen Zerstörer begnügen sich nicht, ihre Wuth an Kunst und Natur eines ihnen völlig fremden oder an Vaterlandsstatt angenommenen Aufenthalts zu kühlen, sondern wollen sogar durch ihre Ungezogenheit den Vorwurf und die Schande derselben auf das ihnen verhaßte Land bringen. Die Kurzsichtigen! wenn sie auch ihren Zweck zum Theil erreichen; ziehen sie nicht zugleich wider ganz Deutschland zu Felde? sind sie nicht Schuld an Preisfragen, die auf Kosten der Deutschen Nation ausgestellt werden? Hätten die Deutschen ein Vaterland, eine Stadt, der sie Roms Rechte beilegen

könnten, ohne diesem Rom in einer andern Hinsicht als wegen der schönen Künste und Wissenschaften zu huldigen; es würde der Hang, Mörder an heiligen Stätten zu werden, weniger in Deutschland vorhanden seyn als jetzt, wo sich überall (um das Gelindeste zu sagen) ein dergleichen brüder- oder schwesterlicher Neid offenbaret, der sich in der Regel nicht in Hauptsachen, sondern in kleinern, indessen doch Lieblingsgegenständen zeigt, die von Herzen kommen und zu Herzen gehen, und die oft eben darum, weil sie minder nützlich sind, eine gewisse Klasse von Menschen desto mehr interessiren. Die Eifersucht in der Liebe ist ein hitziges, die Eifersucht auf andere Vorzüge ein kaltes Fieber; indessen kann das kalte Fieber zu außerordentlichen Folgen ausarten. Diese Umstände erhalten noch mehr Nachdruck und Bestätigung, wenn man in Erwägung zieht, daß dergleichen der Zerstörung ausgesetzte Gegenstände sich in Städten befinden, wo der Zusammenfluß der Fremden gewöhnlich ist, und wo auch Fremde am allerliebsten sich einnisteln. Auf dem Lande sind Monumente und Verzierungen, wenn sie durch besondere Anlässe hier angebracht werden, gemeinhin sicher, wenn gleich Anpflanzungen, Bänke und Alleen u. d. gl. aus einer ganz andern Ursache auf dem Lande der Verfolgung ausgesetzt zu seyn pflegen. Die Verschiedenheit der Religion scheint jener Verfolgung noch weit größern Vorschub zu leisten, so wie sie den Neid und die Eifersucht befördert. Dieses findet besonders bei Monumenten und Gegenständen statt, die der katholischen Kirche vorzugsweise angehören. Der Protestant glaubt Gewissens halber Dinge verfolgen zu müssen, die zur Abgötterei Gelegenheit geben können; und dieser Verfolgungsgeist bleibt, wie gewöhnlich, nie in seinen Schranken,

sondern geht zuletzt so weit, daß er Meilensäulen und andere Gegenstände als heimliche Götzenbilder ansieht. Der Katholik erwiedert Böses mit Bösem, und zerstört da unbedenklich Monumente und Zierrathen, wo er keine Marienbilder trifft; er will der Kunst nicht gestatten, ihre Arbeiten so öffentlich an den Tag zu legen, falls sie nicht zuvor in der Kirche die Weihung erhalten, oder wohl gar durch den übernommenen Schutz des Ortes diese Erkenntlichkeit verdienen. So glaubt der gemeine Katholik nicht, daß er die öffentlich aufgestellten Heiligenbilder in Schutz nehme, sondern daß diese Heiligenbilder huldreichst geruhen, ihm und der ganzen Gegend diesen Schutz angedeihen zu lassen. Diese Denkart ist indessen so wenig neu und bloß dem Katholiken eigen, daß schon die Termen bei den Römern Grenzsteine waren, welchen man gemeinhin einen Kopf aufsetzte, um sie zu decken. Die Hermen und Hermathenen, welche den Griechen nicht nur zur Bewahrung der Grenzen, sondern zur Verzierung öffentlicher Plätze, Straßen, Grabmäler u. s. w. dienten, und gewöhnlich aus viereckigen Steinen bestanden, trugen oben den Kopf Mercurs, oft zwei Köpfe, des Mercurs und der Minerva, und wurden durch diese Gottheiten gleichsam geschützt. Da wo sich die Religion in dergleichen öffentliche Zierden einmischt und sie heiligt, wird keine frevelhafte oder leichtsinnige Hand sich an ihnen vergreifen. In einem Staate, wo Katholiken und Protestanten gleiche Rechte haben, offenbart sich diese Denkart noch öfter, als da, wo eine Kirche die leidende, und die andere die triumphirende oder die sichtbare und unsichtbare ist, wiewohl auch hier diese Ereignisse, wenn sie gleich aus andern Quellen kommen, nicht ungewöhnlich sind. Die blutigen

Kriege, welche leider! in Deutschland in diesem Jahrhundert geführt wurden, liefern zu den Ursachen dieser Zerstörungslust keinen geringen Beitrag, und nie wird zwischen Oesterreich und Preußen, auch ohne die dieser Vereinigung entgegen stehenden politischen Absichten, eine ganz herzliche Zuneigung Statt finden. Das vergossene Blut der Väter kann von den Söhnen nicht vergessen werden, und kein Wehrgeld ist im Stande, dergleichen Blutschulden zu tilgen und zu vergüten. Wenn die Nachricht, welche die Briefe eines alten Preußischen Officiers (Hohenzollern, 1790. S. 4.) mittheilen, zuverlässig ist, nach welcher Friedrich II. im Jahr 1757 die Zerstörung des Brühl'schen Schlosses Krogwitz commandirte, sie sogar eigenhändig anfing und durch sein erstes Bataillon Garde vollenden ließ; wird man noch bezweifeln, daß der Vater der Zerstörung, der Krieg, überhaupt an der Ungezogenheit, öffentliche Anlagen und Zierrathen zu verletzen, einen großen Antheil habe? Muthwille mischt sich freilich in so manche Art von Verfolgungswuth; und wenn er gleich nicht überall den Beinamen des leeren Muthwillens verdient, so kennt man doch die Weise der Leidenschaften, die, wenn sie den Menschen einnehmen, aller Unregelmäßigkeit Thür und Thor öffnen. — Rache und Muthwille stehen außerdem in so naher Verwandtschaft, daß fast bei jeder Rache sich Muthwille hervorthut.

So ganz zu läugnen ist es indessen nicht, daß man ein Kenner seyn muß, um für gewisse Gesichter der Gottheiten griechischen und römischen Andenkens Achtung zu haben; so wie nur ein andachtsreicher Katholik den meisten Heiligenbildern Geschmack abzugewinnen im Stande ist. Ich habe die Beobachtung zu machen Gelegenheit

gehabt, daß fast Niemand, der sich herzhaft fühlte, ein paar öffentlich aufgestellte Ringer ansehen konnte, ohne Hang zu äußern, sie aus einander zu bringen, ohne Neigung, sich des einen anzunehmen; und so wie man den Schauspieler nicht leiden kann, der immer grausame und schelmische Rollen macht, so finden Menschen, oder vielmehr Deutsche, dergleichen trotzende Gesichter unleidlich. Es liegt ein besonderes Feuer im Deutschen; der Geist der Verachtung alles dessen, was drohet, ruhet auf ihm: „mir hättest du nicht so kommen sollen," hab' ich oft Vorübergehende sagen gehört; und da die arme Statue eine schlechte Figur spielt und nur zum Drohen aufgelegt ist, so macht denn ein gehabter Verdruß, ein Zank, bei dem man den Kürzern zog, daß sich der Vorübergehende an einer unschuldigen Verzierung, an einer Büste, an einer Statue vergreift, womit er bis dahin zwar nicht gute Freundschaft, indessen doch in gewisser Art Umgang gehalten hat. — Darf ich nach diesen Bemerkungen noch anführen, daß ein halb cultivirtes Volk das gefährlichste und ausschweifendste unter allen ist? und daß eben Deutschland seit langer Zeit sich in dieser Lage befindet? Niemand wird die Riesenschritte verkennen, welche Deutschland unter Friedrich II. und Joseph II. that, wozu die Verachtung, welche Friedrich II. die Deutschen empfinden ließ, gewiß keine geringe Beihülfe leistete; allein außerdem, daß eben diese Schnelligkeit sehr viel dazu beitrug, daß sich die Aufklärung nicht setzen konnte, so weiß ich nicht, ob ein vollkommenes Drittheil in dem preußischen Staat, und ein Sechstheil in dem österreichischen, als Aufgeklärte, als Vorurtheilsbefreite angenommen werden können. Als Deutschland noch roh war,

wird man sich vielleicht seltener, als jetzt, an Monumenten und Zierrathen versündigt haben. Es giebt indessen, außer Monumenten und Zierrathen, auch noch andere Gegenstände, welche der Zerstörung und Verletzung ausgesetzt sind, und es wird des Versuchs belohnen, sie näher in Verbindung zu bringen, um den Knoten der Zerstörungssucht desto sicherer und desto leichter zu lösen.

Ueberall wo die Natur freigebig war, den Menschen, ihren Lieblingen, Alles, was schön und herrlich ist, in größerem Maaße zuzuwenden, bestrebt sich der menschliche Kunstfleiß, die Natur zu übertreffen. Ist es, um sie zu überzeugen, daß sie ihre Güte nicht an Unempfindliche verschwendet habe? oder, ihr zu zeigen, daß ihre Lieblinge noch zu einem höhern Grade des Guten empfänglich sind? oder, sie zu beschämen, daß Menschen das Vermögen besitzen, die Natur nicht nur nachzuahmen, sondern sie zu verschönern? Der gemeinste Mann hat, so wie überhaupt seine Sinne, vorzüglich sein Auge an Schönheiten in einem solchen Grade gewöhnt, daß er sich ohne sie nicht mehr behelfen kann; er will nicht leben, wenn er nicht schön leben soll, und so würde man in Italien und andern durch ein vorzügliches Klima ausgezeichneten Ländern glauben, sich an seiner Existenz zu vergreifen, wenn man Anlagen, wodurch der Mensch der Natur, so zu sagen, huldigte, zerstören wollte. Im kalten Klima, wo man der Naturschönheiten und Herrlichkeiten fast nicht froh wird, und wo ein sich Zeit nehmender Winter herrscht, mit dem es der Frühling und Herbst eher als mit dem Sommer halten, können die Sinne, und vorzüglich das Auge, sich nicht an Schönheit gewöhnen. In warmen Ländern dagegen gehören

jene Anlagen zu Hause, die durch geistreiche Genies ihr Daseyn erhielten, und welche zu zerstören selbst der gemeine Mann schon zu sehr Kenner ist. In Deutschland war die Natur kärglicher; nur sparsam zeigt sie hier und da, was sie kann. Der Rheinwein, über den Friedrich II. nicht aufhören konnte zu spotten, hat jene Annehmlichkeit nicht, den französische, spanische, portugiesische und andere Weine behaupten, und auf sieben erträgliche Jahre, die der Fleiß unermüdet benutzte, folgt gemeinhin ein einziger Winter, der alle diese Bemühungen zerstört. Dies bringt, wenn ich so sagen darf, wider die Natur auf. Schon ein so großer Theil von der Allee ist durch den Winter weggerafft; was soll der übrige Theil? Hier zerstörte die Härte des Klimas den größten oder kleinsten Theil eines Geländers; das Uebrige mag auch zu Grunde gehen. — Kann die Natur zerstören, warum soll es der Mensch nicht, dessen harter Beruf es ist, der Härte des Klimas zu widerstreben und ihr, wo nur immer möglich, Trotz zu bieten? Freilich auf eine andere Weise, als durch Zerstörung; wer indessen denkt an die Art, wenn man bitterböse ist? Ueberhaupt hat der Mensch immer eine Tinktur von dem Klima, welches er bewohnt; er wird mit dem vertraut, was er täglich sieht, und ahmt es nach. Da der Deutsche zum größten Theil einen ziemlich rauhen Erdstrich bewohnt, wo die Natur so gern sterben läßt und nur selten spricht: kommt wieder; ist es ihm zu verdenken, wenn er rauh wie sein Boden, und zur Zerstörung geneigt wird? Ihm entreißt er nur mit vieler Mühe und Anstrengung aller seiner Kräfte kaum so viel, als er zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse gebraucht; ist es ihm so ganz zu

verargen, wenn er, der selbst nichts spielend hervorbringen kann, ein erklärter Feind von Allem ist, was er für Spielwerk hält? Zeigen in wärmern und gelindern Ländern die Menschen, daß sie der Natur nachhelfen und sie verschönern können; so wollen in Gegenden, die von der Natur verwahrloset worden, die Menschen zeigen, daß sie so gut wie sie zu zerstören verstehen. Selbst der Blitz reizt zu dieser Zerstörung, da er sich oft an diesen hervorragenden Dingen vergreift, wenn dagegen das Erdbeben es selten bei dergleichen kleinen Verletzungen und Streifereien bewenden läßt. Es sey mir noch ein Rückblick auf das Klima erlaubt, um den Deutschen, durch die Anklage, zu vertheidigen.

Der deutsche Pöbel fordert nur Brot, die Circenses erläßt er dem Staat; das Klima zwingt ihn zur Arbeit bis zur Erschöpfung, Zeit zur Ruhe ist ihm mit karger Hand zugemessen. Da er Muße nicht kennt, so kann er auch für Dinge, die bloß Gegenstände der Muße sind, wenig oder gar keine Achtung haben; und dieses Nichtachten ist wohl, wo nicht die erste, so doch die vorzüglichste Veranlassung, das zu zerstören, was keinen Werth für ihn hat. Der neue träge Römer, seinen Ahnherren aus den Zeiten des Juvenals ähnlich, welcher lieber bei einer Klostersuppe im Schweiße seines Angesichts faullenzet, als die Campagna di Roma bauet, bedarf etwas, um das Leere seiner Muße auszufüllen; und was sollte ihn denn auch wohl dahin bringen, sich zu bemühen und Hand an öffentliche Denkmäler zu legen? Alles Neue ist fremd, alles Fremde wird gehaßt. Der Römer ist mit seinen Statuen und Obelisken gleichsam aufgewachsen; sie gehören zu seiner Familie, sie sind seine Großeltern. Anlagen zur Verschönerung, wenn sie einmal ihre Prü-

fungszeit der Neuheit glücklich überstanden und zum Indigenat gelangt sind, haben so leicht keine Beschädigung zu befürchten. Ueberhaupt scheint das Neue dem Auge zuwider zu seyn, ehe es sich mit ihm familiarisirt. Nuditäten ärgern keinen Italiener, und ich glaube nicht, daß bei einem Priap eine Signora die Augen wegwenden, oder daß bei dem Anblick einer Venus Anadyomene einem von den Söhnen des heiligen Franz der Puls rascher schlagen wird. Im Thiergarten von Berlin dachte man protestantischer: Aergert dich ein Glied, so haue es ab. — In Deutschland fängt man nur seit Kurzem an, öffentliche Plätze durch Denkmäler zu verschönern; und sollte diese Neuheit nicht öfters dem Zerstörer die Hand führen, bloß weil sein Auge mit etwas so Wildfremden unbekannt war? Wird nicht auch der Trunk, den man den Deutschen unter mehreren Unarten nachträgt, die Zerstörungssucht befördern? Diese Unart seines Klimas, welche er mit allen übrigen nördlichen Völkerschaften gemein hat, müßte ihn für die Folgen derselben wenigstens so verantwortlich nicht machen, wie seinen südlichen Nachbar: und wer kann es läugnen, daß eine gewisse Rache gegen den, welcher dergleichen öffentliche Monumente, Brücken und Alleen anlegte, sich in die Zerstörungslust einmischt? Der Druck der Unterthänigkeit ist in einigen Provinzen Deutschlands, verbunden mit dem Druck der Natur, fast unausstehlich. Der Mensch will das höchste Gut, womit die Natur ihn ausstattete, die Freiheit, nicht durch Verjährung verlieren, vielmehr sie durch dergleichen Handlungen unterbrechen. Nie werden Menschen bei einem ihnen nachgelassenen hinreichenden Spielraum zu bürgerlichen Freiheitsübungen, zur Frechheit überschreiten und da in Tollkühnheit

Ausschweifungen beginnen, wo die gute Lebensart einer wohlgeordneten Freiheit sie bei den kleineren, von ihnen selbst gebilligten Einschränkungen von Staatswegen entschädigt; nur dann ist man unregelmäßig frei, wenn man es nicht in gehörigem Maaße seyn kann.

An Orten, wo dem Unterthan nichts gehört, nimmt auch sein Herz an nichts Antheil. Er wird selbst wider Dinge, die dafür nicht können, erbittert, und läßt seinen Haß gegen sie aus. Er beweiset durch Zerstörung seine Existenz, er fühlt eine Schadenfreude, daß er seinem Herrn, der ihm so viel unangenehme Stunden machte, doch auch eine machen kann, und glaubt es der Menschheit schuldig zu seyn, daß er unmenschlich ist. Da wo der Staatsbürger sich für einen Miteigenthümer alles dessen, was öffentlich ist, halten darf, wird er sich selbst zu erheben glauben, wenn er dergleichen öffentlichen Anstalten forthilft; auch ihm gehört ein Theil von der Ehre derselben, wenn der Ausländer sie bewundert; auf ihn fällt ein Theil der Schande von einer jeden Vernachlässigung und Zerstörung. So viele Bürger, so viele Nationalbeschützer dieser öffentlichen Anstalten, die man als Wahrzeichen schätzt; so viele Bürger, so viele Cicerone, um den Fremden mit diesen Vorzügen des Landes bekannt zu machen.

Die Eitelkeit ist, nach der Beistimmung bewährter Beobachter, einer Regierung so zuträglich, wie der Hochmuth ihr schädlich ist, und es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß die Künste, der Modegeschmack und sonach auch Fleiß aus der Eitelkeit entspringen — wogegen der Hochmuth Faulheit erzeugt. Wenn man die Privateitelkeit in der Art veredelt, daß sie oft mit eigener Aufopferung nur zu einer publiken Eitelkeit sich erhebt, so

hat man viel über ein so eingelenktes Volk gewonnen; und sind Vaterlandsliebe und Patiotismus mit dieser Eitelkeit nicht aus Einem Hause? Die Bemerkung ist nicht unrichtig, daß in kälteren Weltstrichen die Wirkung des Herzens und die Gegenwirkung der äußern Fibern stärker sind, und daß das Blut mehr zum Herzen getrieben werde, so daß das Herz gegentheils auch mehr Kraft habe. Diese Kraft bewirke denn nun ein größeres Zutrauen zu sich selbst, einen größeren Muth, mehr Kenntniß von seinen Vorzügen; und diese Denkart sollte nicht bei Deutschen, bei Menschen, die es fühlen, daß sie Menschen sind, Gelegenheit suchen, zu beweisen, daß sie es sind? Hierzu kommt, daß Deutsche in dem Vergnügen finden, was den Geist, wenn man so sagen darf, in ein besseres Klima hinüber bringt. Von je her haben sie den Krieg geliebt und geehrt: diese Vorliebe und die Neigung zum Trunk begeistern sie noch mehr, ihres Werthes eingedenk zu seyn. Jener war Soldat, erduldete alle Ungemächlichkeiten des Krieges, um als Invalide ruhig sein Haupt legen zu können; dieser aß von je her im Schweiß seines Angesichts sein Brot, und Beide müssen in ihrem Alter sehen, daß man, undankbar gegen ihre Vaterlandsverdienste, sie oft denen zu gehorchen zwingt, die sich durch Schmeichelei hervorzogen, und den Gutsherrn zu uneingeschränktem Zutrauen vermochten. Da zwang man denn wohl, außer den gewöhnlichen Diensten, auf unrechtmäßige Weise den schon so bedrückten Unterthan zur Errichtung solcher öffentlichen Anstalten; — da mußte der die Brücke erscharwerken, auf der sich ein Taugenichts von Pächter oder Verwalter mit seinem gemästeten Weibe ausruhet.

Man ziehet dergleichen Gegenstände wegen der Frohndienste zur Rechenschaft; man bestraft sie wegen der Grausamkeit derer, welche diese übermäßige Arbeit forderten; man will sich und seine Nachfolger vor ähnlichen Bedrückungen sichern, indem man theils wegen der vergeblich angelegten Kosten, theils in Hinsicht des Verdrusses, den der Anleger hierbei erlitt, und der Vorwürfe, die ihm von höheren Obern bevorstehen, von einer neuen Anlage abzuschrecken gedenkt.

Arbeiteten Gefangene, wie das gemeinhin der Fall ist, an dergleichen Anlagen, so wollten sie die Härte beahnden, die ihnen ihre Aufseher bei dieser Gelegenheit zufügten — sie wollten sich, ohne die Urphede zu brechen, an ihren Richtern rächen, und das in wenigen Stunden zu Grunde richten, was ihnen so viele Stunden und gewöhnlich über die Gebühr kostet. In diesen Zerstörungsstunden dünken sich dergleichen Menschen die Oberherren derer zu seyn, die ihre Obrigkeit sind — und dieser Gedanke macht sie so stolz, daß sie sich über sich selbst erhaben fühlen.

Auch trägt die Faulheit an sich, und ohne alle Vermischung mit andern Schanden und Lastern, viel zu der Zerstörung von dergleichen öffentlichen Anstalten bei, indem man eine Gelegenheit weniger zu haben glaubt, ins Joch eingespannt zu werden; und wenn es wahr ist, daß jede Faulheit den Stolz erzeugt, so sind beide Leidenschaften befriedigt, indem solche Zerstörer sich vor Arbeit auf eine, ihrer Meinung nach heldenmüthige Art, für die Zukunft in Sicherheit setzen. Zwar ist nicht zu läugnen, daß eigentlich die mittägigen Völker zur Faulheit privilegirt sind, indem die Natur ihnen in Allem vorarbeitet, wogegen die nördlichen von Natur zum Fleiße

und zur Betriebsamkeit berufen sind, weil sie sonst dem Mangel ausgesetzt seyn und zur Barbarei herabsinken würden; indessen ist die Lage Deutschlands von getheilter Art, und sonach Fleiß und Faulheit auf eine so augenscheinliche Weise vermischt, daß man nicht weiß, wie man mit dem Deutschen dran ist, oder wie man Deutschland in dieser Hinsicht zu charakterisiren hat. Die mittägigen Völker sind vielleicht in jeder Beziehung faul; die nördlichen dagegen nur in so weit man ihnen unzeitige Kräfte für das Publikum abzwingen will, da sie kaum hinreichen, daß Hausväter mittelst derselben sich und ihre Kinder zu ernähren im Stande sind. In den nördlichen Gegenden, wo die äußersten Enden sich unmittelbar berühren, wo sengende Hitze von der brennendsten Kälte abgelöset wird, wo äußerste Anstrengung und gänzliche Erschlaffung auf einander folgen, Fleiß und Faulheit Nachbarn sind — da ist die Muße unbekannt, welche dem Bewohner südlicher Gegenden so wohl behagt und ihm für seine gehabte Mühe pro publico eine hinlängliche Privatbelohnung angedeihen läßt, indem sie die Mutter so mancher angenehmen Gefühle ist; und so entsteht bei einer jeden Zumuthung, sich noch bei abgematteten Kräften fürs Publikum zu verwenden, eine Art von Faulheit, die ärger als alle andere Arten derselben ist, und die man beinahe Unwillen heißen könnte, welcher übrigens bei gegebener Gelegenheit eben so leicht in Muthwillen übergehen kann, wie Schwindsucht in Wassersucht. Es bestätiget sich hier aufs Neue, daß entgegengesetzte Ursachen in ihren Wirkungen nahe zusammen treffen, so daß das, was hier eine Folge des Muthwillens ist, dort vom Unmuth hervorgebracht werden kann; in der Regel indessen sind die Deutschen zu arm,

um muthwillig seyn zu können. — Derjenige, welcher die Statue des Generals von Seidlitz auf dem Heldenplatze in Berlin beschädigte, war ohne Zweifel ein Officier, dem von Seidlitz zu viel that; so wie mich der Kastellan in Sanssouci versicherte, daß die Statue, die der König vor seine Augen gestellt hatte, von einem Officier beschädiget wäre, der das Unglück gehabt hätte, nach dem siebenjährigen Kriege reducirt zu werden.

Endlich ist es bekannt, daß, so wie die cultivirten Deutschen weniger zu schönen Künsten als zu gründlichen Kenntnissen und Wissenschaften, mehr zu Philosophen als zu Kunstgenies aufgelegt sind, der gemeine Mann auch eine gewisse Gleichgültigkeit, wo nicht Abneigung, gegen Alles hat, was bloß schön ist. — Nie würde in Deutschland ein Palais Royal Statt finden; und wo giebt es Promenaden, so schön und wohlangelegt sie auch sind, die mit eben der Zudringlichkeit, wie in andern Ländern, besucht werden? Der nördliche Bewohner hat die Sonne zu kurze Zeit, als daß er sie mit Schatten verbauen sollte; auch hat er nicht Zeit, seine Sieste zu halten. Der Thiergarten in Berlin scheint eine Ausnahme von dieser Regel zu machen; scheint, sag' ich: denn die ansehnliche Französische Kolonie und die vielen Fremden, die sich in Berlin als an einem der geschmackvollsten Höfe aufhalten, unterhalten oder erzeugen diese Liebhaberei, und der gemeine Mann besucht den Thiergarten, nicht des Promenirens, sondern der Zelte halber, wo er sich wohl zu thun die Gewohnheit hat.

Ich will diesen Abschnitt mit ein Paar geschichtlichen Umständen beschließen, die uns vielleicht mit Ur-

sachen so mancher Zerstörung an öffentlichen Orten an die Hand gehen werden. Wem ist es unbekannt, daß Constantin, bei der Anlegung seines neuen Hofes, aus Griechenland, Asien, Rom und andern Orten so viel Schönes und Herrliches zusammen bringen ließ, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn man ihm mit der Frage den Weg vertreten hätte: mit welchem Rechte der Kaiser die Provinzen und Städte ihres Eigenthums, ihrer Zierden und der Früchte ihres Genies und Kunstfleißes berauben könne? Daß sich Fälle dieser Art im Kleinen noch jetzt ereignen, besonders wenn Beherrscher eine Provinz ihres Staats vor den andern, und unter diesen gemeinhin die, welche schon die Natur vor den andern mit Vorzügen und Prälegaten ausstattete, mit auffallender Parteilichkeit, recht als ob sie der Natur einen Dienst daran thäten, auszeichnen, bedarf keiner nähern Ausführung; und wie? wenn bessere und die ersten Klassen des Volks sich so tief vergessen könnten, die Büste des Joseph Balsamo mit der Inschrift: der göttliche Cagliostro, öffentlich aufzustellen — würde es da nicht Verdienst seyn, seine Hand zur Zerstörung zu erheben? oder fand man nicht schon in Frankreich auf den Fächern, Ringen und Brustzierden der Damen die Bildnisse des Joseph Balsamo und der Lorenza Feliciani? Sahe man nicht wirklich schon seine Büsten theils in Marmor gehauen, theils in Erz gegossen mit der Inschrift: der göttliche? — und wenn man zwar nicht Büsten der Cagliostros, wohl aber Büsten von Tyrannen, dem allgemeinen Ruf und der Volksstimme zum Trotz, zu verewigen sich nicht entblödete; wäre dann ein Volkshochgericht an diesen Büsten noch eine Ungezogenheit? — Verordnete nicht der Beschluß

eines Volkssenats, eine Parlamentsakte, daß die Statue Karls des Ersten versteigert werden sollte, mit der Bedingung, daß sie zerschlagen würde? Nach Archenholz erstand sie ein Kupferschmid, der sie bis auf bessere Zeiten vergrub, und mittlerweile Kleinigkeiten aus anderem Metall verfertigte, die er den Königschen zum Vortheil seines Beutels als Reliquien in die Hände zu spielen wußte. — —

Wär ich zu weitläufig in Entwickelung der Ursachen, warum in Deutschland öffentliche, durch Zierrathen ausgezeichnete Oerter der Verfolgung mehr, als in Italien und andern Ländern, ausgesetzt sind; so war es aus Vaterlandsliebe, um selbst der Ungezogenheit der Deutschen einen gewissen Anstand beizulegen und dem Muthwillen eine Leere und mit ihr den größten Theil der Abscheulichkeit zu nehmen, welche dem grundlosen und leeren Muthwillen zur Last gelegt zu werden verdient. Die Ursachen enthalten ohnehin zugleich die Mittel, wie diese fast nationelle Unart am sichersten und geschwindesten auszurotten seyn wird, so daß ich mir bloß eine Nachlese derselben vorbehalten darf. Man bewirke Patriotismus, Gemeingeist und Theilnahme an dem, was das Ganze betrifft, und man wird in jedem Staatsbürger einen Freund aller gemeinen Anstalten finden. Alle öffentlichen Gebäude und Monumente wird er als Tempel ansehen, wo der Genius seines Staats wohnt. Da diese Denkart in ganz Deutschland nicht abzusehen und fast nicht (sage ich zu viel?) zu wünschen ist; so bemühe sich ein jeder regierender Herr in Deutschland, in seinem Staat die Gesinnungen ächter deutscher, biederer, tapferer, offener Männer zu bewirken. Wie? wär' es nicht möglich, in der Würde ein Deutscher zu

seyn, sich so zu vereinigen, daß der Katholik und der Protestant ihre sonstigen Fehden bei Seite legten und in diesem Punkte Ein Herz und Eine Seele würden? Es verlohnt der Mühe, hierüber einen Plan zu entwerfen, wo ein jeder Deutscher für sich, und doch auch für Alle, seyn könnte. In London, in Paris ist der Wiener, der Hannoveraner, der Dresdner, der Berliner ein Deutscher; und sollte er dies nicht auch außer London und Paris seyn können? Hierzu wird eine fast je länger je mehr sich verbreitende Toleranz viel beitragen, die sich, wenn sie anders rechter Art ist, auf den möglichst vorurtheilsfreien Gebrauch der Vernunft gründet, welche uns zur Menschenliebe so dringend auffordert. Religiöse Toleranz macht es nicht aus, sondern eine Toleranz, für welche man keinen Namen finden kann: Duldung der verschiedenen Klassen der Staatsbürger unter einander, mehr äußerliche Gleichheit, da wo kein Unterschied Statt finden sollte, an öffentlichen Plätzen, die um Aller willen und für Alle da sind. — Möchten doch der Protestantismus und der Katholicismus nie der Politik zum Vorwande dienen, um Vergrößerungslust, wo nicht allgemeine Unterjochung, desto sicherer verbergen zu können! — Wer die Aufklärung durch Anordnungen befördern will, kennt den Menschen nicht; indessen ist es die Pflicht der Regierung, ihren Untergebenen alle Gelegenheit zum eigenen Denken und Urtheilen, das heißt zur Aufklärung, zu geben. Eigenes, von Autorität reines Nachdenken erweitert nicht nur die menschlichen Einsichten, sondern macht sie praktisch; es überzeugt und macht wirksam, und Verstand und Herz, Wissen und Thun halten Schritt. — Die Aufklärung dieser Art erhebt zu jener menschenfreundlichen Duldung, nach welcher

man einem Jeden das Recht, selbst zu denken, selbst zu urtheilen und seinen Vorstellungen zu folgen, läßt und eben dadurch für Kenntniß und Tugend Schüler gewinnt. Durch die Richtigkeit der Vorstellungen und durch die Unbefangenheit der Urtheile wird denn auch unter andern der so unnütze Zank über oft bloß eingebildete Vorzüge der Staatsverfassung und des Klimas aufhören; der höhere Stand wird sich seines Vorzuges nicht überheben, und nie vergessen zu erwägen, daß seine Untergebenen Menschen sind, daß wahre Ehre nicht in dem Vorzuge zu gebieten, sondern zu beglücken besteht! Der geringere Stand wird den höheren nicht als seinen Feind, den er auf alle mögliche Weise, wenn nicht mit Feuer und Schwert, so doch mit Gift und Dolch, wenn nicht öffentlich, so doch heimlich, verfolgen müsse, ansehen, sondern die Beschwerlichkeiten, die derselbe oft des Geringeren wegen übernimmt, erkennen und sich in seinem Zustande glücklicher fühlen, als in den meisten Fällen (und fast in allen, wo nicht die Phantasie mit ins Spiel kommt) sein Vorgesetzter ist. Es wird wenige Menschen geben, die mit dem Könige Friedrich II. einen Tausch ihres Selbsts eingegangen wären; und wenn die höheren Stände, durch Fleiß und eine ihrem Stande angemessene Arbeitsamkeit sich auszeichnen — wem aus den niedern Staatsbürger-Klassen wird es einfallen, ihren Vorzügen nachzustellen, oder ihnen bittere Augenblicke zu machen? besonders wenn die höheren Stände nicht durch ins Auge fallendes Wohlleben und Sinnenkitzel die Begierden des niederen Haufens erregen. Es ist ein herrliches Bild, einen aufgeklärten Menschen mit seinem niederen Zustande zufrieden zu sehen: und dahin den Menschen zu bringen,

ist die Pflicht der Erzieher des Volks, sie mögen weltlich oder geistlich seyn! —

Damit ich indessen den Mitteln noch näher trete, so würden Erzieher anzuweisen seyn, der Jugend Aufschlüsse vom Verhältniß der Bürger gegen den Staat zu geben, und ihnen Kenntnisse beizubringen, ohne welche man entweder gar nicht oder nur mit vieler Unbehaglichkeit zu gehorchen im Stande ist, und ohne welche auch das Recht zu befehlen so beschwerlich wird, daß es tausend Fälle giebt, wo der Befehlshaber, bei aller Ungemächlichkeit des Gehorchens, doch lieber gehorchen als befehlen würde. Ist es nicht zu viel von dem gemeinen Manne gefordert, wenn er, so wie er jetzt ist, sich eine moralische Person vorstellen, wenn er sich ein Recht denken soll, das dieser Person ausschließlich zukommt? — Bei Unwissenheit kann überhaupt keine Zurechnung Statt finden; und man sage selbst, ob nicht Unwissenheit die Mutter der meisten Uebel in der Welt sey? Lebhaft erinnere ich mich an die Entschuldigung, wodurch ein gemeiner Mensch, der eine Allee beschädigt hatte, sich völlig rechtfertigen zu können glaubte: „Sie gehört Niemand.“ Um Alles in der Welt willen hätte dieser Mensch keinem Eigenthümer den mindesten Schaden zugefügt; allein da er keinen Eigenthümer der Allee kannte, so glaubte er, eine Niemand angehörige Sache sich zueignen und Holz da fällen zu können, wo Niemand ein ausschließendes und abschreckendes Recht zu behaupten im Stande wäre. Von dem Vergnügen, das die Natur einem jeden wohlerzogenen Menschen bei einem Spaziergange zuströmen läßt, haben gemeinere Leute auch nicht die entfernteste Vorstellung, und so dünkt es

ihnen, daß es bei wilden Bäumen, die von selbst wachsen und Niemanden Mühe machen, daß es bei Bäumen, deren Schatten einen Jeden, weß Standes und Ehre er sey, im Sommer einladet, unbedenklich seyn müsse, sich ihrer, besonders in Nothfällen des Winters, zu bedienen, wenn gleich ein positives Gesetz diesen Gebrauch, der Natur zuwider, verbieten sollte.

Nur alsdann, wenn man das Erziehungswerk nicht als Monopol einem Stande zueignet; wenn man den gemeinen Mann von den Verhältnissen im Staat unterrichtet, und ihm nicht bloß: Gehorche! zuruft; wenn man ihm die Heilsamkeit der Staatsverfassung und das leichtere Loos, welches ihm fiel, weisen Oberen zu gehorchen, entwickelt: wird er der Majestät des unsichtbaren Publikums tiefe und hohe Achtung beweisen, und das Eigenthum eines jeden Andern, am meisten aber das Eigenthum aller Anderen zusammen, wo nicht höher, so doch eben so hoch, wie das seinige, in Ehren halten.

Man sagt, der Zeitpunkt sey noch nicht vorhanden, da die Erbunterthänigkeit aufhören könne, obgleich einige Gutsbesitzer, welche damit den Versuch machten, sich außerordentlich wohl dabei befunden haben. Dazu indessen war der Zeitpunkt gewiß von jeher vorhanden, daß man dem Unterthan seine Dienste bestimmt, damit er wisse, woran er ist, und daß nicht Dienste von ihm gefordert werden, die außer den Grenzen seiner Verbindlichkeit liegen. — Verträge legten den Grund zu allen Gesellschaften, und ohne feste Contrakte giebt es keine Dienstleistung; kaum wird man ein Analogon davon erzüchtigen! Man kann mit Wohlgefallen essen und

auch mit Wohlgefallen arbeiten — und zu diesem Wohlgefallen im Arbeiten muß man es beim gemeinen Mann anlegen, wenn es anders mit Leichtigkeit und von ganzem Herzen, und nicht als Augendiener, sein Geschäft treiben soll.

Man gestatte dem gemeinen Manne Vergnügen, und bemühe sich, demselben allmählich das Lärmen ab-, und jenes Stille anzugewöhnen, welches die Seele erheben und sie sanfter machen kann; das heißt: man lehre ihn sich zu vergnügen. Hierdurch wird er nicht nur mit seinem Zustande zufriedener werden, sondern auch denen Vergnügungen Geschmack abgewinnen, die so nahe liegen, die man sich so leicht und ohne Kosten verschaffen kann, und die je länger, je weniger auf den Körper wirken. — —

Wenn man die Menschen nicht nach ihrem leiblichen, sondern geistigen Vermögen, nicht nach ihrem äußern, sondern inneren Werthe würdigt, und sie bei Gesundheit des Leibes gesund an Seele und Gemüth macht; so werden sie zu jener edlen Ruhe und Zufriedenheit gelangen, welche der Grund alles wahren Vergnügens ist. Aeußere Einfalt ist der Weisheit und Tugend so wenig entgegen, daß sie vielmehr das Ehrenkleid der Tugend und der Weisheit ist. — Nicht bloß das Klima, sondern auch die Nahrungsmittel haben auf die Moralität des Menschen Einfluß. Nationen, welche sich viele thierische Nahrungsmittel einverleiben, sind wilder und grausamer, als die von Vegetabilien leben. Der Hindu, welcher außer Milch und Butter bloß Pflanzen genießt, ist das sanfteste und gutmüthigste Geschöpf, aber auch das schwächste. Ob die

Menschheit, ob der Staat indessen hierbei gewinnen würde, wenn es anders wäre, bedarf keiner Frage. Man lasse den Stachel, allein man verhindere durch Grundsätze seinen Mißbrauch.

Es müßten Gesetze wider die Unbarmherzigkeit gegen Alles, besonders gegen das zur Arbeit erforderliche Vieh existiren, dessentwegen der wöchentliche Sabbath mit eingesetzt worden, damit der gemeine Mann, der sich die ärgste Grausamkeit gegen dasselbe erlaubt, dadurch in seinen Leidenschaften gemäßigter werde — und so würde er, da er nicht ganz unrichtig das, was Leben hat, dem Leblosen vorzieht, sanfter in seinem Verfahren und gemäßigter in seinen Leidenschaften werden. Es ist in der That grausam, den gemeinen Mann so tief herab zu bringen, daß er sogar in der Natur selbst nur bloß seinen Tyrannen erkennt; würde man ihn hinauf stimmen, durch die ersten und leichtesten Kenntnisse der Naturwissenschaft und der Naturgeschichte an der Natur Interesse zu nehmen, so würde zwar der Debit an berauschenden Getränken sich vermindern, allein der Gutsherr würde dabei tausendfältig gewinnen. Unsere Oekonomie-Verbesserer müssen, wenn sie billig seyn wollen, weit mehr sich, als den gemeinen Mann, anklagen, wenn dieser die Vortheile bei den Wirthschaftsneuerungen nicht einsieht, die man oft zu theoretisch und ohne Belag und Nachweisung beginnt. Es kann und wird mit allen Vorschlägen und Anweisungen zu Verbesserungen nichts werden, so lange es bei dem Landbauer mit den Lasten und Frohnen auf dem gegenwärtigen Fuß bleibt. Wie kann der auf das Zutrauen des gemeinen Mannes rechnen, der sich sein ganzes Leben hindurch

Mühe giebt, ihn mißtrauisch zu machen? — Man versage dem Menschen nie, was des Menschen ist, so wird er auch dem Kaiser und dem Staate nie versagen, was des Staats und des Kaisers ist. Man verbietet dem gemeinen Manne die Axt; so lange man aber nicht verbieten kann, daß ihn friere und hungere, ist jenes Gesetz unmenschlich. Warum verbietet man nicht auch die Luft, da Holz, wenigstens im Norden, eben so unentbehrlich ist? Luft ist bis jetzt noch das einzige, was man weder verbieten noch impostiren kann; das Tageslicht hat in England schon seine Taxe: die Fenstertaxe. Der gemeine Mann fühlt sehr genau, wenn in Menschenrechte gegriffen wird, und Holzdiebstahl ist bei ihm weder Sünde noch Schande. Der Staat hat das Recht und die Verbindlichkeit, dem Mißbrauch zu steuern, aber der Gebrauch muß frei und unentgeldlich seyn, wogegen die Berechtigten Anpflanzungen übernehmen könnten und würden. In der That, Holz zum Gebrauch, ist ein Bedürfniß, welches so augenscheinlich zum täglichen Brot gehöret, daß der gemeine Mann oft aus Holzneth gedrungen ist, sich an allem zu vergreifen, was von Holz ist — und ehe man an Verzierungen denkt, sollte man denn doch wohl zuvor das tägliche Brot für den ärmern Staatsbürger besorgt haben. Dieser Umstand bahnet dem Vorschlage den Weg, fruchttragende Bäume anzupflanzen, für welche der gemeinste Mann wahre Achtung hat, da sie nicht in Wäldern wachsen, sondern Menschensorgfalt und Mühwaltung erfordern. Man stiftet hierdurch einen außerordentlichen Nutzen, indem man etwas allgemein macht, was jetzt noch in den allermehresten Ländern verzäunet wird. Eben so wenig wie reifer Roggen und reifer Weizen gestohlen werden, eben

so wenig wird man sich an dergleichen Obstbäumen vergreifen, besonders wenn eine Gesetztafel bekannt macht, wem der Nutzen davon gebühre. Doch müßte eine Fruchtbaumsteuer wenigstens, wenn ich bitten darf, nicht zeitiger, als die Früchte selbst, zum Vorschein kommen; denn sonst würde die Frage: was wird's seyn, das du gepflanzet hast? Alles in der Geburt ersticken. Ein Hausmittel in Hinsicht der Alleen und Anpflanzungen würde seyn, sie, so lange sie klein sind, bewachen zu lassen; denn sobald ein Baum herangewachsen ist, wagt sich so leicht Niemand ihm zu nahe zu kommen. Hat bis dahin Niemand seine Hand an diese großen Bäume gelegt; so will ich (so denkt der gemeine Mann, der nirgends gern der Erste ist) mich nicht daran versündigen. Würde einem jeden Einwohner ein Distrikt zur Bepflanzung zugemessen, so müßte der Antheil durch diese Special-Anweisung unendlich mehr zunehmen, als wenn die Pflanzung einer ganzen Gemeine obliegt, und einer den Ball auf den andern schlägt. Welch ein Gewinn, wenn von selbst eine Art von Bürgschaft entstände, und eine Zuneigung, vermittelst deren diejenigen, welche jetzt Miethlinge sind, sich in Väter und Friedensrichter oder Eigenthümer verwandelten! Da würde man einander zuvor zu kommen, einer den andern zu übertreffen suchen, und anstatt, daß man jetzt oft nicht ohne Grund ein Verdienst darin sucht, der Letzte zu seyn, würde man den Vorzug, der Erste gewesen zu seyn, mit allen Kräften erstreben. Da würde dieser oder jener Baum sogar zur Andenkenserneuerung dienen, weil der verstorbene Vater, der zu Felde gezogene Bruder, der vermittelst einer glücklichen Heirath in eine andere Gegend gekommene Sohn, ihn pflanzte, und ein Privatinteresse

sich ins öffentliche verweben, ohne welche Verbindung nichts, was öffentlich ist, zu Herzen gehen kann.

Mit Fleiß habe ich diese moralischen Mittel, wenn ich ihnen diesen holden Namen beilegen darf, nicht in Rangordnung gestellt, da man sie von selbst auf die vorkommenden Fälle deuten und, diesen ihren Fingerzeigen gemäß, nach Zeit, Ort und Gelegenheit probatere anzuwenden im Stande seyn wird. So liegt z. B. der Vorschlag, daß man Bänke, Brücken und andere dergleichen Dinge von Steinen und nicht von Holz anzulegen sich bemühe, nicht aus diesem Wege, indem das Holz eine zu kurze Zeit Dienste leistet, wenn es der Witterung geradezu bloßgestellt wird, wonächst bei Steinen, wenn gleich die erste Anlage auch zehnmal höher zu stehen käme, jedoch ein Ueberschuß von Vortheil sich sicher ergiebt. Die geringste Schadhaftigkeit lockt zur Zerstörung an, und fast scheint der Mensch der Natur in die Hand zu arbeiten, wenn er zu zerstören fortfährt, wo sie anfing; man gebe mithin keine Blößen, und widerstehe einer jeden Naturzerstörung, um die Fortsetzung zu vermeiden. — Bei den Alten nahm man sich Zeit, wenn ein Werk der Ewigkeit würdig seyn sollte. Die Gottheit spricht, und eine Welt wird; allein Menschen, wenn sie auch Götter der Erde wären, müssen hier ihre Ungöttlichkeit gestehen, und langsam zum Ziele gelangen wollen.

Durch diese Methode werden Verstand, Herz und Auge allmählich an Alles gewöhnt, und mit Allem, wenn ich so sagen darf, erzogen. Friedrich II. übertrieb seine königliche Bauluſt so schöpferisch, daß er immer in Kurzem eine neue Welt verlangte; und nur selten

hatte er das Vergnügen, irgend etwas in seiner Vollkommenheit und Reife zu erblicken. Selten oder gar nicht konnte man sagen: er sahe, daß es gut war; daß es sehr gut war, sah er nie, weil gemeinhin am Tage des Genusses, am Tage des göttlichen Beschauens, sein Werk zum Theil schon in seinen Ruinen lag. Ist es da Wunder, wenn man sich einbildete, der König baue der Zerstörung halber? und wenn man ihr nachhalf? Daß man bei dieser Gelegenheit an die Verzierung sich zuerst wandte, liegt in der Natur der Menschen, da sie nicht nur gemeinhin das Ueberflüssigste bei der Sache ist, sondern eine Prachtsucht verräth, die jedem gedrückten, kummervollen Menschen unerträglich wird; „und was soll, dachte der Zerstörer, was soll ein Nebending, wenn die Hauptsache nichts taugt?" — — Erziehung ist seit einiger Zeit das Losungswort; allein wenn sie den Menschen nicht zum Ziele bringt, so thut man wohl, ihn je eher je lieber aufzugeben — und so lange zu schauspielen, bis der Vorhang für den einzelnen Menschen und für ganze Staaten fällt. Wer wollte aber jenen Glauben an die Menschheit nicht lebendig seyn und werden lassen? Durch Einpflanzung großer edler Gefühle und Gesinnungen wird der Mensch das Kleinod erhalten, und durch dieses Mittel wird man sehen, was der Mensch ist und was aus ihm werden kann! Wenn so früh als möglich der Anfang mit Menschenerziehung gemacht, und es bei allen Erziehungsmitteln, den moralischen so gut als den physischen, auf diesen großen Zweck angelegt, wenn es dem Menschen gleichsam unmöglich gemacht wird, sich an seines Gleichen zu versündigen, ohne sich selbst zu schaden; wenn schon dem Kinde Geschäfte lieb zu gewinnen gelehrt wird,

wozu die Spielmethode um so untauglicher scheint, als derjenige, der spielend etwas lernt, es auch spielend treiben will; wenn der Zerstörungssucht, die schon den Kindern so eigen ist, daß sie mit dem Zerstören zu leben anfangen, gleich entgegen gearbeitet und jederzeit Gleiches mit Gleichem vergolten wird: alsdann wird, wie vielem andern, so auch dem Zerstörungsübel vorgebeugt werden — und der Mensch nicht Anstand nehmen, ein Mensch zu seyn und ein Bürger zu werden!

Sehr ungern komme ich zu den Strafmitteln, wozu ich das kleinste Zutrauen habe, besonders bei Deutschen, die vor Strafen so leicht nicht erschrecken, ob sie gleich in Hinsicht derselben bei weitem so leichtsinnig nicht sind, wie die Franzosen, die selbst mit dem Leben des Menschen — die höchste Strafe — eine Art von Spiel treiben. Ich würde mich nicht lange bedenken, zu bestimmen, ob man in Frankreich oder in Deutschland sorgfältiger bei der Strafgesetzgebung zu verfahren hätte, wenn diese Frage meine Grenzen nicht überschritte; hier ist es mir genug zu bemerken, daß, so lange Menschen ihre Würde verkennen, jene argumenta ad hominem und jene Sorgfalt, sie durch Vorstellungen einzulenken, nicht hinreichen werden, um sie zu dem großen Ziele zu bringen, daß sie sich selbst Gesetze geben. So lange dies nicht ist, und so lange die Menschen nicht jede der Sicherheit des Mitmenschen nachtheilige Handlung meiden, als welche Gesinnung unter andern auch der Zerstörungsunart öffentlicher Gegenstände um so mehr widerstreben würde, da jene Gegenstände gemeinhin so vielen Menschen und dem Zerstörer selbst zugehören, der sonach bei seiner Zerstörung

wider die Nächstenliebe in eben dem Grade, wie wider die Selbstliebe handelt; so lange kein anderer Ausweg ist, dem Willen das Uebergewicht auf eine erwünschte Seite zu geben, als wenn man die Uebertretungsfälle gewisser Anordnungen mit solchen unausbleiblichen Fällen verbindet, welche von der Uebertretung abzuhalten vermögen: so müssen Strafen seyn. Gute Menschen sind gewohnt, ihre Handlungen mit den Gesetzen übereinstimmend zu machen, weil von den Gesetzen abzuhangen die wahre Freiheit ist; bei minder guten Menschen thun Strafen diese Wirkung. Ob nun gleich überhaupt die Abhaltung vom verbotenen Bösen und die Absicht zu bessern durch Strafen, welche sittlichen Unordnungen entgegen gestellt werden, bewirkt werden sollen; so offenbart der Gesetzgeber jedoch insbesondere seine Weisheit durch das richtige Verhältniß der angeordneten Strafe, als wodurch er seinem Gesetze eine Verehrung beilegt, die bei jedem Mißverhältniß unerreichbar ist, indem in diesem Punkte fast jeder Mensch ein vortreffliches Augenmaß besitzt. Dem Verbrechen soll vorgebeugt, nicht aber der Gerechtigkeit ein Opfer gebracht werden, und es könnten Verbrecher ohne alle Umstände unbestraft bleiben, wenn nicht vornehme Gesetzübertreter sich diese Ausnahme ausschließend zueignen, und sich und andere, ihrer Connexion, ihrer Zudringlichkeit und ihres Eigendünkels halber, überzeugen würden, daß sie nicht unter der Regel, sondern unter der Ausnahme ständen, und wenn nicht zu befürchten wäre, daß ein Verbrecher, der von seinen bösen Handlungen keine üble Folgen empfindet, aufgemuntert werden könnte, nicht bloß die ungestraft gebliebenen Verbrechen zu wiederholen, sondern sich noch gröblicher zu versündigen,

und Andere dazu anzulocken und zu verleiten. Liebe ist der Grund der Moralgesetze, so wie Furcht der Grund der Strafgesetze ist, indem nicht der gegenwärtige schon vollbrachte Fall, sondern die künftig zu befürchtenden Fälle, Strafanordnungen veranlassen; und nicht sowohl die Schuld des Verbrechers, sondern vielmehr die Schwierigkeit und Heilsamkeit, dergleichen Vergehungen vorzubeugen und sie zu verhindern, bestimmen die Strafen und bringen sie ins Verhältniß. Der Staat will sich nicht fürchten; dagegen sollen sich der Verbrecher und andere seiner Art fürchten. Die Strafgerechtigkeit muß sich nicht am Verbrecher rächen wollen, sondern durch ein kleines, einem und dem andern im Staat zugefügtes Uebel das Publikum sichern, welches diese Sicherstellung zu fordern die Befugniß hat, weil es bloß ihretwegen die Ungemächlichkeiten einer Staatsverbindung übernahm und auf diesen Schutz zutrauensvoll rechnete. Da die öffentliche Sicherheit Menschen anvertraut ist, und nicht höhere Wesen, sondern nur Menschen solche zu leisten übernommen haben; so ist es ihre Pflicht, ihrer Schwäche dadurch auszuhelfen, daß sie da, wo sich Verbrecher verbergen, da, wo sie mit außerordentlicher Leichtigkeit den Gesetzen trotzen und die Verbrechen wiederholen können, da, wo ihre Bosheit eine gewisse Aengstlichkeit und Befürchtung vor unrechtmäßiger innerer Gewalt, vor Unrecht oder Verletzung des Rechtes erregt und verbreitet, durch geschärfte Strafen und vermehrte Schrecken die Verbrechen zu verhindern und die gesetzgebende und ausübende Gewalt in ihrer ganzen Autorität aufrecht zu erhalten suchen. Würden die Menschen Alles wissen, Alles entdecken und den Rath der Herzen, so sehr er auch im Finstern schlich, zu

offenbaren verstehen; so würden die Strafen in den Fällen, die ich angab, nicht so hart und auffallend eingerichtet werden dürfen, wie jetzt, da der größte Menschenkenner seine Unvermögenheit eingestehen muß, und diese seine Unvermögenheit selbst auch dem größten Böswicht zu verheimlichen im Stande ist. Jetzt macht gemeinhin die Leichtigkeit, womit Verbrechen zu begehen sind, die Hindernisse und Schwierigkeiten sie zu entdecken, und die Bangigkeit, welche dergleichen Vergehungen verbreiten, der schutzlose Ort, wo sie verübt werden, und nicht bloß die Wichtigkeit des angerichteten Schadens, daß die Strafen härter einzurichten sind. — Das Vergnügen ist gewissen Ständen im Staate, die nicht die Hände, sondern den Kopf anstrengen, eine eben solche Nothwendigkeit wie das tägliche Brot geworden, und diejenigen, welche es stören, und die Gegenstände, die dazu dienten, vernichten, verursachen allerdings kein kleines Uebel, und ziehen sich in jeder Rücksicht um so mehr eine demselben angemessene Ahndung zu, da das Publikum beleidigen, oft mehr ein Verbrechen der Majestät ist, als so manches andere, welches man mit weit wenigerem Rechte dafür ausgiebt. Selbst als Realkränkung der Ehre des Publikums, als Verletzung des guten Rufs und Namens eines Staats, würden dergleichen Excesse wie Beschimpfungen und Injurien zu beahnden seyn, wodurch man die Wohlfahrt des Staats und das gemeine Beste, welches an öffentlichen Plätzen gleichsam bildlich dargestellt ist, unmittelbar antastet und eine Bürgerkriegserklärung begründet.

Einem edlen Manne ist es anständig, Beleidigungen zu ertragen, nicht aber sie zu erwiedern; denn er

häuft durch diese Langmuth feurige Kohlen der Strafe auf das Haupt des Beleidigers, und nichts ist demüthigender, als dem, der in Schimpfworten ausbricht, durch Stillschweigen zu zeigen, daß man mehr Gewalt über seine Ohren, als der Beleidiger über seine Zunge hat. Sobald aber der Staat beleidigt und in Hinsicht seines feierlich gegebenen Wortes, seinem Bürger Sicherheit geben zu wollen, unmündig gemacht wird; so ist es Pflicht, den Beleidiger zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. — Denn hier wird nicht Böses mit Bösem, sondern Gutes mit Bösem vergolten, und das Universalmittel, Privatbeleidigungen zu ertragen, sie nämlich zu vergessen, würde, wenn die Beleidigung das Publikum angehet, Schwäche seyn. — Der Rath Solons, des großen Gesetzgebers, auf die Anfrage, wie man unter den Menschen die Beleidigungen am sichersten vermindern würde, war, wenn diejenigen, welche nicht beleidigt worden, sie eben so empfänden, als ob sie beleidigt wären; und dieser Rath könnte mit einiger Veränderung auf Beleidigungen, die man dem Publikum zufügt, in Anwendung gebracht werden, als welche, außer dem, daß sie Allen zur Unehre gereichen, auch Alle in Kosten setzen, indem theils durch die Instandsetzung, theils durch die Bewachung, das Ganze so ohne alle Noth belästiget wird. — Auf der andern Seite muß der Gesetzgeber, wenn gleich er nicht die Bürger seines Staats viritim votiren läßt, jedoch so viel Menschenkenntniß besitzen, daß er die Gesinnungen derselben zu bestimmen und zu treffen im Stande ist, wobei die Stimmen freilich nicht durch Zahl, sondern durch Maaß und Gewicht gelten und die bessern, oder solche, die das Resultat der Einsicht und Unparteilichkeit enthalten,

gegen die gemeineren dergestalt gewürdiget werden, daß eine in dieser Art aufs Haar berechnete Pluralität herausgebracht, und nur das festgesetzt wird, was nicht den wenigsten, sondern am wenigsten mißfällt. Findet sich nun, daß die meisten Menschen, wegen Unannehmlichkeiten, die sie im Staat erlitten, die der Staat entweder vermeiden oder nicht vermeiden konnte, von denen ich einige oben angegeben habe, und die durch schlechte Behandlung von wo nicht gewissenlosen, so doch gemächlichen Richtern, außerordentlich befördert werden, nur wenigen Antheil am Publikum nehmen, und sich wider dasselbe zu conföderiren nicht unabgeneigt sind; so ist es die Sache des Staats, durch ein kleineres Uebel dem größeren zuvorzukommen. Diese dem Staat allemal zum Nachtheil gereichende Conföderation, sie mag auch nur in Gedanken und Worten bestehen und nie zu Werken reifen, muß ganz natürlich durch ein zu hartes Gesetz außerordentlich verstärkt werden, besonders wenn es Dinge betrifft, welche gemeinhin und in der Pluralität leicht genommen werden. Hier ist nun der Scharfblick des Gesetzgebers nothwendig, die Strafen so einzurichten, daß sie nie so grausam ausfallen, um das Mitleiden des größern Theils zu erregen. Hiezu kommt, daß schon in der Regel die meisten Menschen wegen des ihnen anklebenden Hanges zur Gemächlichkeit verlangen, daß Verbrechen, welche durch einen höhern Grad von angewandtem Privatfleiß und ökonomischer Klugheit vermieden werden können, härter, als jene das Publikum betreffende Vergehungen, gestraft werden möchten, besonders wenn Personen sich diese Vergehungen zu Schulden kommen lassen, auf die man ein Zutrauen (freilich oft ohne alle Gründlichkeit) warf, oder wenn sie Per-

sonen betreffen, deren Amt oder zu großes Vermögen, oder Kränklichkeit sie an einer genauen Führung des Hausregiments behinderte, obgleich die Gesetze so weit entfernt sind, die Nachlässigkeiten der Staatsbürger zu ersetzen, daß sie vielmehr sie aufmerksamer und fleißiger zu machen beabsichtigen, und dies wenigstens in der Regel zu beweisen verpflichtet sind.

Diese Präliminarien sollen mir nicht nur den Weg zu Strafvorschlägen bahnen, oder sie vielmehr rechtfertigen, sondern mich auch in den Stand setzen, einige der zeitherigen Gesetze zu beurtheilen. — Ich will mit der Anführung verschiedener der schon vorhandenen Gesetze den Anfang machen. So ganz genau wird man diese Fälle nirgends behandelt finden, und selbst der Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten hat eine genaue Behandlung derselben bedenklich gefunden; denn das Volk wird überall, wo man dergleichen Gesetze noch nothwendig findet, tief herabgesetzt und verliert in den Augen eines jeden edlen Mannes, indem es auch dann, wenn es Grund hätte, über seine Regierung unzufrieden zu seyn, jenen Kindischzornigen gleich werden würde, die, um ihrer Wuth einen Ableiter zu verschaffen, sich an der unschuldigsten Sache zu vergreifen pflegen. Vielleicht indessen kann man das Preußische Volk durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., bei diesem evangelisch, bei jenem gesetzlich erzogen, schon als ein ehrbares annehmen, das nach der Richtschnur des Gesetzes der Natur seine Handlungen einrichtet, diesen göttlichen Codex als das Hülfsgesetzbuch verehrt und nur das thut, was es ohne Nachtheil seiner Verbind-

lichkeit und kraft seines Rechts thun konnte; vielleicht ist das Preußische Volk schon so weit, daß es, an das heilige Gesetz der Natur gewöhnt, in den meisten Fällen sein eigener Richter ist? — Glückliche Nationen! wo, wenn hier und da Jemand nicht naturrecht und richtig wandelt, diesem Schänder der heiligsten Rechte ohne die Beihülfe des todten Buchstabens eines auch noch so gut geschriebenen Gesetzes eine jede Handlung zugerechnet wird, bei der er gewußt und nicht gewollt, eine jede Handlung, die nicht bloß durch den Gebrauch des Verstandes hätte vermieden werden können, sondern bei der es weniger an der Vernachlässigung des Verstandes als des Willens lag, und wobei eine überlegte Vorsetzlichkeit die Triebfeder war. Bei solchen aus Tugend des Verstandes und des Willens thatenreichen Nationen, wo entweder einzelne hervorstechende Handlungen oder ein großer Theil an Verstand und Willen edler Bürger sich findet, und wo die Verbergung der äußern und innern Handlungen, und jede Verhehlung natürlich ein Gräuel seyn muß; ist es oft nicht rathsam, solcher Dinge im Gesetzbuch auch nur zu erwähnen, deren Andenken schon ehrenrührig und anzüglich werden könnte. —

Ich will versuchen, einigen ältern Gesetzen nachzuspüren, und zwar in so weit sie die Beschädiger der Bäume und der Grabmäler betreffen. Da sich der Preußische Staat schon seit vielen Jahren durch Gesetzgebung auszuzeichnen gesucht: so sey es mir erlaubt, den Gesetzen dieses Staats wegen Beschädigung der Bäume nachzuspüren, auf die er ohne Zweifel, weil fast alle seine Provinzen nicht im paradiesischen Klima liegen, keine gemeine Sorgfalt verwendet haben wird.

Das Landrecht für das Königreich Preußen ist ein Gesetzbuch, welches allerdings die Spuren der Zeit nicht verläugnet, in der es seine Existenz erhielt; indessen macht es ein Ganzes aus, und gereicht durch seinen Zusammenhang einem Volke zur Empfehlung, dessen Land nicht zu Deutschland gehört, wenn gleich deutscher Same dies Land besitzet: und hier ist (Sechstes Buch, S. 163.) angeordnet, daß diejenigen, welche Bäume beschädigen, zur Erstattung des Werthes und zu sechs Mark für jeden Fruchtbaum verpflichtet oder mit verhältnißmäßiger Leibesstrafe beahndet werden sollen, wogegen bei größerm oder mehrmals bewirktem Schaden hartes Gefängniß, Festungsbauarbeit, Verweisung oder gar Staupenschlag angedrohet wird; ich sage: angedrohet, weil die Unbestimmtheit bei diesen so sehr von einander abweichenden Strafen kaum auf einen andern Namen Anspruch zu machen scheint. Wenn man unter so vielen Strafen die Wahl hat, so befürchtet der Verbrecher, indem er seine Bosheitssünde beginnt, immer die kleinste, und auch dies nur auf den Fall, wenn er wider Vermuthen und aller seiner listigen Anlagen ungeachtet betroffen oder überführt werden sollte. Strafen, die der Strenge nach so weit von einander abstehen, sollten überhaupt nicht die Sicherstellung wegen eines Verbrechens übernehmen, das in Rücksicht des gestifteten Schadens fast eins und dasselbe bleibt; man erschöpft hierdurch die Strafen, ohne die Sache zu erschöpfen. Ist Landesverweisung nicht eine Strafe, wodurch der Staat augenscheinlich beweiset, daß er die Erziehung seiner Bürger aufgiebt? und da, so wie überall, so besonders in Deutschland, ein Staat den andern mit dergleichen Ungezogenen beschenkt; so ist es ein bloßer

Wechsel, bei dem es noch sehr aufs Glück ankommt, wer die leidlichsten von den gegenseitig Verwiesenen erhält. Außerdem ist für einen Menschen, der nicht Vermögen, nicht Ruf hat, die Landesverweisung keine Strafe; und gesetzt, sie ginge ihm nahe — wer von seinen Mitbürgern ist Zeuge seiner Leiden? Macht aber dieser Verwiesene sogar im Auslande sein Glück, so wird es viele geben, bei denen die Landesverweisung nicht als Strafe, sondern als Wohlthat gilt, und besonders werden diejenigen, welche durch Größe und Körperbau wider ihre Neigung zu Soldaten bestimmt werden, sich sehr gern durch die Strafe der Landesverweisung beglücken lassen. Das erneuerte Edikt vom 6. Januar 1764 will diejenigen, welche öffentliche Laternen beschädigen oder bestehlen, mit zwei hundert Thaler oder Landesverweisung nebst Staupenschlag und Brandmark auf der Stirn bestrafen; ein Soldat soll 36 mal durch zwei hundert Mann in drei Tagen Spießruthenlaufen und drei Jahre an der Karre arbeiten (Corpus Constit. v. Jahr 1764, Nr. 2. S. 356). In diesem Gesetze steht die Geldstrafe mit der körperlichen nicht im Verhältniß; und wenn jene etwa die besseren Stände im Staat betreffen soll, so ist kaum zu erwarten, daß einem reichen, übermüthigen Jünglinge zwei hundert Reichsthaler so hoch zu stehen kommen, wie dem Verbrecher von gemeinerem Stande Staupenschlag und Brandmark auf der Stirn, Gassenlaufen und Karre. Will man überhaupt im Gesetzbuch Geldstrafen mit körperlichen ins Gleichgewicht bringen, so ist eine Goldwage und eine Abwägungskunst nöthig, die der Gesetzgeber nur selten oder vielleicht gar nicht erreicht, obgleich der Richter, wenn er anders die Verfassungen der zu strafenden Personen kennt, dieses

Gleichgewicht in jedem besondern Falle mit weniger Mühe zu treffen im Stande seyn wird. — Den Beschädigern der Bäume wird nach einer Anordnung vom 21. September 1765 die Karre, den Soldaten aber die Spießruthen zu Strafen angekündigt (Corp. Const. 1765. S. 1063. Nr. 91.). In Hinsicht der Beschädigung der Maulbeerbäume ist eine gleiche Anordnung den 15. December 1746 erlassen, worauf die vom 10. Mai 1749 sich beziehet (Corp. Const. Vol. III. S. 1262. Nr. 40.). Die Maulbeerbäume leben indessen in den mehrsten Preußischen Provinzen mit dem Klima, und sonach auch mit dem gemeinen Mann, in keinem guten Vernehmen, welcher dergleichen Unübereinstimmungen so fein fühlt, wie der Hofmann nur irgend den Verstoß wider die Mode zu empfinden im Stande ist. Nach einer Verordnung vom 5. Januar 1766 (Corp. Const. Vol. IV. Nr. 5. S. 54.) sollen die Beschädiger der Bäume auf den Landstraßen bis zur nächsten Garnison verfolgt, abgeliefert und bestraft werden *). Eine Menge von Gesetzen scheint weniger wider die Nation, als wider die Gesetzgebung ein Zeugniß abzulegen; und ist die Nation wirklich noch so weit zurück, daß sie wegen Vergehungen dieser Art positiver Strafen bedarf; widerstrebt sie den wohlgemeintesten Absichten des Staats: so muß eine Schwalbe nicht sogleich ein Gesetz machen. Gelegenheitsgesetze (es giebt Gedichte dieser Art, die in schlechtem Rufe stehen) liegen in der Natur einer weisen Gesetzgebung, falls es

*) Außer den vorangeführten sind noch wiederholte Verordnungen erlassen. Vol. IV. Nr. 96. S. 614. Vol. V. Nr. 23. S. 129. Vol. V. Nr. 31. S. 189.

Gesetzen nicht noch heut zu Tage, wie dem ersten aller Gesetze, gehen und falls sie nicht Mütter der Sünde werden sollen. Wenn aber Gesetze wiederholt werden, so liegt es entweder am Gesetz, oder an der Ausführung, und der gehorchende Theil wird hierdurch entweder zu einer unzeitigen Schläfrigkeit, oder wohl gar zu der ungezogenen, wo nicht öffentlichen so doch heimlichen, Frage gebracht: Bist du das da kommen soll, oder sollen wir noch eines andern warten? Zuweilen ist es schon bloß die Vielheit der Verordnungen, welche den Vorwurf veranlaßt, daß Gesetze oft mehr als die Laster drücken, die sie abstellen wollen; unpassende und nicht gehörig aus einander gesetzte Strafen indessen erregen diesen Vorwurf ohne Ausnahme: denn die Erfahrung zeigt, daß bei unangemessenen Strafen sich Alles bis auf den Richter Mühe giebt, das Gesetz, wo nicht dem Gerichte der Vergessenheit zu übergeben, so doch in Bausch und Bogen, und nicht nach Zahl, Maaß oder Gewicht des Verbrechens und der Strafe, zu erkennen. — — Doch nicht bloß die Preußische Polizei, sondern fast alle Polizeiordnungen in gesitteten Staaten verfügen eine sorgfältige Anpflanzung der Bäume, und wollen diejenigen, die ungebührlich Bäume abhauen oder abschälen, bestraft wissen. Der zwanzigste Titel der Longobardischen Gesetze und die beiden Spiegel, besonders der Schwabenspiegel, nimmt sich Kap. 205 und 220 der Bäume an; und schon der Gesetzgeber Moses will (5 Buch Mos. 20, V. 19. 20.), daß die Israeliten die fruchttragenden Bäume nicht verderben, noch mit Aexten dran fahren sollen, wenn gleich sie Holz zum Bollwerk wider eine feindliche, mit ihnen Krieg führende Stadt

brauchen; wiewohl er gegen andere, nicht fruchttragende Bäume so gütig nicht ist. Doch es ist Zeit, daß ich mich meines gegebenen Wortes in Hinsicht der Grabmäler entledige.

Altäre und Grabmäler waren die ersten Denkörter, die man aus Dankbarkeit Gott und geliebten Personen widmete; schon Abraham legte ein Erbbegräbniß an, und Jakob errichtete ein Mal über dem Grabe Rahels am Wege gen Ephrat, Betlehem genannt. Es wird **L. 4. C. de sepulchr. viol. Sepulchrum domus defunctorum** genannt; und da selbst Alexander der Große, der in der Welt nicht Raum hatte, sich zuletzt, so wie Jedermann, mit einem nach Spannen abgemessenen Platze behelfen mußte, so schien es von jeher unedel zu seyn, den genügsamen Todten ihre eingeschränkten Ruhekammern zu mißgönnen und zu einer Zeit, da der Todte seine Gerechtsame nicht mehr geltend machen konnte, ihm zu nahe zu treten und seine Asche zu entehren. Das Römische Recht **L. 4. C. de sepulchro violato** ahndet mit Geldstrafen diejenigen, **qui saxa marmora et alia monumenta de sepulchro auferunt** und **L. 11. §. 2. Id quod vi aut clam** wird festgesetzt, **quod sepulchri ornandi caussa appositum est, sepulchri esse videtur.** Da alle diese Gesetze, so verschieden auch die Gegenstände sind, die sie betreffen, öffentliche Oerter sichern und die Hände des Zerstörers, wenn sie ihnen zu nahe kommen, ablenken wollen; so ist offenbar ein einziges Ziel, worauf es alle diese Gesetze anlegen; und sollten die Uebertretungsfälle nicht ebenmäßig alle unter Eine Strafe zu bringen seyn?

Was bei Bäumen und Grabmälern gilt, findet bei allen öffentlichen Anlagen und Verzierungen Anwendung, weil sie alle in gewisser Art Stiftungen des Andenkens sind, die man mehr oder weniger mit Nutzen verbunden hat. In dieser Rücksicht scheint mir die Strafe am natürlichsten und dem Verbrechen der Zerstörung am angemessensten zu seyn, wenn man dagegen sich auch an das Andenken des Verbrechers hält und ihn auf die Art bestraft, wie er gesündigt hat. Damit nun dergleichen Zerstörer, so lange sie leben, nicht an der Ehre leiden, und ihren Frevel, den sie an leblosen Gegenständen verübt haben, nicht bei lebendigem Leibe erfahren, damit ihnen nicht die Mittel, sich ehrlich zu ernähren, geraubt werden mögen; so wird der Vorschlag, den Zerstörern öffentlicher Stiftungen ein ehrliches Begräbniß abzusprechen, und in Fällen, wo sie, wie z. B. bei Brücken, Bänken in Alleen, und Bäumen, hülfliche Hand zur Wiederinstandsetzung anlegen können, die Auflage, eigenhändige Arbeit zu leisten, ohne Zweifel nützlich werden. Das zweckmäßigste Mittel ist überhaupt der Ersatz; und warum sollte man den Vornehmern, der sich an dergleichen Ehrenörtern vergreift, gestatten, seinen Muthwillen mit Gelde abzukaufen? Mit der nämlichen Hand, die zerstören konnte, muß er anbauen lernen. Handelt er wie der Pöbel, so muß er sich auch wie der Pöbel behandeln lassen. Freilich ist es Pflicht des Gesetzgebers, die Bürgerehre zu schonen; entehren aber Arbeiten? sind sie wohl als Strafen eines Verbrechens, oder nicht vielmehr als Schadenserstattung anzusehen? Strafe muß gefühlt und schmerzhaft werden, und wir müssen derselben überhoben seyn können; Arbeit

dagegen soll Wohlthat und beständige Gefährtin unseres Lebens seyn. Wäre es möglich, einen vorsätzlichen Beschädiger nächst dem Ersatz auch von allen öffentlichen Vergnügungen, z. B. Spatziergängen, auszuschließen; so würde kein Bedenken seyn, ihn dieses Vergnügens noch obenein zu berauben. Uebrigens würde es der Grausamkeit nahe kommen, wenn man einem wohlhabenden Zerstörer auflegen wollte, jene Arbeit allein zu vollziehen, wenn sie auch von der Art wäre, daß sie durch ein Paar gesunde Hände allmälig bestritten werden könnte; das Publikum verlöre ohnedies mehr dadurch, als er selbst. Es wäre mithin nicht bloß nachzulassen, sondern festzusetzen, daß der Zerstörer sich fremder, von ihm zu bezahlender Hülfe bedienen könnte, wogegen er aber durchaus mitarbeiten müßte. Außer dieser Mitarbeit würde er nicht bloß zu verpflichten seyn, die zerstörte Sache völlig in den vorigen Stand zu bringen, sondern auch, wenn er anders des Vermögens wäre, ein besseres und vorzüglich dauerhafteres Werk zu liefern; z. B. statt des zerstörten Holzes etwa das nämliche Monument von Stein. Da nun bei dem köstlichsten Monumente, das in die Stelle eines weit unbeträchtlichern von einem bemittelten Zerstörer gekommen, dessen Name nicht anders gedacht werden könnte, als daß man seiner in der Unehre eines bestraften Zerstörers gedächte (a potiori fit denominatio); so würde er nach Bewandniß der Umstände mit dieser Demüthigung zu übersehen seyn. Wäre es indessen ungerecht, wenn er des neuen Werkes halber sich auf zehn bis zwanzig Jahre verbürgte, so daß, wenn in dieser Zeit sich eine abermalige Zerstörung zutrüge, er Alles wieder, jedoch

selbst Hand anzulegen, in den vorigen Stand zu setzen verbunden bliebe? Denn wie leicht könnte er Helfershelfer zu seinen Rächern erkaufen? und gesetzt, er wäre von allem Einfluß bei einer wiederholten Zerstörung frei und unschuldig — bleibt er nicht der Wegweiser zu diesem verbotenen Wege? Daß die Folgen dieser Bürgschaft indessen, wenn der Zerstörer entdeckt wird, und sich in den Umständen befindet, das zerstörte öffentliche Gebäude oder Monument, wo nicht besser, so doch wenigstens auf die nämliche Weise herzustellen und herstellen zu lassen, wegfallen, versteht sich von selbst.

Würde in Hinsicht vermögender Unmündigen diese Strafe zu hart seyn? Ich glaube Nein, da, sobald sie sich überlassen sind, sie auch für sich selbst stehen könnten und müßten. In Hinsicht aller Personen, denen Verbrechen zuzurechnen sind, findet ohnedies kein Schutzeinwand Statt. Sehr selten indessen werden Fälle eintreten, wo Vermögende und besser Erzogene sich dergleichen Vergehungen zu Schulden kommen lassen, die in der Regel nur Ausschweifungen des Pöbels sind; und hier scheint es, daß die Aberkennung des ehrlichen Begräbnisses die beste Wirkung leisten könnte. Der Einwand, daß durch diese Vorschläge der Reichere härter als der Aermere gestraft werden würde, wenn der letztere nicht an Schadenersetzungskosten, sondern bloß helfende Hände und Mitarbeit dazu beitrüge, hebt sich von selbst; da bei dem ersteren eine bessere Erziehung und Denkart in der Regel vorauszusetzen ist, welches der vorzüglichste und fast einzige Vortheil bleibt, den man aus dem Reichthum ziehen kann; da der Aermere in der

Regel die Drangsale im Staat mehr und oft bis zur Erbitterung empfindet, und da Geldstrafen nur in dem Falle den Namen von Strafe verdienen, wenn sie den, dem Geldbuße auferlegt worden, einschränken, ihn den gerechtesten Vorwürfen seines Weibes und seiner Kinder aussetzen, und ihm ein gewisses, nagendes und verdientes Hauskreuz zuziehen, das durch wohlgeordnete Fasten sein Gemüth auf Nachdenken richtet und die Wiedergeburt eines besseren Wandels eher als körperliche Behandungen bewirken wird. Körperliche Strafen pflegen oft bei nicht ganz verderbten und oft nur übereilten Verbrechern Verzweiflung und andere große Schand und Laster zu erzeugen, denen der Gesetzgeber so viel als möglich vorzubeugen verpflichtet bleibt. Niemand ist vor seinem Ende glücklich, sagt man einem weisen Mann unbedingt nach; allein auch in unserer Todesstunde ist dieses Glück noch nicht vollzogen, wenn man einen schlechten Nachruhm zurückläßt. Der Tag unseres Todes, oder eigentlich des Begräbnisses (denn bis zum Begräbniß hält man Freund und Feind, den huldreichen Landesvater und den schrecklichsten Tyrannen nicht für todt) giebt Jedem das Recht, über unser Leben ein Urtheil zu fällen. Man muß Leute sterben sehen, ehe man von der Wahrheit ihrer Grundsätze zu urtheilen vermag; und nur wenige Bösewichte sind gegen den Gedanken an den Tod gleichgültig, so daß Sittenlehrer diesen Gedanken dringend empfehlen, um Leidenschaften zu unterdrücken und Lebensweisheit in Ausübung zu bringen. Will man einwenden, daß durch die Entziehung des ehrlichen Begräbnisses die Nachbleibenden leiden würden: so erwägt man nicht, daß der Zerstörer sein ganzes Leben hindurch

leidet, und daß man von ihm behaupten könnte, er werde täglich begraben, so wie es Leute giebt, die aus Furcht des Todes täglich sterben. Selbst der Umstand, daß ein keck und geschwind verübter Frevel so spät beahndet wird, überschreitet das Verhältniß nicht. — Da man übrigens einem entseelten Körper in der Imagination die Empfindung der Ruhe zueignet, und von ihm annimmt, daß er frei von allen Widerwärtigkeiten schlafe: so wird diese Strafe um so empfindlicher ausfallen, als das Andenken des Guten unsterblich ist, und wir ein ehrliches Begräbniß dem Andenken unserer Freunde schuldig sind. — Wie indessen das Begräbniß eines dergleichen muthwilligen Beschädigers einzurichten sey, damit es gegen das sonst übliche ehrenvolle oder ehrliche Begräbniß absteche oder sich unterscheide, wäre nach Ort und Umständen einzurichten und festzusetzen, damit jeder Zerstörer schon im Leben genau wüßte, wie es mit seinem Körper würde gehalten werden. — Oder wie? scheint die Beraubung eines ehrlichen Begräbnisses zu ungewöhnlich, zu hart zu seyn? Ungerechtigkeiten, durch erregtes Schrecken oder Gewaltthätigkeiten ausgeübt, haben kein Ziel noch Maaß; und ist es also unbillig, die Strafe für diese Gewaltthätigkeit, wodurch das Ganze und jeder Einzelne in Furcht und Schrecken gesetzt wird, gleichmäßig zu verlängern und in Hinsicht der Vorstellung auf das ganze Leben auszudehnen? Verurtheilte der Areopagus nicht ein Kind zum Tode, welches seinem Vogel die Augen ausgestochen hatte?

Es kann oft ein großer Fehler der Gesetzgebung werden, daß sie einerlei Strafe auf Verbrechen von

ganz verschiedener Natur und Bösartigkeit setzt, indem bei dem ewigen Strafeinerlei gar nicht auf das moralische Thermometer der Nation Rücksicht genommen wird. Eine ungewöhnliche Strafe hält oft mehr ab, als weit härtere, die zu den bekannten und gewöhnlichen gehören. Auch trägt eine Gleichheit in den Strafen, die indessen in Hinsicht der verschiedenen Stände im Staat nicht immer anwendbar sind, sehr oft mehr, als jene grausame Härte, dazu bei, dergleichen Verbrechen zu verhüten; die Gesetzgeber erweisen ihren Anordnungen einen desto größeren Dienst, je mehr sie es auf eine gleiche Unparteilichkeit in Vollziehung der Gesetze anlegen. Wehe dem Gesetzgeber, der seine Gesetze bloß auf das richtet, was vor Augen ist! Dergleichen Gesetze begnügen sich, die äußere Wunde zu heilen, ohne das Blut zu reinigen; wogegen man da, wo das Gesetz auf Tugend berechnet ist, wo man ihm nicht den Eigennutz und Eigendünkel der gesetzgebenden Gewalt abmerkt, allmälig dazu angeleitet wird, sich selbst Gesetz zu werden und ohne Sittengericht und ohne Sittenrichter für sich selbst Furcht und Liebe zu haben. Das Gefühl der Billigkeit wirkt stärker auf edle Seelen, als Strafen, und es ist wahr, „daß den Menschen mit einem Gesetze forthelfen wollen, ihn nur schlecht kuriren heißt.“

Nach diesen Grundsätzen wird man mir von selbst zutrauen, daß ich den Gewaltsmitteln gewiß nicht zu viel einräume, und Niemand kann überzeugter seyn als ich, daß mit Strafen auch die moralischen Mittel, Erziehung, Aufklärung, Sittenverbesserung, und natürliche und bürgerliche Freiheit zu verbinden sind. Wohl dem

Staate, der sich Mühe giebt, den Bürger zum Menschen zu machen! Er wird überall besser und leichter zum Ziel kommen, und nicht nöthig haben, außer den Gesetzen sogar Belohnungen für diejenigen auszusetzen, die zu Entdeckung und Ergreifung der Verbrecher beitragen — und eben die Freude in Hinsicht seiner Bürger genießen, welche Eltern an ihren wohlerzogenen Kindern erleben! —

Ueber

Gesetzgebung und Staatenwohl.

Digitized by Google

Vorbericht.

Der Titel eines Buches soll der Wegweiser seyn, dessen ausgestreckte Hand uns den Ort nennt, nach welchem das Buch hinführt.

Ob der Weg zu Wagen, zu Pferde oder nur zu Fuß zu passiren sey, pflegt die Vorrede dem zur Mitreise mit dem Verfasser etwa Lust habenden zu sagen.

Wenn in dieser Rücksicht gegenwärtiges Werk einer Vorrede bedarf, so wird Folgendes hoffentlich genug seyn.

Das eigentliche Ziel, nach dem das Buch hinführt, ist Erwägung der Art, wie eine Gesetzgebung eingerichtet werden könne und müsse, damit sie, wie ihre Zwillingsschwester, die christliche Religion, Jedermann, versprechend und haltend, zurufen könnte: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Zu diesem gelobten Lande, in welches zu kommen gewiß viele Lust haben werden, führt unser Moses auf einem für Jedermann fahrbaren, bereitbaren und gangbaren Wege.

Ob er auch ganz hineinführt, darf man hier nicht bestimmen, ohne aus der Vorrede eine Nachrede zu machen, und den Recensenten das Wort aus dem Munde zu nehmen, wenn nicht ihnen vorgreiflich gar in den Mund zu legen. Auf jeden Fall aber darf man, ohne zu dreist zu erscheinen, einen Gedanken aus dieser nachfolgenden Schrift auf die Leser anwenden.

Hippel sagt nämlich, daß der bekannte ehemalige Minister v. Herzberg durch Ausarbeitung der kleinen Abhandlungen, die er im Jahre 1784 und später an den Geburtstagen Friedrichs II. in der Berliner Akademie vorzulesen pflegte, sich eine angenehme Geistesmotion gemacht habe. — Gegenwärtige Schrift wird dem selbstdenkenden Leser zu dergleichen angenehmen und wohlthätigen Geistesbewegungen reichlich Gelegenheit schaffen. Vielleicht weckt sie sogar da oder dort einen Josua.

Vom meinigen habe ich weiter nichts beizufügen, als daß Hippel diese Schrift im ersten Regierungsjahre Königs Friedrich Wilhelm II. aufgesetzt und die Absicht gehabt hat, bei dieser Gelegenheit seine Preisanmerkungen über den Entwurf des Preußischen Gesetzbuches ins Publikum zu bringen. Ersteres fand ich von seiner Hand notirt, letzteres erhellet aus einer Art von Inhaltsanzeige, die sich bei der Originalhandschrift findet. Nach selbiger sollte das ganze Werk aus drei Bänden bestehen. Die Abschnitte des ersten Bandes

stimmen zwar mit den in diesem gedruckten Theil befindlichen. Im zweiten Bande sollte im ersten Abschnitt von der rechten Zeit, Gesetze zu geben, gehandelt, im zweiten die Frage: Können und sollen Juristen Gesetze geben? beantwortet, im dritten: Friedrich II. als Gesetzgeber und der Karakter seiner vier Großkanzler betrachtet, im vierten eine Uebersicht der Gesetze geliefert werden. Der dritte Band war, außer einer Einleitung, den vorerwähnten Bemerkungen bestimmt.

Vom zweiten Bande ist nichts ausgearbeitet, und seine mit den Worten zur Justiz bezeichneten Papiere waren vermuthlich Kollektaneen und einzelne Gedanken zu diesem Behuf.

Die Anmerkungen über den Entwurf des Preußischen Gesetzbuches sind zwar vorhanden, da er sie aber immer beinahe am Ende des vorgeschriebenen Einsendungstermins aufsetzte, so ist die Handschrift fast ganz unleserlich. Die eingesandten Munda sind ihm nicht zurückgeschickt, so fleißig sie übrigens benutzt seyn mögen.

Bei der Durchlesung dieses Werkes, dessen Einleitung allein der Verfasser selbst revidirt und mit manchen Zusätzen bereichert hat, hätte sich zwar manches abändern lassen, allein, meines Erachtens, soll man bei der Herausgabe einer unvollendet gebliebenen Schrift durchaus nichts corrigiren, damit das Publikum mit

der Originalität des verstorbenen Autors desto bekannter und in Stand gesetzt werde, das Materielle und Formelle seiner Schriftstellerei desto richtiger zu beurtheilen. — Ich habe daher auch nur bei mir auffallenden Ausdrücken nachgesehen, ob sie eben so in der eigenen Handschrift standen, und nicht etwa Mißlesarten seines Abschreibers waren, und bloß die letzteren, unleserlich gebliebenen, mithin ausgelassenen Worte eingetragen.

Daß die Erscheinung dieses neuen Werkes die ehemalige Liebhaberei der Hippelschen Schriften wieder aufwecken möge, wünsche ich von Herzen, weil ich fest glaube, daß in selbigen mehr Witz, Verstand und Menschenkenntniß steckt, als in den meisten Werken der Faustkämpfer unserer neuesten Literatur. Entschlösse sich doch einst Jemand, seine großen Sammlungen zur neuen Ausgabe seines Buchs über die bürgerliche Verbesserung der Weiber und seiner Kreuz- und Queerzüge zu benutzen. Die Ernte aus selbigen würde vermuthlich reichlicher für die Leser ausfallen, als ich sie ihnen aus dieser neuen Hippelschen Arbeit zu versprechen mir getraue.

S.

Einleitung.

Aus der Betrachtung der menschlichen Natur entstehen natürliche Gesetze; diese erstrecken sich über das ganze Menschengeschlecht, und jeder, der den Vorzug hat, Mensch zu seyn, kann sich dieser Gesetze erfreuen, und es zur Ehre sich anrechnen, daran gebunden zu seyn. Positive Gesetze sind nicht Ausnahmen von den natürlichen, sind nicht Privilegia von diesen ewigen, dem Menschen in Verstand und Herz geschriebenen Rechten und Verbindlichkeiten, sondern modificirte, näher ausgeführte, und auf die Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaften, und dieses oder jenes Staats angewandte Naturgesetze. Ich bin ein Mensch, und die aus meiner Natur abfließenden Verbindlichkeiten und Rechte sind die ersten, die heiligsten, die in der Welt sind. Ich bin ein Bürger, und hieraus entspringen Pflichten des bürgerlichen Lebens überhaupt; ich bin endlich Bürger dieses Staats, und hieraus ergeben sich die besondern Pflichten, welche der Staat, zu dem ich mich bekenne, von mir fordern kann. Die positiven Gesetze sind sonach eben so göttlich, als die natürlichen, und können nichts anders, als Ausdrücke der allgemeinen, der reinsten Gesetzgebung seyn, die ein jeder allen Andern vorschreiben würde, und denen er auch sich selbst unterwerfen muß. Diese Gesetze sind in keiner Rücksicht schwer, da der

Geist derselben in jedem Menschen ist, und die Motive zum Gehorsam im Gesetz selbst liegen, so, daß sie auch eigentlich keines äußern Zwanges bedürfen. Sie geben sich, so zu sagen, selbst, und legen auch die Vollbringung so nahe, daß man seinen Verstand, und mithin den Vorzug, ein Mensch zu seyn, verläugnet, wenn man sie nicht erfüllt. — Man sagt nicht der Verstand, sondern der Wille des Menschen sey ein Untergebener der Regierung, und sagt in so weit die Wahrheit, als die Regierung nicht befehlen kann, was der Mensch glauben, sondern was er thun soll; allein bei der Gesetzgebung muß auf den ganzen Menschen, auf Verstand und Willen desselben, Rücksicht genommen werden — und nur alsdann verdienen Menschen verachtet oder gestraft zu werden, wenn sie Gesetze übertreten, die in ihnen selbst, entweder ohne Mitbeziehung auf den Staat, oder in dieser Verbindung — liegen. Gesetzgebung ist eine Art von göttlicher Menschwerdung, eine Offenbarung der Gottheit, der Vernunft im Fleisch, und so wie die Gesetze der Natur uns ins Herz geschrieben sind, so sind die Gesetze des Staats uns in den Verstand geschrieben; nichts indessen ist leichter, als selbst den rohesten oder einfältigsten Menschen diese Gesetze lesen zu lehren — wo er bei keinem überflüssigen Buchstaben und keiner Buchstabirmethode aufgehalten werden darf. Gesetze des Staats sind mit Noten versehene Uebersetzungen der Gesetze der Natur. — Wenn Gesetze des Staats nicht diese Probe halten, und wenn sie überhaupt nicht so beschaffen sind, daß sich die Gesetzuntergebenen dazu selbst verpflichtet erkennen, so wird wenig oder nichts ausgerichtet werden. Tiefer Blick eines Herzenskündigers und warmer Odem eines edlen Mannes, Rechtschaffenheit, Menschen-

kenntniß und Staatseinsicht, lebhaftes Gefühl der moralischen Natur, und Achtung für Menschen, und eine bürgerliche Gesellschaft, gehören mithin zu einem Gesetzgeber. So gewöhnlich das Gerathewohl bei diesem Geschäfte ist, besonders wenn ein Einziger von Gottes Gnaden, unabhängig von einer Ursache, oft zum Zeitvertreibe dies Gewerbe treibt, und gesetzlos, Gesetze giebt, oder diese Arbeit einem ruhmsüchtigen Lieblinge überträgt, der zu seinem Wahlspruch: Siehe, ich mache alles neu, — keinen andern Beweggrund hat; so gefährlich, so ehrenrührig ist auch ein dergleichen Ungefähr. Der politische Wohlstand eines Volks ist die Folge seiner sittlichen Vervollkommnung, und der Grundsatz der möglichsten Freiheit, die Grundregel, nach welcher Alles, was Recht ist, und Alles, was gut ist, beurtheilt werden muß. Gewiß! es wäre viel weiter mit dem Menschen gekommen, wenn die Gesetzgebung von jeher diesen schmalen Weg, der zum Leben führt, eingeschlagen hätte, und würde es wohl alsdann so öfterer Gesetzabänderungen im Nehmen und Geben bedürfen? Die Natur ist unveränderlich, und wenn gleich die Gesetze dieser Vorzüge nicht völlig theilhaftig werden können, so muß es doch auch positive Gesetze geben, welche diesem Vorzuge je länger je ähnlicher werden, und wo nur kleine Modificationen, auch bei strenger Revision und bei gewissenhafter Gegeneinanderstellung der Gesetze mit den Staatsbürgern vorfallen werden. — Gesetze entstehen aus der Nothwendigkeit, sagt man, Irrungen in der Gesellschaft zu heben, und so wie man gegen neue Krankheiten auf neue Arzneimittel denken muß, so sey man auch verpflichtet, neuen Fehltritten durch neue Gesetze abzuhelfen; sollte man aber nicht durch Gesetze diesen Uebeln zuvorkommen kön-

nen? Ist nicht die menschliche Natur überall dieselbe? Ist nicht ein Mensch wie alle, und alle wie Einer, und sollte es nicht Belehrungs- und Vorbeugungsgesetze geben, Gesetze, die auf alle Staaten in dem Grade, als sie der Vernunft huldigen, anwendbar sind, und sollte sonach die Philosophie nicht bloß die Norm, sondern auch die Quelle des Rechts seyn können? In der That, bürgerliche Verordnungen müssen sich aus dem Wesen des Menschen ableiten lassen, und nicht bloß demselben und dem Zwecke jeder Gesellschaft analog seyn, oder es liegt an der gesellschaftlichen Verbindung, und, was eben so traurig ist, an den Menschen. — Friedrich II. bemerkt in der lehrreichen Cabinetsordre vom 14. April 1780, die Verbesserung des Justizwesens (ja Wesens) betreffend, welche als ein Palladium, dem Corpori juris Fridericiano, und zwar der Prozeßordnung von 1781 vorgesetzt ist:

„daß, da die Prozesse allemal zu den Uebeln in der Societät gerechnet werden müssen, welche das Wohl der Bürger vermindern, so ist dasjenige unstreitig das beste Gesetz, welches den Prozessen selber vorbeugt.“ —

Ich rede hier eigentlich nicht von Kriminalfällen, obgleich es auch hier belehrende Gesetze, und solche geben muß, die aus der Natur der Menschen gezogen werden — sondern von sogenannten Civilgesetzen; und warum werden denn diese von bösen und nicht von guten Menschen abgezogen? Wenn die Gesetze nicht selbst den Menschen so herabgewürdigt, wenn sie nicht bloß auf die Auswüchse unter ihnen ihr Hauptaugenmerk gerichtet, und nicht Galgen und Räder zu ihrem Wahrzeichen gemacht hätten, dann nur würde der Bürger seltener vergessen, daß er ein

Mensch sey. „Man muß kein Schreckbild aus den Gesetzen machen, das man aufstellt, um die Raubvögel zu verscheuchen," sagt Shakespeare, „und ihnen nicht so lange einerlei Gestalt lassen, bis die Gewohnheit macht, daß sie sich darauf setzen, anstatt davon zu fliehen." Wahr, so lange die Gesetze des Weges verfehlen, der da heißt der richtige, so lange Gesetze Gemälde von Bösewichten und Nichtswürdigen sind, so lange sie lieber verbieten als gebieten, und endlich so lange die positiven Gesetze ihre ehrliche Abkunft von den natürlichen nicht durch Brief und Siegel außer Zweifel setzen können. „Vergieb, lieber Gott, daß meine Musik so schlecht ist, sie war für dich nicht gemacht," sagte Lulli, als man eine seiner Opernarien einem geistlichen Texte höchst jämmerlich untergelegt hatte! Geht es dem Menschen mit den Gesetzen besser?

Es giebt keine Freiheit, die gesetzlos ist; der höchste Grad der Freiheit ist erreicht, wenn sich der Mensch selbst Gesetze giebt, und sie erfüllt; wenn er sich selbst Gesetz ist. Wer sich selbst gegebenen Ordnungen und Einrichtungen unterwirft, der Tugend bis zur Rechtschaffenheit dient, und den äußern Menschen, oder die Leidenschaften beherrscht, wird in jedem Staate ein vortrefflicher Bürger seyn. Diesem Werke der Bekehrung müssen positive Gesetze so wenig Hindernisse in den Weg legen, daß sie solches vielmehr, besonders durch Erziehungsanstalten, zu befördern schuldig sind. Folgt auf diese Buße der Glaube an das positive Gesetz, der vor allen Dingen die Sache des Staats ist, so können die Früchte desselben nicht ausbleiben. Wenn werden die Gesetzgeber, in Hinsicht ihrer Gesetze, auf eine Ethik, auf eine praktische Anthropologie denken? Wenn werden

sie aufhören, sich mit Befehlen zu begnügen, und anfangen, Gehorsam zu lehren? Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch alles andere zufallen. Recht und Interesse können so mit einander bestehen, als gehorchen, und doch so frei bleiben, als zuvor; oder, damit ich es recht sage, noch freier, als zuvor. Der Mensch wird frei geboren von Natur, und freier wieder geboren im Staate. Die Menschen, sagt man, kommen abhängig und als Sklaven ihrer Eltern zur Welt, indem ihre eigentliche oder untergeschobene Mutter ihnen Nahrung giebt, in ihre Seelen die Begriffe legt, und ihre Körper zum Menschen aufstutzet; und so wie der Vater, je nachdem der Sohn mit Fähigkeiten von der Natur ausgestattet ist, für seine Bestimmung Sorge trägt, und ihm die verhältnißmäßige Bahn vorzeichnet, die er wandeln soll; so hängen auch die Töchter, in so weit sie schön sind, Witz und Verstand haben, oder nicht, von Umständen ab. Alle diese Behauptungen sind indessen Geburtsbriefe, die ohne Lehrbriefe nichts weiter als eheliche Abkunft nachweisen, indem das Kind den Namen, Mensch! nur in so weit verdient, als es Fähigkeiten zum Menschen hat, und wenn von Menschen die Rede ist, nur der erwachsene Mensch gemeint seyn kann, der auf sich aufmerksam gemacht worden, und weniger erzogen ist, als sich selbst erzogen hat. Erziehung indessen, die außer uns kommt, bringt den Menschen zum geschwindern Wachsthum, weil Selbsterziehung ihn mit diesen Dingen nicht so schnell bekannt macht; allein diese Erziehung, bei der der Mensch sich selbst überlassen ist, ist dauernder, solider, und verdient den Namen Aufklärung. — Erworbenes Gut ist hier überall besser als

Erbtheil und Geschenk. — Es giebt keinen Staatsbürger, der nicht auch Anlage zum Weltbürger hat, und wenn die Gesetze es mit dem Staatsbürger nicht auch auf den Weltbürger anlegen, um doch einmal, wo nicht ans Ziel zu kommen, so doch es in der Ferne glänzen zu sehen; so baut man Kartenhäuser, und nennt sie flugs Palläste. Nicht, als ob man es ergriffen, und aus dem Staatsbürger vollständig einen Weltbürger geschaffen hätte, sondern man jagt ihm nach, ob man es auch ergreifen würde; wird es zwar hier, so wie von der Vollkommenheit heißen; allein ein menschmöglich treues Wollen gilt auch nicht viel weniger als vollbringen. —

Ich will meinen Vorbericht abkürzen, um zu sagen, daß ich meiner Hauptarbeit die nämliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Ich hatte ein System der Gesetzgebungswissenschaft übernommen, ohne die Schwierigkeiten zu berechnen, die damit verbunden waren, und habe mich auf die gegenwärtige Arbeit zurückgesetzt. Daß das Publikum durch meine Einschränkungen gewinne, und daß ich nichts dabei verliere, macht mir keine Mühe, zu gestehen. Ich wollte gemein-verständlich seyn, und das in Umlauf bringen, was in den Schatzkammern der Gelehrten verschlossen war. Das bloße Wissen blähet auf, und Hochmuth kommt vor dem Fall. Dinge, die zur Ausübung gedeihen sollen, müssen von der Bürde des Eigendünkels bis zur Würde jener allgemeinen Untersuchung erleichtert werden, nach der man Alles prüfet und das Gute behält. Dies ist der Gesichtspunkt, aus dem ich beurtheilt zu werden wünsche, wenn ich behaupte:

daß die positive Gesetzgebung der göttlichen oder natürlichen nachahme, und väterlich seyn müsse, und

daß jeder Gesetzgebung eine weltbürgerliche Absicht zum Grunde liegen müsse.

Meine Theorie ist eine abstrahirte Praxis; und ist die beste Theorie, die nicht praktisch werden kann, mehr als ein Leib ohne Seele, ein starker Mensch, der nur den kleinen Fehler hat, daß er die atmosphärische Luft nicht vertragen kann, und mithin sich nur bloß zu leben dünkt, eigentlich aber lebendig todt ist. Alles, was gemeinnützlich ist, oder werden kann, ist auch gemeinfaßlich oder kann es werden; und wenn es eine Philosophie der Welt giebt, so muß es eine Legislatur dieser Art geben, die eine scharfsinnige Beobachtung der eigentlichen Welt zum Voraus setzt, und in den Vorfällen des Lebens nicht bloß recht, sondern auch weise handeln lehrt. Dies ist der Verstand, der nicht vor Jahren kommt, wo sich keine erweisende Lehrart anbringen läßt, sondern, wo Erfahrung, Umgang und Weltkenntniß die Lehrstellen bekleiden.

Da mein Entschluß war und es seyn mußte, praktisch oder augenscheinlich über die Gesetzgebung zu schreiben (die Natur ist so praktisch als irgend etwas in der Welt); so werde ich zuerst über die Gesetzgebung überhaupt mich erklären, und sodann der Preußischen stückweise näher treten. Denn, wenn ich gleich zur Ehre der Russischen Gesetzgebung bekennen muß, daß sie dem Menschen am nähesten zu treten beabsichtige, und auf philosophischem Grund und Boden erbauet sey, nächst dem der Oestreichischen und Toskanischen die Gerechtigkeit zu erweisen verpflichtet bin, daß sie über dem Bürger den Menschen nicht vergessen habe; so ging doch Herkules-Friedrich am behutsamsten zu Werke, und dies Verdienst macht seine Gesetzgebung im vorzüglichsten Grade zum

Beispiel anwendbar. Die Gesetzgebung hat, so wie die Gesetzanwendung, ihr Formale, welches zur Freiheit nothwendig ist. Der Geist der Ueberzeugung muß der Geist des Gesetzgebers seyn, und wäre es nur die Melodie, die er von der Behutsamkeit anzunehmen wußte, so würde schon diese Mäßigung ihm Gewinn bringen. Auch liegt noch bis jetzt Alles, in Hinsicht des Preußischen Materialrechts, im bloßen Entwurf, und da man gegen einen Entwurf um so dreister seyn darf, als ihm noch bis jetzt das Siegel der Sanktion und Promulgation fehlt und die gelehrte und ungelehrte Welt aufgefordert worden, ihre Stimmen in einzelnen Personen zu dieser Gesetzgebung zu geben; so trug auch dieser Umstand zu meiner Vorliebe, dem Preußischen Gesetzbuch vor andern mich zu nähern, bei weitem das meiste bei. Zwar ist die olympische Bahn geschlossen, und die Kränze sind vertheilt. Indeß ist bis jetzt Niemand mit seinen Erinnerungen präkludirt, und gesetzt, es kämen die meinigen post festum sanctionis, und nachdem aus dem Entwurf ein Gesetzbuch ausgegangen: aus dem Chaos eine Welt, von der es heißen könne: „und siehe da, sie war sehr gut," so werde ich mich doch, wo nicht bloß, so doch vorzüglich am Entwurf halten, obgleich es erlaubt seyn sollte, über Alles, was heilig ist, und von Menschen dafür gehalten wird, seine Meinung frei zu eröffnen. Die muhamedanische Religion untersagt allen Zweifel, hat aber die Justiz einen größern Zweck, als die Wahrheit? vom Gesetzgeber und vom Richter wird sie erfordert. Livius Drusus scheute sich nicht, in einem Hause zu wohnen, wo er von aller Welt beobachtet werden konnte; und die Gesetze, die der natürlichen und bürgerlichen Freiheit das Wort reden, wollten sich, wie

Aufseher einer Bastille, mit ihren Gefangenen einschließen, oder sich, wie Adam, verstecken, als er ein böses Gewissen hatte.

Die Russische Gesetzgeberin bemerkt im 20sten und 21sten §. des 3ten Kapitels ihrer Instruktion für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuche verordnete Kommission: daß Gesetze, die der Regierung zum Grunde dienen, Gerichtshöfe voraussetzen, durch welche gleich, als durch kleine Ausflüsse, sich die Macht des Beherrschers ergieße, und daß Gesetze, die eben diesen Gerichtshöfen erlauben, Vorstellungen zu thun, daß diese oder jene Veränderung dem Gesetzbuche widerspreche, daß sie schädlich, dunkel und nicht anwendbar sey — die Verfassung eines Staats fest und unveränderlich machen; allein, warum sollten jene Vorstellungen, wenn anders sie rechter Art sind, irgend Jemanden versagt werden? Gerichtshöfe können nur füglich a posteriori Gesetze beurtheilen, und auch hier werden sie, nach alter väterlicher Weise, nur zu oft bloß durch die Finger sehen. Wenn man aber Gesetze a priori prüft, wenn man die Gründe derselben bezweifelt, oder den Grund der Hoffnung von ihnen fordert, daß sie Frucht bringen werden in Geduld, warum sollten diese Erinnerungen und Zweifel nicht erlaubt seyn, die nur alsdann gefährlich werden können, oder geradezu schaden, wenn sie im Finstern schleichen, und sich in Satyre oder wohl gar in ein noch unanständigeres Gewand hüllen? Furcht macht Sklaven, Liebe dagegen folgsame Kinder! Durch Fragen und Antworten, durch Thetik und Polemik, kann allererst eine Sache auf einen Punkt kommen, der der mathematischen Wissenschaft nahe kommt, und wo es wenigstens Schande ist, anders zu denken. — Alle Menschen haben eine Rechtsbegierde,

einen innern Beruf, ihr Recht zu schützen, so daß sie auch, oft ohne Aufforderung, Gewalt anwenden, um dem Recht anderer Menschen Genugthuung zu verschaffen, wenn es beleidigt ist. Heute dir, morgen mir, denken wir beim Unrecht, das andere leiden. Haben die Gesetzgeber und Gesetzverwalter schon diese schöne Seite des Menschen benutzt? — Ich rufe alle Fürsten, und unter ihnen drei der größten, und was noch mehr als groß ist, der wohlthätigsten gekrönten Häupter, nicht wie epische Dichter die Musen, oder wie Priester die Götter an. Die Wahrheit bedarf keiner Tropen, keiner Figuren und keines Rauchfasses, und diese drei gekrönten Häupter keiner hochpreisenden Zuschrift, auch nicht einmal der Anführung ihrer Namen, da die Welt sie kennt, und die Nachwelt sie noch weit weniger verfehlen wird. Ich rufe sie an, meinem Buche nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit zu erweisen. — Kaum darf ich es noch bemerken, daß ich geflissentlich oft technische Benennungen vermieden habe, weil ich durch dieses Hausmittel Faßlichkeit in meinen Vortrag zu bringen glauben darf. Ich ehre jene gelehrte Sprache, jene chemischen Zeichen im Ausdruck der Gelehrten; allein ich gab sie gern gegen die Gemeinnützlichkeit auf. Johann Jakob Rousseau würde durch seinen Contrat social den Nutzen nie erreicht haben, wenn er nicht sich der Sprache des gemeinen Lebens, wie Sokrates in seinen philosophischen Vorlesungen, genähert hätte. Der Glaube kommt durch die Predigt; durch deutliche faßliche Schriften jene wahre Aufklärung. Schlecht und recht ist der Mensch gemacht, und warum soll er Künste suchen? Am nächsten würde ich meinem Ziele zu seyn glauben, wenn man von meinem Buche sagte: daß Alles, was darin enthalten sey, sich von selbst verstände.

Der Mensch, der Bürger.

Die Quelle alles Rechts liegt in der menschlichen Natur — ich glaube, so werde ich jeden Abschnitt dieses Buchs anfangen. Nur die Natur verbindet zum Thun und zum Lassen, zur Uebung und Unterlassung gewisser Handlungen (zu positiven und privativen Handlungen) und nicht eine der menschlichen Handlungen ist anders woher abzuleiten. Das positive Recht ist mithin eben so natürlich, als das Recht der Natur, und muß es auch seyn, wenn es vor Gott und Menschen, oder vor der Vernunft, als in welcher Gott und Mensch vereinigt ist, bestehen will. — Die Rechtsgelehrsamkeit oder die Wissenschaft der willkührlichen Gesetze eines Staats verdient schwerlich den Namen einer Wissenschaft, die ein nach Prinzipien eingerichtetes Erkenntniß ist, wenn nicht die durch die besondere Verfassung eines Staats sich ergebenden Rechte und Verbindlichkeiten, sich auf die natürlichen Gesetze, die aus bloßer Betrachtung der menschlichen Natur ohne bürgerliche Beziehungen entstehen, gründen. Die allgemeine Theorie der bürgerlichen Gesetze liegt im Recht der Natur und in der Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaften, die dem Menschen und der Menschheit angemessen sind, und sonach auch natürlich seyn muß. Ein Bürger, der aufhört, ein Mensch zu seyn, ist weder eines noch das andere, sondern ein Verworfener, der unwerth ist, von der Sonne beschienen und von der Erde getragen zu werden. Die Summe der Vernunft vieler denkenden Menschen könnte man Vernunftsvermögen nennen, und darf ich bemerken, daß ein

Menschheits-Kollegium so viel Zutrauenwirkendes als die Kriminalvolks-Justiz Schreckliches habe. Auf den Grund dieser unumstößlichen Sätze haben selbst Monarchen unsers aufgeklärten Jahrhunderts, wenn sie Gesetze gaben, sich keine päpstliche Unfehlbarkeit beizulegen einfallen lassen, noch, kraft ihrer Majestät, die Grenzen der Menschenrechte zu verrücken wagen mögen; und in Wahrheit, wer, ohne die Natur des Menschen und des Staatsbürgers zu Rathe zu ziehen — aus höchst eigener angestammter oder anderer wohlerworbener Autorität, die Gesetzgebungswissenschaft schöpfen will, versteht nicht, daß zwischen Menschen und Bürger, zwischen natürlichen und bürgerlichen Gesetzen, eine äußerst nahe Verwandtschaft sey, und begeht von allen Seiten Widersprüche, die von jeher Hauptfeinde alles Wahren und Guten gewesen sind, und es immerdar bleiben werden. Der Mensch ist bestimmt, ein der Vernunft gemäßes Leben zu führen, und da die Natur demselben, in Absicht der sogenannten natürlichen oder nothwendigen Handlungen den Weg zeigt, den er wandeln soll; so wird er überhaupt unsträflich gehen, wenn er sich an diesem Wegzeiger, an diesem Ehrenworte der Natur, das man auch Gottes Wort nennen kann, hält, — und sich bemühet, die freien Handlungen durch eben dieselben Endursachen zu bestimmen, wodurch die natürlichen ihm zum Beispiel in die Hand gegeben sind. Hierdurch vermeidet er den Widerspruch in und mit sich selbst, und gelangt zu jenem erhabenen Ziele, wo die wesentliche und die zufällige Vollkommenheit gleichen Schritt halten; und welch' ein Bild sich aus vollkommenen Menschen einen Staat denken! Vollkommener Bürger ist das Ideal der Menschheit. — Im Ganzen, oder wenigstens in der

Vielheit der so vervollständigten Menschen sehen wir Gott, der schwerlich in Einem Menschen, wohl aber in Menschen, oder mindestens im Volk sichtbar werden kann; denn nur viele zusammen sind geschickt, Gott vorzustellen — und gottselig zu seyn, oder Gottes Ebenbild. Aus unzähligen menschlichen Zügen bildeten die Künstler der alten Welt eine Gottheit. Der in sich selbst koncentrirte Mensch ist trotzig und verzagt, wer kann sein Herz ergründen? Da die Menschen bloß mit vereinigten Kräften Hand in Hand, Seele in Seele zu dieser Vollkommenheit, als dem Urquell der Glückseligkeit, gelangen können; so ist zu den Pflichten gegen uns, und zu den Pflichten gegen andere, Eine und dieselbe an sich unveränderliche Verbindlichkeit. Wir können uns nicht selbst lieben, wenn wir nicht auch unsern Bruder lieben. Wir lieben andere in uns, und uns in andern. Die Eingeschränktheit der Kräfte des Menschen will es indessen, daß man sich nicht aufopfere, oder andere sich selbst vorziehe, und daß man nur die Zinsen, nicht aber das Kapital seiner Kräfte angreife, oder sich selbst übersteigere. Um nun diese Grenzen festzusetzen, in wie weit der Mensch sich, so zu sagen, selbst verlassen und versäumen, und andern förderlich und dienstlich seyn könne, ohne seinem Ich hierbei Etwas zu vergeben, ist es um so nothwendiger, hier Alles ins Reine zu bringen, und den Verlangenden und Befriedigenden in seine Schranken zu setzen, als kein Mensch sich ein Recht über die Handlungen eines andern zueignen, und nächdem Etwas verlangen kann, was er sich selbst zu leisten im Stande ist, oder, was er in seiner selbst eigenen Gewalt hat. Es kommt nicht bloß auf Abtretungen, auf Verabredungen, sondern auf naturrechtliche und naturbeständige

Abtretungen und Verabredungen an; denn sonst ist Alles in Unordnung, und Niemand weiß, wozu er sich, in Hinsicht des andern, zu freuen habe. Es kommt sonach dem Menschen ein Recht zu, sich andere zu gewissen Leistungen in der Art verbindlich zu machen, daß sie zu dieser Schuldigkeit gezwungen werden können. — Der Unterschied zwischen vollkommener und unvollkommener Verbindlichkeit, vollkommenem und unvollkommenem Recht, ist schon ein Begriff des gemeinen Lebens geworden; er hat seinen Grund in der Sache. Beim Unterlassen, bei verneinenden Handlungen existirt ein vollkommenes Recht, nicht zu gestatten, daß sie geschehen, und denjenigen, der sie unternimmt, zu zwingen, daß er sie nicht thue, sondern unterlasse. Ich werde bald näher zeigen, daß die Ehe ohne Zweifel die Rechte über die Handlungen erzeugt habe. Denn da sie geschlossen worden, Kinder zu erzeugen und zu erziehen; so erlangt ein Ehegatte, vermöge der Einwilligung, ein gewisses Recht über die Handlungen des andern, und da die Kinder, sobald sie dazu nur irgend fähig waren, für ihren Unterhalt den Eltern Arbeiten leisteten; so entstand die Herrschaft, oder das Recht, über die Handlungen eines andern, welches zuletzt, allein mit Unrecht, den stolzen Namen: das Recht über Personen, erhielt, die man aber zuvor moralisch enthauptete, und sie zu Sachen verstieß. — Auch ein eigenthümliches Recht zu einer Sache im Einzelnen hat Niemand von Natur. Allen steht Alles zu, und alle Sachen sind, in Hinsicht ihres natürlichen Gebrauchs, gemein; und so fiel man, vermöge der ehelichen und Familiengesellschaft, auf eine Auseinandersetzung, die indessen eine genauere und allgemeine Verbindung, eine Art von Inventarium und

eine brüderliche Theilung zum Voraus setzt. Durch die Vereinung der Menschen gewannen diese eben so, als die vertheilten Sachen durch die Auseinandersetzung, wenn man anders von Sachen sagen kann, daß sie gewinnen. Man legte den vorher gemein gewesenen Dingen eine gewisse Würde bei, und unterwarf sie einem eigenthümlichen Rechte; so entstand das Eigenthum, und mit ihm die Gewohnheit, Handlungen mit Sachen ins Verhältniß zu setzen, und gegen einander abzuschätzen, und alle Rechte der Sache in re und ad rem in und zu derselben. Die Sachen kamen hierdurch, wenn ich so sagen darf, aus dem freien Felde in den Garten. Daß die Menschen bei dieser Abzäunung gewonnen, ist augenscheinlich; allein auf der andern Seite verloren sie auch eben so augenscheinlich. Sie gewannen einen Maßstab, eine Verstärkung des Bandes, das sie verknüpfte (man zog Sachen mit zu dieser Vereinigung); allein die Menschen verloren auch, weil man Sachen auf Kosten der Menschen einen Werth beilegte, und weil man sogar Menschen unter Sachen zu zählen, kein Bedenken fand. Dies ließ sich sogar ein Volk zu Schulden kommen, dessen Gesetze wir noch als Offenbarung verehren, und dessen Gesetzbuch wir, wie der Bibel, ein kanonisches Ansehen beilegen. Wie sehr man zwischen Menschen und Sachen in Sach- und Sprachverwirrung kam, und wie sehr Menschen dabei einbüßten, beweisen unter andern jene Erhebungen der Sachen zu Gottheiten. — Man übersah die Gottheit in sich, und beugte seine Knie vor Sachen, und zum Theil vor solchen, die, wenn Sachen sich unter einander klassificiren könnten, sie selbst zu den schlechtesten gezählt haben würden. — Alles ist Sache, was nicht vernünftig ist oder es werden kann. Jene

Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbeikommen.

Der Mensch kann nicht als Mittel, sondern als Zweck selbst im Staate gebraucht werden; und verkauft oder vermiethet er sich als Sache, so ist's Unnatur, in die er fällt, Gotteslästerung, da er das göttliche Ebenbild schändet, ein Verbrechen der beleidigten Majestät, der Menschheit und die enormste Läsion, eine Löwen-Gesellschaft und die alle Kontrakte hebt — wie denn überhaupt eine dergleichen ungöttliche, unnatürliche und unmenschliche Verbindung an sich keine Kraft haben kann und auch nicht nöthig ist. — Es ist indessen nicht genug, daß ich selbst keine Sache, sondern eine Person bin, sondern kein Mensch muß es seyn. Die Seelenwanderung erdachte vielleicht ein edler Weiser des Alterthums, um die Sklaverei zu mindern, und den Menschen zu sich selbst zu bringen — wenigstens war es ein verstohlner Blick in eine andere Welt. — Ein jeder Mensch auf der ganzen Erde verliert, wenn auch nur ein einziger zur Sache sich erniedrigen läßt. — Bild und Ueberschrift der Menschheit ist verletzt, und die Menschheit wird im Sklaven so gedemüthiget, daß sie allen Muth und alles Zutrauen zu sich verliert. Einem edlen Mann muß über Neger und Sklaven ein Schauer anwandeln; — denn auch er ist nur ein Mensch, oder besser, er hat den Vorzug, ein Mensch zu seyn. Wie es möglich sey, daß in einem despotischen Staat ein Sklave dem andern ägyptisch begegnet, ist zu erklären; wie aber ein freier Staat Sklaven dulden und wohl gar vertheidigen kann, ist eine Aufgabe, die schwerer zu lösen ist. Keine einzige Leidenschaft kann so klug reden, als der Eigennutz.

Da einzelne Familien eben so wenig als einzelne Menschen für hinlängliche Sicherheit zu sorgen im Stande sind, um dasjenige, was zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, ruhig einsammeln und verzehren zu können, so wurden aus Familiengesellschaften Staaten, wie aus Kindern Leute werden — und so entstand bürgerliche Herrschaft und Staatsrecht. Hört's, Fürsten! hört's Unterthanen! Freiheit und Unabhängigkeit ist unser angebornes Recht; wer dieses einschränken will, muß den Beweis führen, und dieser ist nur durch Verabredungen oder Observanz statthaft. Die Präsumtion ist für Freiheit. Es ist auffallend, daß man auf eine doppelte Vereinigung bei Bildung einer Staatsverfassung Rücksicht nehmen müsse. Zuerst müssen alle unter sich verbunden seyn, sodann muß jeder für sich unabhängig von andern auf gewisse Bedingungen sich mit einem gemeinschaftlichen Dritten in Unterwerfungsverhältnisse setzen, dieser Dritte ist als Mittelpunkt aller übrigen bei dieser Vereinigung anzusehen, und macht nur Einen aus, in der Demokratie und Aristokratie so gut, wie in der Monarchie und allen Arten und Abarten dieser Staatseintheilungen: das Gesetz nämlich. Der Staats-Unterschied entsteht nur, wenn die Frage ist: wer das Gesetz giebt? oder es geben kann. Hätten die Menschen Zutrauen unter sich, was könnte werden? An diesem Glauben indessen gebricht's, und er ist selten zu finden auf Erden. Wäre er, was könnten Tyrannen? Vertrauen ist der Grundstein zu allem Guten, und sonach auch zu der Gesellschaft; wer kann etwas Schöneres und Erhabeneres sich denken, als wenn es gar unter Feinden herrscht? So herrschen Gesetze. Nach diesem Despotismus kann die Tugend selbst streben; und was

ist da Freiheit gegen solch eine Herrschaft, oder was ist Freiheit, wenn sie so nicht beherrscht wird? Staaten leben als einzelne Personen im natürlichen Zustande. Alle Menschen sind von Natur (das heißt eigentlich von Gottes Gnaden) und als Menschen gleich. Es giebt kein natürliches Vorrecht, keinen natürlichen Rang, keine Willensunterwürfigkeit — Alles ist frei. — Unter wilden Völkern kann man Menschen sehen, die in Staaten eine Seltenheit geworden sind. Die Art indessen kann und wird Gott Lob! durch keine Sündfluth des Despotismus untergehen! —

Es treffen die Staaten alle Verbindlichkeiten und Rechte des natürlichen Zustandes, und da sie, vermöge dieses Grundsatzes zu gewissen Leistungen sich zu verbinden, das Recht haben; so entstehen hieraus die Rechte der Bündnisse. — So wie aber die bürgerliche Gesellschaft aus der von der Natur gebilligten und angewiesenen Absicht entstand, um mit vereinigten Kräften und mit Leib und Seele als für Einen Mann das gemeine Beste zu befördern; so hat auch eben diese Natur unter den Völkern es zu einer Gesellschaft angelegt, die nach Anleitung der natürlichen Theorie der bürgerlichen Gesetze ein gewisses Recht zu beobachten hat. Noch ist indessen bei weitem nicht erschienen, was dieser Weltstaat seyn kann, der, wenn er an heilige Gesetze sich bindet, unter diesen fürs erste anerkennt, daß jeder Uebertreter alle andere Staaten wider sich habe; doch stehet dem Menschengeschlecht ein Zustand bevor, der zu schön ist, um durch die Phantasie verdorben zu werden. — Die Vorwelt, wenn gleich Moral und Recht der Natur Hauptgegenstände ihrer Untersuchung waren, hat das Völkerrecht vernachlässigt. Es war bloß die Tugend,

oder die natürliche Pflicht, welche von Griechen und Römern gelehrt und angepriesen ward. — Die Vaterlandsliebe war oft in eben dem Grade eine Volkstäuschung (leider ist sie es auch noch zuweilen), als eine National-Gottheit. Es ist ein Gott, und kein anderer außer ihm, und es ist ein Vaterland — die Welt. Das Völkerrecht war eines Theils der Politik der Vorwelt entgegen, andern Theils aber hatte man die Hauptbegriffe noch nicht entwickelt, die zu Grundsätzen in allen Fällen dienen. — Sie konnten vielleicht, allein sie wollten nicht das Innere der menschlichen Natur aufdecken, um den Widersprüchen zu entgehen, in denen bei ihnen der Bürger mit dem Menschen stand, indem sie alsdann nur zu sehr ihr Unrecht in ihrem Recht Preis gegeben haben würden. Es gab in feinern Cirkeln und in Feierkleidern herrliche Menschen; allein das Volk war fern von dieser Ehre, und von dem Ruhm, den ein beliebter Schriftsteller den Engländern beilegt: daß nämlich Grundsätze, die anderswo nur Philosophen kennen, hier allgemein wären. Da, wo das Volk nicht selbst denken kann, ehe es votirt, ist nie eine Demokratie, sondern eine Aristokratie, und diese Regierungsform ist, wenn sie nicht, wie Gold im Feuer, geläutert worden — das Verderben der Menschheit, und war eben darum der Fall aller Staaten der Vorwelt. Hat der Französische Geistliche Unrecht, der in den Tagen des jüngsten Volksgerichts in Paris versicherte, daß nicht das Volk, sondern die Aristokratie Christum ans Kreuz gebracht habe? Regenten, klärt eure Bürger auf, lehrt sie denken, und Euer Staat ist ewig! Man halte es mit dem, was ich bis jetzt sagte in diesem Abschnitte, wie man es will. Man überschlage es, oder sehe es

als einen Fingerzeig zu dem an, was ich über den bürgerlichen Zustand sagen werde. Man betrachte es als einen Auszug von dem, was etwa überhaupt von Menschen zu sagen wäre; kurz, man halte es, wie man will: das bürgerliche Verhältniß ist eigentlich das Ziel, auf welches ich anlege. —

Der Mensch wird durch den Bürger erhöht, so wie der Mensch, der nach Instinkt und Neigung handelt, weit unter dem Mann, der nach Vernunft und Grundsätzen verfährt, zu stehen kommt. Gott ist allein dadurch groß, daß er allein, daß er einzig ist; der Mensch aber wird nur in Gesellschaft dem göttlichen Bilde ähnlich — und alle Menschen, die man göttlich oder Götter der Erde zu nennen gewohnt war oder ist, verdienen dieses nur, in so weit sie der Gesellschaft wesentlich dienen — in so weit sie äußerst öffentlich sind. Ein jedes Gesetzbuch sollte mit dem Menschenrechte anfangen, zum allgemeinen Staatsrecht übergehen, von diesem zu dem besondern Staats- und sodann so zu dem bürgerlichen Privatrecht kommen. Vielleicht ist dies an allen neuern Gesetzbüchern zu tadeln; obgleich jedes unverkennbare Spuren des Gefühls der Menschenwürde und der Ueberzeugung der Menschenrechte an sich trägt — so sehen sie doch vor dem Walde des positiven Rechts die Bäume des natürlichen nicht. Da die meisten Regierungen zufällig entstanden und nicht durch richtige Folgen aus den allgemeinen Grundsätzen der Staatswissenschaft abgeleitet worden sind — so ist es wohl um so mehr begreiflich, warum das Staatsrecht fast überall ein Geheimniß, oder wenn's hoch kommt, ein Stückwerk ist, indem die meisten regierenden Herren sich nicht bloß von Dichtern und Rednern, sondern auch von Rechtsgelehr-

ten allerunterthänigst, treugehorsamst versichern lassen, daß alle Verbindlichkeiten bloß einseitig wären und für den Fürsten kein anderes Gesetz sey, als ein — furchtloses Gewissen, welches gemeinhin ein ganz ander Ding ist, als das Gewissen anderer ehrlicher Leute.

Es ist eine alte Behauptung, daß die erste und natürlichste aller Gesellschaften diejenige sey, welche man Familie nennt. Da indessen eine Familie Mann und Weib voraussetzt; so bin ich in dieser und vieler andern Rücksicht der Meinung, daß die eheliche, nicht wie sie jetzt unter uns existirt, sondern, so wie sie aus den Händen der Natur kam, die erste und natürlichste Gesellschaft sey, die theils stillschweigende, theils ausdrückliche Verabredungen zum Voraus setzt. Zu den stillschweigenden, oder solchen, die sich von selbst verstehen, gehört z. B.: daß der Ehemann sein Weib zur Zeit der Schwangerschaft und der Entbindung ernähren wolle, — zu den ausdrücklichen: ob auf Lebenszeit, oder auf wie lange dieses Band geknüpft sey, und wie es mit den Kindern gehalten werden soll? Da die Kinder vom Vater vorzüglich erhalten werden; so gebührt ihm dieserhalb zuerst und unmittelbar, und der Mutter wegen deren Wartung und Pflege zunächst und mittelbar Gehorsam, welches aber nur so lange dauert, als die Kinder sich selbst zu erhalten unfähig sind. Mit dieser Fähigkeit sind sie mündig, und gehen, wenn der Vater sie länger im Hause nöthig hat, mit ihm eine Vereinung ein, — und sind nicht von Natur, sondern nach getroffenen Verabredungen, Bürger seines Hauswesens. Die erste Gesellschaft ist also Verabredung, die man sich zwischen dem ersten Paare in der Welt denken kann und muß, — und die also den Menschen zum geselligen oder vernünf-

tigen Thiere adelt. Schöner Wink in der Mosaischen Geschichte! Ein einzelner Mensch, wenn gleich König unter den Thieren, so doch ein Geschöpf, das ohne Gesellschaft von seines Gleichen, nichts mit sich anzufangen weiß! — Nur durch Verbindung von Personen, die beide schon den Gebrauch des Verstandes haben, und unter sich Verabredung treffen können, entsteht eine Gesellschaft. Hätte sich Adam seine Eva erzogen, so könnte sich die erste Gesellschaft so vollständig nicht aus dem Paradiese datiren. Und wer kann sich entbrechen, auszurufen: Welch ein Vorzug gebührt der Freiheit! Sie ist die erste Offenbarung der Vernunft, und sie durch eine höhere Vernunft einzuschränken, ist der höchste Grad derselben, welcher der Mensch fähig ist. —

Die wohlthätige Natur hat den Menschen zu lieb, als daß sie ihn verziehen, und ohne Verdienst und Würdigkeit ihm Geschenke zuwerfen sollte. Er war nicht zum Spazierengehen im englischen Garten des Paradieses da. Seine Existenz allein hatte er ohne sein Zuthun, und mit ihr zugleich den Beruf zu arbeiten, und mit seinem eigenen Kopfe und mit seinen eigenen Händen sich zu erhalten. Die weise Absicht der Natur ist unwiderleglich, und die Bestimmung des Menschen zur Arbeit so gewiß, daß man eben sie und keinen andern Zweck zur Beförderung der Familien und nachherigen größern Staaten annehmen kann. Die Stufen der Arbeit sind: zur Unterhaltung, zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen, zum Wohlstande. Nur durch Arbeit lernt der Mensch sich und seine Kräfte kennen, sie in Gang bringen und anwenden. Jeder Mensch war verbunden, sich selbst zu unterhalten, seine Existenz fortzusetzen, oder sich auszuschaffen; und da hierbei von Seiten des weiblichen

Geschlechts natürliche Hindernisse sich in den Weg legten, da Krankheiten den Menschen zurücksetzten, in denen er zwar freilich weniger braucht, als in gesunden Tagen, indessen doch noch bei weitem mehr, als er in Anfällen der Krankheit sich zu erwerben in den Umständen ist; so sah er sich gezwungen, in Verbindung zu treten, und eine gemeinschaftliche Oekonomie anzulegen. Es giebt Arbeiten, die durchaus eine Mehrheit von Arbeitern erfordern, und die bei aller Anstrengung nicht Ein Mensch übernehmen kann. Es giebt Kräfte, welche man auf die Bewirkung körperlicher und in körperlichen Sachen anwenden muß, die einzelnen Menschen durchaus versagt sind. Auch hat dieser Mensch andere natürliche Neigungen und Fähigkeiten, als ein anderer, und daher verschiedene Lebensarten. — Mann und Weib, und nachher die Kinder, machten die erste Gesellschaft aus, und theilten ihre Arbeiten in der Art ein, daß jeder sich ein besonderes Fach zueignete, indem er durch Behändigkeit und Fleiß sich auszuzeichnen, bemüht war. — Die Natur verlangte durchaus, daß Niemand sich vom Schweiß des Angesichts ausschließen, sondern, daß vielmehr Einer für Alle und Alle für Einen arbeiten sollten, indem sie die Arbeit mit Segen, den Müßiggang aber mit Fluch belegte. — Gesundheit, frohes Herz und Schlaf (dieser hohe Wink zur Hoffnung eines künftigen Zustandes) waren mit Fleiß; — Krankheit, Mißmuth, üble Laune und Unruhe (ein trauriger Zustand, wo der Mensch weder wacht noch schläft) dagegen mit der Faulheit verbunden. In kleinern Verbindungen war man so gewissenhaft und naturgetreu, daß Niemand ohne sein ihm beschiedenes Arbeitsantheil blieb, und gewiß ist es der stärkste und redendste Beweis von einer vollkommenen

Staatseinrichtung, wenn Niemand ohne Beschäftigung ist, und wenn ein jeder sich selbst mit seinem täglichen Brot auch seine tägliche Arbeit zumißt. „Sich selbst," sag' ich, denn die Regenten versehen es gemeinhin, daß, indem sie die Selbstthätigkeit befördern wollen, sie solche wirklich einschränken. — Der Mensch ist geboren, sich selbst zu helfen, und es gehört eine äußerst feine Sorgfalt des Staats dazu, dem Menschen nicht vorzugreifen. Ich schließe diese Parenthese. Durch große Anstrengung der Leibeskräfte, oder durch List, wußten sich Einige gar bald einen solchen Vorrath von Erhaltungsmitteln zusammen zu häufen, daß mit dieser Ungleichheit die so deutlichen Gesetze der Natur übertreten wurden. Diejenige, welche mit der Zeit bei geselligen Verbindungen, in Hinsicht des Kopfs, in Anschlag kamen, privilegirten sich selbst von körperlichen Beschäftigungen, und empfanden bald so viel körperliche Schwachheiten, daß sie es selbst zugestehen mußten, die Rechnung ohne Wirth gemacht, und einen Theil ihres Daseyns, so nahe es ihnen gleich lag, übersehen zu haben.

Wenn die Arbeiten im Staate gehörig vertheilt, und Geistes- mit körperlichen Beschäftigungen wie Rechtens gepaart wären; so würde die Menschheit unendlich gewonnen, und eine Richtung erhalten haben, wozu die Natur die weiseste Anlage sich selbst gemacht zu haben scheint. Der Mensch ist aufrichtig gemacht; indessen sucht er viele Künste. Welch einen Wust von Grillen würden wir weniger haben, wenn der Gelehrte sich nicht von andern ehrlichen Menschen geschieden, sondern ein Herz und eine Seele mit ihnen geblieben wäre, wenn er über der Seele nicht den Leib vergessen, und da er diesen aufs Spiel setzte, auch jene verloren hätte. Alle

jene Schwünge der Einbildungskraft, die uns nur uns selbst entziehen, würden angemessener geworden, und der Mensch, ein Geschöpf aus Leib und Seele bestehend, geblieben seyn. — Es würde keine undankbare Arbeit seyn, eine Geschichte des Müßigganges zu schreiben; wenigstens würde sie die Kirchengeschichte der vorigen Zeit ziemlich getreu darstellen. Ich würde zu weit verschlagen, wenn ich mir Mühe geben wollte, den Nachtheil zu entwickeln, der aus der Absonderung unseres jetzigen sogenannten geistlichen Standes, der dem Volk seine Pflichten vorhält und einschärft, entstanden ist; obgleich ich überzeugt bin, daß dieser Zweig der Staatsbeschäftigung sehr leicht unter andere Staatsglieder vertheilt, und ihnen als Zugabe beigelegt werden könnte. Es sey mir genug, zu bemerken, daß der Staat, der jetzt unsere Rechte vertritt, und uns darauf aufmerksam macht, uns unser Eigenthum so schwankend gemacht hat, daß diese unsere Rechtsstellvertreter jetzt oft selbst nicht wissen, was Rechtens sey. — Wir vertrauten diesen Leuten den Schlüssel zu unserm Eigenthum, den sie aber oft so arg mißbrauchten, daß sie uns mittelst dieses Amts der Schlüssel das Unsrige heimlich entwendeten; oft verlegen sie diesen Schlüssel, und dann weiß niemand, woran er ist.

Wenn überhaupt außer dem Regierungsstande zwei Stände wären, Handwerker, die uns bekleiden, und Bauern, die uns ernähren, und alles übrige unter diese nach Zeit, Ort und Umständen vertheilt würde; — so würden wir bis auf jene Weisen, die den Höhen und Tiefen aller Dinge nachspürten, und deren es nur wenige bedürfen würde, alle übrige Staatsämter vertheilen, und eben dadurch mehr Licht und Wahrheit mit Kraft und

Stärke verbinden. — Das Volk, oder mindestens der größere Theil, würde zum Vermögen gelangen, zu bestimmen, ob Etwas unter der Regel stehe oder nicht. Er würde seine Urtheilskraft schärfen, und, wie einige Philosophen reden, unter Regeln zu subsumiren im Stande seyn. Unsere privilegirten Weisen würden mehr als jetzt dem Vorwurf entgehen, den Cicero dem Zeno aus Citium machte: „daß er nämlich, nicht sowohl neue Sachen, sondern neue Worte erfunden hätte;" sie würden weniger bloße philosophische Sprachmeister seyn, die Wortschätze kaufen, die ebenfalls von Motten und vom Rost gefressen werden. Der Mensch besteht aus Leib und Seele, und diese Zwei sind Eins; so sollte auch der Staat die für den Staat denkende und für ihn handarbeitende Klasse verbinden, und aus beiden Klassen Eins machen. — Selbst der Regierungsstand, jene Weisen gleichfalls würden nicht ganz ohne Handarbeiten bleiben müssen, um desto stärker und desto anhaltender sich ihren angewiesenen Geschäften widmen zu können. — Peter der Große brachte an einem Neujahr seiner Gemahlin einen Käse als ein Geschenk, das er im Schweiß seines Angesichts erworben hätte. „Da siehst du," sprach er, „daß ich dich unterhalten würde, wenn ich auch nicht Kaiser wäre." Wahrlich, dies Geschenk ist unschätzbar, und gewiß höher zu würdigen, als der größte Juwel in der ganzen Welt. — Schon dieses Zuges wegen verdiente Peter I. den Namen groß, den ihm Friedrich II. nur zu gern absprechen möchte. — Noch ist diese Sache indessen bei weitem nicht abgeurtheilt. —

Der Nordamerikanische Weise, Benj. Franklin, den man, so wie J. J. Rousseau, in allen National-

versammlungen als Bild und Ueberschrift aufstellen sollte, merkte in seiner Warnungstafel für diejenigen, welche nach Nordamerika sich begeben und dort ansiedeln wollen, an, daß es dort wenige und gar keine überflüssige Aemter, wie in Europa, gebe. Bei verschiedenen Nordamerikanischen Staaten sey es eine Regel, daß kein Amt so vortheilhaft seyn müsse, um dazu anzureizen, und ein Verlangen nach seinem Besitze zu erwecken. In Wahrheit, auf gemeine Kosten des gemeinen Wesens leben, ist unanständig, so viel sich auch manche Staatsofficianten auf diesen Vorzug zu Gute thun, und in der That, es entstand von jeher Eifersucht, Mißgunst, Neid, Gewaltsmißbrauch aus Staatsämtern, so daß von zwei Seiten eine Verstandes- und Willensaufklärung gewonnen wird, wenn man die Staatsämter einschränkt. — **Mon Dieu**, sagte Friedrich **II.**, als man ihm einen Etat zur Bestätigung vorlegte, **quelle foule de Calculateurs! Newton a calculé le ciel et la terre et n'en a pas eu un seul.** — Würde man wohl den größten Theil der sogenannten Vornehmen vermissen, wenn sie nicht in der Welt wären, oder würden wohl Staatsofficianten so sehr nach Titeln greifen, wenn in ihren Aemtern selbst gefühlte Würde läge? Nur saurer Wein braucht einen Kranz. Dergleichen Ausschweifung wird man mir noch oft zu gut halten.

Mit der ehelichen, und der durch sie vermehrten Familiengesellschaft, fing die Natur an; mit der Familiengesellschaft scheint sie auch aufhören zu sollen und zu wollen. Es ist das Schrecklichste, was man sich denken kann, bloß von der Gewalt abzuhängen. Denn wenn der Unterthan, es sey auf eine Art, die er will, sich mächtiger macht; so gehört ihm von Gottes Gnaden das

Reich, — und er hat selbst nach landesherrlich angenommenen Grundsätzen, die doch, da sie für die Gewaltigen gelten sollen, auch wider sie anzuwenden sind, das Recht, Regent zu seyn, — und den bisherigen Regenten seiner Gewalt zu entsetzen. Wenn man gehorcht, weil der Mächtige Gewalt hat: so ist der Befehlshaber Tyrann, und der Gehorchende Sklave, und nichts ist leichter, als daß sich das Blatt, und was noch übler ist, mit Recht umkehre; — denn der Tyrann würde doch wohl nicht mit Unrecht verlieren, was ihm weiland von Natur, und als Mensch nicht zukam; wenn aber der eine befiehlt, und der andere gehorcht, weil unter ihnen eine Verabredung getroffen ist, und weil die ihnen gemeinschaftlich gebührende Gewalt einem übertragen worden, so sind es Menschen, von denen es noch die Frage seyn kann: wer unter ihnen der vorzüglichere, der bessere, der nützlichere, der glücklichere ist? Adam hatte Gewalt über die Thiere, deren König er war, mit Eva war er gleich und gleich. — Wer Recht auf Gewalt gründet, versteht nicht, was Recht ist, oder singt dem ein Lied, dessen Brot er ißt. — Es kann Fälle geben, wo der Weise und der Thor wohl thut, diesen Punkt unberührt zu lassen. — Schriftsteller indessen müssen nie der Menschheit zu nahe treten, wenn sie nicht einer Sünde wider den heiligen Geist sich schuldig machen wollen. Philosophen können darum keinen Satz läugnen, weil er üble Folgen zu haben scheint; sie untersuchen vielmehr, ob diese Folgen auch wirklich gegründet sind, und dann mögen sie mit ihren Prämissen stehen und bleiben in Ewigkeit. Wer kann wider Gott! — Wer kann aber auch aus einer Spanne Zeit tausend Jahre beurtheilen? Das heuchlerische Läugnen könnte ja

in diesem Falle auch nichts ändern, und eher verschlimmern als bessern. Nicht allein der Schriftsteller (denn von dem wird es präsumirt), sondern auch jeder Fürstendiener muß bei aller Treue, die er seinem Herrn schuldig ist, nicht vergessen, daß der Fürst auch ein Diener des Staats sey, und daß der Fürstendiener als Mond, als Trabant des Fürsten auch mit der Sonne, mit dem Staate, in Verbindung bleibe und ihm sein Licht zu verdanken habe. Nur in so weit zeichnet sich der Fürst aus, in so weit er den Bürger im Menschen ehrt, der Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein — der Geist von seinem Geist ist. — Wehe den Fürsten, die Alles für sich, und wenn's hoch kommt, für den Schmuck und den Reichthum ihres Landes thaten — die aus der Noth eine Tugend machten und beiläufig der Menschheit erwähnten, um sich doch auch als Philosophen zu zeigen — wenn gleich sie gemeinhin à la Chesterfield unter den Königen Philosophen und unter den Philosophen Könige sind. Wehe den Fürsten, die unter dem Namen Vaterland ihr Allerhöchstes Selbst verbargen, und diese falsche Münze von Politik unter die Leute zu bringen wußten! — Den Klugen kann keine Sentenz blenden, wenn gleich sie noch so schön gedrechselt ist, — und doch geben sich viele Beherrscher nur selten die Mühe, ihren Anordnungen durch diesen Schein nachzuhelfen, vielmehr werden sie in aller ihrer Plumpheit, gemeinhin beim Hängen und Würgen eingeschärft. — Ich halte den König Friedrich II. für den größten unter allen Königen; allein ich getraue mir auch, behaupten zu können, daß er unter den Menschen sich mit einem andern Range zu begnügen geruhen werde, obgleich ihm der Ruhm eignet und gebührt, daß das

hohe Wort Menschenrecht nicht ein Consonant in seinem Staate war, und daß ihn kein Regentenfieber anwandelte, wenn seine Hausphilosophen über diesen Text vielleicht oft sehr zur Unzeit predigten. — Durch Denk- und Preßfreiheit warf er der seufzenden unterdrückten Menschheit nicht etwa einen Strohhalm oder ein schwankendes Bret zu, sondern er that mehr; — ob er ihr die Hand gereicht, will ich nicht untersuchen. — Den Johann Jakob Rousseau, obgleich er ein Freund seines innigsten Freundes (Mylord Marschal's) war, liebte der König nicht, allein ohne Zweifel nicht, weil er zu dreist das Prognostikon den Despoten stellte — und gewiß keiner der kleinen Propheten eines Volks war, in dessen Sprache er schrieb, ohne sich so auszudrücken wie dieses Volk, das mit einer andern Denkart auch einen andern Namen annehmen sollte. — Nein, weil er dem König, wie Shakespeare dem Voltaire, als ein berauschter Wilder vorkam; und das vergebe Gott dem Könige und seinem damaligen Beichtvater Voltaire! — Fürsten! ich weiß nicht, ob Friedrich II. unausnahmlich zu Eurem Muster vorzuschlagen ist, allein einzelne Züge von ihm sind herrlich und eurer Nachahmung nicht unwerth. — Wäre Friedrich II. Ludwig XVI., den man jetzt Ludwig I. nennen sollte, gewesen, man würde jetzt die Zeitungsartikel von Frankreich nicht so interessant finden — allein vielleicht würde Friedrich II., wenn er ein so vorbereitetes Volk als die Franzosen gefunden hätte, andere der Menschheit ehrenwerthe Schritte gethan haben. — In der That, Frankreich wird, so lange es heute heißt, bei Gelegenheit der gekränkten und hergestellten Menschenrechte zum Beispiel dienen. Denn es war mit diesem Staate der Fall nicht, daß man eine

Revolution wollte, weil man sie wollte, und daß eine jede Handlung, welche die Regierung begann, sie möchte gut oder schlecht seyn, einem verdächtig war und einen Beitrag zur Volksunzufriedenheit lieferte. — Diese Revolution ist arithmetisch und durch Zahlen, die das kälteste sind, was man haben kann, entstanden. — Rebellionen, die vom Magen ihren Ursprung haben, sind die übelsten, sagt Baco, und ich füge hinzu, die von kalter Vernunft geleitet werden, die lehrreichsten. Was ich hier von dieser Erlösung der Französischen Monarchie anwenden wollte, war die Regel: daß die Pflicht, Aufklärung weit und breit zu befördern, die heilsamste sey, welche Fürsten ausüben können. Nur die Vernunft kann Furcht und Wahn, die fürchterlichsten Empörer, besänftigen — und wer an den Gebrauch der Vernunft gewöhnt ist, und seine Urtheile tief aus der Natur und dem Geiste der Staatsverfassung herausschöpft, wird nicht durch Irrlichter der Aufwiegler sich verleiten lassen. — Man räth als Hausmittel wider Aufruhr an, jedes Haupt zu entfernen, an dem das Volk hängt. Fürsten, macht die Vernunft zum Haupt in Eurem Staat, und Euer Thron ist unerschütterlich! — Alle andere Arzneimittel, vorzüglich die sogenannten heroischen, sind mißlich, und oft gefährlicher, als die Krankheit selbst. — Ich will abbrechen, denn noch oft wird mir Frankreich zur Erläuterung dienen; ein Volk, das jetzt zwar aufhören wird, von den Deutschen äußerlich nachgeäfft zu werden (den inwendigen Menschen haben die Deutschen noch so ziemlich originell sich zu erhalten gewußt), das aber auch selbst darum schätzbar ist, weil Deutsche und Franzosen beide dabei gewinnen müssen. Dies ist Ein Fall, wo ich bei aller meiner Lobpreisung der Gesellschaft

dem Grundsatz beitrete: Ein jeder für sich, Gott für uns Alle! —

Der Mensch ist schwach und stark. Sein natürlicher Zustand ist ein Symbol seines politischen. Durch die Vereinigung von Kräften wird er großmächtig. — Als ein einzelner ist er ohnmächtig, kleinkräftig, er vermag wenig, und oft gar nichts, ist hinfällig und sterblich im singulari, — im plurali dagegen wird er zur Majestät, und ein Gott auf Erden, — trägt in mehr als einer Rücksicht Gottes Bild an sich, nach dem er auch geschaffen ward, — ist unsterblich, ewig dauernd. Man begeht einen groben Fehler, wenn man den Landesherrn Großmächtig nennt. Das Volk allein verdient diesen Namen, den es auch, wenn es nicht eine That- und Wortunrichtigkeit sich zu Schulden kommen lassen will, keinem, er sey wer er wolle, völlig abzutreten im Stande ist. Volksmächtig sollen regierende Herren heißen, und dieser Vorzug würde sie, da er in der Natur der Sache liegt, außerordentlich heben, wenn gleich er sie zugleich erinnern könnte, daß sie Alles vom Volk haben, was sie haben, daß sie eigentlich das Ebenbild des Volks tragen, und dieses das Ebenbild Gottes. In den Händen liegt die Ausübung der Gewalt; sie enthalten die Summe des körperlichen Vermögens, — und der Name Körper ist einem moralischen, einem Staatskörper, wo tausend und abermal tausend Hände sich verbinden, gemeinschaftlich zu wirken, — sehr angemessen und anständig. Diese in Eins gebrachte Hände setzen indessen, wie wir wissen, eine Verbindung voraus, und diese Verbindung eine Verabredung, eine Gedankenreihe, eine Verstandes- und Willensübereinkunft, und zwar eine solche, wo kein einziges Nein

leidlich war, wo lauter Ja sich fügten. — Dies Menschenkollegium (kein vernünftiges, mit Freiheit begabtes Wesen, keine Intelligenz hat sich schämen dürfen, ihm beizuwohnen), in dem man den erhabensten aller Gedanken thätig faßt, daß die Mehrheit der Stimmen heilig seyn, als göttliche Offenbarung oder Anordnung angesehen, und angenommen werden sollte, ist das größte, was man sich denken kann. — In einer Angelegenheit, bei der man keinen selbst eigenen Antheil nimmt, kann man freilich eine gänzliche Uebereinkunft leichter erwarten; indessen scheint in der Englischen Justizpflege mir doch etwas fehlerhaftes zu seyn: daß die Geschwornen gleichstimmig seyn müssen, — denn wie selten wird dies die Folge der Ueberzeugung seyn? — oder um mit einer philosophischen Schule zu reden, wie selten werden die objektiven Gründe der Erkenntniß, zugleich subjektive Bestimmungsgründe des Fürwahrhaltens seyn! Auch in der Preußischen Monarchie giebt's, wie ich zuverlässig weiß, Fälle, wo eine negative Stimme die ganze Sache rückgängig macht, und ich gestehe gern, daß ich diese Einrichtung nicht zu billigen, und ihren Grund nicht zu fassen vermag. Gern kann ich zugeben, daß es in vielen Gerichtshöfen den Parteien am besten gerathen wäre, wenn die Minorität die Oberhand hätte; allein dies ist nicht eine Widerlegung meiner Behauptung, sondern ein Beweis, wie schlecht diejenigen, denen die Justiz- oder andere Pflege obliegt, diese ihre Pflicht beherzigen. —

Man sollte, um jener ersten denkbaren Stimmübereinkunft ein immerwährendes Dankfest zu feiern, die Pluralität als etwas Heiliges überall ansehen, und nichts an ihr künsteln lassen, um nicht der Tyrannei zum Schleichhandel Gelegenheit zu eröffnen. Vox populi, die

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

Volksstimme, das heißt die Pluralität, ist **Vox Dei**, die Stimme Gottes. — Soll die Pluralität gelten, so müssen Stimmen gezählt werden, und jeder seine Stimme abgeben, und zum Worte, zuvor aber auch zum Gedanken kommen. Ein Urtheil erfordert Kenntniß der Sache, so weit sie den Menschen im Durchschnitt möglich ist. Nicht in der Uebereinstimmung der *Meinung* der meisten Menschen, sondern in der Uebereinstimmung des *Urtheils* der mehresten, liegt die Pluralität. Nicht in dem, was sie sagen, sondern was sie sagen würden, wenn sie unterrichtet wären. Dieser Ueberschlag wäre indessen im mehrsten Haufen mit vieler Gewißheit zu treffen, — auch wenn er schwiege. Warum aber dieser Glücksgriff, da jene Aufklärung so wenig kostet, und da ohne die Beistimmung des Verstandes der mehresten im Volke, das Gesetz keine Konsistenz hat und haben kann? Auch der gemeinste Mann, wenn man ihm immerdar landesväterlich versichert, daß etwas zum wahren Wohl des Staats gereicht, wird, wenn er nie Früchte von dieser blätterreichen Versicherung sieht, zuletzt *der* Sache überdrüssig werden, und so die Gesetze abschütteln, wie viele den Vernunftglauben abschütteln, weil ihnen das Positive so unglaublich aufgedrungen wird. Traurige Beispiele liegen am Tage.

Jene Verstandes- und Willensübereinkunft, wo indessen die Mehrheit der Stimmen entscheidet, müßte man, da sie den Staatskörper regiert, die Staatsseele nennen; und so besteht eine jede Gesellschaft, wie jeder einzelne Mensch, aus Leib und Seele! — Unerhört schwierig würde es freilich seyn, bei einem jeden Vorfall die Staatsseelen zu versammeln, um die Stimmenmehrheit heraus zu bringen; auch würde, da es so viel ähnliche und

gleiche Fälle giebt, diese Seelenversammlung sehr oft ohne allen Nutzen angestellt werden, und die edle Zeit, die der Pluralis der Staat, dem Singulari dem Bürger, nicht ohne dringende Noth entziehen kann, verderbt werden; aus dieser Rücksicht beschloß die Seelenversammlung, sich einen Stellvertreter zu nehmen, und dieser heißt: das Gesetz. Da das Gesetz eine Summe des intellektuellen Menschen ist, und die Geistesfähigkeit jedes Einzelnen so weit übertrifft; da es nichts kleineres als das Beste des ganzen Volks beabsichtiget; so ist es etwas Uebermenschliches, etwas Göttliches. — Ein Gott spricht im Gesetz, und es scheint der Würde desselben angemessen zu seyn, wenn es den befehlenden Ton annimmt; wenn gleich es im Grunde, wie ich bald mich näher erklären werde, nichts weiter ist und seyn kann, als guter Rath — der, wenn er nicht befolgt wird, nicht aus Rachbegierde, sondern seiner Natur nach schon straft, und diese Strafe des Allgemeinen wegen, auch durch sichtbare Zeichen an den Tag legen muß. — Da die Gesetze Geist aus Geist geboren und göttlich sind — so ist es wohl kein Wunder, daß man mit ihnen oft und viel Abgötterei getrieben hat. — Um dieses noch deutlicher zu zeigen — (ich schreibe ein Volksbuch) wiederhole ich, daß es ein Gesetz giebt, welches alle Menschen gleich verbindet, sie mögen diesen oder jenen Staatskörper, diese oder jene Staatsseele ausmachen. Dieses Gesetz, welches in der Natur des Menschen, er betrachte sich einzeln oder in Gesellschaft, liegt, und von dem man sagt, es wäre ihm ins Herz (eigentlich in die Vernunft) geschrieben, — dieses Gesetz, das allen Völkern zum Muster, zur Grundlage ihrer kleinern Gesellschaften gedient hat nnd dienen kann, gab Gott selbst durch die

Vernunft so unwiderſprechlich, so unwiderruflich, so ewig, daß es von Adam an immerdar gilt und gelten muß, so daß Gott ſelbſt es nicht ändern darf, und zu ändern vermag. Hier iſt keine Stimmenſammlung nöthig. Alles iſt Ja und Amen. Da nun dieſes originalgöttliche Geſetz die Grundlage aller Geſetze war, und manches Volk, das ſich durch vorzügliche Seelenkräfte auszeichnete, hiervon eine ſehr glückliche Anwendung auf ſeinen beſondern Zuſtand zu machen wußte; ſo geſchah es, daß man, ohne auf Ort und Stelle zu ſehen — aus Aberglauben, und der mit ihm ſo nahe verwandten Faulheit, den Gott eines andern Volks anbetete, oder das Geſetz einer andern Geſellſchaft, ſo unpaſſend es gleich oft war, einführte. — Dieſer Umſtand ward geichfalls nur zu oft die Urſache der Tyrannei, indem man das Volk von allem Nachdenken entwöhnte, und ihm mit der Zeit den Wahn beibrachte, das nach dem Willen und Eigennutz der Tyrannei abgefaßte oder abgeänderte Geſetz ſey ſo, wie jenes, vom Himmel gekommen. — Gewinnſüchtige Prieſter wußten dies dem Volk ſo begreiflich und annehmlich zu machen, daß Niemand einſt auf den Gedanken fiel, oder nur die Ahnung hatte, daß es anders ſeyn könnte. Dieſe Geſetzabgötterei iſt um ſo ſchädlicher, als es in der Natur des Menſchen liegt, das Volksgeſetz nach der Beſchaffenheit des Volks einzurichten. Der Stifter der chriſtlichen Religion eröffnete ganz andere Geſetze als Moſes. In der moſaiſchen Sittengeſchichte ſchuf er einen Geiſt, und legte ihm einen Verſtand unter, der den zeitherigen Verehrern dieſes Geſetzes noch nie eingefallen war. Nach der Aufklärung eines Volks an Verſtand und Willen müſſen ſich auch ſeine Geſetze richten, und wenn ich gleich allerdings glaube, daß ein

großer Theil der Gesetze gleich beim Anfange auf eine ewige Dauer angelegt werden könne und müsse; so giebt's doch auch einige, die auf Zeit und Umstände warten; hiervon ist das Staatsrecht nicht ausgenommen. Denn wenn sich diese politische Einrichtung durch Sittenverbesserung und Vernunftswachsthum verändert, so bildet sich eine andere Staatsorganisation. Dieser Staat braucht Vormünder, jener Kuratoren, ein dritter rathende Verwandte, und ein vierter nur Gewissen! — Dieses ist eine Gottesregierung, die das höchste ist, was man sich denken kann. Wären wir da! Alle edle Menschen weissagten von dieser Zeit. — Gemeinhin sagt man: daß alsdann Eine Heerde und Ein Hirt seyn wird. Außer dem Staatsrecht gehören verschiedene Rechte zu den abänderlichen, welche aus besondern Arten des bürgerlichen Lebens entstehen. — Man sagt, daß man in allen Sprachen zuerst die Schimpfwörter lerne, als woran nun wohl nicht die Erbsünde, sondern der Ton der Gesetze Schuld ist, die immer mit den Menschen, als wären es eitel Schelme, umgehen. — Es wird denn doch aber einmal die Zeit kommen, daß die Menschen aus dem Gesetz zum Evangelium gelangen. Auch wenn die Mittelmäßigkeit das Loos der Menschen wäre, müßten die Gesetze im Wesentlichen und Formellen sich ändern, und einen andern Ton annehmen.

Ich spräche am liebsten vom Gesetz und nicht von Gesetzen; denn so viel es ihrer gleich giebt, man mag die natürlichen oder willkührlichen Gesetze rechnen; so sind sie doch so verbunden, daß Alles nur Eins ist. — Man kann mit Wahrheit sagen, daß, wenn ein Punkt übertreten wird, das Ganze übertreten sey. — Das Schwerste bei der Gesetzgebung ist eben, dies Ganze

und diese Uebereinstimmung zu bewirken, die so in einander paßt, als wäre es gegossen, oder wäre es die Arbeit eines Tages, einer Stunde, eines Augenblicks. —

Was ist denn aber die Hauptabsicht bei der Volksstiftung, bei der Menschenverbindung und bei der Unterwerfung unter das Gesetz, wodurch man eine wilde Freiheit opfert, um eigentlich recht frei zu werden, wodurch man, indem man dem Ganzen gehorchet, eigentlich sich selbst gehorchet, und dadurch, daß man Alles abtritt, nicht nur sich selbst behält, sondern Alles in Allem gewinnt, — wodurch man sich selbst bezwingen, sich an Gesetze gewöhnen, oder der Vernunft zu folgen lernt, wodurch der Mensch vom Bürger unterrichtet wird, Mensch zu seyn, und statt menschlich, „oder eigentlich thierisch" frei zu seyn, bürgerlich oder vernünftig frei ist? — wodurch man Geistes- und Lebensmängel einzelner Glieder so ebnet, daß Alles gleich wird. Die bürgerliche Freiheit ist sonach über die natürliche eben so weit erhaben, als es die bürgerliche Gleichheit über die natürliche ist.

Die erste Absicht der Menschenverbindung war denn nun wohl freilich nicht, aus der Sklaverei der Begierden zur Freiheit, die in Beobachtung des Gesetzes besteht, zu gelangen, aus einer niedern in eine höhere Schule zu kommen; sie war, sich und das Eigenthum, als einen Anhang seines Ich's zu sichern. Ich begreife es nicht, wie es den regierenden Herren einfallen könne, sich Besitzer von dem Complexu des gesammten Eigenthums zu nennen, das sie Namens des Volks schützen und sichern sollten — und läugne es nicht, daß, wenn gleich die alten Regenten sich Könige der Nation nannten, der sie

vorstanden, mir doch dieser Name auch nicht angemessen dünke. König der Franzosen? Ist das nicht fast mehr als König vom Lande Frankreich? — König Friedrich II. nahm einige Jahre vor seinem Tode den Namen: König von Preußen an, nachdem sowohl er, als seine zwei königlichen Vorgänger Könige in Preußen geheißen hatten. König in Frankreich wäre, dünkt mich, weit sachangemessener, als König der Franzosen.

Zwar ist es nicht zu läugnen, daß man nicht nur sich, sondern auch das Seinige Allen zusammen abtritt, wenn man ein Volk ausmacht; allein dies geschieht nur bloß, damit unsere Personen und unser Besitz geheiligt, rechtmäßig und rechtskräftig werde. Das Ganze leistet jedem Einzelnen Bürgschaft, seine eigene Person und sein Eigenthum zu schützen. Man giebt ihm sich selbst, und Alles, was man hat, und es nimmt nichts, sondern verstärkt nur, was es scheinbar erhält. Es giebt die zweite Auflage vom Menschen, in der Gestalt des Bürgers, vermehrt und verbessert heraus. Mehr, als was der Mensch braucht, konnte er sich doch im Naturstande nicht füglich zueignen; und was hat er nicht dadurch, daß er Bürger ward, erhalten! — Freilich gehört dem Bürger nur erst Alles von Gesellschaftswegen; es gehört ihm so, daß das Vermögen des Ganzen durch sein Vermögen nicht leidet — er muß dem Ganzen nachstehen; allein, was hat er von dieser Unterordnung zu fürchten? er, der im Ganzen Sitz und Stimme hat, und ohne den das Ganze nicht das Ganze wäre. — Der Vorwurf, den man dem Gesetz macht: daß es nämlich nur dem förderlich und dienstlich sey, der Etwas habe, — hebt sich von selbst, indem auch der Aermste sich selbst hat. — Er selbst ist mehr als Alles, was außer ihm ist — und wenn

er sich selbst besitzt, kann er leicht über kurz oder lang zum Eigenthum kommen, als wozu der Staat dem Einzelnen Gelegenheiten eröffnen muß, wenn er nicht seinen eigenen Vortheil verkennen will; — der Volkswille hat Gleichheit zum Wahlspruch, der einzelne Wille geht auf Vorzüge aus.

Es gehört viel Kunst dazu, diese sich entgegen arbeitenden Bestrebungen im Staate ins richtige Verhältniß zu bringen. Eine völlige Gleichheit der Stände ist nicht nur moralisch unmöglich, sondern auch schädlich, und Vorzüge, die man Einzelnen, es sey durch Vermögen oder Standeserhebungen zuwendet, bahnen den Weg zur Aristokratie. — Die Bürger wollen selbst nicht in den Stand der Gleichheit und der Natur zurück, aus dem sie sich der Ruhe und Sicherheit halber herausgesetzt haben; allein sie wollen auch nicht unmittelbar unter Menschen stehen. Sie Gesetzen zu unterordnen, ist das beste Mittel, und, wenn diese keinen andern Unterschied, als zwischen Bösen und Guten, zwischen Gerechten und Ungerechten machen, so ist dieser Gordische Knoten gelöst und nicht zerhauen.

Der Wille des Menschen ist wandelbar bis zum letzten Lebensseufzer, sagt man in der Lehre von Testamenten, und da es unmöglich ist, zu wollen, daß man nicht wollen wolle, und seinen Willen abzutreten; so hört der Bürger auf, ein Mensch zu seyn, der auf seinen Willen Verzicht thut. — Ein Volk, das Gehorsam ohne alle Punkte und Klauseln gelobt, ist kein Volk mehr; sein politischer Körper, wie seine politische Seele, ist todkrank, und wenn beide gesund zu seyn wähnen, so ist es desto übler, weil sie, durch falsche Vorstellungen hingehalten, sich dann nicht schonen. —

Das Beste in dieser Verfassung ist — sterben — denn in der That, es ist an sich lebendigtodt. — Macht kann zwar ein Volk abtreten; nur nicht seinen Willen. Wer diesen veräußert, macht einen ungültigen Kontrakt; denn er wußte nicht, was er that, und es liegt eine Naturnullität in dieser Verbindung. Eher konnte sich la Mettrie um die vacante Atheistenstelle bei Friedrich II. und ein Kandidat anderer Art um die Anwartschaft auf das Rhinoceros am Französischen Hofe im Ernste bemühen, als ein vernünftiger Mensch sich so herabwürdigen! Wie könnte über diesen praktischen Gottes- und Menschenläugner, über diesen Menschheits-Atheisten, Restituit te populus ausgesprochen werden! — So lange die Menschen vernünftig handeln, kann man zum Voraus annehmen, daß sie das Beste bezwecken werden, und zu dieser Vernunftsanwendung sind die Menschen leichter zu bringen, als man es denken sollte; indessen würde ich aller Geschichte und aller Erfahrung widersprechen, wenn ich die Volksstimmenmehrheit, wie sie oft ausfällt, allemal fürs Beste ausgeben wollte. Ist denn aber dieser Stein des Anstoßes und des Zweifels, wodurch man mir den Weg vertreten will, nicht zu heben? Mich dünkt, daß er schon gehoben sey. Man berathschlage sich mit Sachkenntniß, und dies ist nicht durch Reden, sondern durch Vorstellungen, durch Aufklärung zu veranstalten. Dispüte, wo man für und gegen ist, Zweifel und Auflösungen leisten hier gute Dienste, und unterrichten das Volk, ohne daß es in die Schule geht. — Whigs und Torrys, wenn es bei Worten bleibt (und dafür muß und kann gesorgt werden), sind hier nützliche Personen. Die Geschichte jedes Zeitalters giebt Beispiele von Verleitungen und

Vorspiegelungen des Volks, die gewiß vermieden wären, wenn man dasselbe in Zeiten gewarnt, und ihm die wahre Lage der Sache angezeigt hätte. Oft macht man Parteien, um durch diesen Schleichhandel die Stimmen zum Voraus zu gewinnen; allein so wie durch Aufklärung, durch allmälige unmerkliche Belehrung, durch Belehrung von sich selbst, als ein wahres Universalmittel in der moralischen Welt, auch diesem Uebel vorzubeugen ist, so wird der Staat schon Wege finden, einem jeden status in statu zuvorzukommen. Die Bibliotheken locken zum Lesen, aber sie erschweren oft das Denken. Der Umgang befördert den Umlauf der Ideen, und benimmt den ernsthaftesten Studien ihre Abschreckung: die Beschäftigungen mit Subtilitäten und Haarkleinigkeiten nutzen den ersten und besten Kopf ab, und rauben dem gemeinen Mann alle Lust und Liebe zum Dinge. Man mache, mit Weglassung der Prologomene, dem Volk das allgemeine Interesse begreiflich; so wird es nicht wie ein Rohr, von jedem Winde zur Rechten oder Linken schwanken. Man lehre es nicht bloß auf das flüchtige Sichtbare, auf das falsche Gegenwärtige sehen — sondern auf verborgene Gefahren und entfernte, versteckte Uebel. — Man fordere es auf, nicht die Sinne bloß, sondern auch den Verstand, nicht die untern, sondern auch die obern Seelenkräfte zu gebrauchen. — Man flechte jeden Bürger in Staats-, in öffentliche Geschäfte ein, und er wird wissen, was zu thun ist. Die guten Leute, welche die Aufklärung bei der Religion anfingen, zogen der guten Sache einen so großen Nachtheil zu, daß das Wort Aufklärung selbst mit genauer Noth der Achtserklärung entging. Fangt mit der Menschen-, mit der Naturgeschichte an, und ihr werdet der guten Sache und

euch wohlthun. Ehe das Volk zu diesem Grade der Gesetzeinsicht gekommen ist, laßt Alles lieber beim Alten. Zerstört nicht früher, als ihr neu aufbauen könnt, und tröstet euch mit dem Senfkorn, aus dem ein großer Baum wird. — So lange nicht fast so viel Stimmen als Menschen sind, so lange die Stimmenmehrheit nicht das Resultat der gemeinschaftlich angestrengten Vernunft, sondern das Resultat der unangestrengten Faulheit, des kurzsichtigen Eigennutzes und der offenbarsten Unvernunft ist; so lange ist es das Beste, sich in die Zeit zu schicken! Heil uns, daß unser Loos in einen Zeitpunkt fiel, wo man je länger je mehr das gesellschaftliche Band, nicht für eine eingegangene Verbindung eines höhern, vom Himmel gekommenen Geschöpfs Eines Uebermenschen — mit einer Anzahl im Staube liegender Sklaven ansiehet, sondern als eine Verbindung des Volks unter einander, des Ganzen mit jedem seiner Glieder; als eine Verbindung, die man um desto lieber einging, als man im Stande der Natur, in theils größern, theils öftern Unannehmlichkeiten und Seelen-, Leibes- und Gemüthsgefahren verwickelt werden kann, als im bürgerlichen Staate. Was will man mehr? Ist im Staate, er sey von welcher Form er wolle, Achtung für die Gesetze; so ist die natürliche und bürgerliche Freiheit noch nicht in den letzten Zügen. Erlaubt der Staat noch frei zu schreiben, so können Mißbräuche gehoben werden. — Gelten nicht lettres de cachêt, sondern wird nach bewährten Förmlichkeiten verfahren, so hat es noch keine Gefahr. — Wer sein Leben und sein Vermögen durch andere erhalten will, muß auch Muth haben, es für andere aufzuopfern. Eine Liebe ist der andern werth. — So lange der Monarch nicht Krieg anfängt, um die Zeitungen in Athem

zu setzen und interessant zu machen, und sich den Namen Groß durch Bürgerblut zu erkaufen; so lange die Waffen wider bundbrüchige Nachbarn gebraucht werden, und der Bürger von ihnen nichts zu befürchten hat; so lange der Soldat seinen Ernährer, den ruhigen Bürger, in Würden und Ehren läßt, und ihn nicht zur Friedenszeit zur Uebung bekriegt; so ist es so leicht nicht zu ändern. —

Wenn nun aber die Ursache, warum die Menschen aus Menschen Bürger geworden, die Sicherstellung ihrer eigenen Person und ihres Eigenthums ist, und

wenn es, wo nicht unmöglich, so doch nicht rathsam ist, daß die Staatsseele sich bei einem jeden Falle versammelt, um über ihn Beschlüsse zu fassen:

wenn das Volk hierzu weder dem Körper noch der Seele nach zu aller Zeit aufgelegt ist;

so hat das Volk kein dringenderes Geschäft, als solche Einrichtungen zu treffen, daß auch ohne diese Versammlungen und Weitläufigkeiten die geschaffene Welt des Staats erhalten werde, so sind Stellvertreter nöthig, und diese sind Gesetze, sind das Resultat, welchem überall, wenn vom Staate die Rede ist, das dritte Wort gebührt. Gesetze müssen ohne Ansehen der Person gemacht, und so auch angewendet werden. — **Leges sunt inventae, quae cum omnibus uno atque eodem ore loquerentur**, sagt Cicero. Die Gesetze sind erfunden, damit eine und dieselbe Sprache gegen Jedermann geführt werde. Sie ebenen Alles im Staat, und trennen nur, was zu trennen ist. Das Bild der Nation, ihr Geist lebt, schwebt, und ist in ihrem Gesetzbuch. — Es ist die Seele des Staats; und wohl seinem Körper, wenn es eine gute Seele ist, die ihn beherrscht. Gesetze

sind das Heiligthum der Menschheit, der Unschuld, und das Organ der Wahrheit — die Schulbücher Gottes.

Der Gegenstand der Gesetze ist nie ein einziger Fall; es schließt alle Fälle dieser Art in sich. — Der Gegenstand des Gesetzes betrachtet die Staatsbürger im Ganzen und das Volk, nie aber einen Einzelnen oder die Handlung eines Einzelnen. Es kann noch weniger als der Richter die Person ansehen. Es ist der Gott der Nation, der jedem ehrwürdig ist, und der Verstand Aller.* Das ganze Volk sollte Gesetz geben. Dies wissen selbst Despoten und Alleinherrscher und begehen daher auch das Formale bei der Gesetzgebung, indem sie das Volk oder die Stände desselben und seine Bevollmächtigten zu ihrer Beistimmung auffordern. Friedrich II. hat sogar auf Veranlassung seines Großkanzlers von Carmer die ganze Welt eingeladen, über einen Gesetzentwurf zu urtheilen, doch gab er keinem Votanten eine entscheidende, sondern nur eine consultirende Stimme, auch legte er ihm schon einen Entwurf vor, und Regeln, nach denen er die Beurtheilung einrichten mußte. Wahrlich, bei allen diesen nicht ganz unbilligen Einschränkungen ein untrüglicher Beweis, daß Friedrich II. trotz d'Alembert und Voltaire wußte, was das Volk sey; nur daß er es oft nicht wissen wollte, und Witz und Geschichte, und tägliche Erfahrung genug hatte, ad oculum zu demonstriren, daß die Menschen vor der Hand als Zuchtmeister, ohne Beherrscher mit sich nichts anzufangen wüßten. Dem Alleinherrscher gab er vor allen andern Regierungsarten darum seine Stimme, damit schnelle und richtige Entschlüsse gefaßt werden können. Freilich hätte er in seiner eigenen Sache nicht mit votiren, noch auch von sich

auf andere schließen sollen; wären indessen d'Alembert und Voltaire Könige gewesen, würden sie nicht eben so wie Friedrich II. gedacht haben? Wenn ich Einen wüßte, der Johann Jakob geblieben wäre, so wäre es Rousseau, der so wenig ein roher Naturmensch war, daß ich in ihm den feinsten Bürger verehre, den je Herz und Kopf hervorgebracht hat. — Jammer und Schade, daß er die dreizehn nordamerikanischen Freistaaten, und die jetzige Revolution in Frankreich nicht erlebt hat. — Jetzt hätte er ohne Zweifel gefunden, wo er sein Haupt ruhig hinlege. — Sollte man nicht die Gesetzgebung oft bloß darum so unerhört schwer und übermenschlich dargestellt haben, um den Glauben an schon vorhandene Gesetze zu stärken? — Plato lehnte zwar den Auftrag eines Gesetzgebers ab; allein er gab zur Ursache an, daß es schwer sey, so glücklichen Leuten Gesetze zu geben; und wenn wir Gesetze nicht, wie sie oft vorgestellt werden, als Arzenei, sondern als tägliches Brot ansähen; so müßten die Schwierigkeiten so ziemlich dadurch gehoben werden, weil wir schon so vortreffliche Gesetze in uns, und neben ihnen einen so unbestechlichen Richter haben — ich wenigstens kann die gesellschaftliche Gesetzgebung unmöglich als ein Werk ansehen, das beinahe eine Eingebung erfordere. Montesquieu behauptet, daß der Gesetzgeber sich nicht so sehr verläugnen könnte (3tes Buch, 19tes Kapitel), um nicht Etwas von Sich selbst, von seinen Vorurtheilen und Neigungen in sein Gesetz auf- und anzunehmen. Freilich, wenn er Gesetzgeber heißt, ohne es zu seyn, so wird er oft ganz und gar, oder nach Seele und Leib, oft nur in leichtern Zügen, im Gesetz angetroffen werden, und das Gesetz sein Abdruck seyn. Wenn er aber

aus der Natur des Menschen und der Gesellschaft mit Redlichkeit und Einsicht schöpft, was wird seinem Gesetz mangeln? was für Aeußerungen der Erbsünde, was für Aufwallungen von eigenem Fleisch und Blut können sich dann noch einschleichen? besonders wenn die Gesetzgebung nicht an Eine Person gebunden ist, sondern der Verstand und Wille in plurali sich diesem Geschäft mit unterziehen. Auch Rousseau behauptet: den Menschen Gesetze zu geben, würden Götter erfordert; ziert denn aber die Menschheit nicht auch den Gesetzgeber nur gar zu sehr? und warum sollte der Gesetzgeber Leidenschaften kennen, ohne ihnen unterworfen zu seyn? Seine Kenntniß der Leidenschaften wird uns für ihn bürgen; — ich gehe noch weiter. Man muß ein Mensch seyn, wenn man für Menschen Gesetze geben will. Man muß ein Mensch seyn, wenn man Menschen richten will. Vor Gott kann kein Mensch bestehen, und es ist eine schöne Idee, wenn der Stifter der christlichen Religion als Weltrichter vorgestellt wird, der wohl wußte, wie weit der Mensch es bringen kann, und was ein ehrlicher Mensch zu thun im Stande ist. Sollte es denn nicht Menschen geben, die sich über Privatrücksichten zu erheben verständen, und der Gesetzgebung eine menschmögliche Reinheit und Heiligkeit beizulegen im Stande wären? — Eine gute Gesetzgebung geht zu sehr ins Allgemeine, als daß sie je durch das Individuum des Gesetzgebers entheiligt werden könnte. Ob ein Fürst Gesetze geben könne, und ob Lykurg wohl daran gethan habe, seine Königswürde erst niederzulegen, ehe er Gesetze entwarf? — ist eine Frage, die sich selbst beantwortet, denn es kommt auf den Umstand an: ob ein Fürst in sich den Fürsten vergessen, und nur bloß den Menschen

geltend machen könne? Demaratus sagte: „In Sparta sind die Gesetze mächtiger als die Könige;“ giebt es Fürsten, die, wenn sie Gesetze geben, den Menschen in sich mächtiger machen können, als den Fürsten? In Hinsicht der gesetzgebenden Bürger hat es keine Noth; denn sollten diese den Bürger zu Athen nicht so tief vergessen können, daß sie sich bloß als Menschen und als Welteinsassen zu denken im Stande wären? Wir haben schon so viel schöne und erhabene Selbstaufopferungen gesehen, daß es Schande und Schade wäre, diesen Glauben an die Würde der Menschheit aufzugeben. — Nur unter Völkern, die mit Mysterien hingehalten wurden, war die Gotteslästerung nöthig, Menschensatzungen durch Hokuspokus zu Götterausſprüchen zu erschwarzkünsteln, Menschen zu vergöttern, und Götter zu vermenschlichen, damit das Volk geduldig trüge, was ihm ohne seinen Verstand und Willen in Anschlag zu bringen, was ihm, ohne selbst eigene Einsicht, zu leisten aufgebürdet ward. Hätten die Gesetzgeber ihre Gläubigen zu Menschen erhoben, und ihnen nicht das Menschenrecht im falschen Spiel abgenommen; sie hätten keiner Volkstäuschung bedurft, um glücklich, das heißt sicher zu regieren. — In der That, es ist eine traurige Lage, wenn der Regent, der der Sicherheit der Staatsbürger halber da ist, sich selbst so unsicher ist, daß er nach Strohhalmen greifen muß, um sich zu retten. Gesetze sind gemeinhin dergleichen Strohhalme — wodurch dieser heilige Name entweiht wird; — der Bind- und Lösesschlüssel höchst eigener Willkühr ist hier gleichohnmächtig. Fürsten, ehrt die Menschheit und ihre Rechte, und nie werdet ihr in diese Tyrannenunsicherheit verfallen! — Auf Urkunden, auf Makulatur von Brief

und Siegel der Vorzeit setzt es nicht aus; denn die Menschenrechte sind zu leserlich einem Jeden ins Herz geschrieben. — Da Brief und Siegel wider die Gewalt, und wenn's hoch kommt, die Ränke der Tyrannen nicht schützen können; so wäre es grausam und mißlich, wenn es bloß auf dergleichen Verbriefungen ankäme. — Die gesunde Vernunft und nicht historische Beweisthümer entscheiden, wenn von Menschenrechten die Rede ist. Es war eine Zeit, wo die Bewilligungen das allgemeine Mittel waren, das Gleichgewicht zwischen Regierung und Ständen zu erhalten; indessen widerlegten stehende Armeen auch dieses **Argumentum ad hominem**, und schlugen die bürgerliche Freiheit so in die Flucht, daß die Macht des Regenten über die Rechte der Menschen und der Bürger siegte. Ein schrecklicher Sieg! — Getrost, unterdrückte Menschheit! wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen! von jeher gab es Regenten, die der Vernunft Gehör gaben, und Heil ihnen, denn sie sind werth, das Land zu besitzen und ihre Namen ewig werth, im Volke genannt zu werden! Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; allein gebet auch Gott, was Gottes ist. — Der Mensch kann nicht seine Rechte vergeben, wenn er auch wollte, — und die Fürsten müssen über kurz oder lang erfahren, daß Unrecht nicht gedeihe, daß bei Kränkung der Rechte der Menschheit ein Gott sey, der da richte, und daß die Vorsicht einen Plan mit dem Menschengeschlechte durchführe, und dasselbe oft schon zum Voraus schadlos halte. Dem Auge des Beobachters kann hier vieles nicht verborgen bleiben. — Jede Revolution ist schrecklich, und gefährlich dem befehlenden und gehorchenden Theile im Staate. — So wie diejenigen, welche eine Revolution anfangen,

mit Recht bestraft werden, weil sie eine Verfassung aufheben, ohne sogleich eine andere in ihre Stelle setzen zu können, weil sie aus einem Stande mindestens scheinbarer Ruhe einen Stand offenbarer Unruhe machen; — eben so lehrt die Geschichre das traurige Ende der Despotie in mehr als einem Staate. Gesetze machen den Bürger. Das meiste was ich über diesen Grund und Boden der Staaten zu sagen habe, wird sich in der Folge eindrücklich sagen lassen, indem ich noch Gelegenheit haben werde, die Unschicklichkeit der Vereinung der gesetzgebenden und gesetzvollstreckenden Gewalt zu zeigen, die, wenn sie im Monarchen geschieht, um so mißlicher wird, als er gemeinhin, und in den Hauptfällen, Richter und Parthei ist. — Schon als Gesetzgeber ist der Monarch Parthei, und er ist nicht Herr seiner Worte mehr, sobald sie Worte des Gesetzes sind. Montesquieu bemerkt im 17ten Kapitel des 3ten Buches, daß Richter und Privatpersonen, bei entstandenem Zweifel, die römischen Kaiser wegen des Gesetzes befragen konnten; die Antwort hieß ein Rescript. Allein er führt auch ganz richtig an, daß diejenigen, welche auf diese Weise Gesetze begehren, nur schlechte Wegweiser für den Gesetzgeber wären, und daß der Vortrag fast immer in dergleichen Dingen partheiisch und verführerisch sey. — Und wäre er der beste, der angemessenste; so würde der Monarch doch schon in den meisten einzelnen Fällen, anstatt Gesetze anzuwenden, Gesetze zu erschaffen haben. — Weit besser ist's, dem Richter die Worte des Gesetzes anheimzustellen, als durch authentische Erklärung den Partheien, anstatt eines Urtheils, ein Gesetz zu geben! Ungern trete ich dem Montesquieu bei, wenn er behauptet, daß

Gesetze in der Welt gewesen, in denen der Gesetzgeber sich selbst nicht verstanden, Gesetze, die dem Endzweck geradezu entgegen waren, die ihr Geber sich vorgesetzt hatte; und ob es gleich immer viel Kunst zeigt, die den Meister nicht verräth, wenn der Gesetzgeber seine Absichten durch ein Gesetz erreicht, das jener geradezu entgegen zu seyn scheint; so ist doch dieser Irrgang von Gesetzgebung um so unanständiger, als Gesetze so gerade und aufrichtig, als die Tugend selbst, seyn müssen. Je weniger Muttermäler übrigens ein Gesetz von den Umständen hat, die es zur Welt brachten, je reiner scheint es zu seyn.

Wenn ich in einem besondern Abschnitte dem Charakter Friedrichs des II. als Gesetzgeber näher treten, und die Verfahrungsart seiner vier Großkanzler in Erwägung ziehen werde, will ich die Meinung seines Kabinetsministers von Herzberg prüfen, die er am Geburtstage seines philosophischen Monarchen 1784 demselben opfert. Die beste Regierungsform, versichert der Minister von Herzberg, sey die freie Monarchie, in welcher ein einziger Oberherr in seiner Person die gesetzgebende und vollstreckende Gewalt vereinigt! indessen will er eine gewisse Mittelgewalt seiner Landstände einführen oder bestehen lassen, welche, ohne an der gesetzgebenden Macht Theil zu nehmen, die Erlaubniß haben sollen, über die Lage und die Bedürfnisse des Staats nachzudenken, darüber Bericht zu erstatten und sonach bei den innerlichen und bürgerlichen Staatsverwaltungen mitzuwirken. Es gestattet dieser weltkluge Minister den Landständen gute Anschläge, und die beste Auskunft über die zu machenden neuen Gesetze, und über die in der Justiz und Polizei zu treffenden neuen Anordnungen. Es ist

in dieser Aeußerung ein gewisser beruhigender Anschein — der um so einnehmender ist, als Friedrich der II. durch seine Größe, und Friedrich Wilhelm der II. durch seine Güte, dem Preußischen Staat eine gewisse Festigkeit beigelegt haben, die schätzbar ist. — Dem allen unerachtet enthält der Ausdruck: eine freie Monarchie, so wenig einen deutlichen Begriff, als die Benennung, ein glücklicher Sklave. Mirabeau äußert bei allen seinen Anzüglichkeiten viel Zutrauen zum Preußischen Staate, und ich wünsche von Herzen, daß aus ihm in Deutschland Licht und Recht, Freiheit und Sicherheit ausgehen möge! Sollte der Vorschlag des St. Pierre denn wirklich nur Traum seyn? Joseph der II., Katharina die II. und Friederich der II. hätten diesen platonischen Traum in Wirklichkeit setzen, und alles Krieges, dieses so argen bösen Exempels, ein seliges Ende machen und Welteinrichtungen treffen können. — Vorsicht! diese Stunde war noch nicht gekommen. Möchte sie doch bald kommen!

Die bürgerliche Gesetzgebung muß väterlich seyn.

Gott wird in der christlichen Religion als Vater vorgestellt, und da sich die Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Herren der Erde Knechte Gottes, nach der Weise Davids, nennen; so entsteht ein unzuverneinender Widerspruch: wenn Gott ein Vater der Menschen seiner Kinder, der Knecht Gottes dagegen, ein Herr der Menschen seiner Unterthanen, genannt wird.

Ich habe schon bemerkt, daß die Natur mit der Familiengesellschaft angefangen hat, und auch wahrscheinlich in dieser Art aufhören, oder ihr höchstes Ziel mittelst derselben erreichen werde, und da das angemessenste erhabenste Bild, welches der Stifter der christlichen Religion der Gottheit beilegt, die Vaterwürde ist, die regierenden Herren auch Alles von Gottes Gnaden sind und seyn wollen; so sollten sie sich die väterliche Regierung Gottes zum Muster nehmen, und nicht befehlen, damit ihnen gehorcht werde, sondern weil es das Beste ihrer großen Familie ist. Nur auf diese Weise würde, anstatt daß jetzt Furcht und Gewalt, ein Paar sehr ungetreue Bundesgenossen, ihnen unter die Arme greifen, Liebe ihr Antrieb und ihre Losung seyn. Je weniger unmittelbaren Antheil der Gesetzgeber an seinem Gesetze nimmt; je reiner, je achtungswürdiger ist seine Gesetzgebung, das heißt: je natürlicher ist sie. Kein Wunder, daß von jeher die Regenten sich am liebsten Landesväter nennen ließen. — Wir wollen die väterliche Gesetzgebung entwickeln; und ohne uns an die monarchische Regierungsform, der sie am ähnlichsten zu seyn scheint, zu binden, uns zu zeigen bemühen: daß eine väterliche Gesetzgebung im Staat nicht nur statt finden könne, sondern auch äußerst vortheilhaft anzuwenden sey.

Die Eltern sind verbunden, ihre Kinder in den Stand zu setzen, daß sie ihre Handlungen nach dem Gesetze der Natur einrichten, oder sie zu erziehen, und sonach stehet den Eltern ein Recht auf die Handlungen ihrer Kinder, und eine Herrschaft zu, die nichts anders ist, als das Recht, die freien Handlungen eines andern zu bestimmen. Die Kinder sind sonach den Eltern zu gehorchen schuldig, und die Eltern haben das Recht, die

Kinder zum Gehorsam zu verbinden, und sie wegen des Ungehorsams zu bestrafen, welche Strafen indessen väterliche Züchtigungen heißen, und nichts anders, als die Besserung der Kinder bezwecken. Es sind die Eltern eben so wenig als irgend Jemand in der Welt, und Gott selbst nicht im Stande, etwas zu befehlen, was dem Gesetze der Natur zuwider läuft; indessen kann dieses, außer Gott, Niemanden weniger, als den Eltern anwandeln, da sie es nur bloß auf das Glück ihrer Kinder anlegen, und bei ihren positiven Anordnungen weder ihren Stolz, ihre Rache, ihren Eigennutz, noch eine andere große und subtile Leidenschaft, zu befriedigen suchen, sondern vielmehr die Kinder zeitig zu einer Fertigkeit zu bringen bemüht sind, ihre Handlungen nach dem Gesetze der Natur einzurichten, oder tugendhaft zu seyn. Kraft der vorzüglichen Liebe, welche die Eltern zu den Kindern tragen, werden erstere mehr durch Beispiel, als durch Anordnungen, die letztern zu ihrer Pflicht zu leiten suchen, wogegen die Kinder in den Eltern ihre Wohlthäter ehren, sie lieben und aus dankbarer Achtung ihren Befehlen nicht uur nachzukommen, sondern sie auch zu übertreffen suchen, indem sie, außer der Pflicht zu gehorchen, ihren Eltern Freude und ihr eigenes Glück zu machen, nicht minder einen ungehinderten Fortgang der häuslichen Gesellschaft, oder die Wohlfahrt und das gemeine Beste im väterlichen Hause bewirken. Die väterliche Gesetzgebung, oder die positive Vorschrift, nach welcher die Kinder ihre Handlungen einzurichten verbunden sind, richtet sich nach der göttlichen. Diese ist weiser Rath, mit einer in der Natur der Sache liegenden Strafe verbunden. Da die Eltern ihre Kinder, auf die in der Uebertretung der natürlichen Gesetze liegenden Stra-

sen aufmerksam machen; so haben sie solche auch zugleich mit den Strafen bekannt gemacht, die in ihren positiven Anordnungen liegen, indem sie weiter nichts, als eine auf die Gesellschaft erweiterte Natur-Gesetzgebung sich anmaßen — so, daß Eltern auch je länger je weniger willkührlich-natürlich (so nur kann man jene Strafe heißen, welche Eltern mit ihren Anordnungen verbinden, wenn die Kinder noch nicht von der Natur konfirmirt, eingesegnet, oder mündig erklärt worden) strafen dürfen. — Einfach, wie die natürliche, ist auch die väterliche Gesetzgebung. Da indessen nicht alle Gemüther gleich folgsam sind, und des Hausvaters Auge bei einem großen Hauswesen nicht überall hinreicht, da derselbe endlich je länger je mehr den Werth und die Heiligkeit seiner Gebote einleuchtend und eindrücklich machen will; so trägt er es abwechselnd seinen ältern erfahrnen Kindern auf, auf seine Anordnungen zu halten, und sowohl die Uebertretungen zu beurtheilen und zu beahnden, die seiner Haushaltung im Ganzen zu nahe treten, als auch diejenigen Streitigkeiten beizulegen, die zwischen den Gliedern seines Hausstaats vorfallen. Dieses Geschäft wird nicht ihm zu Gefallen, und noch weniger wegen Ehre und Gewinn, sondern wegen des Werths der Haustafelgesetze übernommen, und damit alle mit seinen väterlichen Absichten desto bekannter und inniger verbunden werden, abwechselnd von den Gliedern seines Hauswesens getreulich und sonder Gefährde ausgerichtet.

Hieraus ergiebt sich, daß wenn gleich die väterliche Gesetzgeburg, da sie zu einer Zeit anfängt, wo die Kinder noch nicht ihren Willen äußern konnten, sie doch eine stillschweigende Verabredung zum voraus setzt, welche die Eltern dadurch, daß sie Eltern sind, übernehmen.

— Stillschweigende Verabredungen sind übrigens das heiligste, was in der Welt ist, da nicht Gott hiebei, so zu sagen, die Pathenstelle vertritt, sondern diese stillschweigende Verabredungen auch in der Natur ihren Grund haben. — Eltern führen zwar öfters keinen Grund bei ihrer Gesetzgebung an, weil ihre Kinder ihn in den ersten Jahren ihres hausbürgerlichen Lebens nicht überdenken können; allein, da ihnen die Verpflichtung obliegt, ihre Kinder zu so vollkommenen Menschen zu machen, als möglich ist — und jeden Wink, den die Natur ihnen giebt, zu befolgen; so befördern sie vorzüglich ihre Aufklärung, als wodurch sie sich und ihren Untergebenen die Mühe so außerordentlich erleichtern, daß Befehlen und Gehorchen sich immer auf halbem Wege begegnen. — Es ist kein Wohlstand möglich ohne Geisteskultur, und eben darum wird der Vater nach dem letztern am ersten trachten, indem der erstere demselben von selbst zufallen muß.

Ob man nun gleich in Staaten so wenig als möglich diese Grundsätze der väterlichen Gesetzgebung eigen gemacht; so hat man doch nicht ermangelt, in Hinsicht der Verschweigung des Grundes sie getreulich nachzuahmen, so daß nicht nur gemeinhin der eigentliche Grund des Gesetzes weggelassen und das allgemeine Beste in genere vorgespiegelt wird; sondern man hat sogar ein Gesetz cum prologo in so übeln Ruf zu bringen gewußt, daß man sich, anstatt der Vorrede an den unüberzeugten Leser, der hohen Titel oder der Gewaltsandeutung bediente, wenn gleich Gewalt gemeinhin das gerade Gegentheil von Vernunft ist. Hierdurch ist denn jene wohlgemeinte väterliche Einrichtung unverantwortlich gemißbraucht, indem man nur gar zu oft durch sie grundlo-

sen Gesetzen einen Plan des Rechts beilegt. Zwar ist nicht zu bezweifeln, daß die Menschen eher den Grund des Gebots, als das Gebot selbst zu prüfen, die Gewohnheit haben, und daß sie wähnen, das Gesetz selbst übertreten zu dürfen, wenn sie den Grund desselben zu widerlegen im Stande sind, oder im Stande zu seyn sich dünken; indessen sollten sich Gesetzgeber nur alsdann erst von der Pflicht, Gründe angeben zu dürfen, entbunden halten, wenn die Gründe sich von selbst verstehen, wenn nicht geglaubt werden darf, sondern eine völlige Evidenz vorhanden ist, daß die Gesetze vor dem reinen Willen der Vernunft bestehen können, und wenn die Staatsbürger ein erprobtes Zutrauen zu diesen Anordnungen haben. Ein Vater befiehlt, sich zu beehren, sich zu beglücken, und Vortheile zuzuwenden, nicht seinet=, sondern seiner Kinder halber, und benutzt Recht, Verstand und Erfahrung, um gewiß zu seyn, daß seine Vorschriften die intellektuelle und moralische Bildung seiner Kinder befördern werden. — Man giebt dem Worte Rath mit Recht die Bedeutung: es sey eine Erklärung des Willens von dem, was wir des Dafürhaltens, der Meinung sind, daß der andere es zu thun habe, wobei es indessen seinem Gutbefinden überlassen wird, ob er es thun wolle. Nach diesem Begriff entspringen aus einem Rath keine Verbindlichkeiten zwischen dem, der ihn giebt, und dem, der ihn annimmt; allein man kann einen Rath denken, der verbindlich ist, und der, wenn gleich er der Freiheit desjenigen, dem er gegeben wird, nicht zu nahe tritt, und ihm die Wahl überläßt, dennoch allemal im Verwerfungsfall mit einer Strafe verknüpft ist. — Ein Rath, mit Hinweisung auf eine Strafe im Uebertre=

tungsfall, wäre die schicklichste Art, den Menschen Gesetze zu geben, die frei geboren sind; Menschen, bei denen sich Alles empört, wenn irgend etwas dieser Freiheit zu nahe treten will. Wenn Gesetze mit Donnern und Blitzen, wenn sie im Imperativ gegeben werden, kämen sie gleich von den Weisesten, und würden sie gleich von den Gerechtesten im Volke geübt, müssen schon wegen ihres gebietenden Tons anstößig werden, und dagegen sich durchaus annehmlich machen, wenn sie der Freiheit nicht zu nahe treten, und ihr Ehre geben, ihr, der Ehre gebührt. Bedarf das Wahre und Gute des Donners und Blitzes der Gesetzgebung? verräth dieser Ton nicht einen bloßen Gebieter? erzeugt er nicht, höchstens abergläubige, furchtsame Unterthanen, wenn dagegen der Ton der Liebe Zutrauen erweckt, und den Gesetzen gehorsame Kinder zuführt? — Wie kommt's, daß der unaufgeklärte Mensch sich so gern Gott mit Furcht und nicht mit Liebe denkt, daß er lieber die Hände faltet, als sie leicht und fröhlich gen Himmel hebt, lieber kniet, als hüpft? Wie kommt's, daß er nicht eben so wonnevoll donnern hört, als die Sonne sieht? Ist denn nicht Gott ein lieber Gott, und Alles, was wir in und an ihm denken können, die Liebe? Gott ist die Liebe; und der Mensch? Auch er soll die Liebe seyn. Der Mensch ist das Erste in der Natur und das Beste, was sie aufzuweisen im Stande ist, und, um sich noch vollkommener darzustellen, so angelegt, daß er ohne Menschen sich nicht behelfen kann. Ohne andere Menschen würden wir schwerlich leben und seyn. Unser Daseyn, unsere Erhaltung, da wir uns selbst nichts zuwenden konnten, haben wir von Menschen, und nicht bloßer Eigennutz,

sondern die Liebe wandte es uns zu. So hängen wir auch nicht nur von dem Urtheil anderer Menschen ab, sondern auch von ihrem freien Willen, indem wir vieles von ihnen haben, was weder Gesetz, noch Verträge uns zu erwerben im Stande seyn würden; und ist denn eine Liebe nicht die andere werth? Nach der Lehre des Stifters der christlichen Religion waren die Gebote Gottes Rathschläge, seine Verbote väterliche Warnungen, und die Pflichten kindliche Liebe. — Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst. Wer in diesem Zuge den Menschen verkennen kann, wird gewiß nichts über ihn ausrichten. — Wer zu viel beweiset, beweiset nichts, und wer nicht die Achtung für den Menschen äußert, welche die Natur diesem ihren Meisterstücke selbst zugesteht — wie kann der Aufmerksamkeit und Folgsamkeit erwarten? — Das Glück der Menschheit ist so innig mit der Natur des Menschen verbunden, daß derjenige, der ohne Menschenkenntniß sich über ihn Anmaßungen erlauben will, über kurz oder lang, und jederzeit den Kürzern ziehen muß. — In der That, es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich nicht befehlen, sondern nur rathen lassen will. Sentit enim vim quisque suam, qua possit abuti. Sein unwiderstehlicher Hang nach Freiheit will seine Kräfte nach eigenen Vorstellungen anwenden, und sich durch keinen Zwang eingreifen lassen. — Der menschliche Verstand dünkt sich erniedrigt, und der Vorzug seines Wesens ist dem Menschen geraubt, wenn man ihm nicht frei zu handeln, zu urtheilen und zu denken erlauben will. Es sind nicht viel Dinge in der Welt, bei denen die Menschen so übereinstimmen, — und warum ihnen diesen Adel ohne

Noth absprechen, wozu Gott sie erhob? — Die Weisen des Alterthums erkannten, daß sie ihr Leben von Gott erhalten hätten. Nur ihr tugendhaftes Leben hielten sie für ihr Werk; sie nannten sich sterbliche Götter; und warum, da die Tugend ihr Werk war, sollte man sie bei minder großen Dingen unter allen ihren Werth erniedrigen?

Die Menschen sind weniger böse, als schwach, und wenn wir die Umstände abrechnen, welche die meisten Handlungen veranlassen; so werden dem, der den Einfluß von tausend Dingen auf eben diese Handlung, welche der Mensch weniger beging, als sie ihm zugezogen ward, zu übersehen im Stande ist, die wenigsten der menschlichen Handlungen in einem solchen Lichte erscheinen, als sie dem Richter einstrahlen, der sich begnügt, eine Handluug und ein Gesetz zu vergleichen, und der oft beides auf eine schreckliche Weise aus dem Zusammenhange reißt. — Richter! leset den ganzen Menschen, überlegt das ganze Gesetzbuch, und ihr werdet nicht so schnell eure Stäbe brechen; — untersucht, ob die Handlung, über die ihr euch entrüstet, aus eigenem Antriebe vollbracht worden? und wenn ihr den Grad der Freiheit, wie eure Ferien, auf den Fingern berechnet, so vergeßt nicht, in Erwägung zu ziehen: daß dieser mit dem Grade des Bewußtseyns und der Deutlichkeit der Vorstellungen, die euren armen Sünder zur Handlung brachte, ins Verhältniß zu setzen sey; und wer kann das? wer kann die Freiheit und die Absicht von allen äußern Umständen läutern und sichten? wer? der Unglückliche selbst nicht, der zu diesen Observationen am wenigsten aufgelegt war, und ihr Alltagsleute wollt solche Geisterseher seyn? — Man hat bemerkt,

daß die unmoralischsten Richter die härtesten wären, vielleicht, um sich hierdurch mit Gott und ihrem Gewissen auszusöhnen. Ein schreckliches Mittel! — Cui malus est nemo, quis bonus esse potest? fragt ein Dichter: ist mir erlaubt zu fragen: Cui bonus est nemo, quis malus esse potest? Richter! fragt euch selbst, ob unter den nämlichen Umständen, bei der nämlichen Erziehung, bei der nämlichen Leidenschaft, bei der nämlichen unverdienten Armuth, bei dem nämlichen jugendlichen Feuer, ihr nicht eben dieselben Menschen geworden wäret, die ihr jetzt physisch und, was oft noch ärger ist, bürgerlich tödtet. — Du sollst nicht tödten, ist ein Gebot, daß an jedem Gerichtshofe zur Warnung angeschrieben seyn sollte. Wahrlich nur selten ist der Mensch das, was er dem zuchtmeisterlichen Gesetzgeber und dem kurzsichtigen Richter dünkt, die nur zu oft den Menschen aus Gesetzen und Akten kennen, und in Wahrheit! — hier würde sie Gott selbst nicht wieder kennen, wenn er nicht allwissend wäre. Wahre Karrikatur ist das, was die Gesetze und ihre Handhaber aus ihres Gleichen machen; — denn der Gerechte in ihren Augen würde Heuchler seyn, über den der Stifter der christlichen Religion so oft sein Wehe ausrief, welcher unter Zöllnern und Sündern sich seine Gesellschaft suchte, die er jetzt oft genug in Zuchthäusern und Festungen, und gewiß hier eher, als an den Orten finden würde, wo mit Recht und Gerechtigkeit Wucher getrieben, Läsionen ultra dimidium gemacht und gar unsäuberlich geschaltet und gewaltet wird. Man begnüget sich mit Handlungen, wenn sie nur mit den Buchstaben des Gesetzes zusammen stimmen. Man ist mit Worten, mit Aeußerlichkeiten, mit Buchstaben-

handlungen zufrieden; den Geist des Gesetzes aber verläugnet man ohne Rede und Recht. Man schränkt sich auf Legalität ein, ohne auf Moralität, auf sittlichen Werth zu sehen, und es ist den Richter genug, wenn nur ein Interesse der Neigung das Gesetz bewirket, so daß also nicht das Gesetz als Gesetz, sondern als Wiederhall selbsteigener Neigung beobachtet wird. Ein alter Dichter sagt: daß Niemand dreister sey, als ein schlechter Dichter; allein er erlaube mir zu behaupten: daß ein schlechter Richter ihn an Dreistigkeit bei weitem übertreffe. Wo findet man denn den Menschen, der aus innigem Wohlgefallen auf eigene Hand Böses thut? — Wie viel unter den acht hundert Millionen auf Erden? und wie viel unter den hundert Millionen in Europa, einem Erdtheil, von dem es denn doch Jammer und Schade wäre, wenn er in seiner moralischen Geburt ersticken sollte. — Macht dem Menschen gut zu seyn zur Gewohnheit; — entzieht ihn nicht auf einmal, sondern allmählich, seinen irrigen Angewohnheiten; vergeßt nicht, das nicht jeder Eigennutz gleich niedrig sey und daß selten der Mensch anhaltenden Fleiß verwende, wo keine Aussicht irgend einigen Vortheils ihn anreizt. — Bekränzt das Ziel mit Ehre, welches zu erreichen Entschlossenheit und unermüdete Treue erforderlich sind. — Montaigne sagt: **l'utile est de beaucoup moins aimable que l'honnête est stable et permanent, fournissant à celui, qui l'a fait, une gratification constante. L'utile se perd et échappe facilement et n'en est la mémoire ni si fraiche, ni si douce.** — Setzet nicht Menschen aus sich selbst heraus, sondern zeigt ihnen, wie ehrenwerth es sey, wenn sie selbst diese Mühe übernehmen. —

Der Vorzug des Menschengeschlechts, oder des Inbegriffs der Zwecke, besteht darin, daß es sich selbst Gesetz ist, oder werden kann, daß es nicht bloß die allgemeine Regel des Verhaltens in sich selbst hat, sondern sich auch selbst Motiv und Ursache zur Gesetzbeobachtung ist. — Väter des Volks! dieses euren Staatsbürgern, oder besser, euren Kindern lehren, heißt mehr, als ihnen Gesetzbücher schreiben, vor deren loser Speise jedem, nur nicht den Gesetzverwesern ekelt — weil die Liebe zum Gewinn diesen Ekel überwältigt. Legt, Gesetzgeber! so wenig als möglich Werth auf aufgehäufte Schätze von Mitteln zum sinnlichen Vergnügen, und ihr werdet ein vernünftiges Geschöpf, das das Gute ehrt, den Undank und jede Art von Niederträchtigkeie verachtet, mittelst faßlicher Gesetze herrlich ausbilden! — Lehrt den Menschen seinen bürgerlichen Zustand kennen, und die Verhältnisse, in denen er, kraft desselben, zu stehen das Glück und die Ehre hat; lehrt ihn einsehen, daß das, was allgemein gethan und allgemein erlaubt, die Glückseligkeit zerstören würde, auch keinem Einzigen gestattet werden könne; und die Schuppen werden von seinen Augen fallen. Lehrt ihn Menschen lieben, und er wird wieder geliebt werden; lehrt ihn Feinde schätzen, und er wird sie oft höher halten, als zu nachsichtige Freunde, und nun feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln.

Dies ist der Weg, auf welchen der Mensch geleitet werden muß, wenn er sich nicht durch Gehorsam erniedrigt zu seyn, und durch ein schnödes Linsengericht seine Erstgeburt verkauft zu haben glauben soll; der Weg, auf dem er dem Gesetzgeber gern zu Hülfe kommen, und den Geist seiner Gesetze fassen und ausüben

wird; — wobei, da der Mensch gewisse Freiheitslaunen hat, durch Kleinigkeiten große Dinge erreicht werden können. Nur durch Vorstellungen kann der Wille des Menschen bestimmt werden, und diese müssen ihn überzeugen, daß er glücklich werde, wenn er will, und dann wird er wollen; und ohne Wollen, was ist aller Zwang? — was sind alle Strafen? Meine persönliche Glückseligkeit ist nichts ohne die gemeinschaftliche Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft, die mit der meinigen innigst und unzertrennlich verbunden ist. Cato sagt: „so viel Knechte, so viel Feinde," und sollte man nicht sagen können: so viel Kinder, so viel Freunde? Was nicht durch Vernunft und Klugheit ausgerichtet werden kann, wie sollte dies mit Gewalt erhalten werden?

Wenn nun gleich die Natur des Menschen für eine dergleichen Gesetzgebung wäre, streitet denn aber vielleicht nicht die Natur der Gesetze, oder der Gesetzgebung und Gesetzvollstreckung dagegen? Wie ist dies möglich, da in der Natur des Menschen alles dies seinen Grund hat?

Gesetzgeber sind so gut Menschen als Eltern — Eltern geben so gut Gesetze als jene, und müssen sie, wenn anders sie wahrhaft und ihre Anordnungen wirksam seyn sollen, zur Anwendung, Ausübung und Vollstreckung bringen lassen, indem Gesetze bloß Mittel vorschreiben, wodurch die Absicht der Gesellschaft erhalten wird, und da es am besten und zuträglichsten ist, daß Gesetze nicht vom Verstande eines Einzigen, sondern vom Verstands-plurali entstehen, und Monarchen wohlbedächtige Männer auszuwählen pflegen, die ihnen bei diesem Geschäfte mit Rath und That an die Hand gehen; so kann dieser Umstand der guten Sache so wenig zu nahe tre-

ten, daß er ihr vielmehr förderlich und dienstlich wird. Väterlicher Verstand ist hier der Vater, der, je mehr er zu Einem Punkt vereinigt ist, je fester, je natürlicher, je gottähnlicher wird. Je mehr Herrschaft im Gesetz verläugnet wird, je väterlicher wird es seyn. Das Ganze seines Hauswesens liegt dem Vater nur in so weit am Herzen, als jedes einzelne Kind durch seine Anordnungen beglückt wird. — Auch findet er es als die heiligste Art, die Glückseligkeit des Ganzen zu befördern, wenn die Glückseligkeit eines jeden Einzelnen menschmöglichst, und das heißt wieder väterlichst beabsichtiget wird. Das ist die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote halten, und da der Mensch nur alsdann innerlich, mit Ueberzeugung, von Herzen und mit Nachdruck Gebote halten wird, wenn er den, der sie ihm vorschreibt, als wohlmeinenden Vater kennet, und sein mit dem Allgemeinen innig verbundenes Interesse dabei gewahr wird, da schon jetzt der Staat nach dem Verhältnisse glücklicher ist, als Liebe die Furcht austreibt, indem nur durch Liebe die Gebote leicht werden — da das gemeine Beste das Hauptgesetz in der väterlichen und der Staatshaushaltung ist, und da endlich Regenten und Väter einen und den nämlichen Beruf erhalten haben, von Gott und der Natur ihre Untergebenen geschickt zu machen, damit sie ihre Handlungen nach dem Gesetze der Natur einrichten mögen; so ist um so weniger hiebei eine Schwierigkeit denkbar, als die Herrschaft im Staate ursprünglich vom Volke, also eine ihm eigenthümliche Sache ist, und das Recht eines Regenten aus dem Willen des Volks ermessen werden muß, auch nicht die mindeste Vermuthung eintreten kann, das Volk habe dem Regenten mehr über-

tragen wollen, als Gott verlangt. — Jene gepriesenen Majestätsrechte, ohne welche die öffentliche Wohlfahrt nicht befördert werden kann, dürfen hiebei im Wesentlichen nicht leiden, indem keine Herrschaft im Staate sich weiter, als auf die Handlungen der Bürger erstrecken kann, welche zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt gehören, und weil die Würde dessen, von dem die höchste Herrschaft unzertrennlich ist, und welche die Majestät heißt, schon jetzt an gewisse Grundgesetze gebunden ist, ohne dieser Majestät zu nahe zu treten. —

Soll ich diesen Majestäts- und Regentenrechten näher treten, um zu prüfen, ob sie sich nicht in väterliche verwandeln oder erhöhen, heiligen und vermenschlichen lassen? — Es sey ein Versuch im Kleinen.

Das erste und vorzüglichste Regentenrecht besteht eben in dem Rechte, Gesetze zu geben, von dem wir ausgingen, und worüber ich, wenn nicht Verwirrung des Vortrages entstehen soll, nur mit Wenigem bemerken muß: daß Regenten dies Recht mit den Vätern gemein, und daß es jene von diesen gelernt haben. — Je mehr wir der Natur uns nähern können, je vollkommener sind wir. Der Regent kann nur äußere freie Handlungen seiner Unterthanen durch Gesetze bestimmen, in so weit sie auf die Glückseligkeit des Staats Einfluß haben, und diesen Gesetzen eine willkührliche Strafe im Uebertretungsfall anhängen. — Dies thut Alles der Vater auch, und lehret zugleich, daß auch willkührliche positive Gesetze in den allgemeinen Gesetzen des Denkens gegründet seyn können und seyn müssen, und daß, wenn gleich die zufälligen Bedürfnisse des Staats sich ihren Einfluß, in Hinsicht dieser Gesetze,

nicht nehmen lassen, sie dennoch gleich weit von der zufälligen Denkungsart des Gesetzgebers und seinen Launen, als auch von bloß willkührlichen Strafen entfernt seyn müssen. Dadurch, daß sonach etwas Positives, etwas Willkührliches in diesen Gesetzen und Reden ist, sind sie bei weitem nicht ganz positiv und willkührlich; vielmehr sind sie durchaus, kein einziges und das positivste nicht ausgenommen, auf Vernunft gegründet, und sonach natürlich. Zugegeben, daß nur Gott natürliche Folgen mit Handlungen verbinden könne, und daß seine Strafen von treffenderm Erfolg sind; so hebt dies noch bei weitem nicht die Verpflichtung des Regenten auf, seine Strafen den Verbrechen gemäß einzurichten und sie zu naturalisiren. Besserung des Fehlenden und Glückseligkeit des Ganzen sind die Zwecke der Strafen. — O wie viel würde hier eine Abänderung verdienen, wenn Gesetze und Strafen aus diesem Gesichtspunkte bloß väterlich beurtheilt werden sollten! — Der strafbare Sohn bleibt immer Sohn, und seine Hausgenossen bleiben seine Brüder! Natürliche Uebel, welche wegen eines sittlichen Uebels von dem, der das Recht hat, den andern zu verbinden, dem andern zugefügt werden, nennt man Strafen, und bestehen sie in der Beraubung dessen, was Jemanden eigen ist, in unvermischten körperlichen Schmerzen. Ist denn aber ein natürliches und ein sittliches Uebel zu vergleichen?

Eine einzige böse Handlung, deren ein Staatsbürger sich schuldig machte, der im Staate viel Nutzen stiftete, kann ihm nicht so zugerechnet werden, als wenn ein völlig verworfener Mensch diese Handlung beginge. — Würde es nicht an der Erziehung und sonach am Vater liegen, wenn ein Kind des Hauses zu den Ver-

worfenen gehörte? Fürsten, habt ihr schon in Erwägung gezogen, daß ihr Mitschuldige seyd, wenn es an Euren Erziehungsanstalten lag, daß Eins eurer Staatskinder den rechten Weg verfehlte? — Auch giebt es noch viele andere Seiten, welche väterliche Gesetze und väterliche Gesetzanwendung nothwendig machen! Je weniger freie Handlungen der Gesetzgeber einschränkt, je mehr gewinnt er, und völlig würde er sein Amt verkennen, wenn er der natürlichen Freiheit, und also der bürgerlichen Glückseligkeit zu nahe treten, und sich auf freie äußerliche Handlungen verbreiten wollte, welche zur Staatsglückseligkeit nicht durchaus nothwendig sind. — Welch' eine andere Wendung wird das Majestätsrecht, Gesetze authentisch auszulegen, das Regenten sich auch zuschreiben (ich will hier nicht weiter untersuchen, ob mit Grund), erhalten! Wie selten wird ein positives Gesetz abgeschafft und abgeändert werden dürfen, wenn es in dem natürlichen seinen Grund hat! — Die Freiheitsbegnadigungen, Privilegia, wodurch ein Recht ertheilt wird, dessen andere ermangeln, die Begünstigungen (Dispensationen), wodurch eine im Gesetz verbotene Handlung in einem besondern Fall erlaubt wird, werden, wo nicht aufhören, doch äußerst eingeschränkt werden, indem keine Begünstigung auf ein Naturgesetz und das mit ihm so nah verwandte positive ausgedehnt werden kann, da die natürliche Verbindlichkeit unveränderlich ist, und alle Ausnahmen, Mängel und Schwächen verrathen, und durch Vorzüge andere, natürliche Nachtheile zugezogen werden mußten. — Das Begnadigungsrecht (jus aggratiandi), die Untersuchungs-Niederschlagung (Abolition), Amnestie (die Anordnung des Vergessens wirklich verübten Unrechts), sind Feh-

ler unserer Regierungen und Fälle, die bei einer väterlichen Regierung, wenn sie rechter Art ist (und von der ist hier nur die Rede), völlig unstatthaft seyn würden. Das Recht, Abgaben zu bestimmen, Münzen zu prägen, Aemter zu vergeben, Rang und Titel zu verleihen, von Aemtern abzusetzen und zu suspendiren (dies müßte auf Urtheil ankommen, und kann nicht als Regentenrecht angenommen werden), Krieg zu führen, Bündnisse zu schließen u. s. w., würde bei der väterlichen Regierung nicht im mindesten leiden, sondern gereinigt und verbessert werden. —

Die Majestäts- und Regentenrechte können sonach der väterlichen Gesetzgebung kein Hinderniß verursachen, vielleicht ist die Bedenklichkeit schwieriger, daß Verträge den Staaten zum Grunde liegen, und daß man eine väterliche Regierung nicht in der Art vorstellen könne, da die Eltern nicht von unserer Wahl und von Verträgen abhängen, sondern von der Natur uns gegeben werden. Dieser Einwand hebt sich von selbst, indem allerdings eine väterliche Regierung durch Verträge geschlossen werden kann, und so wenig Gott unser natürlicher Vater ist, auch der Regent es nicht seyn darf, obgleich beider Verhältnisse zu ihren Untergebenen väterlich seyn können. Außerdem ist zwischen Eltern und Kindern, der Erziehung wegen, gleichsam ein Kontrakt und eine Gesellschaft nach der Natur, die auch societas paterna heißt, und so giebt's überhaupt einen Quasikontrakt oder erdichtete Verabredungen, in welchen die Einwilligung des Einen ausdrücklich da ist, die Einwilligung des Andern aber um so mehr vermuthet wird, als der Nutzen desjenigen auffällt, dessen Einwilligung man vermuthet; und giebt es denn nicht wirkliche Ver-

träge zwischen Eltern und Kindern, wenn diese zu dem Gebrauch ihrer Seelen- und Leibeskräfte kommen? Die meisten Staaten haben dergleichen Verträge eben so wenig vorzuzeigen, als die Eltern und Kinder. Es waren in den meisten Fällen Quasiverträge. So bald aber die regierenden Herren ihre Staatskinder so an Alter und Weisheit herangewachsen finden, daß sie die Kinderschuhe ausgezogen haben; so ist's Zeit, sie auf einen andern Fuß zu nehmen, und dergleichen positive Einrichtung, welche sich nach der Veredlung der Sitten und der Vernunft richtet, oder Staats-Organisationen zu treffen. Die Uebermacht und das Recht des Stärkern kann dem Regenten kein Recht verleihen; und wäre seine Uebermacht und Stärke gleich nicht bloß physisch, sondern auch moralisch; denn weder Weisheit noch Macht, und wäre der Regent auch noch so weise und mächtig, kann ihn sichern, da sehr bald ein Weiserer und Mächtigerer sich finden kann, der ihn mit seinen eigenen Waffen schlägt: und da sind denn Philister über den Simson. Cede majori. Auch ist keine Macht denkbar, als durch Menschen; und wenn diese sich verbinden, was ist die Macht des Regenten? — Goliath wird durch David geschlagen, — und so ist's auch mit der Weisheit, die nie in Einem so groß gedacht werden kann, daß sie von der zusammengesetzten Weisheit Vieler nicht übertroffen werden sollte. — Ich kann es nicht oft genug wiederholen: daß die Beförderung der gemeinschaftlichen Glückseligkeit, verbunden mit der Glückseligkeit eines jeden, nicht besser, als durch die väterliche Regierung bewirket werden könne. Wer wird die Rechte der Menschheit, die natürliche und bürgerliche Freiheit, mehr in Ehren halten, als ein väterli-

licher Regent? — und zweifelt man an der Richtigkeit meiner Behauptung, glaubt man, daß hier nur bloß der Name (obgleich auch dieser schon, besonders in Staatsangelegenheiten, wo Würden und Ehren so sehr an Worte gebunden sind) geändert sey? so erlaube man mir, diesen Abschnitt mit folgenden Bemerkungen zu beschließen.

Die Natur ist die beste Lehrerin. Ihr zu folgen sind wir verpflichtet; und da sie uns diese Regierungsform verzeichnet, und mit mehr als einem Fingerzeig an die Hand giebt, so würden wir undankbar handeln, ihrer Anweisung den Rücken zuzukehren. Eine väterliche Regierungsform muß dem Volke mehr von Seiten der Natur und der Religion einleuchten, ihm Alles ins Verhältniß bringen, und dasselbe in den Stand setzen, mit Verstand und Herzen dieser Einrichtung beizutreten; wodurch mehr als durch alles gekünstelte Staatsrecht, welches gemeinhin voll Künsteleien und Intriguen ist, ausgerichtet werden müßte. Das auf diese Weise simplificirte Staatsrecht würde als der Grund alles Rechts allen andern Rechten mit einem Beispiel vorgehen. Im Staat, wo nur Gesetze regieren, ist jeder Ungehorsam gegen die Gesetze, auch zugleich Abfall von seiner eignen Würde, Verschwörung wider sich selbst; wogegen im despotischen Staat, der Ungehorsam und die Gesetzübertretung mit dem moralischen Werthe der Person nicht nur bestehen, sondern ihn sogar erheben kann. Die väterliche Regierung würde sich nach der Vervollkommnung der Kinder und des Hauswesens richten, und wenn die Staatsbürger nicht nur an Einsicht gewonnen hätten, sondern ihre Klugheit von der Sittlichkeit abhängig gemacht, so, daß jene dieser zinsbar

geworden, diese zu einer hohen Schule reif gewordenen Kinder, nicht auf einer niedern aufhalten, sondern sie mit Theilnehmung dimittiren. Die Tragödienschreiber, sagt Cicero, nehmen ihre Zuflucht zu einem Gott, wenn ihre Fabel ihnen den Dienst versagt, und dieser Deus ex machina ist bei Regenten, die den Menschen nicht kennen, ein Gesetz! Entwickelt den Menschen selbst, Fürsten, und ihr werdet nicht des fünften Akts halber verlegen seyn! —

So wie die Gewalt der Eltern, die sie über ihre Kinder haben, durch natürliche Zuneigung ermäßiget und eingelenkt wird, wenn die Kinder noch einer dergleichen Zucht bedürfen; so würde auch eine wechselseitige Liebe dem Staat Wollen und Vollbringen erleichtern, und jedes Gesetz versüßen. — Der Regent würde Wohlthäter, und jedes seiner Gesetze nicht angebliche, sondern wirkliche Wohlthat seyn. Und was würden die Richterstühle gewinnen! Von einer väterlichen Gesetzgebung ist eine väterliche Rechtsverwaltung die natürlichste Folge. Jetzt legt der Richter oft, wo nicht Umstände, so doch eine so kunstreiche Verbindung in die Sache, daß sie nicht ihr tägliches Brot des gemeinen Lebens, sondern eine mangelhafte Vermischung und Verwickelung wird. Wie viel Wahres wird vermischt und in einander geschmolzen, was in der Wirklichkeit so weit von einander abgesondert lag! Alles wird verschoben oder gefärbt. — Unwichtigen Dingen legt man durch Zusammensetzung eine Wichtigkeit bei, und wichtigen nimmt man diesen Vorzug, um nur eine glückliche oder seltene Verbindung heraus zu bringen. Mit dem Kopf einer Göttin wird der Rumpf einer Buhlerin versehen, und das Seltene mit dem Gemeinen so

zusammengeschoben, daß man über eine so ungeschickte Geschicklichkeit Ach und Weh schreien möchte! — und nun setzt sich Pythia als Priesterin der Gerechtigkeit auf ihren Dreifuß, und eröffnet, begeistert von dem aus der Höhle aufsteigenden Dampfe, unter abentheuerlichen Geberden, ihren Orakelspruch, wofür sie sich von Rechtswegen Urtheilsgebühren bezahlen läßt, — obgleich sie, ungewiß ihrer Weisheit, dennoch jedem Spruchsüchtigen die Freiheit bewilligt, von der dodonischen an die delphische Behörde zu appelliren! — bis drei heilige Sprüche, die sich gemeinhin widersprechen, vorhanden sind; und nun gilt der dritte. Niemand weiß, warum? Das jüngste Kind liebt man zwar am meisten; wie aber ein Orakelspruch zu diesem jüngsten Kindsrecht gekommen, ist nicht zu fassen.

Dies Wesen oder Unwesen der juristischen Welt würde vergehen, und Alles würde ins natürliche Geleise kommen, wenn die Gesetze mit rühmlichem Beispiel vorgehen, und den väterlichen Ton zur väterlichen Rechtsverwaltung anzugeben belieben wollten.

Mehr Gleichheit unter den Staatsbürgern, die in der Idee des kindlichen Verhältnisses liegt, würde zum Glück der Staaten augenscheinlich beitragen. — Bei diesen Umständen wird man, wills Gott! den Namen Regent so anstößig finden, als den Namen Schulregent an Höfen, und den Namen Herrscher so verhaßt, als zu einer Zeit den Namen König in Rom. Nur ein Jahr den Fürsten und seine Gehülfen Vater genannt, und uns wird der Name Durchlauchtiger so unerträglich seyn, als jetzt den Franzosen der Name Monseigneur. Die väterliche Gewalt heißt darum väterlich, weil die Mutter an der Erhaltung und Er-

ziehung der Kinder den Antheil nicht nehmen kann, den der Vater nimmt; und da die Mutter in den ersten Jahren die Erziehung ihrer Kinder übernimmt, so sollten die Regierungen über unmündige Völker die mütterlichen heißen. — Man glaube nicht, daß diese die gelindesten sind; denn die Mütter sind gewiß schärfer als die Väter, da sie ihre Schwäche eher fühlen. —

Wer mir übrigens die päpstliche Regierung als eine väterliche vorrückt, oder, wenn's Glück gut ist, die Jesuitische Vaterschaft in Paraguay, der scheint nicht zu wissen, daß ich von einer heiligen Vaterschaft geredet habe — und außerdem scheint er nicht bloß mich nicht verstanden zu haben, sondern auch mich nicht verstehen zu wollen. Schon werden uns väterliche Regierungen der vorgeschlagenen Art einfallen, die in der Welt waren, und je würdiger sie dieser natürlichen göttlichen Einrichtung werden, je glücklicher werden sie seyn.

Endlich machen die verschiedenen regelmäßigen Regierungsarten keine Aenderung: vielmehr hat die monarchische schon oft Züge einer dergleichen väterlichen Regierung erblicken lassen; und da dies Stückwerk schon so reizend war, was ist zu erwarten, wenn das Vollkommene erscheinen wird? — Gustav Adolph, Heinrich IV., sind Namen, die unter den Fürsten über alle Namen sind. — Catharina II., Joseph II., Friedrich II., waren Monarchen, die werth waren, es zu seyn; und ich hoffe, zu Friedrich Wilhelm II. und dem brandenburgischen Hause, daß es bei seiner Größe nicht aufhören werde, natürliche und bürgerliche Freiheit zu befördern! Es geschehe also!

Da übrigens die demokratischen und aristokratischen Regierungen, die vermischten Republiken, wo die Regierung von der Monarchie, Aristokratie und Demokratie Aehnlichkeit hat, die Mitregentschaft, wo zwei oder mehrere eine unzertheilte Herrschaft unter einander haben, durch Einfachheit der Entschlüsse und der Gesetze zur Vaterschaft zu bringen sind; so können die mehr oder wenigern Köpfe und Sinne meiner Behauptung nicht zu nahe treten. — Auch sey ein Reich ein Wahl- oder Folgereich, und wie diese Arten, Ab- und Unarten der Reiche alle heißen mögen, es schadet nicht; nur da, wo der König über seine Unterthanen und ihr Vermögen eben das Recht hat, welches einem Herrn über seinen Knecht gebührt, nur da findet die väterliche Regierungsart keine Anwendung, indem sie vorzüglich mit dazu dienen soll, diesem herrschaftlichen, diesem despotischen Reich entgegen zu arbeiten. — Werdet nicht der Menschen Knechte, ist ein diesem Abschnitte so anpassender, lieblicher Zuruf, daß ich ihn zum Text dieser ganzen Predigt anzuwenden im Stande wäre. **Dixi et liberavi animam.**

Jeder Staatsgesetzgebung muß eine weltbürgerliche Absicht zum Grunde liegen.

Die Gesetzgebung muß bey dem gemeinen Besten das Beste eines jeden Bürgers, und bei dem Staatsbesten das Beste der Welt zu befördern suchen. Auf die brüderliche Liebe folgt die gemeinere, und auf diese die allge-

meine — und wie kann man Gott lieben, den man nicht siehet und nicht sehen kann, wenn man nicht den Bruder im Nordamerikaner und Franzosen so wie im Neger liebt? —

Den Menschen bestimmen nicht Instinkte, sondern die Vernunft, welche sich über den Instinkt erhebt, seine Kräfte verstärkt und veredelt, und ihm andere Regeln und Absichten beim Gebrauch derselben ertheilt, als der Instinkt, der sich aufs Alltägliche einschränkt, wogegen die Vernunft ins Große, ins Weite und ins Grenzenlose geht. Die Vernunft, oder das göttliche Ebenbild, womit der Mensch ausgestattet worden, soll, so wie sie sich nur allmählich im Individuum entwickelt, auch im Geschlecht nur mit der Zeit zu ihrer Reife und Vollständigkeit gelangen. Das Geschlecht wird durch große Gesellschaften, durch Staaten versinnbildet; — und wenn der Mensch der Mikrokosmus genannt wird; so verdienen Staaten diesen Namen weit mehr. Nomen et omen. Man sollte glauben, daß die Vernunft die Menschen zu einem Plan, den sie gemeinschaftlich untereinander verabredet haben, bringen solle und könne; vielleicht hätte diese gemeinschaftliche Verabredung, zu welcher die Menschen auch jetzt noch bei weitem nicht vorbereitet genug sind, zeitiger zu Stande gebracht werden können, wenn die Menschen es nicht wie Kinder gemacht hätten, die nicht abwarten können, bis das Obst reif ist, sondern es vor der Zeit abbrechen. Sie aßen vom verbotenen Baume, und traten aus dem Naturstande in Gesellschaft, ehe es Zeit war. Sie entliefen ihrem Vater, ihrem Vormunde. Adam wo bist du? — Eben daher scheinen viele Verwirrungen in der Welt entstanden zu seyn, die sich indessen durch allerlei Revolutio-

nen und Staatsveränderungen schon gehoben und noch heben, so, daß selbst dieser Fall der Menschen, diese Uebereilung, in vieler Rücksicht, dem Geschlechte zu keinem großen Nachtheil ausgeschlagen zu seyn scheint. In der Zeit vielleicht hätte es gewonnen. So überläßt sich mancher Jüngling zeitiger, als er sollte, sich selbst, und wird, was er ohne diesen unüberlegten Schritt nicht geworden wäre. — Mit der Eva ward die erste Gesellschaft, und so entstanden nach und nach größere, und endlich Staaten. — An den Weltstaat haben nur wenige gedacht. — Der Stifter der christlichen Religion, der sonach Weltheiland mit Recht genannt wird, verbreitete sich im Ernst so weit nach demjenigen, wozu vor ihm, wenn's hoch kam, Dichter den Schwung mit Flügeln der Einbildungskraft nahmen. — Ob nun gleich die größeren Gesellschaften, in welche die Menschen traten, theils durch Gewalt (Krieg und Revolution), theils durch Vernunft, da Obere und Untergebene die Vorschriften einer wohleingerichteten Gesellschaft, auch wenn sie nicht verabredet worden, eingingen, gebildet wurden; — so kann doch ein gewisser Zusammenhang, ein gewisser Plan, nicht gezeichnet werden, welcher, so verworren Alles durch einander zu laufen scheint, dennoch in Allem tief verborgen liegt. — Die Vernunft befiehlt nie; sie giebt nur Rath. Würde das Befehlen je unter freien Menschen der Fall haben seyn können; so würde die Vernunft hier am liebsten befohlen haben. Mit dem lieben Befehlen! — Es gehört nur Aufmerksamkeit dazu, um in manchen Staatsgrundlegungen Spuren der Weisheit, oder einer gerechten Güte zu finden; und ohne Zweifel sind diese Spuren ehrwürdige Ueberbleibsel jener kunstlosen patri-

archalischen kleinen Staaten, die als der erste Aufschlag der Vernunft so reizend, wie das erste Grün, wie die erste Blüte, noch in der spätesten Erinnerung ihren Reiz nicht verloren haben. — Welcher gutartiger Mensch denkt nicht, da wir doch Alle, die wir jetzt leben, den Weltstaat nicht erleben werden — zu einiger Schadloshaltung, in den letzten Jahren seines Lebens, ein dergleichen patriarchalisches Leben zu führen, und im Anfange der Gesellschaften das Ende derselben zu feiern. — Anfang und Ende haben in den meisten Dingen eine unzuverkennende Aehnlichkeit. — Nach diesem patriarchalischen Zeitpunkte, und nach diesen im Kleinern gegebenen Vernunftsproben, scheint es, als ob der Mensch sich selbst mehr sich überlassen, oder besser, sich selbst mehr vergessen hätte. Denn man findet gemeinhin die Gelegenheit bei Revolutionen, die doch meliores compositiones der Staatseinrichtungen seyn sollten und seyn könnten, so schlecht benutzt, daß man sie in den allermeisten Fällen Lärmen um Nichts, Sturz aus einer Tyrannei in die andere nennen könnte. Denkende Männer, die an der Hand der Geschichte den Menschen ganz kennen zu lernen, sich Mühe gegeben hatten, nahmen daher sehr selten an Revolutionen Antheil, und überließen sie bloß den Händen des undenkenden Theils im Staat, so, daß oft das letzte Uebel ärger, als das erste ward. Man setzte, wenn's köstlich war, einen sammetnen Lappen auf ein zerrissenes Kleid, fing da an, wo man hätte aufhören sollen, und hörte da auf, wo man hätte anfangen sollen. Es scheint, daß die Menschen alle selbst nicht durch reine Lehren der Weisheit übereilt, sondern durch eindrückliche Erfahrungen zur Erkenntniß gewisser Dinge gelangen

sollen, und Verstand soll nicht vor Jahren kommen. Einer der Hauptstaatsfehler, die man hier sich zu Schulden kommen ließ, war wohl der Umstand: daß man nicht Grundsteine zum Welt- oder zum Geschlechtsbesten legte, und mit der kleinern auch die Absicht aufs Ganze verband, obgleich eben dieser Fehler, über kurz und lang, Staaten zerstreuen, und die ganze Bemühung vereiteln muß, welche man sich bei Errichtung und Reformation der Staaten gegeben hatte. Man hatte Provinzialgottheiten, und die Gesetzgeber beschränkten sich bloß auf ihren Grund und Boden, und machten die Gesetznehmer zu glebae adscriptis; und keinem, als dem Stifter der christlichen Religion, fiel es ein, eine weltbürgerliche Absicht bei seiner Gesetzgebung und bei seiner ganzen Lehre zu erreichen. Der Gott, den Er uns kennen lehrte, war der Gott der ganzen, und der Vater der intellektuellen Welt. Zwar sind in den auf uns gekommenen Urkunden bei weitem nicht hinreichende Data vorhanden, um mit dem Fragmentisten annehmen zu können, daß der Stifter der christlichen Religion sich zu einem weltlichen Herrn erniedrigen wollen; auch würde gewiß der jüdische Staat wohl den allerkleinsten Reiz zu einem dergleichen Vorhaben enthalten haben, welchen den Römern zu entziehen, zu seiner Zeit ohnehin eine offenbare Unmöglichkeit gewesen wäre; indessen ist man geneigt, zu wünschen: daß sich der allgemeine Zweck des Stifters der christlichen Religion mit einer Beherrschung irgend eines Staats hätte verbinden lassen, und daß dieser Menschenfreund wirklich irgend wo ein Regent geworden wäre; welches aber völlig unmöglich zu seyn scheint. —

Desto unpartheiischer und vorurtheilsfreier ward sein

Werk, desto größer legte er seinen Plan an, der so geradeswegs bei der besten Welteinrichtung auch auf die beste Staatseinrichtung hinausging, so daß er mit Wahrheit sagen konnte: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und alles Andere wird sich von selbst verstehen, wird von selbst euch zufallen. Es wäre ungerecht, die Ehre dieses Plans und den Ueberblick des Resultats, wohin es mit der Menschheit am Ende kommen muß, dem Stifter der christlichen Religion entziehen zu wollen. Denn in Wahrheit er war es, der nicht bloß in einer schönen Schrift, sondern in der That und Wahrheit ein Reich Gottes oder eine göttliche Haushaltung in der Welt stiften wollte; und diese einzige große Idee ist denn auch das, wohin es mit dem Geschlecht, wenn die Natur nicht bloß mit dem Menschen gespielt haben soll, kommen muß. Von einem Paare entstanden alle Menschen; es ist ein Vater, der über uns alle haushält; und wenn die Vaterlandsliebe nicht ein Unterricht zur Menschenliebe ist, und der Bürger hierdurch allmählig gewohnt wird, ein Mensch zu seyn; so ist sie nicht, was sie seyn kann und seyn sollte. Das tausendjährige Reich, die goldene Zeit sind Schatten, welche jener göttlich-menschliche Plan warf; und es ist Schade, daß die Gesetzgeber es den Dichtern überließen, an diesem großen Werk, welches die menschliche Gesellschaft zu seiner Bestimmung leitet, zu arbeiten; so wie leider! zur Herabwürdigung der Gesetzgeber den Dichtern bis jetzt überlassen worden ist, Lehrmeister der Tugend zu seyn, obgleich es die Gesetzgeber werden sollten, wenn nicht die Tugend ein Spiel der Empfindung und eine Puppe des Geschmacks werden soll. In alten Zeiten,

und als das menschliche Geschlecht noch in der Wiege lag, war es gut, daß Dichter, Priester und Rechtsgelehrte eine Fakultät ausmachten, allein jetzt, da auch unser gemeine Mann zum Geiste jener Bilder geführet wird; jetzt, da das menschliche Geschlecht zu mehr Jahren und mehr Verstandeskräften gekommen ist, sollte aus Spielwerk Ernst, sollten aus schönen Worten feste Grundsätze werden.

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich diesen Gegenstand hier völlig ausführen sollte. Berühren indessen wollt' und mußt' ich ihn, um meinen Lesern zu zeigen, wo ich ausgegangen bin, und wohin ich zu kommen gedenke.

Durchaus muß ich bemerken, daß der sich selbst überlassene Mensch schon dunkel von dieser Weltabsicht, die in ihm liegt, unterrichtet ist; denn, da er schon Vortheile von dem kleinen Staat hat, in dem er lebt, so kann er gewiß auf noch größere Vortheile beim Weltstaat rechnen; indessen ist der Mensch gewohnt, dieses Alles der Natur oder Gott so unvernünftig zu überlassen, daß er nicht nur die Hände in den Schooß legt, sondern, wo er weiß und kann, dieser göttlichen Naturabsicht entgegenarbeitet, obgleich der Plan Jedem, der sehen will und kann, vor Augen liegt, und weder in religiöse noch politische Mysterien verwebt und verwickelt ist. Ein Jeder für sich, denkt der Mensch, das heißt für sein Selbst, für sein Haus, für seinen Staat, Gott für uns Alle, Gott für die Welt. — Er will nicht aus dem Hause Gottes, der Welt seyn, obgleich die Menschenwelt, diese Erde, kaum ein Zimmer und bis jetzt gewiß kein gemächliches im großen Hause Gottes ist. — Man könnte es in Hinsicht der unbändigen Faulheit, wozu die Men-

schen einen fast unwiderstehlichen Hang haben, ein Schlafzimmer nennen. — Eben dieser Schlafsucht halber hatte schon die weise Natur darauf gedacht, den Menschen in Bewegung zu setzen und zu stoßen, denn sie band Alles, was schön und gut ist, an Fleiß, so daß es gewiß sonderbar genug ist, daß wir faul sind, um fleißig zu werden, um durch Fleiß und Thätigkeit, zwar nicht zur völligen, sondern nur zu einer größern Ruhe zu kommen, in der wir noch immer thätig seyn müssen, indessen wir es doch mit wenigern und nicht so unangenehmen und vernunftwidrigen Hindernissen zu thun haben werden; auch wird dieser Zustand mit mehr Genuß unserer selbst verknüpft seyn. — So sind wir frei, um durch Aufopferung unserer Freiheit und dadurch, daß wir uns in Gesellschaft begeben, am Ende zu einer gewissen Freiheit zu gelangen, die vorerst am positiven Gesetze und Menschensatzungen, mit der Zeit aber bloß an die ewigen Gesetze des Wahren und Guten gebunden seyn wird. — Der Mensch kommt immer dahin, wo er ausging, allein verbessert und veredelt! Die Erziehung will nicht den Menschen ausziehen, sondern ihn verbessern; ohne den Menschen beizubehalten, würde sie nichts anzufangen im Stande seyn. Auch scheinet fast der nämliche Gang, den die Natur mit jedem Menschen einschlägt, dem menschlichen Geschlechte vorbehalten zu seyn. Die Natur sah im Menschen einen göttlichen Abdruck, und fast könnte man sagen, sie unterstand sich nicht, bei seinen göttlichen Eigenschaften, Verstand und freien Willen, ihm das Mindeste anzuerschaffen. — Nackt ließ sie ihn aus ihren Händen; denn sie konnte ihm nichts geben, das er nicht sich selbst zu geben im Stande war. Ueber kurz oder lang würde auch

der Mensch der Natur, wenn sie ihn so unzeitig beschenkt hätte, den gerechten Vorwurf der Verschwendung haben machen können, den sie sich gewiß nirgends zu Schulden kommen läßt. — Es war sonach genug, daß die Natur den Menschen von allen Seiten darauf brachte, daß er nur sich selbst bedürfe, und daß er Alles aus sich selbst machen und nehmen könne, so daß man nicht in Abrede seyn kann, daß der Mensch sich selbst ehre und würdige, wenn er mit den gehörigen Einschränkungen Menschen über sich setzt — bis er auch dieses Aeußerlichen nicht weiter nöthig haben, sondern sich noch mehr vergeistigt oder vernünftigt haben wird. — Diese Operationen sind sehr tröstend; weil sie hoffen lassen: es werde eine Zeit kommen, wo der Mensch, der von der Natur so geschätzt worden, sich nicht immerdar selbst verachten und versäumen werde. Dies Selbstseyn, diese Selbstwürdigung wollte man durch die Selbsterkenntniß, die so sehr von den Weisen aller Zeitalter angepriesen ward, bewirken. Da indessen ein einzelner Mensch hier wenig oder gar nichts, theils in Rücksicht auf sich selbst, theils in Hinsicht des mit ihm so verbundenen Menschen aber Alles auszurichten vermag, so wird der Mensch aus Haß gegen die Menschen zur Gesellschaft getrieben, um durch die Gesellschaft zu einem gewissen erhabenen Allein und zu einer so achtungswürdigen Selbstbeständigkeit gebracht zu werden, wodurch er sich selbst genug ist, und alsdann mehr aus Liebe, als aus Vortheil mit den Menschen gern zusammen bleibt. — Abermals ein bewundernswürdiger Gang! — Eine wahrhaft göttliche Leitung! Wenn nun aber gleich eine höhere Hand dies Alles im Stillen betreibt, und die Natur sich von selbst zu diesem Ziele zu bringen scheint,

so, daß selbst Regen, Sturm und Hagel nicht minder als Sonnenschein zum Gedeihen dieser Menschenernte das Ihrige, ohne daß es den Anschein hat, beitragen; so ist es doch die Pflicht des denkenden und wollenden, oder wohlwollenden Menschen, nicht bloß dieser göttlichen Absicht keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern sie vielmehr, so viel an ihm ist, zu befördern; oder, wie der Stifter der christlichen Religion sich ausdrückt, dem Reiche Gottes Gewalt anzuthun, und es an sich zu reißen. Durch welch ein Mittel indessen ist diese Beförderung sicherer zu erreichen, als durch die Gesetzgebung! Der Mensch würde ein außerordentliches Lebensziel erreichen müssen, wenn er sein eigener Lehrer seyn, und sich seinen Unterricht von Anfang an sammeln sollte, um von allen seinen Anlagen und Kräften den rechten Gebrauch zu machen; und so sind denn Gesetze, welche die Erfahrungen und den Verstand vieler Menschen, die gelebt haben, und noch leben, zusammen vereinigen, erforderlich, welche die Stiftung des Reichs Gottes beschleunigen müssen; wenn gleich jedes Individuum, ohne, daß es solches selbst weiß, an diesem großen göttlichen Zwecke arbeitet, und Hand an ein Werk legt, das ihm oft völlig unbekannt ist, und welches, leider! sein wenigster Kummer zu seyn scheint. — Ueberall kommt die Natur zum Ende, und das Menschengeschlecht allein sollte sie aufzuhalten sogar den göttlichen Zweck zu vereiteln, im Stande seyn? Nimmermehr. Ich habe indessen kaum das Herz, zu bemerken, daß selbst durch die Hindernisse dies göttliche Werk fortgetrieben wird, um die Trägheit des an sich schon so sorglosen Menschen nicht zu begünstigen; — denn durch das, was Gott und die

Natur wirken, ist der Mensch nicht seiner Beiträge entübrigt. — Bete und arbeite! habe zu der göttlichen Bewirkung ein festes Zutrauen; allein sey auch durch Empfänglichkeit, durch Mitwirkung dieser göttlichen Absicht beförderlich. — Zwar scheint es: daß, da der Mensch sich selbst kennen lernen, oder alles aus sich selbst nehmen, und durch Nachdenken und Versuche sich ausarbeiten, und das aus sich machen und herausbringen soll, was aus ihm werden kann, damit er leben, oder sich und andere wahrhaft lieben lerne, auch die weisesten Gesetze ihm vorgreifen, oder den Weg vertreten werden; allein, außerdem, daß die Menschen diese Gesetze selbst entwerfen; so können diese Gesetze auch, wenn sie des rechten Weges nicht verfehlen sollen, nichts weiter, als bloß und lediglich abwenden, daß der Mensch in seiner Arbeit nicht gestört werde, damit desto früher der Sabbath einbreche, der auf so viel Tausend nicht Werktage, sondern Werk-Jahrtausende kommen wird. —

Ich würde zu weit verschlagen, wenn ich mich nicht je eher je lieber auf zwei Punkte einschränken wollte.

Der Erste soll den Umstand beherzigen, daß eine Privatgesetzgebung in weltbürgerlicher Absicht vortheilhaft sey;

der Zweite, daß eine dergleichen Gesetzgebung statt finden könne. —

Schon sind wir in Hinsicht des ersten Punkts überzeugt, daß die Natur es mit den Menschen zu einem Weltstaar angelegt habe. — Wir haben alle Einen Gott, alle Eine Sonne, alle Ein Interesse. — Ein Interesse? da wir alle Verstand und Willen haben, so scheinen sich die Menschen, nur nicht im Willen und

im Verstande zu verstehen, um dieses gemeinschaftliche Interesse zu fassen und einzusehen. So lange die Menschen darauf sinnen, so wohl im Großen als im Kleinen, so wohl in Staats- als Weltverhältnissen, sich das Haupt-Kleinod, die Freiheit, zu bestreiten; so lange können alle die Zänkereien und blutigen Streite nichts fruchten, vielmehr hält ein Freiheitstrieb den andern in Unthätigkeit. Freiheit ausüben wollen, und sie nicht ausüben können, ist das Loos der Sterblichen, die sich am Ende die Hälse brechen, um sich so noch völlig außer Stand zu setzen, den Hang zur Freiheit weiter zu befriedigen. Die einzelnen Bürger und ganze Staaten verwenden ihren Muth und Kräfte auf Erweiterungsabsichten, um vor der Zeit ein Haus zu erreichen, das wenige Spannen in die Länge und noch weniger in die Breite hat; und das kann doch unmöglich die Meinung der Natur und die Meinung vernünftiger Menschen seyn, sich von dem ganzen Erdboden wegschlagen zu lassen, indem sie über ein Stück Acker oder einen Ehrennamen an einander geriethen. — Kriege unterbrechen alle gute Anstalten, und was mehr als dies ist, so geben sie ein so böses Beispiel, daß von dem besten bürgerlichen Gesetzbuch wenig oder gar nichts, der Kriege halber, erwartet werden kann. Was hilft es, den Tod eines einzigen oft unnützen, unbrauchbaren Bürgers mit Schwert und Rad ahnden, wenn tausend und abermal tausend der Edelsten im Volke ihr Leben ohne Rede und Recht verlieren. Ihre Lebensräuber sind ihre Brüder, gleich edel wie sie. — Montesquieu, und viele vor und viele nach ihm behaupten, daß jede Gesellschaft, wenn sie ihre Stärke zu fühlen anfange, einen Stand des Krieges eines Volks

wider das andere errege. Auch die einzelnen Personen in jeder Gesellschaft fangen an, ihre Stärke zu fühlen; sie suchen sich die Hauptvortheile dieser Gesellschaft, mit Ausschließung anderer zu Nutze zu machen, daher ein Stand des Krieges unter ihnen erwächst. Dieser Stand des Krieges von beiderlei Arten macht, setzt unser Geist der Gesetze hinzu, daß unter den Menschen Gesetze werden. Wahr, — denn was können und was wollen gewaltsame Faust- und Kolben-Behauptungen des Rechts, wodurch man zu befürchtende Beleidigungen und Unrecht abwendet, oder die, so uns beleidigt und bereits Unrecht zugefügt haben, verbinden will, in Zukunft uns unbeleidigt und unser Recht ungekränkt zu lassen, und wodurch man die, welche verbunden sind, uns etwas zu leisten, mit Gewalt dazu anhält, — was können und wollen sie, wenn diese nicht von selbst dieser Verbindlichkeit nachkommen wollen? Kann denn Recht durch dergleichen Gewalt ausgemacht werden? — Fiel nicht oft der Beleidiger im Zweikampfe, und war nicht oft der tollkühne Fürst, welchen Ruhmsucht außer sich setzte, der Sieger?

Die jetzige beste innere Staatsverfassung ist nur Waffenstillstand, wenn in einem Staate, und nicht in allen, dieser Friede geschlossen ist. Nur dann, wenn Friede auf Erden ist, ist der Menschen Wohlgefallen vorhanden. Was hilft's, wenn Bürger mit Bürgern einverstanden sind, wenn sie ein stilles, ruhiges Leben führen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, und ein blutdürstiges Manifest und eine Kriegs-Deklaration alle diese friedlichen Vereinigungen hemmt, und dem Bürger, der keinen Feind hatte, ein oder zweimal hunderttausend Feinde auf einen Tag zuziehet? Zwar weiß

ich, daß unsere Hofphilosophen mit einem System allezeit fertig seyn werden, um zu behaupten, daß man auch den uns manifestirten oder gegenmanifestirten Feind lieben könne, und daß es ein gewaltiger Unterschied sey, Jemandes Feind seyn, oder Jemanden hassen. — Ich weiß, daß man auf gewisse, aus der Kriegskunst verbannte Barbareien stolz thue, daß man nur die, so Waffen tragen, als Feinde ansehen, und den Handel und Wandel treibenden Bürger in seinen Verhältnissen ungestört lassen will; allein, wer weiß es nicht auch, daß es im Kriege an Vorwänden nicht fehlt und fehlen kann, den stillen Bürger bei den Haaren in diese kriegerischen Händel zu ziehen, ihm den Namen eines Spions und Verräthers anzudichten, und die unschuldigsten, die gerechtesten Schritte (was ist hier unschuldig und gerecht?) als todeswürdige Verbrechen auszulegen? Wer kann die Anrathungsgründe (rationes suasorias) von den rechtmäßigen und den sogenannten rechtmäßigen gleichsam (quasi justificis) Kriegsursachen unterscheiden? Wird nicht das Gleichgewicht unter den Staaten immer zu den quasirechtmäßigen gezählt werden? und wird nicht am Ende ein jeder Krieg, wäre er auch rechtmäßig, den Kunstnamen thierisch verdienen? Ist es nicht genug, daß mit kaltem Blute Menschen sich einander umbringen, und daß nach der Zahl der Umgekommenen die Ehre des Siegers abgewogen werde? Ist es nicht genug, daß man mit Feuer und Schwefelregen die Menschen vertilgt, und aus den Arten der Unmenschlichkeit eine Menschlichkeit herauskünsteln will? Wie ist dies Verfahren mit moralischen Grundsätzen zu vereinigen, und kann etwas unmoralisch und böse seyn, und doch unter Völkern Ehre und Belohnung verdienen?

Was kosten die Heere? Wie werden die Summen, sie zu unterhalten, aufgebracht? Wie klein erscheint diesem Staatsbeschützer der ruhige Staatsbürger, der nicht nur im Schweiße seines Angesichts sein Brot für sich, sondern auch für seine müßiggehende, und bloß spielende, und auf den Namen Beschützer so stolzirende Mitbürger verdienen muß, die ihn dagegen in Friedenszeiten zur Uebung als Feinde ansehen, aus Kurzweil ihn beleidigen, und das Seinige als eine gute Beute betrachten? Der beschützende Stand glaubt gerade berufen zu seyn, die bürgerliche Freiheit zu verkennen; er hat andere Rechte, andere Richter (er richtet sich selbst), andere Grundsätze, regiert überall, wo er ist; und ist am Ende, wenn der Staatsnachbar mehr dergleichen Beschützer bezahlen kann, oder diese besser disciplinirt sind, oder tausend andere, oft sehr kleine, unbedeutende Umstände die Wage aus den Gleichgewicht bringen, noch obenein nicht im Stande — den Bürger zu schützen. — Wir hauen einen Wald aus, um einen Zaun und aus lebenden Bäumen abgestorbene Pfähle zu machen. Bevor also die Menschen nicht aufhören, ihren Staat als eine Festung, und sich als eine Besatzung anzusehen; bevor die Menschen nicht vorbereitet werden, alle Menschen zu lieben; wird jener Traum, einen Völkerbund zu bewirken, wo nach Gesetzen eines vereinigten Willens, und durch Macht und Gewalt, Streitigkeit ausgemacht werden, ein Traum bleiben. Nur durch weise, dahin abzweckende Gesetze, wird diese Hauptangelegenheit näher kommen. Durch eine bestmögliche Einrichtung der bürgerlichen Verfassung wird jene allgemeine äußerliche Völkerverabredung beschleunigt werden — die gewiß die Absicht Gottes ist, und die der christlichen

Religion zum Grunde liegt. Ohne dieses selige Ende am Ziele schimmern zu sehen, wer kann Achtung für das Menschengeschlecht haben, in dem doch Einzelne so viel Achtung verdienen? Wer wird nicht den rohen Zustand, den Zustand der wilden Natur, als ein Paradies finden, gegen alle die Drangsale, womit Staatsbürger belastet werden? — anstatt daß man sie für ihre Freiheitsaufopferung — (dies Opfer brachten sie ja der Menschheit —) belohnen sollte. — Das Flickwort des allgemeinen Bestens kann kaum mehr den gemeinsten Mann in sorglose Ruhe einwiegen, und ihn über den täglichen Druck beruhigen, womit er bald bonis modis bald sans rime et sans raison heimgesucht wird, und wenn Hunger und Durst und andere Uebel, wenn Thatsachen gegen die besten Worte von allgemeiner Wohlfahrt wirken, was ist denn nicht zu fürchten? —

Der Vortheil der Gesetze in weltbürgerlicher Absicht würde sich noch mehr zeigen, sobald die Volksbeherrscher Geld übrig behalten könnten, gute Einrichtungen zu treffen, wozu die Staatsbürger, wenn sie nicht so viel zusammen bringen müßten, sehr gern um ihrer selbst willen Kopf und Fleiß beitragen würden. Das Argument jenes Ober-Finanz- und Domainenraths: „wir thun so viel für die Nachwelt, was thut denn die Nachwelt für uns?" — würde zu den Abscheulichkeiten gehören, deren sich jeder, der sich zu schämen vermag, schämen würde. — Jetzt sind, leider! alle Staatsofficianten Lohndiener; ist es Wunder, daß nur wenig gute Hirten sich unter ihnen finden? und diese Miethlinge, die man am Markte dingt, und diese Arbeiter im Weinberge, wer waren sie? Junge, welt-

unerfahrne Leute, zu denen das Publikum nicht das mindeste Zutrauen gefaßt hat und fassen kann, die um ein schnödes Linsengericht von Wortkram Männer von Kopf und Herzen verdrängen. — Rousseau hat Recht, wenn er behauptet, daß sich das Volk seltener, als der Fürst bei den Wahlen der Staatsofficianten täusche, da dieser so wenige Gelegenheit hat, Menschen kennen zu lernen; und allerdings hat es die Erfahrung bestätigt, daß, wenn durch einen glücklichen Zufall einmal einem Manne das Staatsruder in die Hand fällt, der es zu führen versteht, dieser Mann sogleich mehr als eine Hülfsquelle entdeckt, die vor ihm kein Auge sahe, kein Ohr hörte, und die in keinen Verstand, in kein Herz einer ganzen Reihe von excellenzirten Vorgängern gekommen war. Ich werde über diesen Punkt in einem andern Abschnitte mich näher erklären.

Man erkundigt sich, wenn man den Aerzten über ihre Geschicklichkeit an den Puls faßt: wie viel Kirchhöfe sie gefüllt haben? und ist dies nicht eine Frage, die heut zu Tage auf unsere Staatsofficianten überaus passend ist? —

Wie wenig kann an Schul- und Erziehungsanstalten gedacht werden? Man ist noch nicht an die Erziehung eines Staatsbürgers gekommen; an die Erziehung eines Menschen ist noch gar nicht zu denken. Selbst Eltern, die auch wollten, können nicht. Sie haben alle Hände voll zu thun, um an den Leib der Ihrigen zu denken; und was soll aus dem wohlerzogenen Sohne werden? Ein Mann, der seinen eingesammleten Kenntnissen und gefaßten Gesinnungen gerade entgegen zu handeln sich gedrungen sieht. Man verlangt von dem Menschen Moralität, und giebt sich

die erschrecklichste Mühe, die Menschen entweder geradezu unmoralisch zu machen, oder sich mit ihrem Geplärr der Lippen zu begnügen. — Es hat nicht nur jeder Tag seine eigene, sondern auch die Plage des folgenden, wo ein neues Projekt zur neuen Abgabe Lust und Liebe niederschlägt. — Die Befürchtung ist drückender, als das gegenwärtige Uebel.

Wie viel Ungerechtigkeiten ereignen sich nicht aus Noth! — Die Noth lehrt beten, und unsere Herren Tagdiebe von Finanziers vermeinen auch, daß sie arbeiten lehre; — allein sie lehrt auch gewiß Schande und Laster, Mord und Todtschlag. Man versucht Alles! und kein Mittel ist so sträflich, daß man es nicht anwenden sollte, um sich fortzuhelfen. Wir helfen den Menschen durch Gesetze, und sollten ihnen zur Arbeit Gelegenheit geben. Sie brauchen Brot, wir geben ihnen einen Stein; — zwar nicht steinerne Gesetztafeln — allein Gesetze, schwerer als Mühlsteine.

Nur dann, wenn die Staatsbürger Menschen zu werden, und es zu seyn, Zeit und Muth, Lust und Liebe haben werden, nur dann, wenn der Krieg ein so unsicheres, den Staat bettelarm machendes unmenschliches, jedes Gewerbe störendes Mittel, sein Recht auszumachen, der Stimme der Vernunft nachgeben, wenn eine Heerde und ein Hirte seyn wird, wenn Menschen die Gesetze und die Gesetze den Menschen heilig halten werden; dann ist nicht nur Hoffnung, sondern es ist gewiß, daß es wohl im Hause, im Staat und in der Welt stehen werde.

Endlich ist dies der einzig mögliche Weg, die positiven Gesetze aus der Natur des Menschen zu nehmen und jenen Wunsch zu befriedigen, der nicht zu den unzeitigen

gehört: die Menschen nämlich so viel als nur möglich zu gleichförmigen Rechten zu bringen. Jetzt giebt es Staaten, wo die Rechte jeder Provinz eines und desselben Monarchen sich so sehr von der andern utnerscheiden, daß man in jeder Provinz ein besonderes Recht studiren muß. Ich weiß wohl, daß es Tyrannei seyn würde, Rechte einer Provinz aufzuheben, um sie mit den Rechten einer andern gleich zu machen, und daß Volksunzufriedenheit die Folge einer dergleichen despotischen Verfahrungsart seyn würde. Wenn aber nicht Rechte der Provinzen, sondern Rechte der Menschen, Rechte der Natur allgemein mit Beistimmung der Staatsbürger eingeführt werden; ist dann noch diese Unzufriedenheit zu befürchten? So bald wir Grundsätze aus jener reinen Quelle der Natur schöpfen; so sind wir sicher, daß keine Gewohnheit sich beigehen lassen werde, jenen Grundsätzen des Wahren und Guten entgegen zu arbeiten und sie wohl gar zu überflügeln. Gewohnheiten sind Volksgesetze und Volksgesetzerklärungen. — Es versteht sich von selbst, daß ich nicht von Fällen rede, die auf den Weltbürgerstaat keinen Einfluß haben; diese sollten zum größten Theil dem Staatsbürger überlassen werden. Wie viel Gesetze würde dieser Vorschlag ersparen, wenn dem Staatsbürger durch Verträge zu bestimmen frei bliebe, was jetzt so mühsam an Gesetze gebunden ist. Welchen Spielraum würde man der Freiheit des Staatsbürgers eröffnen, wie sehr den Bürger aufklären, der jetzt nach Sternen sieht und fällt, der jetzt überall um sich weiß, nur nicht in seinem eigenen Hause; der durch seine Einsicht und Erfahrung sich bei Jedermann ehrwürdig gemacht hat, nur in diesen ihm am nächsten liegenden Dingen nicht aus noch ein weiß, sondern Leuten in die Hän-

de fallen muß, die nicht werth sind, ihm die Schuhriemen zu lösen, und die noch ohnehin oft so blinde Leiter sind, daß sie selbst in die Grube fallen. — Sind Verträge überlegte und eben durch Ueberlegung freiwillige Verabredungen zwischen zweien oder mehreren Theilen; so sehen wir von selbst ein, daß in Hinsicht der Materie der Verträge selbige weder dem Staat noch den Rechten der Einzelnen nachtheilig seyn, in Hinsicht der Form aber, daß sie mit Ueberlegung und mit freiwilliger Uebereinstimmung geschlossen werden müssen. Je vernünftiger nun der Staat seinen eigenen Nachtheil bestimmt und je unwillkürlicher er ihm die Grenzen absticht; je mehr Verträge werden entstehen, und je öfter wird der Staat an jenen heiligen Vertrag erinnert werden, durch den er ward, was er ist. Es ist gewiß ein sehr großer Staatsfehler, wenn die Regierung mit ihrem Gewürz der positiven Gesetze, die Hausmannskost des gesunden Menschenverstandes verwürzet; wenn sie dahin mit positiver angeblicher Weisheit sich versteigt, wo ohne diese der Staatsbürger, wo nicht besser, so doch eben so gut daran ist. Giebt es denn nicht Dinge, die keiner bestimmten Gesetzgebung unterworfen werden können? Ist es denn nicht Hauptpflicht der Regierung, dem Bürger für Kopf und Herz einen so weiten Spielraum, als nur möglich ist, zu lassen? Ist nicht selbst zu handeln die Bestimmung aller vernünftigen Wesen, und darf man ihnen die Möglichkeit rauben, ohne eine Sünde wider die Heiligkeit der Vernunft zu begehen?

Glaubenseinigkeit ist, um mit einem Worte Alles zu sagen, ein Hirngespinnst; da Religionsgegenstände tausendfacher Modifikationen fähig sind, und da die Menschen alle solche Gegenstände, die keine Gegenstände

ihrer sinnlichen Erfahrungen, weder Jetzt sind, noch es je werden können, sich nicht auf einerlei Art vorzustellen vermögend sind. Gesetzeinigkeit aber ist eine Angelegenheit der Menschheit, die äußerst wünschenswerth ist; und wer kann sich nicht den Zeitpunkt denken, wo diese Hoffnung erfüllt werden wird? — Die Prophezeihung, daß eine Heerde und ein Hirte seyn wird, beruhet sonach auf die Regierung des Volks, und es scheint von der Vorsehung auf diesen Zeitpunkt zum Ziel mit dem Menschen ausgesetzt zu seyn. Etwas, das noch Jahrtausende ausgesetzt ist, sich vor der Thür denken, heißt schwärmen; allein etwas, das man nach der Natur des Menschen zur Würde der Menschheit sich nicht bloß als möglich, sondern in verschiedenen Rücksichten als wahrscheinlich vorstellen kann, für eine Unmöglichkeit halten, und es in der Art unter die Leute bringen, heißt sich selbst peinigen, sich allen Trost und alle Lebenswonne im falschen Spiel abgewinnen. Sollten wir denn endlich nicht Grundsätze uns eigen machen können, die wir einem jeden vernünftigen Wesen als allgemeines Gesetz vorlegen können? Zwar verehrt man oft am andern, was man selbst nicht hat; man wünscht, daß etwas ein allgemeines Gesetz werde, was man selbst nicht thut, und wünscht nur zu oft eine Ausnahme zu werden, so daß man den Menschen ein Exceptionswesen nennen könnte; entsteht diese Neigung indessen nicht aus bösen Beispielen? wird sie nicht dadurch unterhalten?

Kann denn aber eine dergleichen Gesetzgebung statt finden? und wie ist eine Staatsgesetzgebung aufs Allgemeine zu richten? Alles Gute kommt ohne unser Gebet und ohne unser Zuthun, und wenn regierende Herren nur versprechen und halten möchten; dem Guten

nichts entgegen zu legen, nur negativ weltbürgerlich zu denken und zu handeln; so würde es heißen: intus est, quod petis. Die gerechtesten Klaglieder, die von allen Menschenfreunden angestellt werden, würden aufhören, wenn unsere Gesetze nur den Rechten der Menschen nicht unter dem leeren Schein der allgemeinen Wohlfahrt so sehr zu nahe treten möchten. So wie das allgemeine Beste durchaus mit dem Besten eines jeden einzelnen Staatsbürgers übereinstimmen kann, und sichtbarlich in dieser Harmonie bemerkt werden muß; eben dieselbe Bewandtniß hat es auch mit Staaten und mit dem Weltstaat. Die Menschen werden durch die Geschäfte stärker, sie verstärken sich an Leib und Seele; durch die Weltstaatsbürgerschaft werden sie am stärksten, oder so stark als menschmöglich. — So arbeitet sich Alles in die Hand, und wenn die Menschen anders das Ziel erreichen wollen, das der Menschheit bevorsteht, wenn sie den Himmel zur Erde hinableiten wollen; so müssen sie nicht mitten auf dem Wege stehen bleiben, oder aufgehalten werden. — Staaten sind im Verhältniß mit andern Staaten hohe Schulen, in sich selbst aber niedere Schulen. Die höchste Schule ist der Weltbürgerstaat. — In jeder und besonders in der letzten Beziehung haben die aus Naturmenschen in Staatsmenschen verwandelte Lehrlinge Anlaß über Anlaß, Kräfte zu erwecken und durch immerwährende Messung ihrer selbst in der Menschenwürde Progressen zu machen. In Staaten giebt's Kämpfe, an denen Fleisch und Blut fast den einzigen Antheil hat; die Thätigkeit wird dem Bürger abgedrungen, abgelockt, die Würde, die er durch die übernommene Bürde sucht, ist Glanz, Ansehen und Reichthum — er bereichert sich. Im Welt-

staate ist Alles geistiger, und der Lohn des Siegers ist eine Beute, die er nicht für sich errang, sondern die er austheilt und der Menschheit weihet. — Der Mensch braucht nur wenig und das eine kurze Zeit. Dies Ziel dem Staatsbürger nur erblicken lassen, ist genug; die Sache ist nicht in einer kurzen Zeit ausgerichtet; — und wie sollen denn Staatsgesetzbücher es zu diesem Weltstaat anlegen? Wenn sie dem Rechte der Natur so angemessen als nur möglich sind — wenn Menschen Gesetze geben und befolgen, die in der Natur des Menschen, in der Natur der Gesellschaften und in der Natur der Dinge liegen. Jedes positive Staats- und Privatgesetz müßte die Ehre des Beinamens natürlich zu erstreben sich bemühen. — Alles, was positive Gesetzgebung ist und heißt, muß in den natürlichen Gesetzen seinen Grund haben, und besteht nur in weiser Lokalanwendung derselben. Durch diese kurze Antwort glaube ich ein Mittel anzugeben, das ohne alle Beimischung des Zwecks nicht verfehlen wird, und nur auf diesem Wege allein können wir zu der bestmöglichsten innerlichen Staatsverfassung kommen, und wenn, wie die Erfahrung zu lehren anfängt, mehr als ein Staat sich diese Regel vorsetzt, so ist die Zeit so entfernt nicht, wo eine Weltstaatsgesetzgebung entstehe, wo man nicht zu falschen Göttern, sondern zu allgemein geehrten Gesetzen der Vernunft seine Zuflucht nimmt. — Auch die letzte Instanz, die die Menschen haben, ist — der Mensch. Wie sicher sind dann Regenten auf ihren Thronen, wie sicher Menschen in ihrem Eigenthum? — Dann darf die Menschenwelt sich nicht mehr von dem vernunftentblößten Naturreiche beschämen lassen, vielmehr wird eine neue Erde entstehen,

wo Gerechtigkeit wohnet — und wo das Reich der Zwecke dem Reiche der Mittel überlegen seyn, und der Geist über den Körper herrschen wird. Wer würde sich auch sonst an das Räthsel: der Mensch, wagen? Aus dem kleinsten Blatte des Krauts, aus der unbedeutendsten Blume auf dem Felde, geht die tiefste und höchste Weisheit des Schöpfers hervor; und das menschliche Geschlecht sollte ohne alle Endabsicht, ohne allen Ausgang bleiben, und dieses gottähnliche Geschöpf bei so vielen Anlagen einem Irrhause ähnlich werden, wo sich Menschen befinden, die sonst äußerst klug, jedoch in Hinsicht eines Objekts, und zwar des Hauptobjekts, wahnwitzig wären?

Ich will mich begnügen, diesen Abschnitt mit einer Anmerkung zu beschließen, die sich aus dem, was ich bereits gesagt habe, ergiebt, und die ich fast nur wiederhole.

Im Weltbürgerstaat wird kein Müßiggang, kein immerwährender Hallelujaklang erwartet. — Es werden sich die Staatsbürger unter einander tausend Gelegenheiten zur Arbeit geben; allein diese wird in Uebung der Bürger- und Menschentugenden bestehen! Zu wie viel Kämpfen und Siegen ist hier nicht noch Gelegenheit! — Was hat nicht jeder Mensch mit sich selbst zu thun! Würden die Menschen bloß patriarchalisch geblieben seyn, und nur bloß den Zank unter ihrer Heerde geschlichtet, und den Widerstand der Elemente gekannt haben; so würden viele Dinge nie zum Vorschein, am wenigsten in Umlauf gekommen seyn, die uns zu Nutz und Frommen oder zur Lust und Freude gereichen, und die bis jetzt als Scheidemünze gäng und gebe geworden. Man soll durch die Kunst zur Natur

kommen, zu einer verschönerten Natur zur (um eines chemischen Ausdrucks mich zu bedienen) raffinirten Natur, zum Frieden Gottes, der höher ist als alle Kunst. —

Die vermeintlichen Widersprüche, daß der Mensch gesellig und ungesellig, menschenfeindlich und menschenfreundlich, zuthätig und entfernt sey, daß er sich in Gesellschaft begebe, um durch Herrschsucht sich zu vereinzeln, lösen sich hier von selbst auf, und sind so widersprechend nicht, als sie scheinen. Lieber allein, als in böser Gemein. — Der Mensch will sich seine Gesellschaft aussuchen, er will nicht in Gesellschaft, sondern in guter Gesellschaft seyn; und eben der Umstand, daß, je aufgeklärter der Staat ist, je unbedeutender die Staatsunterschiede werden, beweiset, daß der Mensch dadurch, daß er ein geselliges Thier ward, durchaus ein vernünftiges bleiben wollte. Nur in Gesellschaft giebt's Recht, giebt's Tugend. — Nur in Gesellschaft konnte das höchste Ziel einer Weltgesellschaft entstehen und ausgebildet werden. Jenes Streben und Drängen und Ringen und Streiten und Unterliegen und Siegen, sind Bilder des Kampfs, den die Tugend erfordert, bis sie zur Gewohnheit wird, und zu dieser Gewohnheit, wie sehr hilft eine veredelte Gesellschaft oder der Staat! Je weit-herrschender das Gute wird, je weniger Aergerniß und Verführung, je mehr aufmunterndes Beispiel; und wie? die Gesetzgebung sollte sich ihre Mühe nicht erleichtern? Auch Menschen aus der entferntesten Gegend sind ihr Steine des Anstoßes, Felsen der Aergerniß, die sie wegzuräumen und zu heben suchen muß. —

Da übrigens, wenn auch ein allgemeiner weltbür-

gerlicher Staat nicht dadurch, daß er unter einen Hut, sondern, daß er unter eine edle Gesinnung gebracht worden, zum Stande gekommen ist, es noch immer einen großen Theil von Vernunfts-Malkontenten geben muß; so kann es nie zu einem allgemeinen, ewigen Frieden kommen, sondern es muß doch die Bemühung noch übrig seyn, die Anzahl jener Mißvergnügten so viel als möglich zu mindern. Friede auf Erden, heißt Friede unter dem größten Theil auf Erden.

Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß die christliche Religion ein weltbürgerliches Ziel vorschreibt, und es ist schon ihretwegen, und da sie bereits so tief Wurzel gefaßt, daß diejenigen Staaten, welche sie nicht angenommen, wenigstens durch sie dazu vorbereitet sind, mit Zuverlässigkeit anzunehmen, daß eine dergleichen weltbürgerliche Absicht nicht nur angehe, sondern auch leicht angehe. Der gemeine Mann ist, kraft der Religion, zu diesem Zweck berufen. Ein Christ, im eigentlichen Sinn des Worts, ist ein zur Weltbürgerschaft Berufener; — und seine Religion stellt uns das ganze menschliche Geschlecht als eine Familie Gottes vor, und unterordnet den Patriotismus, von Naturrechtswegen, der Menschenliebe. Es gab Schriftsteller und es giebt deren noch, die die Christen zu den ersten Christen, die die Menschen zu den ersten Menschen machen wollten; allein in Wahrheit, wenn gleich unter diesen sich für authentische Ausleger der Vernunft und der Schrift haltenden Männer viele redliche, wohlmeinende zu finden sind; so kann man sie doch keiner geringern Fehler beschuldigen, als daß sie den Plan stören und aufhalten, den Gott mit dem menschlichen Geschlecht beabsichtiget. — Erziehen will er es; aus Kin-

dern sollen Leute werden! Wenn der Verdruß über den jetzigen Staatszustand den J. J. Rousseau zur Exklamation bringt, lieber zum Naturstande zurückzufallen; so kann ihm dieser gerechte Unwille eben so wenig verdacht werden, als wenn man aus gerechtem Eifer wider die brotgebenden Künste, wodurch man die Religion zu allem möglichen, nur nicht zu dem, was sie nach der Anlage ihres Stifters ist, machen will, sich lieber die erste Kirche (gegen die jetzige Theologie ein verlornes Paradies) zurückwünscht. —

Noch mehr. Man muß menschliche Handlungen nicht nach dem Ausgange, sondern nach der Absicht beurtheilen, die wir uns vorsetzen. Die Absicht der Staatsgesetzgebung ist das allgemeine Beste, welches aber gemeinhin mit Fleiß so verwickelt wird, daß eine Ariadne, mit einem Faden an jedem Finger, nicht im Stande ist, uns aus diesen Labyrinthen an Ort und Stelle zu bringen. Die Absicht, welche bei der weltbürgerlichen Gesetzgebung zum Grunde liegen muß, ist einem Jeden klar, und wird um so klarer, je allgemeiner es auf diese Absicht angelegt wird. Wenn diese den Staatsgesetzgeber leitet, wie leicht wird das allgemeine Beste verstanden und beurtheilt werden können, das ihm als Gesetzgeber obliegt! Fürsten! wollt ihr noch näher wissen, wie Ihr eine Staatsgesetzgebung aufs Allgemeine richten könnt, so wißt: daß den Staat nur das erhält, was zur Erhaltung eines jeden Bürgers gehört. Der Staat ist für Alle, und Alle sino für den Staat. Nur durch diese genaue Uebereinkunft wird ein Grad der Glückseligkeit erreicht, der ohne gesellschaftliche Verbindung nicht möglich wäre, und der nur alsdann mit Sicherheit besessen wird und besessen

werden kann, wenn ihn alle besitzen, und wenn er allen werth und heilig ist. Wißt, daß, wenn Ihr den Rechten der Menschheit und den Rechten der Einzelnen in Euren Gesetzen zu nahe tretet, Ihr die Regentenrechte verkennet. Die Heiligkeit der Regentenrechte hängt von der Heiligkeit der Rechte der Menschheit ab, und die Rechte der Menschheit machen das eigentliche Wohl des Staats aus. Wer sich unter Euch beschwert, daß die Rechte der Menschheit sich nicht mit dem Staate in Verbindung bringen lassen, kennt weder die einen noch den andern. Ihr gabt nicht die Rechte der Menschheit; und ihr wollt sie nehmen? Gott gab sie den Menschen; und Ihr seyd verpflichtet, jedem die Möglichkeit zu lassen, diese seine Rechte zu genießen. Je mehr Ihr den Staatsbürger in ihrer Hinsicht einschränkt, je weniger seyd Ihr göttliche Geschäftsträger. Eure negative Aufmerksamkeit ist bei der Gesetzgebung nöthiger, als eine positive; denn Ihr müßt durchaus kein Gesetz geben und sanciren, weil sonst die Würde der Menschheit und ein freier Schwung des Geistes und eine allmähliche, selbst gewirkte Kultur nicht bestehen können. Wirft denn nicht jeder Körper seinen Schatten? Wechselt nicht Tag und Nacht, Sommer und Winter? Kann man die Sonne wollen und ihre Flecken nicht? und wie will man denn Freiheit ohne Mißbrauch? Wo der Mißbrauch unmöglich ist, da ist schon keine Freiheit mehr. Das höchste Kunststück der Regierung ist hier, den Mißbrauch zu ändern, ohne die Freiheit zu kränken. Ist nur ein einziger Gebrauch eines Menschenrechts möglich, so kann dieser einzig mögliche nicht entrissen werden. Giebt es verschiedene Arten des Gebrauchs, so würde, wenn der Gesetzgeber durchaus einzelne derselben verbieten wollte, diese

Einschränkung nur alsdann zu gestatten seyn, wenn dadurch dem Staate oder den Rechten Einzelner ein überwiegender Vortheil zugewandt werden könnte. — Dieser Vortheil indessen ist unpartheiisch gegen den Schaden abzuwiegen, der dadurch der Menschheit entstehen könnte. Ist jener Vortheil nicht erheblich, vielleicht nicht einmal wirklich: ist er gegen den Nachtheil nicht überwiegend; so tritt hier die Regel ein, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse. — Nicht jene Muscae, die sich wie Fliegen beim Gastmal und im Kabinet einfinden, nicht jene Parasiti, die jede Grille der großen Herren begleitet, und nicht nur die Schatten ihrer Person, sondern auch ihrer Einfälle sind — können hier Stimme und Sitz sich zueignen; sondern ein unpartheiisches für und wider, von Redlichen im Lande aufgeworfen, beurtheilt und entschieden, muß hier nicht etwa tolerirt, sondern gang und gebe seyn. Schriftsteller sind, wenn sie den Geist der Salbung zu diesem ehrwürdigen Geschäft empfangen haben, vorzüglich von Gott und der Natur berufen, Zeugniß für die Wahrheit abzulegen, und weder gute noch böse Gerüchte zu scheuen — indem sie sonst ein crimen peculatus begehen, und ihre Gaben und Einsichten unterschlagen würden. Natürlicher Lohn ist besser als willkührlicher; die Menschheit ist mehr als der Staat, und es ist Pflicht und Ehre, unsere Kräfte recht zu gebrauchen, und unsere Vorzüge recht zu schätzen und zu klassificiren. Der Leib ist besser als die Kleider, der Geist ist besser als der Leib, — und es ist Hochverrath seiner selbst, Alles für andere, und nichts für sich selbst zu thun. — Liebe deinen Nächsten als dich selbst; und wer ist dein Nächster? Jeder Mensch! Heil dem Staate, der sich zu Vollendung seiner Staatsbürger selbst er-

niedriget, denn er wird erhöhet werden. Weder Optimaten uoch Popularen werden hier Konföderationen schließen, und keine Leidenschaften zum Worte kommen, die den Winden ähnlich sind, welche die Schiffe fortstoßen, ohne vom Steuermann dazu die Erlaubniß erhalten zu haben. — Wo ist solch ein Staat, um hier Ehrensäulen denen zu errichten, deren die Welt nicht werth war, und Hütten zu bauen für die, welche verstehen, Menschen zu seyn! —

Monarchische Regierungsform, besonders im Verhältnisse der Gesetzgebung.

Ich habe schon bemerkt, daß die monarchische Regierung der väterlichen am ähnlichsten zu seyn scheine, und vielleicht liegt in diesem Umstande der Grund, warum das Volk von jeher zu dieser Regierungsform das meiste Zutrauen geäußert hat. Vielleicht wollte es auch nur so wenig Menschen als möglich über sich regieren lassen, vielleicht seinen Regenten durch äußern Glanz so heben, daß er als ein höheres Geschöpf in die Augen strale, obgleich die Lilien auf dem Felde die Pracht des weisen und reichen Königes Salomo bei weitem übertreffen; vielleicht wollte man endlich einen Regierer der Gottheit ähnlich machen. Denn wenn gleich öfters auch da, wo nur ein Alleinherrscher das Volk regierte, eine Aristokratie unbedenklich statt fand; so war doch fast unter jedem Volk Einer unter diesen Gottaristrokraten der vornehmste, der einen Kopf größer war, als seine Kollegen, wie Saul im ganzen

jüdischen Volk. In der Bibel fällt die Schöpfungsgeschichte der Menschen so ehrenvoll und edel, als die Schöpfungsgeschichte der Könige empfehlend aus. — Nach einer feierlichen Vorbereitung blies Gott selbst dem Menschen einen lebendigen Odem ein, zum Beweise, daß er Geist von seinem Geist und sein Aushauch sey. Das einfache Wort: Es werde! — schien doch schon zu schwerfällig, da ein Geist ein Mensch werden sollte. Er, der selbst reden konnte, war über jedes Wort erhaben — Gott gab ihn aus sich selbst! — Kann ein Bild gewählter seyn! — Laßt uns aber hören, was Gott seinem Volke (1. Buch Samuels, 8.) über die Könige entbieten läßt. „Nachdem Samuel alt war und das große Versehen beging, daß er sich, aus väterlicher Schwäche, seine Söhne zu Richtern adjungiren ließ, die nicht in seinem Wege wandelten, sondern sich zum Geize neigeten, und Geschenke nahmen, und das Recht beugten; so verlangten die Aeltesten des Volks einen König. Samuel stand nicht an, dies dringende Verlangen Gott zur Entscheidung vorzutragen, und erhielt zur Antwort: daß das Volk nicht ihn, sondern Gott selbst verworfen, und der Königswürde entsetzt hätte. Damit indessen das Volk wüßte, was es thäte; so erhielt Samuel den Auftrag, dem Volke das Recht der Könige in bester Form zu eröffnen. Das wird des Königs Recht seyn. Die Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinen Wagen hertraben, und zwar einige zu Hauptleuten über tausend, über funfzig; andere zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte; kurz, zu seinen Knechten wird er die Söhne machen; die Töchter aber zu

Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen. Die besten Aecker, Weinberge und Obstgärten wird er nehmen und seine Lieblinge damit belohnen. Von der Saat und den Weinbergen und der Heerde wird er, in höchsten Gnaden, den Zehnten uehmen, um sich und seinen Hofstaat zu unterhalten, und die feinsten Jünglinge, um seine Geschäfte durch sie auszurichten." Aller dieser Mißbräuche ungeachtet, welche die Könige für ihr Recht zu halten nur zu oft des landesherrlichen Dafürhaltens sind, ward denn doch der Sohn eines weidlichen Mannes, ein junger feiner Mensch, der feinste unter den Kindern Israels und auch der größeste, (denn er war eines Hauptes länger, als alles Volk) — König! — Seht da das Bild eines Königs, das Gott selbst nach dem Propheten Samuel gezeichnet hat; — allein auch zugleich einen historisch-praktischen Beweis, daß der Mensch frei geboren, und die Ordnung der Gesellschaft zwar ein heiliges Recht sey, indessen doch nicht von der Natur unmittelbar abstamme, sondern sich auf Verträge und Verabredungen gründe! Unsere Verpflichtungen sind gegenseitig. — So wie es nächstdem unser Loos ist, uns in der Dunkelheit und Dämmerung, die uns umschwebt, an moralischer Gewißheit zu halten; so ist's hohe und tiefe Weisheit, wenn wir von dem, was uns am nächsten angeht, moralisch gewiß zu seyn suchen. Wenn die Beherrscher dies Verhältniß allemal bedächten; so würden sie nicht so oft auf Brief und Siegel und Urkunden bestehen — die sie gewiß weniger achten werden, als was Gottes Finger in ihre Seele und ihr Herz schrieb. — Hören sie nicht Gott und ihr Gewissen; nicht Mosen und die Propheten, noch die Lehren der Weisen, die vor ihnen

lebten und deren Zeitgenossen sie sind; was können ihnen Urkunden heilig seyn, die man drehen und wenden kann, wie der Wind das Schilf — nnd formen, wie der Künstler das Wachs, das er in Händen hat. —

Wenn ich nun gleich von dem monarchischen Staat in Beziehung auf die Gesetzgebung rede; so wird es doch nicht undienlich seyn, durch etwas über die Regierung und die monarchische Regierungsart überhaupt meinen Gegenstand einzuleiten. Ich kenne bis jetzt keinen, der mit so viel Unbefangenheit und tiefer Einsicht diese Materie behandelt hat, als Rousseau, den die National-Versammlung in Paris zu ihrem Schutzpatron zu erwählen die Erkenntlichkeit gehabt hat.

Die gesetzgebende Gewalt gehört dem Volke; die ausübende Gewalt kann ihm nicht gehören. Jene ist der Souverain; diese ist der Fürst, der König, der Regierer. Rousseau bemerkt in dieser Rücksicht, daß diejenigen, welche behaupten, daß der Akt, wodurch sich das Volk Obern unterwerfe, kein Vertrag sey, völlig Recht hätten. Denn es sey nicht ein Vertrag, sondern ein Auftrag, ein Amt, in welchem sie in seinem Namen die Gewalt ausüben, die der Souverain ihnen anvertraut hat, und die er einschränken, modificiren und zurücknehmen kann, wenn es ihm gefällt, indem die Veräußerung eines solchen Rechts der Natur der Gesellschaft und dem Zweck derselben zuwider sey. Der Souverain befiehlt, das heißt: alle Staatsbürger zusammen genommen; der Fürst, die Obrigkeit, eröffnet diese Befehle und bewirket ihre Befolgung. In so weit die Staatsbürger zusammen genommen befehlen, heißen sie Souverain, in so weit sie einzeln gehorchen, heißen sie Unterthanen. Volk ist ein Name, der auf beide

Verhältnisse paßt. Könnte man diese politische Dreieinigkeit nicht unter Geist, Seele und Leib, jener biblischen Eintheiluug der Menschen, vorstellen, um gewissen Leuten faßlich zu werden, die fühlen wollen, wo nur zu sehen ist? Am Ende liegt ohnehin Alles im einzelnen Menschen, was in der moralischen Welt nur irgend vorkommen kann. Will der Fürst Gesetze geben und der Souverain regieren, verweigert der Unterthan zu gehorchen; so ist der Staat krank, und wenn ihm nicht zu Hülfe gekommen wird; so stirbt er euch unter den Händen. — Rousseau bemühet sich im ersten Kapitel des III. Buchs seines Contrat social, welchem er die Warnungstafel vorsetzet, daß er die Kunst nicht verstehe, sich dem verständlich zu machen, der nicht aufmerksam seyn will, diese Verhältnisse zu versinnlichen, und bemerkt, daß wenn ein Staat aus zehn tausend Bürgern bestehe, der Souverain gegen den Unterthan sich wie zehn Tausend zu Eins verhalte, und jedes Glied des Staats für seinen Antheil nicht mehr als den zehntausendsten Theil der obersten Gewalt habe, ob es gleich ihr ganz unterworfen ist; woraus er die Folge zieht, daß, wenn das Volk aus hundert tausend Menschen bestehe, seine Stimme auf einen Hundert-Tausend-Theil eingeschränkt sey und er zehnmal wenigern Einfluß habe — und daß, je größer der Staat werde, desto mehr die Freiheit abnehme. Wahr; doch nur in so weit, als der Wille nicht guter Art ist. Geht dieser auf ebener Bahn; so haben Zehntausend den nemlichen Antheil am Gesetz, als die Hunderttausend; sie haben nur eine Stimme der Vernunft und der Ueberlegung, und der Einfluß bleibt sonach der nämliche. Es giebt mathematische und moralische Zah-

len, und Rousseau bemerkt selbst, daß mathematische Genauigkeit bei moralischen Größen nicht statt finde.

Die Vernunft aller Statsbürger in Eins gebracht ist, wenn sie sich in Gesetzen offenbart, und wenn sie dem Fürsten den Auftrag thut, den heiligen Willen der vereinigten Vernunft in Erfüllung zu bringen: der Souverain. Seht da die höchste Ehre, welche die Natur dem Menschen zuwendet! Er ist Herr über Alles, Menschen selbst nicht ausgenommen, und wenn er über sich selbst Herr zu seyn versteht — hat er nichts, auch nicht einmal das Gesetz über sich. — Wenn Rousseau behauptet, daß, je weniger die besonderen Willen an dem allgemeinen Antheil nehmen, oder, je weniger die Sitten mit den Gesetzen übereinstimmen, je größer müsse die in Zwang haltende Gewalt seyn, so hat er Recht. Wenn er aber dieser Behauptung hinzufügt: daß die Regierung, um den Namen einer guten zu verdienen, verhältnißmäßig mit der Anzahl des Volks mehr Stärke haben müsse; so kann ich diese Folge nicht absehen. Denn es kommt nur auf die Sitten an, und auf die Uebereinstimmung der besonderen Willen mit dem allgemeinen Willen, und die Regierung ist so leicht wie möglich. Sollte denn dieser Widerspruch unter den Menschen, wenn man sie recht behandelte, sich wohl so oft zutragen, falls nämlich die Obrigkeit nicht die Gewalt mißbraucht, die ihr vom Souverain zugemessen ist? Sollte dee Geist des allgemeinen Willens nicht auf die besondern Willen einen solchen Einfluß haben, daß die Gesetze, wenn die allgemeine Vernunft sie gegeben, gern befolgen? — Sollten gute Beispiele, besonders, wenn sie von mehr als der Hälfte der Staatsbürger gegeben würden, nicht mehr als alle Obrigkeit

wirken? — Sollte der Vorzug selbst, diese Gesetze gegeben zu haben, nicht bei weitem das meiste zur getreuen Befolgung der Gesetze beitragen? und sollte nicht ein großer Theil sich bemühen, sogar dem Gesetz zuvor zu kommen, es zu übertreffen, und es noch weiter in der Vollkommenheit zu bringen? Dies könnte man den Umgang mit Gott nennen — der jetzt oft darein gesetzt wird, daß man die Hände kreuzt, und die Lippen in Bewegung setzt, das Herz aber so weit als möglich von den Worten entfernt. —

Der Souverain ist selbstständig; der Regent, oder der Fürst, besteht durch den Souverain, ist sein Lehnsbürger und an das Gesetz gebunden, das der Souverain ihm anvertraut. — Ich darf nicht erst bemerken, daß, wenn der Souverain dem ganzen Volke, oder dem größten Theil desselben die Regierung aufträgt, man diese Regierungsform Demokratie nenne: daß, wenn die Regierung einer auserwählten kleinern Anzahl übergeben worden, diese Regierungsform Aristokratie, und wenn die Regierung einem einzigen anvertraut ist, die Regierungsform Monarchie heiße. Allein ich glaube, ohne mich in die Unterabtheilung dieser Formen einzulassen, anführen zu müssen, daß die Monarchie die wenigsten, die Aristokratie schon mehr, und die Demokratie die meisten einsichtsvollen und tugendhaften Bürger erfordert. — Wenn dies der Fall ist; so wird die Rousseausche Meinung, daß die demokratische Regierung sich für kleine, die aristokratische sich für mittlere, und die monarchische für große Staaten sich schicke, welche in Frankreich keinen kleinen Stein des Anstoßes den Aristokraten vorstreckte, keine Regel abgeben, — und wenn sie ja Regel werden könnte, viele

Ausnahmen verstatten, das heißt, den Schein der Regel haben, und die Kraft derselben verläugnen. Wenn die Menschen den eigentlichen der Natur angemessensten Weg eingeschlagen wären; so hätten ihre Gesellschaften mit der monarchischen Regierungsform anfangen sollen, um mit Ehren bei der demokratischen aufhören zu können. Monarchien sind für schwache unwürdige Menschen, für Kinder die bequemsten. Kein Wunder, wenn sich uncivilisirte Menschen hier am besten befinden. Sie wollen gemächlich und des Denkens überhoben, nächstdem aber nicht auf sich und auf die Ehre der Menschheit, zu der sie kein Zutrauen haben, sondern auf einen Monarchen, und zwar auch nicht auf seinen Verstand und Willen, sondern auf sein Aeußerliches stolz seyn. — Die ersten Gesellschaften waren nicht, wie ein Kernschriftsteller will, aristokratisch, sie waren moralisch. Als die Häupter der Familien zusammen traten, und sich über die öffentlichen Geschäfte berathschlagten, war schon eine Gesellschaft zum Voraus gegangen; allein man hätte noch lange nicht zu der Aristokratie fortschreiten sollen, wozu die Menschen bei weitem noch nicht reif waren. Die Menschen haben sich, bei aller ihrer Trägheit, in den meisten Dingen übereilt; und das reimt sich mit ihrer Liebe zur Faulheit vollkommen, da man weiß, daß die größte Trägheit am geschwindesten zum Ende eilt, oder das Ende übereilt, um darnach ausruhen zu können. Gesellschaften sollten die Menschen lehren, nicht an sich, sondern an das Geschlecht zu denken, denn Gesellschaften sind eine Abbildung des Geschlechts; allein es dachten die Menschen in der ältesten Zeit nur an die Kürze ihres eigenen Lebens, und wollten selbst das genießen, was sie

ihrer spätsten Nachwelt überlassen sollten. Man denkt noch nicht anders. — Man ist noch so sehr Egoist, daß man sich einbildet, Etwas aus sich selbst im Ganzen machen zu können; allein man irrt sich. Im Geschlecht können wir nur das letzte Ziel erreichen, das ein jedes Individuum in seiner eignen Moralität, nach dem verjüngtesten Maaßstabe, in Miniatur erblicken kann! — Dergleichen Blicke in die Kräfte der zukünftigen Welt sind uns bei den so großen Staatsmängeln unserer Zeit behülflich, um hoffnungsvoll zu sterben, wie Simeon, nachdem er seinen Heiland gesehen!

Die Monarchie war die erste Regierungsform und sollte as auch, wie in vieler Rücksicht, so auch darum seyn, weil sie die faßlichste ist. Den Fürsten sich als eine kollektive moralische Person vorstellen, die durch die Kraft der Gesetze vereinigt, und der die ausübende Gewalt im Staat anvertraut ist, wird nicht Jedermanns Ding seyn. Es ist unendlich leichter, sich vorzustellen: daß ein Individuum ein kollektives Wesen ausmache, als daß ein kollektives Wesen ein Individuum sey. Da die physische Einheit mit der moralischen Einheit im Monarchen zusammentrifft; so glaubt man hier die Natur mit Händen greifen zu können. Allein es geht hier so, wie bei den meisten Dingen, wo der Anfang leicht ist; denn hier pflegt das Ende schwer, dagegen wo der Anfang schwer ist, das Ende leicht zu seyn. Außerdem ist in der Monarchie mehr Gleichheit in den Augen des Unerfahrnen, als in der Aristokratie und selbst in der Demokratie. Es ist nur Einer von Allen unterschieden. Dieser Umstand sticht dem gemeinen Mann die Augen aus, und die Philister sind über dem Simson! — Gott! was ist ein Mo-

narch nicht Alles! und was muß er nicht Alles schon ex officio seyn! — Rousseau sagt: die besten Könige wollen böse seyn können, wenn es ihnen gefällt, ohne deswegen die Herrschaft zu verlieren; und läugnen es nicht, daß sie unumschränkt seyn wollen, nur wollen sie nicht durch Vertrauen sich unumschränkt machen. — Da die Monarchen wohl einsehen, daß sie sich beim Volke am festesten setzen, wenn sie allein herrschen; so ermangelte selbst Friedrich II. nicht, sich zuweilen in Dinge einzulassen, die er seinetwegen hätte unterlassen sollen. Er setzte, des Müllers Arnold wegen, einen Großkanzler de facto ab; und wenn er es gleich geschehen ließ, daß der ganze Hof, bis auf die Prinzen vom Hause, den kassirten Minister besuchten, als wäre seinem Hause Heil wiederfahren; so blieb es doch bei seinem Machtspruche. König Friedrich II. that, als hörte er Alle, und was noch mehr ist, als wüßte er Alles. — Das Gespräch des Königs mit dem Amtmann Fromm, welches so viel charakteristische Züge von Friedrich II. enthält, daß es gewiß auf die Nachwelt kommen, und zur Physiognomie dieses großen Menschen, Mannes und Königs förderlich und dienstlich seyn wird, beweiset: daß er das, was er so eben erfuhr, als eine ihm bekannte Sache benutzte. Ueberhaupt hatte Friedrich II. den Monarchencharakter studirt, und er machte ihn nicht nur, sondern er war es auch so beispiellos, daß er es mit allen seinen philosophischen Freunden anband, und nur mit J. J. Rousseau und Pauw nicht ins Reine kommen konnte. Da indessen die Monarchen selbst einsehen, daß sie nichts mehr als Menschen sind, und daß selbst die Unmöglichkeit, Alles selbst übersehen

können, theils aber auch der zu große Abstand zwischen ihnen und dem Volke einen Abstand bewirke, der zwar auch dem Volke, ihnen aber vorzüglich nachtheilig werden könne. Da man eine entfernte Größe weder fürchtet noch liebt, und da der gemeine Mann mehr Achtung für den Priester als seinen Gott hat; so ist in der Monarchie ein Band nöthig, das Volk und Monarchen verbindet. Natura non facit saltum. Dieses Band machen die mittlere Ordnung, die Großen, der Adel, die im monarchischen Staat zu weiter nichts als Lücken zu füllen dienen. — Der Monarch und das Volk schließt sich an sie an, und sie sind die Mittler zwischen dem Monarchen und dem Volk. — Eine Würde, die der Adel nur alsdann verdient, wenn er nie von der Mittelstraße weicht — eine Würde, die erblich seyn muß, damit der Monarch nicht die Wahl hat, und damit das Volk, welches zu sehr ans Aeußere gewöhnt ist, hier nicht die Illusion verliere.

Die Erblichkeit der Krone oder die Unsterblichkeit des Throns ist lange so nothwendig nicht, als der erbliche Adel. Ich will mich indessen bei allen beiden Umständen nicht verweilen, sondern nur bemerken: daß, wenn gleich die monarchische Regierung nach der jetzigen Lage der Dinge und der Menschen sicher die beste sey (wenn der Fürst nämlich das ist, was er seyn kann und seyn soll), diese Regierung dennoch nur die Schule sey, um den Menschen weiter zu bringen. Die zweite Stufe, auf welche die Menschen in Hinsicht der Regierungsform treten, ist die Aristokratie. Die Monarchie hat jederzeit eine Art derselben in sich. Die ersten Aristokraten entstanden, als die Väter der Familie zusammen traten, und über öffentliche Geschäfte Verabredungen trafen.

Aus dieser väterlichen oder natürlichen Aristokratie entstand eine Wahl, und eine erbliche Aristokratie. Die erbliche hat diese ganze Regierungsform in übeln Ruf gebracht, besonders da sie in kleinen Staaten Feuer und Heerd hatte. Man mußte zum Druck seine Zuflucht nehmen, da das Handvoll Volk auf dem gerechten Wege so viel nicht hergeben konnte, um alle die Krämer, die Fürsten geworden waren, zu unterhalten. — Eine der jetzigen Zeit angemessene Uniform würde den Aristokraten viel von ihrem komischen Ansehen benehmen, oder auch zur Sparsamkeit beitragen. Große Perücken, lange Mäntel, schwarze Reverenda sind indessen noch gemeinhin hier Kronen und Zepter; und die Aermlichkeit dieser Diademen wird um so mehr ein Gegenstand des Spottes, wenn Kinder sich in diese Tracht der Greise einkleiden, welches in erblichen aristokratischen Würden nur zu oft der Fall ist. Würde man die Vorzüglichsten, das heißt die Vernünftigsten und Rechtschaffensten im Volke, ohne sich an Patricier zu binden, zu Aristokraten wählen, würde man durchaus festsetzen, daß der Sohn eines Regenten nicht wieder dazu erwählt werden könnte; würde man jeden Bürger zum Regenten zuziehen, und selbst nicht perpetuirliche Archonten wählen, sondern diese Würde wechseln lassen; würde man keinem der Archonten ein besonderes Departement anweisen, und den zum *Επώνυμος*, diesen zum *βασιλεὺς* und noch einen zum *πολέμαρχος* und ein halbes Dutzend zu Thesmotheten bestimmen, sondern Allen in solidum ihre Geschäfte auftragen, so daß Ein Archon für Alle und Alle für Einen, in Hinsicht ihres Amtes, ständen; so weiß ich nicht, ob es nicht so natürlich als erfreulich wäre, daß die Weisesten regieren. — Auch die gebornen Aristokraten haben

sich das Wort Weise zum Titel erkohren; allein es genügt ihnen, daß sie es heißen, ohne daß sie sich Mühe geben, es zu seyn. Die Ariokratie, wenn sie rechter Art ist, wird eine der besten Anlagen zur Demokratie. Die Regenten im Volke werden, da ihre Würde wechselt, nicht sich, sondern das Ganze beabsichtigen, den Souverain, dessen Willen sie bewirken, nie aus den Augen verlieren und eben in dieser Rücksicht den Staat fast völlig zur Demokratie zuziehen. — Ich weiß nicht, warum es nöthig ist, in einem aristokratischen Staate durch Reichthum die Regenten auszuzeichnen. Hat denn der Verstand je eines dergleichen elenden Behelfs bedurft? und ging nicht Friedrich II., allen Regenten zum Vorbilde, so schlecht und recht gekleidet, und noch dazu in einer Monarchie, daß, wenn nicht einige seiner Kleidungsstücke zu Reliquien gebraucht worden wären, Niemand als Trödlern seine Garderobe zu Theil geworden wäre? Schöning, der Kammerhusar des Königs, hatte die Ehre, eins seiner Bräutigamshemden zum Sterbehemde eines Königs zu widmen; — ein Umstand, von dem man in der alten Geschichte viel Aufhebens gemacht hätte, der aber zu unserer Zeit nur höchstens in dem Moment auffällt, in welchem man ihn lieset.

Wenn eine gewisse Gleichheit des Vermögens in der Aristokratie herrscht; wenn nicht die Glieder des Senats Kur und Wahl halten, sondern das Volk die Stellen besetzt; wenn diese Würden nicht zu kurz, nicht zu lang dauern, und diese Dauer vorzüglich von der Größe der Aristokratie bestimmt worden ist, der diese Senatoren vorstehen; wenn ihnen nur mäßige Entschädigungen wegen ihrer nachgesehenen Oekonomie bewilligt

werden; so wird diese Regierungsform sich zu der ihr zustehenden Würde erheben. Montesquieu sagt: je näher eine Aristokratie der Demokratie kommt, desto mehr nähert sie sich auch ihrer Unvollkommenheit. Wahr! — allein nur alsdann, wenn die Aristokratie gewöhnlicher und nicht rechter Art ist. Die beste Aristokratie (meint der nämliche Geist der Gesetze) sey die, wo das übrige Volk, welches keinen Antheil an der Gewalt hat, so geringe und arm sey, daß die herrschende Partei keinen Vortheil, dasselbe zu unterdrücken, habe. — Das wäre fast eben so viel, als die für die besten Patienten eines Arztes ausgeben wollen, an deren Aufkommen nichts gelegen ist. —

Die dritte und letzte Stufe der Regierungsform ist die Demokratie, wo jeder Bürger werth ist, Fürst zu seyn, und wo er mehr ist als Fürst, indem er nur den Namen nicht führet, und doch alle Eigenschaften des besten Fürsten besitzet. Der vorzüglichste Einwand wider die Demokratie ist, daß der Souverain und der Regent eine Person ausmachen, oder daß der Gesetzgeber auch zugleich die Ausübung der Gesetze bewirke; allein man sieht von selbst, daß dieser Einwand so unbeträchtlich sey, daß er sich selbst hebe, und daß ein Hausmittel ihn entkräften werde. In seiner strengsten Bedeutung genommen, hat es nie, wie Rousseau meint, eine Demokratie gegeben; weil es gegen die natürliche Ordnung sey, daß der größere Theil regiere und der kleinere regiert werde. Wie aber, wenn der Mensch durch die beiden ersten Klassen gegangen ist, und seine Schuljahre rühmlichst überstanden hat: sollte er nicht würdig seyn, diese Belohnung seiner Treue zu ernten, und einzugehen zu der Selbstherrschaft Freu-

de? „Wenn es ein Volk aus Göttern gäbe“ (sagt eben dieser Schriftsteller), „so würde es sich demokratisch regieren; für Menschen aber schickt sich eine so vollkommene Regierungsform nicht.“ Ich antworte mit dem Apostel Paulus: nicht als wh ichs ergriffen hätte! — Wo mehr Regenten als Untergebene sind, wie leicht muß da die Erziehung seyn, wenn anders es bloß darauf angesehen ist; und würde wohl je ein Volk, das wahrhaft demokratisch zu denken im Stande wäre, sich eine Unterdrückung des physisch und moralisch kleinen Theils zu Schulden kommen lassen? Auch der minder Edle würde sich schämen, so tief zu sinken. — In der Menge, wo sich dergleichen unedle Denkungsart, so zu sagen, verliert oder schwächer auffällt, — nur da scheuen sich Menschen, weniger unmenschlich zu seyn.

Warum soll denn bei einem edlen Volk das Volk nur versammelt bleiben, eine stehende Armee des Friedens und der Weisheit bilden, um den öffentlichen Geschäften vorzustehen? Warum sollen denn von ihm niedergesetzte Kommissionen, der Form der Verwaltung eine andere Gestalt beibringen? Kann nicht Abwechselung und freie Wahl hier alle Gefahr abwenden? Warum soll denn diese Regierungsart einen kleinen Staat zum Voraus setzen, damit das Volk sich leicht versammeln und jeder Bürger leicht den andern kennen könne? An ihren Früchten muß man sie erkennen; und wo sind sich je gute Leute im Wege gewesen? Die Gleichheit des Ranges und Vermögens und die Einfalt der Sitten wird sich von selbst finden und sich schon von selbst gefunden haben, wenn die Menschen nicht zu früh zu dieser Regierung schreiten. Vom Luxus ist da,

wo man höhere Güter als Reichthum und edlere Vergnügen, die auf Weichlichkeit hinauslaufen, kennt, wenig oder gar nichts zu besorgen; und warum sollen die innerlichen Unruhen und Kriege hier befürchtet werden, wo man zu Verstande und zu Willen gekommen, wo Tugend und ihre älteste Tochter, die Genügsamkeit, das Ruder führen, und wo der größere Theil der Guten den kleineren Theil der Bösen regieret, das heißt, wo Beispiele mehr als alle Gesetze wirken? Sicher kann ein solcher Staat seyn bis ins tausendste Glied, wenn der Neid der Nachbaren ihn nicht etwa beunruhigt; und dies wird schwerlich der Fall seyn, da nichts in der Welt angenehmer ist, als einen dergleichen Ort zu haben, auf den Fall, wenn uns Ruhe Noth ist, und wenn wir uns selbst des Landes verweisen. Dieser Selbstostracismus, dem sich der Verstand, ehe man es sich versieht, ausgesetzt sehen kann, leistet Bürgschaft, daß jedem Bürger der benachbarten Staaten eine solche Freistätte lieb und ehrenwerth seyn werde. Dieser Gedanke erhebt in der Monarchie den Geist über allen Druck; — er darf nur über Feld gehen, um den Daumenschrauben der Allerhöchst Selbst-protegirten Unterdrücker und Dränger zu entkommen.

Wenn es gleich im demokratischen Staate rathsam ist, das Volk in die öffentlichen Geschäfte zu ziehen, indem es durch Fleiß und Uebung geschickt gemacht, in der Geschicklichkeit erhalten werden muß, das zu seyn, was es von Gottes Gnaden ist; so scheint es doch eben so rathsam zu seyn, daß es nicht ohne Ursache bemüht, und so zu sagen immer angestrengt wird, fast um den dritten Tag auf die Wache des Verstandes und der Ueberlegung zu ziehen. Improvisorentalente und Galle-

rien-Freundschaft werden dem Volke, das denkt, je aufgeklärter es geworden ist, je verdächtiger werden; — und wenn zwischen der Motion und der Deliberation, nach dem Verhältnisse der Gegenstände, die Vorbereitungszeit abgemessen wird; so wird der Redner sehr zu kurz kommen, der sich auf seine Kunst und nicht auf die Sache verließ. Je aufgeklärter ein Volk ist, je weniger wird geredet werden. — Nur einer wird auftreten, und die Gesinnungen der Versammlung eher aus ihren Seelen lesen, als sie in Floskeln entstellen. Es ist nothwendig, daß das Volk, nachdem es einmal einstimmig diese Regierungsform erwählt, und eben so einstimmig diese Regierungsform festgesetzt hat, die Einrichtung wegen künftiger Gesetzgebung, und wie viel Stimmen zu diesen und jenen Gesetzzweigen erforderlich sind, und wem dazu das Recht zustehe, als Grundgesetze verabrede; nicht minder, daß es bestimme: wer aus seinen Mitteln die ausübende Gewalt bewirken solle, um sich keine Uebereilung zu Schulden kommen zu lassen, die fast unvermeidlich ist, wenn der Souverain zugleich obrigkeitliche Person ist. Das zu Viel und das zu Wenig bleibt hier nicht aus; — und wenn gleich die Quelle, aus welcher dieses Uebermaaß abfließt, oft sicher nicht zu tadeln ist, so entsteht doch aus dieser Verfahrungsweise eine Unregelmäßigkeit, die Alles verdirbt. Außerdem würden die Geschäfte durch einen Senat vereinfacht und erleichtert werden, ohne daß der Souverain befürchten dürfte, an seiner Gewalt zu leiden. Ein Areopagus, der durch die Volkswahl aus den besten und redlichsten Staatsbürgern, auf etwa zwei Jahre, oder (nach der Größe der Gewalt) auf kürzer Zeit und etwa ein Jahr (als wobei denn das

eigene Hauswesen auch wenig oder gar nicht leiden dürfte) erwählt wird, könnte so wenig dieser Regierungsform zu nahe treten, daß, wenn gleich Mars selbst vor dem Areopagiten erscheinen und Urtheil und Recht erwarten muß, dieser Vorzug sie doch nie über sich selbst erheben würde. Ich weiß wohl, daß Thaten mehr als die klügsten Anschläge blenden, und daß, da die gesetzgebende Macht eigentlich das Denken, die ausführende Macht aber das Thun übernommen habe, jene gegen diese sehr leicht in Hinsicht ihrer Grenzen verlieren könne; allein läßt man auch den Souverain thun, handeln, laut denken: so wird ihm der Fürst nichts abgewinnen. — Zu Volkswahlen kann man übrigens ein unendlich größeres Zutrauen, als zu der Wahl des Monarchen haben. Das Volk hört und sieht mit eigenen Ohren und Augen, und schöpft seine Beurtheilung aus der Quelle. Es weiß Verdienste so zu erkennen, als es den Heuchler zu entlarven und zu verachten weiß; und fast möchte ich behaupten, daß nie eine üble Wahl auf seine Rechnung gehöre, und daß, wenn es gefehlt, dieser Fehler daher entstanden ist, weil es sich durch das Irrlicht und die Vorspiegelungen der Reichen oder der Ehrsüchtigen hat mißleiten lassen. — Bei einer gerechten Sache darf man das Volk nicht scheuen; allein, wenn es noch nicht gereinigt und geläutert ist, wenn verlarvte Verräther unter ihm schleichen, so sind Laternenpfähle oft seine unzeitige Losung. Es ist ein altes Staatsstratagem, das Volk dem Volk fürchterlich vorzustellen, damit es vor seinem eigenen Schatten fliehe! es geflissentlich in Ausschweifungen zu stürzen, damit der Weise, der es leiten könnte, wie die Wasserbäche, nur sich vor ihm verschließe, und ihm höch-

stens ein Buch widme, anstatt, daß ein Wort zu seiner Zeit Alles, was groß und edel ist, bewirken würde. Menschen! lernt an Menschen glauben, und ihr werdet euch nicht betrogen finden. — Ich bin diese Geständnisse dem Volke schuldig, da ich aus Erfahrungen weiß, wie gut ihm beizukommen ist, wenn die Sache, die man ihm vorzulegen hat, gerecht und menschlich ist. Die Fähigkeit zu wählen, und die Tüchtigkeit, gewählt zu werden, ist nicht einerlei, und darf es nicht seyn; die gute Sache verliert dabei Nichts. Allgemeine Regeln zu geben, wer im demokratischen Staat zur Stimme berechtigt sey, ist nicht rathsam, da sich diese Regeln nach den Umständen richten müssen. Eine laute Stimme lehrt eine gewisse Aufrichtigkeit; das Loos befördert den Aberglauben, und ist die Wahl der Einfältigen. Wenn das Vermögen die Wählenden bestimmt, so kann die Ehre des Verstandes sehr leicht leiden! — Man schicke sich in die Zeit, und es wird jede Schwierigkeit sich heben lassen. Wer hat nicht vor jenen Zwölfen die tiefste Achtung, die Amphiktyonen hießen, und welche das Wohl von zwölf Nationen Griechenlands besorgten? Je schlichter diese Amphiktyonen einhergehen, je schlecht und rechter sie innerlich und äußerlich zu Werke schreiten würden, je menschlich-majestätischer würden sie seyn, und je augenscheinlicher würde der Einwand widerlegt werden, daß Aristokratie und Demokratie nur kleinen Völkern eigneten und gebührten.

Da indessen nicht bloß dem sich übereilenden Volke, sondern vorzüglich (und dies ist der größte Schaden, durch welchen der Unglaube der Edlen, der Stil-

len im Lande, der Despotie der Mächtigen so geradezu Vorschub thut) der Menschheit der unwiederbringlichste Nachtheil erwächst, wenn sich Menschen zu zeitig im Stande halten, das zu seyn, was nur Einige, nicht aber mindestens die Hälfte zu seyn vermag; so ist ihnen nicht oft genug einzuschärfen: daß die Früchte dieses Baumes des Erkenntnisses des Guten und Bösen so lange verboten bleiben, als sie unreif sind, so lieblich sie gleich aussehen, und so dringend sie manche Eva empfehlen könnte. — Die Chemiker zeigen es augenscheinlich, daß es nicht einerlei sey, welche von zweien Flüssigkeiten in die andere gegossen werde, indem dieser Umstand ganz andere Produkte bewirkt; und in der That, das beweis't die moralische Chemie bei den Regierungsformen — die, wenn sie regelmäßig auf einander folgen, eher verschmelzen als eine Revolution bewirken. —

Wenn dem also ist; so danket Völker Euren Fürsten, daß sie Euch auf grüner Aue weiden, und zu frischem Wasser führen, verehret Eure Allerdurchlauchtigsten Lehrer, die die Vorsehung zu Euch sandte, Euch zu erziehen, und seyd nicht unweise, sondern weise. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Da ihr wenig oder gar nicht unentgeldlich zu öffentlichen Geschäften gezogen werdet; so verstärkt euren Privatfleiß. — Bearbeitet Euch selbst und die Eurigen, damit Ihr nicht den Vorwurf der Faulheit, den man den Staatsbürgern in der Monarchie mit Recht macht, einst verdienet. — Das Leben hat nur in so weit einen Werth, und verdient den Namen eines menschlichen Lebens, als es eine Bedingung ist, den Zweck unsers Lebens durch Thätigkeit zu erreichen, und unsere Kräfte zu entwickeln, das heißt, ihnen Gerechtigkeit zu erweisen.

Sie ungebraucht ruhen lassen und vergraben, heißt, sie vernichten und der Kraft aller Kräfte entgegenstreben. — Da wir alsdann, wenn wir ohne Hindernisse thätig zu seyn im Stande sind, frei heißen, und es auch wirklich sind; so ist das Leben nur in dem Grade, als wir diese Freiheit genießen, ein würdiges, ein ehrliches Leben. Die so nöthige Selbstkenntniß kann, wenn sie rechter Art seyn soll, nicht anders als durch Schätzung und Anwendung seiner Kräfte erreicht werden. Gewiß, kein anderer, als wer seine Kräfte braucht, der sich anstrengt, weiß, wer er ist und was ein Mensch ist. Wenn man durch diese Uebung nicht andere verdunkelt, sondern sie mit sich hinaufziehen will; so besteht die wahre Ehre nicht sowohl in dem kalten Urtheil anderer über unsern Werth, sondern in der Emsigkeit und anhaltenden Bemühungen anderer, uns gleich zu kommen. Anhänger sind eigentlich Rivale; allein solche, die nicht wider, sondern mit uns sind, die mit uns die olympische Bahn der Menschheit wandeln, um zum Ziele zu kommen! Welch' ein Ziel kann mehr interessiren, als das, welches Alle reizt, und wozu wir Alle berufen und bestimmt sind? Nur die Thätigkeit bringt Ehre; trachtet nur nach jener, und diese wird sich von selbst finden. Der Mensch hat allerdings schon viel gethan; allein seit Christi Geburt, seit diesem großen Schritt, der uns die Aussicht unsers Berufs so deutlich öffnete, zu wenig! — Wie viel ist noch zu thun übrig. Ach! wahrlich, viel, was unsere Thätigkeit spornen, und unsere Ehrliebe auf ebener Bahn leiten kann, damit sie nicht in Ehrbegierde und am wenigsten in Ehrsucht ausarte.

In Wahrheit, in sehr vielen, und fast könnte ich sagen, in den meisten Fällen liegt es nicht an dem Mo-

narchen, sondern an den Staatsbürgern, daß es mit der Menschenerziehung so schlecht fort will. Ich will nicht läugnen, daß Monarchen oder Oberhäupter der Nationen oft geborne Feinde der Freiheit sind, wie Rousseau bemerkt, obgleich sie deren Beschützer seyn sollten; allein ich behaupte, daß ihre Untergebenen diesen Samen in sie hineintragen. Kein König erzog je den andern, vielmehr vertraute er seinen Unterricht denen an, die die Untergebenen des Thronerben waren. Wird nun bei dieser Erziehung nichts verwahrloset, so kann gewiß der künftige Regent nie vergessen, was er der Menschheit schuldig ist, und wird sich schämen lernen, über Sklaven, und sich freuen lernen, über Menschen regieren zu können. — Außer der Erziehung sind auch Schriftsteller verpflichtet, die Wahrheit zu sagen, und den Poeten und Rednern nicht mehr einzuräumen, als ihnen zukommt. Gab es nicht von jeher unter den Schriftstellern Leute, die Allem Weihrauch streuten, was der Landesherr nur begann, die ihren ganzen Witz aufboten, um in seine Grillen Geist und Leben zu legen, und seine Körper von Gedanken zu beleben. — Mauvillon fand noch im Jahr 1788 für gut, in seinen Idées sur les loix criminelles, den lettres de cachet das Wort zu reden; und so wünschenswerth es wäre, daß keine böse, unrichtige Sache einen Behelf fände; so ist's doch nun einmal nicht anders; und so wie der Teufel seinen Vertheidiger fand, so behauptet auch Mauvillon: daß die lettres de cachet die trefflichsten Dienste thäten, weil sie den Verbrechen zuvor kämen, ihnen in gewisser Art den Weg verträten, und ihnen in die schadenfrohe Hand griffen, — weil sie öffentlichem Aergerniß vorzubeugen suchten. Ob nun gleich alle Justiz je öffentlicher

je besser ist, obgleich die möglichste Freiheit und Gleichheit der Endzweck jedes gesetzlichen Systems ist, wenn wenn es nämlich aus dem Gesetze der Natur geschöpft wird, obgleich der Gesetzgeber, wenigstens den Schein der Einmischung in alles Justizverfahren meiden sollte; so nennt doch unser Defensor die lettres de cachet, cette justice du propre mouvement du Roi. Setzt man dem Mauvillon die Anekdote zur Seite, die ich vor einiger Zeit über den Schriftstellereinfluß las; so möchte man freilich den Muth verlieren. Lerembourе hielt sich in Westindien auf, als Abt Raynal sein Werk schrieb, und ward durch die menschenfreundliche Vertheidigung der Menschheitsrechte gegen die Seelenverkäufer, die Negerhändler so begeistert, daß er gern die Ketten aller dieser Unglücklichen zerrissen hätte, die um ihn herum so unmenschlich behandelt wurden. — Das war der Wunsch seines Herzens; und was that er? Er eilte auf ein Negerschiff, kaufte einen der jüngsten Neger, schenkte ihm seine Freiheit, und nannte ihn Thomas Raynal. Jetzt dient dieser Mensch-gewordene Neger unter der Nationalgarde zu St. Jean, so wie Lerembourе zu seinem Ehrenzeichen jetzt Abgeordneter der Stadt St. Jean de Luz der National-Versammlung ist. Man machte der Nationalgarde dieses Orts den Vorwurf, daß sie Negersklaven unter sich litte, und dieser Vorwuf gab Gelegenheit, die Freilassung dieses Negers zu untersuchen und außer Zweifel zu setzen, wobei denn allerdings dem Lerembourе Gerechtigkeit erwiesen ward, weil er — dem Schriftsteller Raynal Gerechtigkeit erwiesen hatte? Freilich eine kleine Genugthuung; ist sie aber die Einzige? Wird das Reich Gottes von seinem Stifter nicht mit einem Senfkorn verglichen? und

was für Früchte trug nicht Raynal vielleicht im Großen? — Die lettre de l'Abbé Raynal à l'assemblée nationale, die, wie man sagt, in seine Seele geschrieben worden ist, beweis't, was sein Name in Frankreich wirke. Der Rath zur Behutsamkeit, die Frage: ob es gut sey, die ganze Nation zu bewaffnen? ob eine völlige Gleichheit der Stände nicht moralisch unmöglich sey? wie eine ganz bewaffnete Nation (ein schrecklicher Bucephalus) zu bändigen sey? sind mindestens Gegenstände, die der Prüfung werth sind und nicht zu jenen pieces du jour gehören, die heute stehen, und deren Stätte man nicht mehr kennt. — Vergeßt nicht, Schriftsteller, daß Euer Beruf auf das ganze menschliche Geschlecht gehe, und nicht bloß auf das Land, wo Ihr lebt! Ihr seyd aus der Welt, und habt die Pflicht auf euch, diese große Ernte zu besorgen! Wer, als Ihr, kann Regenten und ihren Räthen, auf eine sie nicht beschämende Weise, beibringen, was zum Heil und Frieden des Landes gehöret? —

Ich habe mich oben mit Fleiß über die geistige Vorstellung von verschiedenen Körpern im politischen Körper erklärt, nämlich vom Souverain, dem Fürsten und dem Volke, die allerdings keine Hirngespinnste und willkührliche, sondern vielmehr aus der Natur des Staats abfließende Folgen sind. Denn ich wünschte, daß unsere regierenden Herren geruhen wollten, sich diese Terminologie bekannt zu machen; die anjetzt höchstens nur vom Staat zu reden die Gewohnheit haben, ohne auch nur auf die entfernteste Weise zu zeigen, wie denn sie sich zu demselben verhalten. Soll ich diese Bemerkung auf die Gesetzgebung im monarchischen Staat anwenden? Mich dünkt, die Anwendung macht sich von selbst.

Wenn Monarchen gleich Gesetze geben, so bleiben sie doch verpflichtet, ihre gesetzlichen Einrichtungen der allgemeinen Prüfung auszusetzen. Auch wenn es die weisesten wären, thun sie wohl, diesen Weg einzuschlagen. Es liegt dies in der Natur des Menschen, des gesellschaftlichen Bundes und ihres Staatsverhältnisses. Nichts als ein Vertrag kann den Regenten sichern, nichts als er sichert den Unterthan. Diese Bemerkung hab' ich schon oft gemacht. Ist es aber gemeinschaftlicher Bund der Menschen, die eine Gesellschaft einschließt; so ist's am meisten einseitiges Urtheil zur ewigen Verzichtthuung auf Kopf und Herz, auf Verstand und Willen. Denn wie ist ein solches Urtheil denkbar, das Menschen beim Anfange der Gesellschaft für sich und alle Nachkommen bis an den lieben jüngsten Tag abgefaßt hätten? Wäre es möglich, daß Menschen Gott und seine Gaben, ihren selbst eigenen Verstand und ihren selbsteigenen Willen für sich und ihre Nachwelt verläugnen, und güldenen Kälbern oder andern Abgöttern huldigen konnten; so waren doch ihre Nachkommen an dieses erschrecklichste, über die unschuldige Nachwelt abgefaßte Bluturtheil nicht gehalten, und es stehet ihnen die Revision der gesellschaftlichen Bundesakten zu! — Wird es sich nun hierbei nicht finden, daß Freiheit und Eigenthum die Rechte sind, welche sich jeder Staatsbürger für immer vorbehalten müßte, auch wenn er nicht wollte, die Regierungsform mag übrigens beschaffen seyn, wie sie wolle? — müßte, sag' ich; denn sonst hätten die Bundesgenossen ihren Verstand verloren gehabt, und konnten keinen Vertrag eingehen.

Der Staat ist nur bloß nach dem unphysischen und unmenschlichen Dafürhalten einiger Initiirten ein un-

bekannter Abgott, den Niemand kennt, und dessen Priester und Leviten nicht Zehnte, sondern Einzige einfordern, um sie ihm zu opfern; — ein Moloch, der Große und Kleine frißt — ein Gedankenwesen, das Allerhöchst weise ist, und für das Beste, früh und spät, und fast Tag und Nacht besorgt zu seyn vorgiebt, und zu dem Ende über Handlungen der Bürger links und rechts gebietet, viel zu übernehmen verheißt, ohne daß es zu sehen ist, oder sehenswerth wäre; — nie eine Balanz zwischen dem, was es thut, und dem, was es erhält, abschließt, sondern einen blinden Glauben aufs Wort fordert; dagegen an sein Versprechen, wenn es sein hohes Interesse, wie es genannt wird, erfordert, nicht gebunden seyn will, kurz ein Abgott! ein Wort, das, wenn es gerufen wird, alle zur Ehrfurcht und zur Stockstille bringt. — Dem menschen- und bürgerfreundlichen Monarchen, allen in andern Regierungsformen am Volksruder sich befindenden Auserwählten und jedem Denker dagegen heißt Staat: die sämmtlichen, mit und in einander verbundenen Einwohner eines gewissen Bezirks, und Alles, was dort jenem Abgott von Verblendeten und Verführten zugeschrieben wird, ist hier aus der Natur und dem Endzweck dieser Verbindung zu erklären; und dieser Endzweck ist Sicherheit meines Eigenthums, Gebrauch meiner Freiheit. — Wenn Gesetze dem Zwecke und dem Willen der meisten Mitglieder Einhalt thun, so wird man ihnen entgegen zu seyn, oder ihnen so viel als möglich etwas abzudingen, sich bemühen; wie wohl thut also summus Imperans, wenn er seine Untergebenen zuvor von dem Nutzen seiner Anordnungen zu überzeugen sucht! Hat denn der, welcher dergleichen gesetzliche Einrichtungen trifft, auch die gehörige

Kenntniß? Ist er im Stande, die Folgen von allen Seiten wohl zu überlegen? hat er sich hierzu Zeit genommen? Kann dies nicht ebenfalls eintreten, wenn er wenige zu diesem ins Allgemeine gehende Geschäfte zuzieht? Ist nicht vielleicht Vorurtheil, Vortheil, Menschenfurcht, Menschengefälligkeit der Grund des Beiraths jener wenigen, denen er zutrauensvoll den Plan zu seinen Einrichtungen mittheilte? Woher entstand sein Zutrauen? Nicht aus Hörensagen, aus dem Familiennamen des Auserwählten, oder, weil der Name auf kein ki und kein us ausging? (Friedrich II. konnte keine Namen leiden, die mit ki oder us sich endeten.) Es ist hart, allen Einsichten und Erfahrungen Thür und Thor zu verschließen, und ihren Verstand in die Acht zu erklären, und auf diesen Staatsvortheil Verzicht zu thun, weil Einer oder wenige diese, oder jene Einrichtung gut zu finden, allergnädigst und gnädigst geruhet haben. — Die Worte Ludwig XVI., Königs in Frankreich, aus der denkwürdigen Erklärung vom 23sten September 1788, sind werth, aufbehalten zu werden: „Das Gute ist schwer zu treffen.“ Wir überzeugen uns davon täglich mehr durch eine traurige Erfahrung; allein, wir werden nie müde werden, es zu wünschen und aufzusuchen. — Außerdem, daß kluge Männer in der Nation hierdurch angewöhnt werden, ihre Vernunft unter den Gehorsam gefangen zu nehmen, und sich um Alles in der Welt, nur nicht um das Nothwendigste, um sich und andere zu bekümmern; außerdem, daß hierdurch ein Verstandsstillstand sich ereignet, und die schrecklichste Verwirrung das Ende vom Liede ist; so wird nur durch Tadel und Lob, durch pro und contra eine Sache leicht zu fassen und zu

üben. Auch wird hierdurch Alles abgehalten, was nicht werth ist, zur Gewohnheit zu werden! — Zur Gewohnheit; denn dies ist oft die Ruhebank, auf welche die Nachlässigkeit, Trägheit und die unbesorgte Schwäche hinleitet; — allein auch oft ein Wink des Souverains, daß der Fürst zu weit gehe — ein Wink, daß das Volk nicht nur gehorchen, sondern auch befehlen kann.

Das Volk ist auch im monarchischen Staat der Souverain; und wenn gleich die Monarchen die Souverainetätsrechte ausüben, so ist doch das Volk sein Lehnsherr und der Monarch ist der Gesetzgeber als Geschäftsträger des Volks. Der Verfasser des Buchs de la réduction des loix dans les Monarchies. Ouvrage addressé aux Etats-Généraux, qui s'assemblerant dans une Monarchie quelconque 1789, der einige gesunde Grundsätze mit wahrer politischer Schwärmerei vermischt, glaubt, der Monarchie eine Ehre zu erweisen, wenn er sie als eine göttliche Einrichtung anpreiset, und diese Meinung nicht durch Gründe, sondern durch Gleichnisse zu unterstützen sucht. Ihm ist die Monarchie eine Folge der Aufklärung; und wenn er gleich auf der einen Seite sie als ein Werk der Vorsehung darstellt, so kann er doch nicht umhin, auf der andern Seite zu gestehen, daß sie gemeinhin ihren Ursprung von der Kabale und der Gewalt eines Einzigen ableite. — So machte die alte Welt sich kein Bedenken, ihre Gottheiten ein lasterhaft-unmenschliches Leben führen zu lassen in aller Ungottseligkeit und Unehrbarkeit. Ganz anders der Minister von Herzberg, dessen Abhandlung über die beste Regierungsform ich bereits gedacht habe; welche, wenn ich gleich nicht völ-

lig, und in Allem der nämlichen Meinung seyn kann, dennoch den Meister in seiner Kunst verräth, und die, da sie an dem Geburtstage des Königs Friedrichs II. getauft worden ist, gewiß nicht feiner in Hinsicht dieses Staatsfestes eingerichtet werden konnte. Ein seltenes Phänomen, daß ein Kabinetsminister schreibt, und ein noch selteneres, daß er so offenherzig auftritt, daß Jedermann, der Ohren zu hören und Augen zu sehen, und Verstand zu verstehen hat, weiß und wissen kann, wie er mit diesem Kabinetsminister daran ist. Ich habe dieses Kabinetsstücks schon beim Schluß des ersten Abschnitts gedacht, und es wird lehrreich seyn, diesen Mann, der an der Hand der Erfahrung geht, sich erklären zu hören. Sein Beruf, wie er berichtet, läßt ihm nicht zu, Alles, was von Aristoteles bis zu Montesquieu (warum nicht bis zu Rousseau?) über diesen Gegenstand geschrieben worden, zu lesen, allein er schaffe ihm Gelegenheit, sich mit Beobachtungen, Vergleichungen und Schlußfolgen über das zu beschäftigen, was sich Gutes oder Mangelhaftes in der unendlichen Anzahl der seit 6000 Jahren bekannten Regierungsformen findet. Die monarchische Regierung (man wird bald finden, daß diese Regierungsform diejenige sey, welche dem von Herzberg zu manchen Erfahrungen Gelegenheit gegeben hat, und es ist für seine Abhandlung, ich weiß nicht, ob Glück oder Unglück, daß er sie bloß in Hinsicht eines Monarchen gemacht, der gewiß noch seltener als ein so aufrichtiger Kabinetsminister ist —) ist ihm diejenige: wo ein einziger Mensch, den man Kaiser, König, Sultan, Calif, Schach, Herzog oder Fürst nennt, den Staat auf eine unabhängige Art regiert, zwar einziger Oberherr ist,

indessen doch nach Grundgesetzen, und nach festen und wohlgeordneten Regeln verfahren muß, die er nicht, ohne in einen Despoten sich zu verunstalten, ändern kann; so, daß Despotie Mißbrauch der Monarchie und ein Verfahren nach Willkühr, ohne Beobachtung der Gesetze und Verfassungen zu nennen ist. So annehmlich diese von Herzbergschen Grundsätze sind; und so wenig ich über die Eintheilung der Regierungsformen in monarchische, despotische und republikanische oder Volksregierung und der Subdivision der letztern in die Aristokratie, wo der Staat durch einen Theil der ansehnlichsten Staatsbürger, und Demokratie, wo der Staat durch das gesammte Volk regiert wird, mich auslassen mag; so bin ich doch nicht im Stande, geradezu einzuräumen, daß die republikanische Regierung, vorzüglich die Aristokratie, öfter, nach der Geschichte, in Despotismus ausgeartet sey, als die Monarchie, und daß gemeiniglich die glücklichsten und glänzendsten Epochen jener Regierungsformen diejenigen gewesen, in denen sie sich der monarchischen Regierung genähert haben, auch daß die, welche durch Beredsamkeit oder andere Mittel, die meisten Stimmen in der Republik zu gewinnen gewußt, in der That die Monarchen derselben gewesen wären; am wenigsten aber kann ich einsehen, daß diese Umstände in der Natur der Aristokratie und Demokratie liegen sollten. Die Art des von Herzbergschen Ausdrucks scheint diese Beschuldigung der Natur der republikanischen Regierung machen zu wollen; und ich begnüge mich, zu bemerken: daß Montesquieu, zu dessen Meinung von Herzberg sich bekennt, diesen Gegenstand bei weitem nicht ergründet; daß es glückliche Republiken gegeben, daß der Fehler ihrer Ausartung in der verfehlten Klassen-

folge und eines einzigen Fortschritts gelegen hat, daß durch einen Theil der weisesten, und nicht durch einen Theil der ansehnlichsten Bürger ein aristokratischer Staat regiert werden müsse, und daß der Despotismus mit der Monarchie doch wohl augenscheinlich in einer nähern Verwandtschaft, als mit der republikanischen Regierungsform stehe; daß es zwar gemeiniglich die glücklichsten und glänzendsten Epochen der Monarchie gewesen wären, in denen sie sich der republikanischen Verfassung oder der Freiheit genähert habe; daß es aber den Verfall der Republiken anzeigt, wenn Jemand, vollends gar durch Beredsamkeit, oder wohl gar noch schlechtere Mittel, die meisten Stimmen in der Republik im falschen Spiel zu gewinnen gewußt habe; daß die Beredsamkeit zwar allerdings große Dinge in Republiken gethan, daß aber eben sie nur zu deutlich gezeigt, daß das Volk noch nicht bis zur Reife einer republikanischen Verfassung gekommen sey, sondern sich zu zeitig zu dem Erkenntniß des Guten und Bösen fähig geglaubt habe. —

Es scheint natürlich, daß viele weise Männer mehr Gutes als einer zu stiften im Stande seyn werden; daß mehrere weniger Gesetze zu übertreten unternehmen können, als einer. Wer kann den Monarchen, wenn er seine Gesetze übertritt, beahnden? Wenn aber in Freistaaten die Gesetze überschritten werden, wacht dieser über jenen, ein Schwert hält das andere in der Scheide. — Ist jener Gemeingeist, jener public spirit in der Monarchie so natürlich als im Freistaate, wo Freiheitsgefühl den Geist hebt und aus Bürgern Fürsten macht? und ist es nicht entschieden, daß alle Unterthänigkeit niederschlage und die Furcht, daß durch den Willen eines Einzigen es mit dem Besten so wie mit dem Le-

ben des Menschen, wie mit einer Feldblume gehe, die heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird? — Die von Herzbergsche Bestätigung meiner Meinung: daß die Monarchie unstreitig ihrer Natur nach die älteste Regierungsform und die erste sey, welche die Gesellschaften vereiniget habe, und daß alle Staaten von Griechenland und Italien, welche nachher Republiken geworden, anfänglich durch Könige regiert worden wären, hätte diesen aufrichtigen Mann zugleich auf den Gedanken leiten können und sollen: daß eben, weil die Natur unstreitig mit dieser Regierungsform den Anfang gemacht, dies auch gewiß der leichteste und erste Schritt sey, den die Natur den Menschen thun lassen können, indem sie gewohnt sey, nichts zu übertreiben, und daß sonach noch vollkommenere und den Menschen angemeßnere Schritte seiner warten müssen, wenn die Natur nicht etwa ein bloßes Spielwerk mit dem edelsten Geschöpf, das wir kennen, getrieben hat. — Wären die vorgesetzten Geschöpfe Eurer Art; so wäre es mit monarchischen Engeln gewiß zu Ende; da aber ein jeder Mensch das Vermögen hat, das zu werden, was ein anderer ist; so ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden. Solon, Lykurg und die Decemvirn errichteten zu Athen, Sparta und Rom besondere Regierungsformen; allein, es lag sicher, entweder an diesen Regierungsformen, oder an den Staatsbürgern, daß, nachdem sie hundert Mal verändert worden, sie doch immer am Ende wiederum monarchisch geworden sind.

Es setzt einen Souverain voraus, wenn eine Monarchie erblich und durch gute Grundsätze gemäßigt seyn soll, die nach der Lage des Landes und dem Charakter der Nation abzufassen und einzuführen sind; und stren-

ge Monarchen sind es sich selbst schuldig, auf Verträge und Verabredungen zu halten, um sicher zu seyn. —

Wenn Monarchien unter der Regierung wohldenkender und wohlthätiger erblicher Regenten ihr Haupt über Republiken zu erheben vermochten; so war dies nicht sowohl in der Natur der Regierungsformen, als in Umständen zu suchen; und es scheint hart zu seyn, die monarchische Regierungsform auf Rechnung der andern zu erheben, weil sie das Glück gehabt hat, gute Fürsten am Staatsruder zu sehen; ich sage: das Glück gehabt, indem es unläugbar bei Monarchien aufs Glück, bei Republiken hingegen auf innere Einrichtung anzukommen scheint, wenn von Flor und Glückseligkeit die Rede ist. Die Republiken haben, wenn ich so sagen darf, eine reelle, die Monarchen eine personelle Sicherheit ihrer Glückseligkeit. Ein edler, rechtschaffener Mann gilt mir, wenn gleich nicht mehr, so doch gewiß eben so viel, als alle Anweisung auf Grund und Boden. Daß Herr von Herzberg das erste Staats-Grundgesetz und das allgemeine Beste in dem menschmöglichsten Grad der Freiheit setze, sieht man aus der Erklärung, daß Republiken nicht freier als Monarchien wären, und daß er den ersteren den jetzt gewöhnlichen Namen von Freistaaten nicht beilegen mag, sondern sie Republiken nennet. Man sollte mit dem Ausdruck: allgemeines Beste, überhaupt behutsamer verfahren, da er so oft der Tyrannei und der Dummheit zu Behelfen dienen mußte. Die Behauptung, daß das Leben, die Ehre und das Eigenthum in allen republikanischen Staaten weit weniger in Sicherheit gewesen und noch wären, als in der allermonarchischsten, ist so wenig deutlich als überzeugend; und was für ein Trost ist's zu wissen, daß,

wenn ein Monarch seine Gewalt mißbrauche, er nicht mehr Monarch, sondern Despot sey, wenn der Uebergang von einem zum andern so federleicht ist? — und wie soll man die Stellen deuten: „der Despot würde es nicht lange für eine großmüthige Nation seyn; sein Mißbrauch werde nicht so anhaltend, nicht so ausgebreitet seyn, als das Uebel, welches die Parteien in der Republik anrichten? Wer nicht gerecht zu seyn versteht, wie kann der Großmuth beurtheilen? und sogar großmüthig seyn? Die Mängel der Republik sind wegen der Natur des Menschen davon unzertrennlich, aber die der Monarchie kleben derselben nicht an, und entfernen sich in unserm philosophischen Jahrhundert immer mehr und mehr davon.“ — Das Gemäßigste, was man von diesen monarchischen Stellen zu sagen im Stande ist, wäre denn wohl: daß man ihnen die Gelegenheit ansehen dürfte, welcher sie ihre Existenz zu verdanken haben, den Geburtstag eines gewiß herrlichen Königs.

Das Denkwürdigste in dieser von Herzbergschen Denkschrift ist denn wohl das Glaubensbekenntniß: daß nach den Grundsätzen der Natur des Menschen und der Erfahrung die beste Regierungsform eine Monarchie sey, wo der Oberherr durch Landstände sich rathen lasse; da gutgewählte Repräsentanten und Abgeordnete der Landstände dem Fürsten sehr nützlich seyn, und ihm die innere Kenntniß des Landes öfters besser als seine eigenen Minister erleichtern, gute Anschläge und die beste Auskunft über die zu machenden neuen Gesetze, und über die in der Justiz und Polizei zu treffenden neuen Anordnungen geben, und dazu beitragen können, den Gang aller Räder der innerlichen Staatsveränderung und der vollstreckenden Gewalt zu beschleunigen. Wie richtig aber

ist die Bemerkung, daß diese Landstände bei der vollstrekkenden Gewalt eingeschränkt bleiben müssen!

Wie Justiz-Kollegia nur zu dem Gedanken kommen können, Zwischenstände vorzustellen, oder, wie Herr von Herzberg sich ausdrückt, die Stelle eines Zwischenstandes der Monarchie zu vertreten, ist nicht wohl abzusehen. Da sie nicht nur keine Rücksicht auf den Staat, sondern auf das Recht der Privatpersonen zu nehmen, und wenn sie zwischen den Domainengütern und zwischen Staatsbürgern zu entscheiden haben, am allerwenigsten dergleichen Seitenblicke sich anmaßen können, ohne das Recht zu beugen; so hat Herr von Herzberg Recht, daß sie wenig von dem Innern des Landes unterrichtet und durch die Natur ihrer Beschäftigungen langsamer und schwieriger zu Führung der Geschäfte und zur gewöhnlichen Staatsverfassung sind.

Am allerwenigsten aber sollten Finanz- und Domainen-Kollegia sich im Mindesten in dergleichen Angelegenheiten mischen, da es ihre Sache nur ist, theils die Staatsbesitzungen zu verwalten, theils zu deren Vermehrung und Verbesserung Vorschläge zu thun, die dann durch die Landstände geprüft werden müßten. Wehe dem Staat, wo dergleichen Kollegia sich weiter ausbreiten — oder sich wohl gar Vormundschaften über diesen oder jenen Stand anmaßen! Ein augenblicklicher Vortheil, den sie dem Landesherrn zuwenden, stürzt das Land mindestens in eine zehnjährige Verwüstung, und die zehn Christen-Verfolgungen, und die ägyptischen Landplagen, sind bei weitem so schrecklich nicht, als die Grausamkeiten, die dergleichen Kollegia, wenn ihnen ihr Wirkungskreis vergrößert wird, ausüben. Wo sie hinkommen, ist Alles vergiftet.

Vielleicht, daß ich zu seiner Zeit Vorschläge thue, wie die Domainen-Verwaltung, ohne Zusammentritt von Kollegien, zum größern Vortheil des Landesherrn und des Unterthans bewirkt werden könne; um diese in so vielen Staaten, mit allem Fleiß, von den Domainenkammern selbst, kunstgerecht verwickelten Geschäfte ganz einfach und schlecht und recht bearbeiten zu lassen, so daß die Herren Haushalter zu jeder Zeit übersehen werden können.

Die Meinung des Herrn Ministers von Herzberg, daß nicht allgemeine Reichs-, sondern Provinzialstände eingerichtet werden möchten, ist um so einleuchtender, als fast jede Provinz, aus welcher eine Monarchie zusammengesetzt ist, eine besondere Verfassung hat, und es, wo nicht unmöglich, so doch schwer und mit Ungerechtigkeit verknüpft seyn würde, der Verfassung aller Provinzen eine allgemeine Einförmigkeit zu geben, deren Vortheil mit jenen angegebenen Arten von Nachtheil in irgend einem Verhältniß stehen könnte. Ob indessen nicht zuletzt diese Provinzialstände in ein allgemeines, aus wenigen Deputirten bestehendes Kollegium zusammenfließen könnten? Ich glaube Ja; und der Vortheil würde hiervon für den Landesherrn so groß, als für die Provinzialstände seyn. Diese letztern würden ihren Nahrungsstand und ihre Verfassung leichter verbessern, und durch dieses Band ihren Wohlstand verstärken, der Landesherr dagegen würde alles leichter begreifen und umfassen können, und seine Provinzen unvermerkt zu einem Ganzen bringen; da jetzt ein Kind vor dem andern ein Liebling der Krone ist, und durch Neid und Eifersucht so manches Gute behindert werden muß.

Dank sey Katharina der II., daß sie, nach der

von Herzbeegschen Versicherung, überzeugt von der Nothwendigkeit und dem Nutzen solcher Zwischenstände in ihrem weiten Reiche, dergleichen in ihren neu eingerichteten Gouvernements eingeführt — daß sie Despotie in Monarchie, und zwar in eine solche verwandelt hat, wo Staatsbürger nicht nur frei denken, sondern frei reden und eben so frei handeln können. — Dank Friedrich dem II., daß er sich von dem wahren Vortheil der Stände auch in seiner Monarchie überzeugt hat. — Der Ausdruck: daß in den meisten Provinzen der Preußischen Monarchie dergleichen Stände existiren, (ist mit der Weisheit der Preußischen Monarchen nicht zu verbinden; vielmehr läßt wohl sicher annehmen): daß in allen Provinzen Stände seyn werden, welche nach dem Vorschlage des einsichtsreichen Herrn von Herzberg nicht nur aus dem Adel und den Städtern, sondern sogar aus Ackersleuten und Bauern bestehen sollen. Der Stamm Levi, oder die Geistlichkeit, soll, nach der von Herzbergschen Meinung, keine besondere Klasse der Stände ausmachen, und der Priester = oder Predigerstand bei der Staatsverwaltung oder Gesetzgebung nur selten, und berathschlagungsweise zugezogen werden; ich würde ihn nie dazu ziehen, da sein Beruf ein ganz anderes Ziel hat. Herr von Herzberg beschließt seine Schrift, (diesen durch eigenes Nachdenken an Erfahrung geknüpften Leitfaden für den Staat, dem er dient,) mit der Hoffnung: daß Aufklärung, eine gute Erziehung und das Beispiel der monarchischen Regierung Königs Friedrichs II., die standhaft, gut und weise ist, und die durch einen allgemeinen und wohlverdienten Ruhm, und durch die Liebe des Volks die Bewunderung der Natio-

nen geworden ist, viel zu der Verbesserung der Regenten beitragen werde.

Der Minister von Herzberg macht sich jährlich, als Kurator der Akademie, dergleichen zur Erholung und Gesundheit des Gemüths dienliche Bewegungen in kleinen Abhandlungen, wo sich Selbstgefühl, Erkenntlichkeit und Erfahrung mit kalter Vernunft in Verbindung setzen und eine, ihrer Nützlichkeit halber, angenehme Lektüre bilden.

Gäbe nur der gute Genius der Thronen und Herrschaften, der Fürstenthümer und Obrigkeiten, daß sie sich von der Unwürde überzeugten, mit angebornen und angestammten Eigenschaften, und wie dergleichen Dichterkanzleiworte weiter lauten, sondern, so wie unser Einer, durchaus nackt und bloß, das Licht der Welt erblickt zu haben. — Wollen denn regierende Herren sich über das Geschlecht erheben, dessen Vorzug es ist, daß ihm nichts anerschaffen worden, sondern daß Alles, was es besitzt, erworben sey? — Die Thiere leben von Geschenken der Natur, und hängen von Instinkten ab, die Menschen sind durch Vernunft geworden, was sie sind. Götter der Erde heißen in einer sehr richtigen Uebersetzung: große Menschen! — Wenn Prinzen dies erwägen, so können sie werden, was ihnen in der hochfürstlichen Wiege vorgesungen wird, daß sie es schon wirklich sind. — Was das Beispiel Friedrich II. betrifft, so wünschte ich nicht, daß es das strenge Muster für alle Fürsten würde. Der Beiname Einziger! scheint Ihm eigen zu seyn! Allerdings große wahrhafte Königszüge. — Doch gehört viel, wahrlich viel dazu, sich aus Beispielen verständigen zu wollen, und sich so einzurichten, daß das

Beispiel der Regel nicht Abbruch thue. — Niemand ist gut, als der einige Gott; willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote, sagt der Stifter der christlichen Religion. Er das Beispiel, Gott die Regel.

Doch, es ist Zeit, daß ich meine Schuld abtrage, und dem monarchischen Staat, der so oft im guten und bösen Sinne verkannt wird, in Hinsicht der Gesetzgebung näher trete. Zuerst werde ich den Monarchen, den wir bisher in Lebensgröße kennen lernten, besonders noch als Gesetzgeber in Erwägung ziehen, und sodann die Vorzüge bemerken, welche die Monarchie in Beziehung auf die Gesetzgebung gegen andere Staaten zu behaupten im Stande ist.

Bei dem ersten Abschnitt kann ich um so kürzer seyn, als ich allerdings viel über diesen Gegenstand einzustreuen Gelegenheit gehabt habe, besonders glaube ich, ziemlich deutlich dargethan zu haben, daß die Entscheidungsfrage: welches die beste Regierunngsform sey, nicht geradezu statt finde, sondern von Umständen abhänge; dahingegen ist die gewiß die beste, welche den höchstmöglichsten Grad der Veredlungen der Unterthanen begründet, und ihnen eben darum den höchstmöglichsten Grad der Glückseligkeit zuzieht. Die höchste Würde des Gesetzes ist: den Menschen dahin zu bringen, daß er sich selbst Gesetz ist, und keine andere als eine gesetzliche Freiheit verlangt. Vom Souverain hängt es ab, wie viel er dem Regenten abtreten will. Im monarchischen Staat ist ihm anvertraut, Gesetze zu geben und Gesetze zu bewirken. Ein Auftrag, der um so schwieriger ist, als diese Verbindung in einer Person sehr leicht gemißbraucht werden kann, und ge-

wiß von Anbeginn her zu sehr gemißbraucht worden ist. Wenn inzwischen der Monarch in Erwägung zieht, daß er nur ein Mensch sey, und daß, da jene beide ihm obliegende Pflichten sehr leicht in Kollision kommen könnten, er nicht auf sich selbst bauen, sondern, sowohl in Hinsicht der Gesetzgebung, als der Gesetzbewirkung, die That nicht vor dem Rath gehen lassen müsse, wenn er nichts auf sein allgewaltiges Ich, sondern Alles aufs weise Wir ausseßt; so wird er die Hoffnungen erfüllen, welche der Souverain in ihn gesetzt hat. Er wird die Gesinnungen des Volks zu erfahren suchen, und nicht anordnen, was Er, sondern was das Volk will; nicht was ihm, sondern dem Volke zum Nutzen und Frommen gereicht. Sind Grundgesetze in seinem Staat, so wird er sie ehren, und wenn sie von seinen in Gott ruhenden Vorfahren verlegt und verdunkelt worden sind, sie in aller Reinigkeit wieder darstellen, und wenn davon keine Spur weiter zu finden ist, sie zum Wohlgefallen des Volks entwerfen. — Nicht bei der Gnade, sondern beim Rechte können sich denkende Menschen beruhigen, nicht bei der Gnade, die zeitlich und vergänglich ist, und an die der künftige Nachfolger nicht glauben darf.

Da die Einkünfte des Monarchen, wodurch er die allgemeinen Staatsausgaben bestreitet, und sich und sein Haus ernähret, von den Staatsbürgern zusammen gebracht werden; so ist es nothwendig, richtige Etats zu entwerfen, Alles ins gewissenhafte Verhältniß zu seßen, und wenn nicht das Volk durch Stände zugezogen wird, die Minister dieserhalb verantwortlich zu machen. Es ist schrecklich, Privatbetrug zu bestrafen, und actionem ex mandato zu verstatten, dagegen hirnlose Pro-

sekte ꝛc. ungestraft zu lassen. Nero hatte den Seneka zum Instruktor und ward aus einem liebenswürdigen Thronkandidaten ein Nero als Kaiser. Nur bei feststehenden, wechselseitigen Rechten können sich Volk und Monarch beruhigen. — Monarchen! fällt es Euch zu schwer, Euch aus Eurem Majestätsbesitz herauszusetzen; so wißt, daß Ihr es hochselbst thut, daß die Liebe (Ihr wollt doch, eben weil Ihr das Volk zu lieben vorgebt, die von Euch verlangten Grundgesetze für unnöthig erklären), wenn sie rechter Art ist, eine Aufopferung in sich schließt; daß Eure Liebe eine Gegenliebe ihrer Natur nach bewirkt, daß kein Tyrann treue Unterthanen hat, daß Menschen frei geboren sind, und daß, wenn Ihr Euch gleich alle Mühe gebt, sie sklavisch zu erziehen, die Natur sich doch nicht zwingen lasse; daß Menschenrechte vorhanden sind, die Gott selbst gab, daß sie verletzen, und nur verläugnen wollen, eine Sünde wider den heiligen Geist sey; wißt, daß Verletzungen moralischer Pflichten immerwährende schlechte Folgen einer ewigen Verdammniß nach sich ziehen, und daß aus dieser Hölle, wie überhaupt in Hinsicht moralischer Pflichten, keine Erlösung denkbar, daß über freie Menschen, nicht aber über Sklaven zu regieren, eine Würde sey. Wißt endlich, daß Ihr nur bloß, wo es auf Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt ankommt, Macht habt; hingegen nichts vermögen solltet, wenn Ihr selbst schaden, oder andere zu dieser Absicht verleiten wollt, indem Euch nur mittelbare und unmittelbare Kraft, Ansehen, Oberaufsicht und Einfluß zukommt, jeden zu seiner Pflicht anzuhalten, und die Regierung zu ihrem eigentlichen Zweck hinzuleiten, Ordnung, Ruhe dem Staat in seinem In-

nern zu sichern, und auch von außen ihm Ansehen und Bestand zu verschaffen, im Kriege die Armee anzuführen, im Frieden nützliche Einrichtungen zu treffen, und überhaupt selbst zu denken und selbst zu thun, und sonach nicht bloß Titularfürsten zu seyn, sondern durch Selbstthätigkeit den großen Namen Selbstherrscher zu verdienen! —

Daß die einzelnen Menschen für das gemeine Wesen da sind, ist ein Satz, der zu vielen Mißverständnissen Anlaß giebt; gewiß aber ist's, daß das gemeine Wesen nur um der Einzelnen willen entstanden ist. Die Rechte keines Einzelnen können verletzt werden, ohne daß Jeder Gefahr läuft. — Monarchen! wenn Ihr dies als Gesetzgeber in Erwägung ziehet, und diesen Grundsatz befolgt; so werdet Ihr mit salomonischer Weisheit regieren. —

Außer den Grundgesetzen, wodurch das Ganze beherzigt, dem gemeinen Wesen die gehörige Form eingedrückt wird, giebt es Gesetze, wodurch die Rechte und Verbindlichkeiten der Mitglieder unter sich selbst bestimmt, und endlich die Strafen angegeben werden, welche diejenigen sich selbst zuziehen, die sowohl den Grundgesetzen, als den bürgerlichen Gesetzen entgegen handeln. Nicht nur, wenn die Grundgesetze entworfen, berichtigt und befestigt werden, sondern bei jeder Gesetzgebung sollte das Volk nicht vernachlässiget werden. Die Gesetze, die man sich selbst giebt, sind mit dem Menschen (wenn man so sagen darf) verwandt, und weit leichter zu erfüllen, als solche, an denen wir keinen so nahen Antheil haben. Eigentlich sind alle Civilgesetze göttlichen Ursprungs, in so weit sie aus der

Natur geschöpft werden. Der Monarch setzt sich also nicht herab, wenn er etwas gesteht, was auch, wenn er es nicht gestanden hätte oder eingestehen wollte, sichtbar ist; — daß er nur ein Mensch sey; und mehr, als dies Geständniß, legt er nicht ab, wenn er seine Unterthanen ihre Gesetze aus sich selbst und aus der Natur des Menschen schöpfen läßt. — Werden diese Civilgesetze nach den verschiedenen besondern Bedürfnissen des Orts und des Volks verschieden bestimmt und modificiret, so wird ihre Natur nicht geändert (denn dies kann Gott selbst nicht), sondern nur den Bürgern näher gelegt. Dies Geschäft ist keinem so angemessen, als den Staatsbürgern selbst. Giebt das Volk unter der Oberaufsicht des Monarchen Gesetze, so werden sie außer dem erhabenen Ursprung auch gewiß einfacher und verständlicher ausfallen; und dies ist doch das erste, das wesentlichste Erforderniß eines Civilgesetzbuchs. Giebt sie der Monarch oder seine Justizminister, so werden sie es schwerlich vermeiden, sich auf Entscheidungen einzelner Fälle einzulassen, dagegen aber, wenn das Volk **Dux, Fax** und **Tuba** ist, mehr zu allgemeinen Grundsätzen sich erheben, als welches die wahre Würde des Gesetzbuchs ist. Eine zu gelehrte, erfahrungsreiche und ängstliche Rücksicht auf einzelne Fälle, verleitet zu Distinktionen, die den Gesetzen alle Kraft benehmen, und sie so schwächen, daß man zu ihnen alles Zutrauen verliert. Es wäre denn, ist ein Ausdruck, der eine Ausflucht angiebt, um das Gesetz nicht zu beobachten. Je mehr Rücksicht auf einzelne Fälle, je mehr Behinderung, allgemeine Grundsätze zu finden. — Da fällt man denn aus einer Sammlung erlebter in ein Labyrinth möglicher Fälle, macht mit

Aengstlichkeit bevor höchst seltene Begebenheiten, Vorkehrungen der Feinheit, dieser Begebenheiten halber; vereinigt sie, wenn ich so sagen soll, durch ein Gesetz, und vernachlässigt die alltäglichen, siehet nach den Sternen und bricht ein Bein, und kommt nie zum Ende, weil man nie angefangen hat. Wenn das Volk durch weise Abgeordnete zu diesem Geschäft gezogen wird, ist's nicht fast gewiß, daß es von dem simpeln Grundsatze: daß es Pflicht des Staats sey, die Freiheit Aller gegen die Eingriffe eines Jeden zu schützen, daß es von sich selbst ausgehen werde?

Auch im Kriminal-Kodex, wenn gleich er nicht so unmittelbar göttlichen und natürlichen Ursprungs, als der Civil-Kodex ist, müssen doch die Strafen nach der Natur des Menschen und der Vergehung bestimmt werden. Sind denn die Hexenprozesse nicht noch zur Beschämung der Menschen, und zum Beweise, wie tief sie fallen können, wenn sie nicht dem Lichte der Vernunft folgen, auf uns in den schrecklichsten Geschichten gekommen? Das willkührliche Kriminalrecht muß nicht aus irrigen Meinungen entstehen, und wenn man so sagen darf, zu willkührlich ausfallen. Wahrlich! es gehört Kenntniß des Menschen dazu, Kriminalgesetze, ohne auf Gewohnheit und Herkommen zu sehen, mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, gleich weit von allzugroßer Strenge, als von allzugroßer Gelindigkeit, nach reinen Grundsätzen zu verfahren, und so mit der Zeit und mit den Menschen fortzuschreiten. — Wäre man gewohnt, in Finanzangelegenheiten mit mehrerer Offenheit zu verfahren, dem Volke die Bedürfnisse des Staats vorzulegen, und dasselbe von der Nothwendigkeit derselben zu überzeugen; würde man ihm, in sei-

nen Ständen, die Art überlassen, diese Erfordernisse unter sich einzutreiben, man würde nicht die Unzufriedenheit unter den Staatsbürgern entdecken, die jetzt in den meisten Staaten die Oberhand gewinnt — und die in Frankreich der Hauptstein des Anstoßes gewesen ist. Man würde Uebetretungen der Abgabevorschriften, nicht wie jetzt, entweder für gar keine, oder für kleine Vergehungen halten. — Ein großer Fehler der Kriminalgesetzgebung ist, wenn viele Eines halber leiden und eingeschränkt werden. Die göttliche Einrichtung ist in der Art, daß jedes vernünftige Wesen, wenn es von der monarchischen Bahn sich entfernt, in einen sittlichen Unwerth sinket, so, daß die Leiden, die es andern zufügt, oft eher von denen verschmerzet werden, denen sie zugefügt worden, und länger den schmerzen, der sie zufügte. Diese Gewissensempfindung aufzuregen, würde ohne allen Zweifel die ärgste Strafe seyn. Da indessen hierbei viele List und Verstellung statt finden kann; so strafe die irdische Regierung den Verbrecher, der wissentlich das moralische Gesetz übertreten hat, wenn sie ihn zuvor von seiner Unsittlichkeit überführt hat; nie aber nehme sie aus einem Verbrechen Gelegenheit, die natürliche bürgerliche Freiheit anderer einzuschränken, wenn sie nicht die Stelle in Anwendung bringen will: „ich wüßte nichts von der Lust, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte, laß dich nicht gelüsten.“ — Vorzüglich können Kriminalgesetze Aergerniß geben, obgleich auch Civilgesetze in den nämlichen Fehler zu verfallen pflegen. Ist's schon nach dem Ausspruch eines großen Sittenlehrers besser, daß einem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt, ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werde im

Meer, wo es am tiefsten ist, was wird denn nicht ein dergleichen Aergerniß gebendes Gesetz verdienen?

Was nun die Gesetzausübung betrifft; so behalte ich mir vor, in dem Abschnitte von dem Prozeßrechte ausführlicher diesen Hauptgegenstand der Gesetzgebung zu beleuchten, bei dem ich hier ohnehin mich nur bloß ihn, den Monarchen, als Gesetzgeber in Erwägung zu bringen, beschränke und beschränken muß; indessen will ich nur, und wie mich dünkt, nicht unzeitig mit der Bemerkung vorgreifen, daß der Monarch sich in die Ausübung der Justiz gar nicht mischen sollte. Seine Sache ist's, kraft des ihm übertragenen Rechts, Gesetze zu geben, und auf deren Erfüllung zu sehen, die Form, in welcher Art Recht und Gerechtigkeit ausgeübt werden soll, zu bestimmen, und Personen anzusetzen, die Recht sprechen, und Personen, die darauf ein wachsames Auge haben müssen, ob dieses unparteiisch geschehe. — Sobald sich Monarchen unmittelbar in die Rechtsangelegenheiten mischen, so entstehen Machtsprüche, die Alles verderben. Die Frage: in wie weit dem Monarchen das Recht zustehe, in Rechtsangelegenheiten Erkundigungen einzuziehen? beantwortet sich von selbst. Sobald er aber findet, daß nicht landesgesetzlich verfahren werde, so ist's seine Sache, dieser Verstöße halber außerordentliche Gerichte anzustellen, und durch sie über diese Betrüger erkennen zu lassen, und sie zu bestrafen. Ob es nun gleich so leicht nicht zu vermuthen ist, daß Justiz-Kollegia so sehr an einander hängen werden, daß, wenn es diesem Richter übertragen würde, über jenen, der seine Pflicht schnöde übertreten hat, zu erkennen; so herrscht doch beim Volke einmal die Meinung, welche die Rechtsgelehrten

selbst zu verbreiten, sich die Mühe gegeben, und die sie von der Geistlichkeit erborgt haben; daß es nämlich Judicis sey judicem tueri; daß ein Richter den andern bei Ehren zu erhalten suchen müßte, weil hiebei, nicht sowohl die Person, als das Amt leide, und der Heiligkeit der Gesetze selbst zu nahe getreten werden würde; und so würde es gewiß das Beste seyn, wenn in Fällen, wo die eigentlichen Richter das Recht beugen, Personen ansehen, durch Geschenke sich blind machen lassen, um die Sachen der Gerechten zu verkehren, der Landesherr den Deputirten der Landstände eine dergleichen Untersuchung und Bestrafung übertragen und überlassen möchte. Nicht, als ob alsdann schon die Volks-Justiz anfinge, die in der Regel gar nicht statt finden sollte, weil dem Souverain die Gesetzausübung nicht gebühret, und weil sie der Souverain so wenig ausübt, daß gemeinhin Fischweiber und anderes Gesindel sich des Schwerts und der Wage bemächtigen, sondern weil hiedurch der Schein der Parteilichkeit am leichtesten vermieden werden dürfte, der, so wie überall, so besonders hier recht ängstlich zu vermeiden ist. Ich hoffe, daß bei meinen künftigen Vorschlägen, wie das Rechtsverfahren einzurichten sey, dergleichen Parteilichkeiten nur selten sich zutragen werden, und behalte mir vor, diese hier bloß angegebenen Ideen noch näher zu bestimmen, und ihnen in eben dieser Rücksicht mehr Zusammenhang beizulegen.

Rousseau nennt den Staat frei, wo vor der Regierung eine Zwischenzeit vorhergeht, während welcher die Nation wieder in alle ihre Rechte tritt, den Fortschritt der Mißbräuche und Usurpationen hemmt, und die Triebfedern der Gesetzgebung wieder anspannt.

Zugegeben, daß diese Verfahrungsart bei Erbreichen nicht in dem Grade, wie bei Wahlreichen statt findet; sollte nicht bei jeder Veränderung des erblichen Throns eine kleine Zwischenzeit anzunehmen seyn, binnen welcher dem Volk zu sich selbst zu kommen Gelegenheit gelassen wird? nicht um Bacchanalien zu feiern, sondern Feste der Menschheit, zu deren Beschützer das Volk so eben einen Hohenpriester weihen will, zu begehen. — Die Redensart: daß der Thron in einem Erbreiche unsterblich sey — gehört zu jenen mystischen Unrichtigkeiten, die, wenn sie auch den gemeinen Mann auf einen Augenblick blenden könnten, jedoch nicht vorhalten. — Die Huldigung schon beweis't die Thronveränderung, und ist der vorige Fürst nicht eben so todt, wie der letzte seiner Unterthanen, wenn sein Stündlein vorhanden ist? — außer, daß dieser selig, und jener höchstselig, gottselig heißt, und daß sein Andenken mit dem Beiwort glorreich unter die Leute gebracht wird, wenn gleich oft Niemand weiß, wie diese Glorie, und dieser Nimbus verdient worden. Dergleichen Zwischenpunkte müssen nicht Articuli antecoronationales erzeugen.

Warum denn aber jener Thorschluß, und jene schnelle Huldigungs-Eides-Ableistung der Beamten, die doch bloß darum, weil sie im Staatsdienste sich finden, auch im Dienste des Landesherrn stehen? Nur der Tyrann ist unsicher; der Thronfolger, der wohl weiß, daß er den Staat, zwar auf eine unabhängige Art regieren werde, aber doch nach Grundgesetzen und nach feststehenden Regeln, ist so sicher als Friedrich II., der von dieser Seite überall in Sanssouci war, wo er von weit wenigern Menschen umgeben war, als tau-

send und abermal tausend der bemittelten Staatsbürger. — Die beste Leibwache ist das Gewissen!

Welches sind denn aber die Vorzüge, welche die Monarchie in Beziehung auf die Gesetzgebung gegen andere Staaten zu behaupten im Stande ist?

So nachtheilig es für das Volk ausfallen kann, wenn Gesetze zu schnell gegeben werden; so giebt es doch Fälle, wo eine geschwinde Gesetzgebung erforderlich und heilsam ist. Diese Schnelligkeit kann durchaus bei keiner Regierungsform so gut, als bei der monarchischen erreicht werden. Republiken kommen fast immer einen Tag zu spät, und doch kommt es außerordentlich viel auf die rechte Zeit an. Das zu früh, der Fehler der Monarchieen, ist bei weitem so schädlich nicht, als die Verspätung. Es war Alles schön bei diesem Feste, nur war es merklich, daß ein einziger Louis-d'or fehlte. Das ist das Schicksal der Freistaaten — es ist Alles schön; nur eine Kleinigkeit steht im Wege; und wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäure?

Gott ist einer! und da die Menschen doch mit der Zeit so göttlich werden sollen, daß das Geschlecht wie eins anzusehen ist; so scheinet selbst in dem Monarchen das Vorbild zu diesem Geiste zu liegen; ein Typus zu dem, was kommen soll. Wenn die Regierung sich bewußt ist, daß sie die Verwandlung des Geistes unter der Oberherrschaft einer über Alles gebietenden Moralität bezwecke, nur dann, wenn Alles zu diesem Einem sich vereiniget, ist sie vollkommen oder grenzet an dieses Ziel, und wenn es gleich rein wahr ist, daß die Moralität und die wahre Aufklärung von unten nach oben gehe; so ist es doch nicht nur rathsam, sondern nothwendig, daß,

wenn nicht nur von unten nach oben, sondern auch von oben nach unten dieser Weg des Lebens angefangen wird, man desto zeitiger in der Mitte zusammentreffen könne und werde. — Behaupte ich zu viel, wenn ich sage, daß ein Monarch unendlich mehr bei diesem Gange von oben nach unten ausrichten könne, als in der Aristokratie und Demokratie möglich ist? — Der gemeine Haufe, der zu sehr sich gewöhnt hat, auf einen dergleichen hochgestellten Menschen zu sehen, wird hier nicht durch die verschiedene Denkart der Aristokraten und der Deputirten im demokratischen Staat zerstreut, und kann mehr seine ganze Aufmerksamkeit auf ein Beispiel richten. Es ist nächstdem zu vermuthen, daß der gemeine Mann eher in monarchischen, als in andern Staaten einfach werde behandelt werden.

Ist's nicht in die Augen fallend, daß, wenn Aller Augen auf Einen sehen, dieser Eine, wenn gleich er eher unbeahndet die Gesetze übertreten kann, doch mehr sich hüten werde, solch ein großes Uebel zu thun und das Volk sündigen zu machen. Durch Andere seine Gewalt zu mißbrauchen, ist freilich die gewöhnliche Ausflucht, welche die regierenden Herren einzuschlagen gewohnt sind, um sich bei Ehren zu halten und auf Andere Handlungen zu bringen, deren sie selbst sich schuldig gemacht haben; indessen schläft der Verräther nicht, und es ist kein Inkognito im Stande, Regenten zu decken und sie den Nachstellungen des Geschichtschreibers, dem Auge des im Stillen seufzenden Patrioten und dem spähenden Blicke des Satyrikers zu entziehen! — Die Pracht, die ihnen anklebt, die Macht, die ihnen gegeben ist und zu der sie sich so gern Beiträge verschaffen, wodurch sie sich zu schützen gedenken,

setzt sie eben der schärfsten Nachforschung und Kritik aus; — und ich weiß nicht, ob nicht die größten Plagen, welche die Thronen umgeben, Pracht und Macht sind. —

Der wichtigste Vorzug, den eine monarchische Regierung vor allen andern behauptet, ist der Umstand: daß sie die Natur selbst dem Menschen vorgeschrieben zu haben scheint. Nur aus einem Paar trat nach der ältesten Urkunde das menschliche Geschlecht hervor; nur eine menschliche Familie rettete sich im Kasten Noä. Bildliche Erzählungen, die den Fingerzeig enthalten: daß die Menschen eine Familie ausmachen, daß der irdische Vater den himmlischen vorstellt. So hat die Natur nicht nur den monarchischen Staat selbst eingesetzt, sondern dem Monarchen auch ein Muster vorgestellt, um väterlich zu regieren.

Die Natur, die in Allem sehr pünktlich und weise zu Werke geht, konnte, da sie Gesellschaften befördern wollte, nicht anders zu Werke gehen, als daß sie den ersten Kern der Gesellschaft in die häusliche Gesellschaft legte. — Ein Stammvater eignete sich ein Stück Land zu; ihn ehrten die Nachkommen als Herrn, und trugen nach seinem Ableben, besonders wenn der nächste Nachfolger dazu nicht tauglich war, einem diese Herrschaft durch Wahl auf. Vielleicht nahm der regierende Herr bei seinem Leben Jemanden in die Lehre, und unterrichtete ihn, Rechtssachen zu schlichten und Krieg zu führen. In Wahrheit, eine Fürstenzunft wäre keine so ganz unnütze Sache.

Diejenigen, welche behaupten, daß die erste Staatsregierung militärisch gewesen, thun der Natur Gewalt. Auch der Heerführer war Vater. — Ist's wohl glaub-

lich, daß Staaten entstanden wären, wenn Gott eine Menge vollendeter Menschen geschaffen hätte? Freilich scheint sich in der Natur Alles zu necken; und wenn freilich den Menschen die unvernünftige Kreatur zur Lehrerin angewiesen wäre; so würde die Behauptung, daß die erste Regierung militärisch gewesen, viel Wahrscheinlichkeit gewinnen. Die Vernunft setzt den Menschen so sehr über Alles, was diesen Vorzug nicht hat, daß kein Vergleich hier möglich ist. —

Wenn ich nicht zu weit zu verschlagen fürchten müßte, so würde ich auch die erblichen Regierungen aus der Natur erklären. Der Vater kann den Sohn unterrichten — und entfernt den Neid, der unvermeidlich ist, wenn einer seines Gleichen erhoben wird, und so wie keine Regel so entscheidend ist, als die, welche die Blutsfreundschaft zum Bestimmungsgrunde anführt, so würde auch auf diese Weise allen verderblichen Streitigkeiten vorgebeugt werden.

Noch scheint die Gesetzgebung bei erblichen Reichen zu gewinnen, da wenigstens die Vermuthung ist, daß der Sohn das Andenken seines Vaters ehren, und seine Einrichtungen wenigstens nicht aus Liebe zur Neuerung und um sich einen Namen zu machen, der über den Namen seines Amtsvorfahrs geht, abändern werden. Die Ehre bleibt hier bei der Familie. —

Da ich dem monarchischen Staat das Wort rede; so muß ich eines Einwandes gedenken, den Montesquieu demselben macht, und der um so gefährlicher ist, als er wirklich einigen Schein für sich hat. Er behauptet nämlich im fünften Kapitel des 24sten Buchs: daß die protestantische Religion sich weniger für monarchische Staaten schicke, als die römisch-katholische, und daß

jene den Republiken angemessener sey. Seine Meinung ist: die Römisch-Katholischen haben in Religionssachen ein Oberhaupt; also werden sie auch in weltlichen Angelegenheiten für Einen Monarchen seyn. Dieser Umstand ist um so wichtiger in unserer Zeit, als seit einiger Zeit der Katholicismus ein Gegenstand einer dringenden Befürchtung der Protestanten zu werden angefangen hat. — Allein da die Katholiken nach diesem Grundsatze schon mehr als Einen Gott neben einander haben würden; so ist nicht wohl abzusehen, warum sie es bloß bei Zween bewenden lassen sollten. Wäre von Einem Oberhaupt im Geistlichen und Weltlichen die Rede, so würde diese Behauptung mehr gelten; jetzt aber verliert sie um so mehr ihr Gewicht, als das geistliche Oberhaupt nicht mit der Natur des Menschen, noch der Gesellschaft zusammen hängt, als der Souverain Einer in allen Staaten ist, und dieser Eine auch in Religionssachen, kraft der ihm beiwohnenden Vernunft, dieser allgemeinen göttlichen Offenbarung, sich nichts nehmen läßt. — Die christliche Religion ist diesen Grundsätzen so wenig entgegen, daß sie eine vernünftige Gottesverehrung verlangt; — und die Religion eine vernünftige lautere Milch nennt, eine Prüfung vorschreibt, und da diese nicht anders, als vor dem Richterstuhl der Vernunft statthaft ist, die Vernunft selbst als den obersten Richter, als den Papst in geistlichen Sachen, anerkennt.

Ob die Einwohner des Kirchenstaats übrigens die besten und glücklichsten unter allen Staatsbürgern sind, verlohnt nicht einmal einer Frage. Würde Montesquieu behauptet haben, daß Staaten, die einen Oberherrn in weltlichen Sachen haben, keines in geistlichen Angelegenheiten bedürfen, und keinen so leicht vertragen,

daß Niemand zweien, sich alle Augenblicke in die Grenzen kommenden, Herren dienen könne, ohne dem einen anzuhangen und den andern zu verachten, daß nur Einer der alleinige Oberherr der Menschen in aller möglichen Beziehung sey; so würde seine Behauptung mehr Wahres in sich enthalten, als dieser Gedanke, den man nicht richtig, nicht gewagt, und was das übelste ist, nicht einmal witzig zu nennen im Stande ist. — Montesquieu macht im 6. Kapitel des 24. Buchs dem Bayle den Vorwurf: daß er die Gesinnungen seiner eigenen Religion nicht recht eingesehen, und die Verordnungen zur Gründung des Christenthums nicht von dem Christenthum selbst, noch die Vorschriften des Evangeliums von seinen Rathschlägen zu unterscheiden gewußt hätte; allein in Wahrheit, Montesquieu hat die christliche Religion eben so wenig als Bayle gekannt; denn sie will den Bürger zum wahren Menschen machen, so wie er aus einem wahren Menschen ein Bürger ward. — Sie enthält den wahren Geist der positiven Gesetzgebung, und will durch Läuterungen und Heiligungen den Menschen bis zu jener Stufe hinaufleiten, daß er sich selbst Gesetz ist. — Wenn zuvor das Reich Gottes, das Reich der Sittlichkeit, erreicht ist; so wird das politische von selbst erfolgen. Gottes Reich komme! und mit ihm wird auch das weltliche Reich göttlich und heilig werden. — Ich kann nicht umhin, wenn gleich es eine Ausschweifung ist, zum Beweise, wie wenig Montesquieu den Geist der christlichen Religion gefaßt, eine Stelle aus dem achten Kapitel wörtlich mitzutheilen, ohne daß ich nöthig haben werde, durch eine Kritik ihre Unrichtigkeit aufzudecken. „In einem Lande," sagt er, „wo man das Unglück hat, eine Reli-

gion zu haben, welche Gott nicht ertheilt hat, ist es allezeit nöthig, daß sie mit der Sittenlehre übereinstimme, weil sogar eine falsche Religion der beste Bürge ist, den die Menschen für die Redlichkeit anderer haben können!

Und womit soll ich diesen Abschnitt schließen? mit dem herzlichen Wunsche, daß Gott, der Anfänger und Vollender alles Guten, treue Lehrer in seine Ernte sende, daß Monarchen ihrem großen Beruf Ehre machen, und ihre Untergebenen ihnen gehorchen und folgen mögen, wenn sie über ihre Seele wachen, als die darüber Rechenschaft geben müssen, damit sie mit Freuden ihr erhabenes Lehramt führen mögen!

Monarchen! Ihr nennet Euch Väter! — Wir wollen Euch auch dafür erkennen, wenn Ihr nur nicht vergeßt, daß bei dem Begriff des Souverains der Begriff eines Hausvaters zum Grunde liege, und daß Ihr nur eigentlich die uns gegebenen Vormünder dieses unsichtbaren Vaters seyd, der nach der Weise des Vaters im Himmel Euch zum Gewissen des Staats gesetzt hat, — das strafet, was wir Uebels, das billiget, was wir Gutes gethan haben. Wir wollen, wenn es Euch daran gelegen ist, gern so lange vergessen, daß Ihr Vormünder seyd, wir wollen Euch gern für unmittelbare Väter achten, und Euch so nennen, wenn Ihr nur auch wirkliche Väter, das heißt Gesetzgeber, Gesetzaufseher und Gesetzvollstrecker in der Art seyn wollt, daß diese Verhältnisse nicht nachtheilige Kollisionen machen, sondern die Natur des Menschen und des Staats beobachtet werde! —

Ueber die Kürze der Gesetze.

Der juristische Ferienmonat des 17ten Jahres zeichnete sich in der Berliner Monatschrift durch Aufsätze aus, die in Gesetzgebung und Justizverwaltung einschlagen, und unter diesen war der Frage: über die Kürze der Gesetze, auch eine Freistunde zum Nachdenken gewidmet, die indessen nach den Verhältnissen des herangewachsenen Entwurfs eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten beantwortet ward, und vorzüglich zu beabsichtigen schien, unzeitigen Einwendungen zu begegnen, und sie zum gehörigen Gesichtspunkte einzulenken. Die Cultur mag ihren Anfang nehmen, womit sie will, mit abstrakten allgemeinen Begriffen, mit Sprache, mit Schrift, mit dem Gebrauch der Metalle, und wie man sonst will; so ist doch so viel unläugbar, daß die Cultur sich der Gesetzgebung zum Hausmittel bedienen müsse, wenn sie allgemein verbreitet, wenn sie menschenfreundlich angewandt und einer Nation zur andern Natur werden soll. Ohne bürgerliche Gesellschaft kann beim Menschengeschlecht keine Aufklärung statt finden, und nur Gesetze halten Körper und Seele des Staats zusammen. Desto besser, daß man jetzt mit Ernst an die Gesetzgebung denkt, mit der Verbesserung der Gesetze zu Werke geht, und das nicht bloß in Staaten, wo das helle Licht des Evangelii der Vernunft schon längst geschienen, sondern auch da, wo Finsterniß den Fußboden bedeckte. — Sehr entfernt behaupten zu wollen, daß etwas verbessern und etwas verkürzen einerlei sey, kann ich es nicht läugnen, von jeher der Meinung gewesen zu seyn: daß Kürze eine Haupteigenschaft der Gesetze sey, und daß,

wenn von Verbesserung der Gesetze geredet wird, ich auch zugleich mit an deren Verkürzung zu denken, nicht umhin könne. Das Marginale Königs Friedrichs II., womit er den zweiten Theil des Entwurfs des allgemeinen Preußischen Gesetzbuchs versehen hat, und welches freimüthig mitgetheilt wird: „Gut; aber es ist ja so dicke, Gesetze müssen kurz seyn," macht den Aufsatz der Monatschrift: über die Kürze der Gesetze, so anziehend, als dessen erfahrungsreicher Inhalt ihn schätzbar macht. Wenn es freilich bloß darauf ankommt, oder angelegt wird, bei jedem Dinge seine andere Seite aufzusuchen, so kann es nicht schwer seyn, zwei verschiedene Meinungen zu entdecken; indessen ist und bleibt die eine Seite die Thetik; und wenn diese rechter Art ist, kann die andere Seite sich nie weiter, als bis zur Polemik erheben, und jene durch Einwürfe und Auflösung, durch Zweifel und Berichtigung befestigen und unumstößlich machen. In der That, es haben die alten und neuen Schriftsteller über Staatswissenschaft und Gesetzgebung, welche die Gesetze kurz haben wollten, so viel für sich, daß wohl so leicht nicht abzusehen ist, was mit Grunde Rechtens dawider gesagt werden könnte, und so wie Menge der Völker und die unermeßlichsten Reichthümer von jeher im Kriege der Tugend weichen mußten; so muß es auch einen Gesetzphalanx geben, der non multa sed multum zu seiner Losung hat. Eine zu große Menge von Gesetzen scheint mir eine Art von Gesetzen zu seyn, wo man bei jeder, und oft unwürdigen Veranlassung sich einen Gott schafft, ohne zu erwägen, daß alle diese Gottheiten majorum und minorum gentium zuletzt in Grenzstreitigkeiten gerathen, und das letzte Uebel ärger als das er-

ste machen müssen. Nun ist es zwar nicht zu läugnen, daß, je schlechter oft die Materialien sind, aus denen dergleichen Gottheiten bestehen, desto größere Andacht sie in den Herzen ihrer betrogenen Verehrer zu erwecken pflegen; allein so bald der Aberglaube beschwerlich und überdreist zu werden anfängt; so wird er gewöhnlich Unwillen bei den Menschen zu erregen, und ihn zur Untersuchung seines Grundes und Ungrundes vermögen. Sind denn Wüsten nothwendig, um an Ort und Stelle zu kommen? Muß man denn krank werden, um gesund zu seyn? Gesetze sollen beobachtet werden, und müssen daher bekannt seyn und verstanden werden. Hier kann es kein Allerheiligstes geben, in welches nur dem Hohenpriester einzugehen erlaubt ist, und was müßte man wohl von einem Staat denken, der sich das Ansehen geben wollte, durch Solone Gesetze zu entwerfen, durch Natur- und Kunstverständige sie prüfen, indessen Entwurf und Prüfung geflissentlich so einrichten zu lassen, daß die Gesetze nicht gefaßt werden könnten? Wäre dieses Blendwerk verzeihlich, und würde es nicht in eine Tyrannei unter dem Schein des Rechts (die ärgste, die man sich denken kann) ausarten, seine Bürger nach Vorschriften richten zu wollen, die zu hoch hingen, als daß er sie lesen konnte? Gesetze, die Gerechtigkeit lehren, sollten selbst solch eine Ungerechtigkeit begehen? sie, welche eigentlich den Armen und Unterdrückten wider das Ansehen der Glücklicheren und Reichen zum Schutz dienen, sollten eben diesen Armen ein unverständliches, ein unfaßliches Evangelium predigen? und wie ist's möglich, daß bei weitem der größte Theil im Staat ein Gesetzbuch brauchbar finden kann, wenn es nicht kurz und von der Art ist, daß er

sich dabei nicht mühselig anstrengen darf? Der Gewinnst seiner kleinen Rechtssachen würde mit dem Verlust, ein schwerfälliges Gesetzbuch sich bekannt zu machen, in keinem Verhältniß stehen, und weit lieber wird er zeitlebens auf Recht Verzicht thun, als seinen Kopf solch einem Schwindel aussetzen. Für Leute von Wissenschaften ist eigentlich kein positives Gesetzbuch nöthig, denn da diese das Gesetzbuch der Natur lesen, und bei dem unbestechbaren Richterstuhl ihres Gewissens Responsa und Urtheile einholen können; so wissen sie sich in Hinsicht der Willkührlichkeit der Gesetze eines jeden aufgeklärten Staats zu helfen, der es sich selbst zum Gesetz machen wird, nichts zu befehlen, was sich nicht nach Anleitung des Gesetzes der Natur, nach der Lage des Staats von selbst verstände. Zum Ueberfluß lernt man diese willkührliche Abweichung oder Erweiterung der Naturgesetze, beiläufig aus gesellschaftlichen Unterredungen, aus dem Umgange der Rechtsgelehrten, die weit geneigter sind, von ihren Federn, als Helden von ihren Feuer- und Schwertkriegen zu sprechen, und aus Vorfällen, die man selbst oder die andere aus dem Zirkel der Bekanntschaft zu erleben das Glück oder das Unglück gehabt haben.

In Wahrheit, es gehöret nur Kenntniß desjenigen Staats, in welchem man lebt, dazu, um in den meisten Fällen bestimmen zu können, was in diesem und jenem Fall Rechtens seyn könne, indem alle Willkührlichkeit in Rücksicht der Gesetze aus dem Rechte der Natur und aus der Natur des Staats geschöpft seyn muß, wenn anders Gesetze den erhabenen Rang verdienen sollen, den man ihnen beizulegen in der Gewohnheit ist. Auch will der aufgeklärtere Mann im Staat kein Gesetz-

buch, das seinem Bilde ähnlich ist, vielmehr bescheidet er sich von selbst, daß er in einer Kirche ist, wo der Lehrer sich nach dem Fassungsvermögen des grösern Haufens richten müsse. Ob die Gottheit von Holz, Stein, oder andern Dingen ist, ist ihm gleich, er dient ihr eben so, als wäre sie von gediegenem Golde. Gesetze sind eigentlich nicht um seinet-, sondern um des gemeinen Mannes willen, um diesen in jene Ordnung zu setzen, in welcher der Aufgeklärte sich nur ohne Störung erhalten will. Ist's Wunder, wenn der gemeine Mann so oft thut, was nicht taugt, so oft nicht unterläßt, was dem gemeinen Wesen in dem nämlichen Grade, als ihm selbst, Nachtheil zuziehet, wenn er nichts hat, an dem er sich halten kann, er, der durchaus ohne Wegweiser seinen Fuß nicht setzen kann. Wie hilft sich der gemeine Mann, der das Jus subsidiarium der Wissenschaft nicht kennt, und kennen zu lernen nicht Gelegenheit hat? und der dem unerachtet des Beistandes der Gesetze unendlich nothwendiger zu Hülfe und Trost bedarf? Ist es ihm zu verdenken, daß er sich so selten mit drei Urtheilen zufrieden stellt, da er keines von allen dreien (die ohnehin selten übereinstimmend sind) versteht, und die Gesetze nicht faßt, auf welche dieses Gebäude von drei Etagen erbaut ist. In der That, man legt es durch weitläufige und schwer zu begreifende Gesetze nicht zum Zutrauen des gemeinen Mannes an, welches im Staate doch zu allen Dingen nütze ist. Eine Untersuchung in dieser Rücksicht kann indessen nicht füglich als bloß gelegentliche Digression behandelt werden. So viel geht indessen überall hervor, daß Gesetze faßlich und mithin kurz seyn müssen, wenn es nicht eben so gut, und nicht besser seyn soll, daß gar keine Gesetze vorhanden wären. Gesetze sind die Menschen-

freunde, welche den gemeinen Mann zu manumittiren sich das Ansehen geben, und sie sollten es bloß auf den Schein dieser Menschenfreundschaft anlegen, um ihn noch mit weit ärgern Ketten zu binden?

Die Vornehmeren im Staat können gewiß die Geringeren weniger entbehren, als diese jene, und wenn vox populi vox Dei ist, wenn bei weitem der größere Theil nicht Kraft und Zeit hat, ein großes Gesetzbuch zu studiren; so ist nichts billiger, als daß der aufgeklärtere Theil im Volk sich dem so außerordentlich und unproportionirlich größeren bequeme, und daß das Gesetzbuch so eingerichtet werde, daß nicht bloß die Klassiker, sondern auch die Proletanier verstehen, was sie lesen. Es ist unverzeihlich, sich einbilden zu wollen, daß es Staatsbürger geben könne, die nur prolis gignendae causa da wären, und die dem Staate nur hierdurch nützlich zu werden im Stande wären; denn zuverlässig ist dieses der gerade Weg der Proletanier, den die weit gerechtere Natur mit gesundem Menschenverstande ausstattete, unzufrieden mit seinem Stande zu machen und ihm die so schädliche Begierde ins Herz zu legen, da nicht stehen bleiben zu wollen, wo Zufall und Geburt ihn hinwarfen, sondern nach den Sternen zu sehen, um über seine eigenen Füße zu fallen. — Ist's aber möglich, daß alle Volksklassen im Staat bei so großer Verschiedenheit dennoch eines Geistes Kinder seyn können? ich sollte glauben. Der Gesetzgeber beseelt den Staatsklumpen, er macht aus unzähligen einzelnen Menschen ein Ganzes, das nur einen Verstand und einen Willen hat, das gern auf seine natürliche Kraft Verzicht thut, und den alten Menschen auszieht, um den neuen anziehen und die Vortheile der Gesellschaft genießen zu können. Hat der

Gesetzgeber sonach nicht bloß nur einen Kopf vor sich, den er belehren, nur ein Herz, das er bilden und lenken darf? Im Stande der Natur gehorcht man nur, weil man gehorchen muß; im Staate gehorchet man, weil man gehorchen will, weil der Verstand durch Gesetze überzeugt ist. Noch mehr. Das Volk, welches auf der untersten Stufe der Kultur stehet, hat mit dem Volke, welches die höchste Stufe derselben erreicht hat, eine größere Aehnlichkeit, als man sich einbilden sollte. Der Anfang und das Ende der gesellschaftlichen Verbindung ist Einfalt und Vereinfachung, nur daß der Anfang überall Spur von Rohheit, das Ende hingegen Merkzeichen der größten Vernunft an sich trägt, und in der That es kann und muß eine Möglichkeit seyn, die Menschen, die eine Religion bekennen, auch unter einen Hut der Gesetze zu bringen. Durch jene werden die Menschen zur christlichen Einfalt im Glauben und Leben zurückgeführt. Der gemeine Mann soll nicht ein Theolog werden, allein der Theolog soll zu einem vernünftigen, wohldenkenden und handelnden Bürger in der Religion gemacht, und von den Unverständlichkeiten und unnützen Spekulationen befreit werden, der gemeine Staatsbürger soll wissen, woran er in der Religion ist. So bald der Fabrikant den Grund einsehen lernt, warum das, was er bis dahin mechanisch verrichtete, so und nicht anders bewirkt werden könne; so ist er aufgeklärt. — Wenn nun aber der Aufgeklärtere gewiß nicht ohne selbst eigenen Vortheil sich zum Niedrigen hält und sich herabläßt, wenn hienächst der Gesetzgeber sich Mühe giebt, den Niedrigen zu heben; so kommen sich beide entgegen, um sich in einem Punkt die Hände zu bieten, wodurch eine dergleichen Vereinung eintreten muß, wenn anders der

Gesetzgeber es mit der Menschheit gut meint, und mit ihr zu halten nicht bloß scheinen will. — Die Hofart besteht nicht darin, daß ich selbst Werth auf mich lege, sondern daß ich verlange, andere sollen ihren Unwerth gegen mich bezeugen, und die Gesetze sollten es in Hinsicht des gemeinen Mannes anlegen, sie, die rein, wie die Tugend selbst, seyn sollten? — —

Ich will mich nicht darüber auslassen, wann Rom am größten war; allein bemerken muß ich, daß es sich zu der Zeit, da der Rücken vieler Kameele seine Gesetze zu tragen nicht hinreichte, sich zu seinem unseligen Ende neigte. Zu der Zeit, da Imperator, Caesar, Flavius, Justinianus, Alemannicus, Gothicus, Francicus, Germanicus etc. etc. etc., sonst auch Uxorius genannt, sich vollends des Gesetzhaufens annahm und ihn in Reih und Glied stellte, schlich die Barbarei nicht mehr im Finstern, sondern sprach schon öffentlich aller gesunden Vernunft, so wie der Wahrheit und dem Menschenrecht Hohn, und fing an, sich Grenzen zu stecken, die sie zur Universaldespotin machen sollten. In der That, es ist kein unrichtiger Schluß, von vielen, lang und fein gesponnenen Gesetzen auf die Immoralität und praktische Irreligion im Staat zu schließen, indem nicht Gut-, sondern Schlechtdenkende zu Gesetzen die meiste Gelegenheit geben, und Gesetze auch eigentlich nicht für Gute, sondern für Böse gäng und gäbe, und nicht auf edle, sondern auf unedle Menschen angelegt sind, und so muß es (so wenig man gleich daran denkt) allemal gefährlich seyn, jungen lebhaften Menschen ein Gesetzbuch in die Hand zu geben, aus welchem sie die feinsten Uebertretungen des ihnen ins Herz geschriebenen Guten und neben an

die Ausflüchte aus der ersten Hand lernen, um sie zu bemänteln. Das Sprichwort summum jus summa injuria ist, dünkt mich, aus der Quelle geschöpft, und wer weiß es nicht, daß die ausübenden Aerzte des Rechts, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, so schlauköpfig sind, mit den Gesetzen machen zu können, was sie wollen! Zu welchem Dienst müssen sich die Gesetze erniedrigen, wenn sie nicht durch Einfachheit und allgemeine Begreiflichkeit, durch Kürze und Einfalt erhöht seyn wollen! Fast sollte man fürchten, daß es dem Staatsbürger zur Verzweiflung und zum Entschluß bringen müßte, nach seines Herzens Lust zu leben, wenn er eine wahre Unmöglichkeit vor sich sieht, sein Leben gesetzlich einrichten zu können. Sicherheit ist der Fels, auf welchen jeder Staat gebauet ist, und wenn dieser Fels wankt, was kann denn im Staat halten? Auf guten Glauben anderer, ohne selbst eigene Kenntnisse der Gesetze, zu leben, zieht die größte und gefährlichste Unsicherheit nach sich, weil sie in einer bloß angegebenen Sicherheit ihren Grund zu haben sich das Ansehen giebt. Gott und seine Seele muß man glauben; allein Gesetze muß man wissen, und damit es nicht heiße: ich wußte nichts von der Lust, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte: Laß dich nicht gelüsten; so müssen die Gesetze kurz und gut, schlecht und recht seyn! —

Der Einwand, daß bei der Unzugänglichkeit der Gesetze, dem Befinden des Richters zu viel überlassen wird, der bei dieser Gelegenheit ex officio aus einem Richter in einen Gesetzgeber verwandelt werden muß, ist scheinbar, allein nicht entscheidend, denn wo ist das Gesetzbuch, das alle Fälle in sich faßt? und was hat die bürgerliche Freiheit zu befürchten; wenn besonders

das Richteramt nicht inamovibel, sondern wandelbar ist? Kürze und Unzugänglichkeit der Gesetze sind meines Erachtens zwei ganz verschiedene Dinge. Ein Gesetz kann mit wenig Worten viel umfassen, und dann ist solches bei aller seiner Kürze nicht unzulänglich, so wie im Gegentheil mehrere Gesetze, so fein sie im Genus von Handlungen angehen, alle unzulänglich sind, weil für ein jedes Genus von Handlungen nur eine einfache kurze bestimmte Gesetzformel seyn sollte. Nicht die kleine Anzahl von Gesetzen, sondern die große Anzahl derselben vermehrt den Einfluß des Richters. Je feiner das Gesetz gesponnen ist, je feiner muß der Mann seyn, der es handhabet, und so lange die Unwandelbarkeit positiver Gesetze noch kein Glaubensartikel ist: ist von der Hierarchie der Themis wohl etwas zu fürchten? Ich will meinen braven Montaigne um ein Fürwort ansprechen, das er mir nicht versagen wird. Es sey aus dem 13ten Kapitel des dritten Buchs:

La ressemblance ne fait pas tant un, comme la difference fait autre. Nature s'est obligée à ne rien faire autre, qui ne fut dissemblable. Pourtant, l'opiniou de celui-là ne me plait guère, qui pensoit par la multitude des loix brider l'authorité des juges, en leur taillant leurs morçaux. Il ne sentoit point, qu'il y a autant de liberté et d'étendue à l'interprétation des loix, qu' à leur façon. Et ceux là se mocquent, qui pensent appetisser nos debats, et les arrêter, en nous rappellant à l'expresse parole de la Bible. D'autant que notre esprit ne trouve pas le champ moins spatieux, à controller le sens d'autruy, qu'à représenter le sien: Et comme s'il y auroit moins d'a-

mosité et d'aspreté à glosser qu'à inventer. Nous voyons, comme il se trompoit. Car nous avons en France plus de loix qui tout le reste du monde ensemble: et plus qu'il n'en faudroit à regler tous les mondes d'Epicurus. Ut olim flagitiis, sic nunc legibus laboramus: et si avons tant laissé à opiner et decider à nos juges, qu'il ne fut jamais liberté si puissante et si licentieuse. Qu'ont gaigné nos legislateurs à choisir cent mille espèces et faits particuliers, et y attacher cent mille loix? Ce nombre n'a aucune proportion avec l'infinie diversité des actions humaines. La multiplication de nos inventions, n'arrivera pas à la variation des exemples. Adioustez y cent fois autant: il n'adviendra pas pourtant que des événemens à venir, il s'en trouve aucun, qui en tout ce grand nombre de milliers d'événemens choisis et enregistrez, en rencontre un, auquel il se puisse joindre et apparier si exactement, qu'il n'y reste quelque circonstance et diversité, qui requiere diverse consideration de jugement. Il y a peu de relation en nos actions, qui sont en perpetuelle mutation avec les lois fixes et immobiles. Les plus desirables ce sont les plus rares, plus simples et générales. Et encore crois-je, qu'il vaudroit mieux n'en avoir point du tout, que de les avoir en tel nombre, que nous avons. Nature les donne toujours plus heureses, que ne sont celles que nous nous donnons.

Die zweite Inſtanz ſey Johann Jakob Rouſſeau, der in ſeinem Contrat social einen dreifachen Codex zu errichten vorſchlägt, einen politiſchen, ei-

nen bürgerlichen und einen fürs Kriminalrecht. Alle drei, sagt er, so deutlich, so kurz und so bestimmt als möglich.

Ueber diese Gesetzbücher darf nicht nur auf Universitäten, sondern auch auf allen Schulen gelehrt werden. Es bedarf keines andern Corporis Juris. Alle Regeln des natürlichen Rechts sind besser dem Menschen ins Herz geschrieben, als sie im ganzen Wuste des Justinians stehen. Schafft, daß eure Bürger rechtschaffen und tugendhaft werden; so stehe ich Euch dafür, es wird ihnen nicht an Kunde des Gesetzes mangeln. Jeder aber, und vornehmlich wer in öffentlichen Aemtern stehet, muß von den positiven Gesetzen seines Landes, und von den besondern Regeln, nach denen es regiert wird, unterrichtet seyn.

Rousseau will, daß das römische und das Gewohnheitsrecht von den Schulen und Gerichtshöfen verbannt werden soll, und daß man kein anderes Ansehen, als die Gesetze des Staats anerkenne; diese sollen in allen Provinzen einförmig seyn, damit die Quelle der Prozesse versiege, und die in den Gesetzen nicht entschiedenen Fragen müssen es durch den gesunden Verstand und die Rechtschaffenheit der Richter werden. —

Die daraus entstehenden Mißbräuche würden seiner Versicherung nach immer geringer seyn, als diejenigen, die aus einer Schaar von Gesetzen entstehen, deren Zahl die Prozesse verewigt, und durch deren Streit mit einander die Urtheilssprüche gleicher Weise willkührlich werden. —

Was er von den Richtern sagt, muß, seiner Meinung nach, aus noch stärkern Gründen von den Advokaten gelten. Der Anwald muß der erste und strengste

Richter seiner Klienten seyn, und dieses Amt muß zu obrigkeitlichen Würden leiten. Wenig, aber gut geläuterte und besonders gut beobachtete Gesetze, verlangt dieser in der Einfalt erhabene und menschenfreundliche Gesetzgeber.

In der dritten Instanz hat schon Friedrich II. erkannt, und sollte dieses durch drei gleichlautende von so erfahrenen Richtern ausgesprochene Urtheile entstandene Judikat nicht Beistimmung verdienen? Will denn die Vereinfachung der Gesetzgebung alle Handlungen der Bürger in eine Form gießen, und ausgebildete Staaten, die allerdings mehr Gesetze bedürfen, mit Staaten gleich machen, die in ihren Kinderjahren sich befinden? Soll es denn bei zwei Gesetztafeln der Juden und bei zwölf der Römer bleiben? oder läßt nicht vielmehr der Wunsch nach Kürze der Gesetze sich gern auf Verhältnisse ein? Man wende indessen die Münze um, und wenn anders die Aufklärung des Volks rechter Art ist, wird es sich da, wo das Wahre geleitet werden muß, von selbst finden, wird es da lesen, wo dieses buchstabirt, und mittelst der Aufklärung so selbstständig werden, daß leben und gesetzlich leben ihm einerlei seyn wird. Die Moral macht nicht bloß auf Menschen uud die feinsten Fälle des Herzens derselben, sondern auch selbst auf Schicksal aufmerksam, und geziemet eigentlich einem aufgeklärten Volke, und nicht das A=B=C=Buch des positiven Codex. So legte der Stifter der christlichen Religion den Gesetzen Moses einen Verstand unter, daß sie durch einen göttlichen Hauch Geist und Leben erhielten. Die Menschen sind nicht der Gesetze halber, wie es zuweilen das Ansehen gewinnt, sondern die Gesetze sind der Menschen halber, und wenn mit wenigem viel ausgerichtet werden kann, warum will man denn viel, und

warum sogar mit vielem wenig zu Stande bringen? Wenn ein Wassersüchtiger seinem Arzt den Vorwurf macht, daß er ihn dünne und mager mache, würde er nicht das Recht haben, ihm zu erwiedern: wenn du dadurch gesund wirst, warum willst du nicht dünne werden? Wer die Gesetze, die er beobachten soll, nicht wie die Gesetze der zwölf Tafeln auswendig weiß, sondern sie, indem er im Begriff zu handeln steht, allererst nachschlagen, und mühsam sich belehren soll, ob er handeln könne, muß über der leichtesten Sache ermüden. Der denkende Mann wird über dergleichen Alltagsgeschäften mehr, als über dem abstraktesten Studium ermüden, und aus der Handlung wird jetzt, anstatt daß sie herrlich und schön, dem edlen Selbst der Menschen überlassen, ausgefallen wäre, etwas Gezwungenes und Verzerrtes, das kein anderes Verdienst hat, als aus einem wohlgebildeten Menschen, durch die Hände eines kunsterfahrnen Arztes, ein Krüppel geworden zu seyn. Es ist traurig, wenn Gesetze, die helfen und fördern sollen, hindern und stören, und die Wärme für die gute Sache, das Gefühl der Wahrheit und Tugend, durch kleinliche Vorschriften verfälschen, und zum Beispiel den fröhlichen Geber, den, wie geschrieben steht, die Gottheit liebt, in so viel Formation verstricken, daß der Verwickelung kein Ende wird. Wie oft kommt der beste Mensch mit den Gesetzen so ins Gedränge, daß er, der jede Unwahrheit verabscheute, eine reine Handlung durch eine Nothlüge zu verwürzen, und sie sich durch Gewissensvorwürfe zu verderben gedrungen siehet, und sich verachten muß, um etwas Gutes zu stiften! Wenn ich einen Richter sehe, den der Eifer für des Herrn Gesetzbuch frißt: so kann ich mich nicht entbrechen, an den Maler Rigaud zu denken, der, als sich

eine Dame, die viel Roth auflegte, beklagte, daß er sich so schlechte Farben zu ihrem Bilde bediente, und ihn fragte: wo er denn die Farben kaufte, erwiederte: ich denke, Madame, wir haben einen und denselben Kaufmann. Dagegen ist der Richter einem Jeden verehrungswerth, der sein nobile Officium weit über den Buchstaben des Gesetzes hinausleitet. In der That, die Mittel müssen dem Zweck der gesellschaftlichen Verbindung gemäß seyn, und den Menschen durch willkührliche Eingriffe und Einschränkungen, die jenem Zweck noch obenein gemeinhin gerade zuwider sind, nicht den Weg vertreten, und sich die Zurechtweisung verdienen ex omnibus aliquid, ex toto nihil.

Die Vorschläge des Herrn S. *) zur Verkürzung der Gesetze können, wenn der Schade Josephs nicht aus dem Grunde gehoben werden soll, nützlich werden; allein nur alsdann, wenn man außer der Weglassung der Vorschriften, die, wenn ich so sagen soll, sich von selbst verstehen, den Gesetzen der Natur folgt, den Instinkt der Seele, das Gewissen, in Anschlag bringt, die Ausnahmen meidet, kein wissenschaftliches System, sondern Gesetze schreibt und eine Ordnung erwählt, mit der auch der gemeine Mann, vermöge der Sittenlehre seiner Religion, schon bekannt ist, nur alsdann wird Kürze im Gesetzbuch herrschen, ohne daß sich Lücken im Staat bemerken lassen, und die Preisschrift des unsterblichen Friedrichs

---

*) Abt Denina bemerkt, daß Schwarz und Hippel unter den preußischen Rechtsgelehrten sich bei der neuen Gesetzgebung auszeichneten, und irre ich, wenn ich Herrn Schwarz in diesem Monatsaufsatz zu finden glaube?

„Gut, es ist ja aber so dicke, Gesetze müssen kurz seyn;“

eine Krone der Unsterblichkeit verdienen.

Die Vorschläge des Herrn S. bezwecken große und kleine Mysterien, ein zweites Gesetzbuch oder einen Volks-Codex, wodurch die Sache gleichsam gütlich beigelegt werden soll. Unter dem Volk wird hier, wie es am Tage ist, der Laientheil desselben verstanden, und nun fragt sich's, ob, wenn es denn durchaus zu den Uebeln auch des besten Staats gehöret, daß der Richter und der Rechtsgelehrte sein besonderes und höheres Gesetzbuch haben müsse, worüber dieses juristische Priesterthum allein schaltet und waltet, außer diesem geheimen Codex nur noch ein einziger, nämlich der Volks-Codex, hinreichend seyn werde? Ich kann nicht mit Ja beistimmen. Herr S. stellt sich unter einem Volks-Codex einen bloßen Auszug des größern Werks vor, und hält die Regeln nach welchen ein dergleichen Auszug abgefaßt werden sollte, für ein zu weitläufiges Feld, um solche in einer Abhandlung bestreiten zu können. Durch ein zweites Gesetzbuch würde indessen das Uebel kaum gehoben werden, vielmehr würde hiedurch bloß eine zweite Ausgabe von Schwierigkeiten entstehen, und der gemeine Mann um so weniger zum Vermögen kommen, sich ohne Rechtsbeistand zu behelfen, als Auszüge gemeinhin gedrängter und sonach auch schwerer auszufallen pflegen, wie Bücher, aus denen sie gezogen worden. Auszüge sind nicht aus der Ribbe der Männer genommene Weiber, nicht Männinen, sondern concentrirte Männer. Wie aber, wenn für jede Bürgerklasse, jeden Stand im Staat ein Gesetzbuch, und nicht etwa bloß epitomirt, sondern verständlich abgefaßt würde? Wenn

man diesen Auszug nach den Volksklassen, sowohl in Hinsicht der Sachen, als des Vortrags einrichtete, sollte man hiedurch nicht näher dem Ziele kommen? Der Unterthänige, der freie Bauer, wie wenig braucht dieser von jener gesetzlichen Kameelsladung zu wissen; der Bürger, der königliche Diener, der Edelmann steht in andern Verhältnissen, und bedarf ein anderes Gesetzbuch. Was kümmern den Edelmann die Verhältnisse zwischen Rheder und Schiffer, Schiffer und Befrachter, und was kümmert den Kaufmann das Lehnrecht? Sein Gesetzvademecum müßte jedem das zuwenden, was sein ist, was er verstehen und begreifen kann, womit er täglich umgeht, und was, wenn es gleich zu Geschäften gehört, die nicht täglich vorfallen, ihn doch nicht abschrecken und ermüden könnte, da diese Gegenstände denn doch einmal zu seiner Bekanntschaft gehören. Mit Fingerzeigen und Assignationen auf das größere Gesetzbuch ist hier wenig oder gar nichts auszurichten, ein Sachenregister würde das Nämliche, doch gewiß ohne den berechneten Nutzen zu stiften, bewirken.

Sollte die Form, welche die Gesetze vorschreiben, nicht auch auf die Person Rücksicht nehmen? Gerade derjenige Theil des Gesetzbuchs, welcher den Erfolg an eine gewisse willkührliche Form der Handlung knüpft, die er vorschreibt, ist der Gordische Knoten des Laien, der ihn zu Mittlern zwischen Gesetz und Richtern treibt und gewöhnlich zu unberufenen. Wäre es hier nicht möglich, ein allgemeines Formbuch so verständlich abzufassen, daß jeder unter seinen Flügeln Ruhe und Sicherheit finden könnte? Sollte nicht z. B. auf eine höchst einfache Weise ein Testament zu machen seyn? Form und Gesetzbuch sind verhältnißmäßig, und ich

wenigstens würde die vorgeschlagenen Volksgesetze nur höchst trostlos finden, wenn man in selbigen in den wichtigsten und gewöhnlichsten Fällen nur bloß ein Verzeichniß und die Warnungstafel antreffen sollte: hier werden Testamente gemacht, Schenkungen verlautbaret und desgleichen. Im Preußischen Staat ist der Orden der Advokaten aufgehoben; wie ist's indessen möglich, bei einem weitläuftigen und schweren Gesetzbuch sich ohne Rathgeber und Stellvertreter zu behelfen? Auf den Namen kommt's nicht an, weit mehr aber, wie ich glaube, auf den Umstand, ob der Rathgeber seinen Namen zu rechtlichen Aufsätzen giebt und in gewisser Art sich verbürgt, oder gegentheils im Stillen thätig ist, und eben dieses Rechts-Schleichhandels wegen mehr aufwiegelt als besänftiget. Durch dergleichen heimliche Anstifter und Feueranleger wird das Amt des Richters, der zur Ausmittelung des Faktums bestimmt ist und den man nach dem jetzigen Redegebrauch den instruirenden Rath nennt, außerordentlich erschwert, und doch sind diese Leiter, die oft so blind sind, daß sie mit dem Beistanddürftigen in die Grube fallen — nothwendig. Können aber auch die einsichtsvollsten, bekanntesten und ehrlichsten unter diesen privilegirten Rathgebern bei der Vielheit und Feinheit der Gesetze mit Zuverlässigkeit rathen? So mancher verlorne Rechtsstreit hat das Gegentheil bewiesen und so manches zweifelsvolle Schütteln des Kopfs zur Linken und Rechten der Herren Rathgeber beweiset, daß diese Herren hier oft nur in so weit die Laien übertreffen, als sie gelehrter über die Sache zu zweifeln verstehen.

Die Form des gerichtlichen Verfahrens, besonders in streitigen Rechtsangelegenheiten, richtet sich schon

jetzt nach Bewandtniß des Gegenstandes der Klage, und fürwahr sie könnte den Ständen im Staat noch angemessener gemacht werden, besonders wenn es dahin käme, wohin es doch einmal kommen muß, daß jeder Stand bei Richtern von seinem Stande Recht nähme. Der Soldatenstand hat fast überall und besonders in Preußen eine Einrichtung, in der ein unverkennbarer Funke der Wahrheit liegt. Sehr gern will ich es gestehen, daß die Kriminalgesetze im Entwurf des allgemeinen Preußischen Gesetzbuchs mit Menschenkenntniß, Duldung und einer Weisheit abgefaßt sind, die den Gesetzgebern und den Gesetznehmern Ehre macht. Sollte aber wohl keine Verkürzung dieses Kriminalgesetzbuchs möglich seyn, ohne hiebei dem Gutbefinden der Richter in die Hände zu fallen? oder muß der unschuldige Landmann durchaus alle jene Verbrechen aus dem Gesetzbuch lernen, die ihm sonst in seinem Leben nie in Sinn noch Gedanken gekommen wären? Sollte nur in Ansehung jener Fälle, in welchen Lebensstrafe oder zehnjähriger oder lebenslanger Verlust der Freiheit angeordnet ist, eine wörtliche Vollständigkeit nöthig seyn? Verbrechen, welche mit so großen Strafen belegt werden, sind Handlungen, die gemeinhin so auffallend unrecht sind, daß ein Jeder von selbst weiß, daß sie verwerflich sind. Sollte man von den gemeinsten Gliedern eines Staats wie der Preußische, der sein Licht so leuchten läßt, eine solche Verwahrlosung voraussetzen können? Geringe Straffälle würden eher dieser Ausführlichkeit bedürfen, und diese müßte in dem Grade wachsen, als die Leichtigkeit, dergleichen Verbrechen zu begehen, zunehmen kann. Ein Gemüth, das sich schon zum letzten Grad des Frevels verstockt hat, wird sich durch die Kenntniß der

auf das Verbrechen stehenden Strafe schwerlich abschrekken lassen. Dem ersten Schritt muß man vorbeugen. Daß dergleichen Verbote in dem Verhältniß, als sie nicht im Natur-Gesetzbuch gegründet und staatsgemäß und positiv sind, eröffnet zu werden verdienen, bedarf keiner Bemerkung.

Da es in Kriminalfällen auf eine außerordentlich genaue Bestimmung des Grades der Moralität ankommt, der übertreten worden; so ist wenigstens ein großer Theil von Bestimmung der Strafe dem gemeinen Mann unnütz. — Wie viel wäre über den Umstand, in wie weit alle Kriminalgesetze bekannt zu machen, zu sagen! Haben nicht Gesetze zur Aergerniß oft und viel Gelegenheit gegeben, obgleich es von Menschen, durch welchen Aergerniß kommt, heißt: daß es besser wäre, wenn ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er ersäuft würde im Meer, wo es am tiefsten ist, und der Edle, wie oft ward er auf der Bahn zur Vollkommenheit durch den Vorzug, auf welchen die bürgerlichen Gesetze es nur anlegen: kein Bösewicht zu seyn, zurückgehalten! Da nach dem Willen des Preußischen Gesetzgebers, durch die Geistlichen, die Kriminalgesetze dem gemeinen Mann in Verstand und Herz geschrieben werden sollen; so wird es nur auf die beste Art ankommen, wie der gemeine Mann über die Natur der Strafen und der willkührlichen Hauptstrafen zu unterrichten sey? Das Gesetzbuch hat hiedurch eine außerordentliche Beihülfe erhalten, und der Geistliche hat Gelegenheit, die Gesetzkatechumenen zu überzeugen, wie sehr zurück sie noch bleiben, wenn sie bloß gute Bürger vorstellen. Sehr oft hat der Einwand mir die bürgerliche Gesetzgebung fast übermenschlich schwer dargestellt, weil,

wenn die Moral mit ihr nicht gleiche Schritte hält, sie sich bloß die so weitläuftige Mühe giebt, Heuchler zu erziehen, Schriftgelehrte und Pharisäer, die stolz mit dem Selbstzeugniß auftreten: Wir von Gottes Gnade sind nicht Räuber, Diebe, Ehebrecher.

Die Finanzeinrichtungen, in so weit der gemeine Mann daran Theil nimmt, kann er zum größten Theil an den Thoren der Stadt erfahren, der Bürger lernt selbige täglich durch sein Gewerbe, und da diese Einrichtungen öftern Veränderungen ausgesetzt sind; so würde es vielleicht nicht undienlich seyn, alle fünf Jahr einen nothdürftigen Auszug von den Gesetzen dieser Art bekannt zu machen, ohne deren Kenntniß der Staatsbürger, nach den Verhältnissen seines Standes, sich nicht behelfen kann, und überhaupt muß es sehr viel zur Würde und Kürze der Gesetze beitragen, wenn nur mit wenigen der Sache angemessenen Worten gesagt würde, was gesagt werden soll. Mit der Zeit würden dann, die verschiedenen Künstler und gewisse Volksklassen eigener Gesetze abgerechnet, ein Volk und ein Gesetzbuch werden, und mindestens die Pluralität im Volk das Gesetzbuch ohne die vorgeschlagene Modification verstehen. Scitum est jussum in omnes. Giebt's einen andern Weg zum Ehrennamen: Nation zu gelangen? Alsdann aber ist nicht genug, daß die Gesetze kurz sind, sondern sie müssen auch leicht seyn. Das Gesetz, das schwer zu verstehen ist, ist auch schwer zu halten, und in der That kann man zu einem Gesetze kein Zutrauen fassen, dem man mit vieler Mühe beikommen muß. Beispiele würden Licht und Leben in Gesetze bringen, und scheinen ein untrügliches Mittel zu seyn, dieses Ziel zu erreichen, das desto preiswürdiger

ist, als die größte Würde des Gesetzes in dem Umstande zu liegen scheint, daß es ohne Ansehen der Person sich auf jeden erstreckt, und eine Heerde und ein Hirt ist.

Montesquieu meint, daß Gesetze dem Volk, für welches sie gemacht sind, so eigen seyn müssen, daß sie sich schwerlich für ein anderes schicken können; allein giebt's nicht nur eine Quelle, aus der alle Gesetze zu schöpfen sind, und ist nicht Hoffnung vorhanden, daß mit der Zeit mehr Uebereinstimmung auf Erden statt finden werde, wenn man durch die Gesetze nicht bloß das Gute, sondern das Beste anordnen, und ihre Würde mit im Alter suchen wird, das ihnen gewiß kein geringes Ansehen beilegen müßte? Es sey und bleibe indessen, wie es wolle; so ist's gut, daß dergleichen Dinge zur Sprache kommen, denn ohne diese Offenherzigkeit, die die Preußische Gesetzgebung ziemlich weit getrieben hat, muß es unangenehm seyn, zu befehlen, und (sag' ich zu viel?) unmöglich zu gehorchen. Doch ich will über die Kürze der Gesetze nicht weitläuftig seyn, und diesen Abschnitt, der sich einem Preußischen Rechtsgelehrten angeschlossen hat, mit einem einzigen Blick auf den großen Preußischen Gesetzberg Sinai beschließen, welcher durch eine Menge Folianten geschüttet war, und der durch die neue Preußische Gesetzgebung kaum völlig abgetragen werden wird. Denn außerdem, daß durch das allgemeine Gesetzbuch für die Preußischen Staaten nur bloß das römische und andre Fremdlinge von gemeinen Rechten ihre Bürgerwürde in der Preußischen Monarchie verloren haben; so ist auf verschiedene, über einzelne Nationen ergangene Edikte Rücksicht genommen, denen ihre Kraft so wenig entzogen ist, als den in den Provinzen bisher

in gesetzlichem Ansehen gestandenen Provinzialgesetzen und Statuten, die nach dem Plane des allgemeinen Gesetzbuchs geordnet, gesammelt und revidirt werden sollen. Diesen angestammten Provinzial-Gesetzsammlungen, obgleich gewiß damit mehr als ein Kameel belastet werden könnte, werden noch die Gewohnheitsrechte und Observanzen unter gewissen Maaßgaben als Postskripte beigefügt werden, und da die Ediktensammlung schwerlich aufhören, und die Prozeßordnung, die an sich schon ein beträchtliches Werk ist, ihr nichts nachgeben wird; so muß auch hier der Fall eintreten, der bei Worten jederzeit eine natürliche Folge ist, daß, so wie ein Wort das andre giebt, Gesetze Gesetze erzeugen, und daß der Gesetzsaame bis ins tausendste Glied wuchert, sich erhält und gedeihet.

Da im Preußischen Staat auch bei den Domainenkammern Justiz getrieben wird, und durch ein Reglement (d. d. Potsdam, den 19ten Juni 1749, welches in dem novo corpore constitutionum prussico-brandenburgensi, continuatione IV. für die Jahre 1748 bis 1750 befindlich ist) als ein Fundamentalgesetz die Grenzen der Domainen-Justiz und der Justiz abgesteckt worden; so möchte man nicht unrichtig vermuthen, daß mehr Gesetze, als Menschen im Preußischen Staat existiren, und die Gesetzmortalitätslisten könnten unter wohlgewählten Maaßgaben ohne allen Zweifel einen größern Vortheil einbringen, als die Berechnung der schwebenden und beendigten Prozesse, womit bis jetzt die Justiz doch am Ende weniger ihren Fleiß, als die Immoralität der Staatsbürger nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit beweiset.

Nachricht

die von K*sche Untersuchung betreffend.

Ein Beitrag

über

Verbrechen und Strafen.

Digitized by Google

Heute ward der Margarethe von K.... das letzte Urtheil publicirt. Diese Handlung, welche bei geöffneten Thüren des Hofhalsgerichts geschah, brachte in den wenigen Minuten, da dieser Umstand ins Publikum drang, einen Schneeballen vieler Hörer und Schauer zusammen, die alle theilnehmend zu seyn schienen. Ob und in wie weit dieser Vorgang auf mich gewirket, sollen Sie entscheiden. So bald ich frische Luft schöpfte, war der Entschluß gefaßt, Ihnen diese Scene mitzutheilen, um auch Sie — Sie mögen wollen oder nicht — in dieses Interesse zu ziehen. Es trügt mich Alles, oder Sie werden wollen.

Die Vorschrift oder der Gebrauch (ich weiß nicht, welches von beiden der Fall ist), die Gerichtsthüren, welche sonst (nicht immer zum Besten der Richter, der Parteien und des Volks) während aller andern rechtlichen Verhandlungen verriegelt sind, bei einer solchen Gelegenheit zu öffnen, ist in der That exemplarisch und lehrreich, und wenn am Todestage, wo die Delinquenten, in den mehresten Fällen, bei der nochmaligen Eröffnung des Urtheils, ihrer Sinne nicht mehr mächtig sind, kaum die Neugierde zu ihrem Endzweck kommt; so ist die Gerichtsstube bei der erstern Eröffnung eines dergleichen letzten Urtheils ein wahres Observatorium, wo am Menschen, der doch be-

kanntlich ein Mikrokosmus ist, von jedem moralischen Herschel und seiner Seherin von Schwester so manche Entdeckungen gemacht werden können, die zur Sternkunde der Seelen, ich wollte Psychologie sagen, viel beitragen müßten, wenn man es recht dazu anlegte. Dergleichen individuelle historische Darstellungen gehen in vielen Fällen weiter als die Wahrscheinlichkeit, welche nicht nur dem allgemeinen Moralisten, sondern auch selbst dem Dichter zur Grenze angewiesen ist, und wie lehrreich könnten dergleichen Ausnahmen von der Regel werden! Wie es doch gekommen seyn mag, daß die Kriminaljustiz von einigen Unkennern als der unbeträchtlichere und subalterne Theil der Rechtsausübung gehalten, und von andern noch größern Unkennern vielleicht so gehandhabt wird? Man ist selbst bei der Erziehung mit der Frage noch nicht auf dem Reinen, ob man körperliche Strafen aus den Dispensatorien der Pädagogik ganz wegstreichen soll, und was man ihnen etwa substituiren könnte. Vielleicht ist's mit ihnen so bewandt, wie mit den heroischen Mitteln in der Heilkunde. Der vorsichtige Arzt bedient sich ihrer nur, nachdem er Alles versucht hat, und nur alsdann, wenn er den Kranken ohne dieses Mittel aufgeben müßte. Strafen sind heroische Mittel, die der Staat an seinen kranken Gliedern versuchen läßt; aber nur vorsichtige und erfahrene Aerzte sollte er berechtigen, diese Mittel in Anwendung zu bringen. Die Polizei hat zwei Hände: die Erziehung und die Kriminaljustiz, und ich weiß nicht, welche ich die rechte oder linke Hand nennen soll; obgleich, wenn der Erziehungsarm recht ausgearbeitet worden, der Kriminalarm beinahe nur der Symmetrie halber am menschlichen Staatsgebilde bleibt. Die Er-

ziehung hat ganz keinen Zweck, wenn sie nicht Strafen überflüssig zu machen beabsichtiget, die Hand indeß mag das Staatsgebilde immer behalten, nur statt des Schwerts nehme sie das Füllhorn! — So lange die Menschen zu diesem Grade der Erziehung nicht gekommen, beruhet die Würde der Justiz, die Ehre des Staats, auf der Kriminaljustiz, und das Recht, mit Lebensverlust zu strafen, welches man das Recht des Schwerts, oder das Recht über Leben und Tod zu nennen pflegt, ist das höchste Fest, welches die Justiz, und fast hätte ich Lust hinzuzufügen, der Staat selbst zu begehen im Stande ist. Wie viel Farce bei der Civiljustizausübung! wenn dagegen bei den rechtlichen Trauerspielen die Seele gehoben wird, um Leben und Tod aus dem rechten Gesichtspunkt zu fassen und zu beurtheilen — um mit Menschen als Menschen bekannt zu werden! — So wie der Krieg sich zu der Wachtparade verhält, fast in diesem Verhältniß wird sich die Civil- gegen die Kriminaljustiz befinden. Das Leben gehört nicht zum Mein und Dein, es ist nur eine Bedingung, eine conditio sine qua non, etwa wie Raum und Zeit Formen oder Bedingungen der sinnlichen Anschauung sind. Ich will diesen Faden fallen lassen, doch verbinde ich mich, ihn wieder aufzunehmen. — — Oder haben Kriminal- und Civiljustiz ein Objekt? Mein und Dein, nur mit dem Unterschiede, daß erstere das Summum des Mein und Dein, den Leib und das Leben enthält, für welches letztere der Mensch gemeinhin Alles giebt, was er hat. So vortheilhaft diese Frage für die Kriminaljustiz ausfallen könnte, so mag ich doch keinen Vortheil auf unrichtigem Wege. — — Sind Sie indeß neugierig zu wissen, wie ich das Räthsel von der Rangordnung der Civil- und

Kriminaljuſtiz mir löſe? In der Civiljuſtiz findet ſich ſowohl in materiali (in den Geſetzen), als auch in formali (in der Prozeßordnung), ein Uebermaaß von Subtilitäten, wogegen bei der Kriminaljuſtiz dem geſunden Menſchenverſtande mehr Spielraum gelaſſen iſt. Vom Juſtinianiſchen Geſetzbuch bis auf das ſeinem Bilde ähnliche Preußiſche Landrecht, welches andern bisherigen Statutar-Geſetzbüchern in dieſer Folgſamkeit nicht das mindeſte vor oder nachgiebt, ſtrotzt das Civilrecht und der Civilprozeß von Präſumtionen, Fictionen und andern dergleichen oft widerſinnigen Recepten, die nicht wenig darauf ſtolz thun, daß ſie aus der Noth eine angebliche Tugend gemacht haben. In Kriminalfällen ließ, wo nicht immer, ſo doch öfters, ſelbſt ſchon nach alter väterlicher Weiſe, die Natur ſich ihre Rechte nicht ſchmälern. Der jetzigen Preußiſchen Geſetzgebung war es vorbehalten, jene Dreifüße zu zerſtören, auf welchen Geſetzgeber und Richter von Amtswegen thronten, um Orakel unter das Volk zu verbreiten, indem ſie jene Feſſeln löſete, womit der Richter, vermöge einer in vielen Fällen widernatürlichen Prozeßform, gebunden war. Man lenkte ihn bei Ausmittelung der Wahrheit auf den in Kriminalſachen eingeführten natürlichen Gang ein, entfernte ihn vom Diſtinctionsſpiel, um ihn mit einer auf geſunde Vernunft ſich gründenden Lebensphiloſophie in Bekanntſchaft zu bringen, welche die Frucht eines ausdauernden Menſchenſtudiums iſt, und ſo wird jetzt ſich jener Rangſtreit von ſelbſt heben. Hat nicht von jeher der Theoretiker den Praktiker verachtet, wenn gleich jener oft genug alle Krankheiten zu definiren, keine aber zu kuriren wußte? und war dieſer nicht in ſein Syſtem ſo verliebt, daß er ſich kaum unterſtand, naturgerecht zu den-

ken und zu handeln? Sie, mein Freund! halten es gewiß mit dem Landwirth, der seine Oekonomie nach Klima und Boden einrichtet, und lassen dem gelehrten (eigentlich dem lateinischen) Wirthe die Ehre, mit Büchern in der Hand, der Natur und dem Acker schulmeisterische Gesetze zu geben, und sie mit ohnmächtiger Allmacht auszuüben. — —

Es gehören nicht viele zur moralischen Herschelschen Familie; indeß schienen die geöffneten Thüren des Hofhalsgerichts die Herzen vieler Menschen von Gefühl und Nachdenken zu öffnen, die ich in dieser Rücksicht Schauer und Hörer, mit Weglassung des diese Benennungen herabsetzenden Zu, genannt habe. —

Dem Hofhalsrichter v. H. wollte man anfänglich zu viel Kälte vorrücken, indem seine Anrede an die Inquisitin nur in wenigen Worten bestand! — Es ist doch, dachte man, vom Leben eines menschlichen Geschöpfs die Rede. „Es wird Ihnen, sagte er zur Inquisitin, Ihr letztes Urtheil eröffnet werden, nach dem Sie sich schon so oft erkundigen lassen, das vom Könige vollzogen ist, und das Ihnen auch wegen des Inhalts nicht unerwartet seyn kann.“ Freilich fast zu wenig Worte, und dazu mit zu strenger Richterkälte gesagt! Jetzt trat ein junger Mann dem Schranken, wo die Inquisitin stand, näher, und las die Sentenz, und die königliche Bestätigung vor. Sie sollte vom Geistlichen zum Richtplatz begleitet, mit dem Schwerte gerichtet und ihr Körper verscharret werden. (Verscharren heißt ohne Klang und Sang, ohne Prunk begraben.)

Sie wissen, wie schätzbar mir Gelegenheiten sind, wo es Anläße giebt, Menschen zu beobachten, wo man auf Geistererscheinungen ohn Citation Rechnung machen

kann, und freilich, wenn ich mich zurückerinnere, daß gemeinhin lange Reden bei solch einer Gelegenheit gehalten worden (obgleich oft durch captationes benevolentiae dieser Art dem Urtheil zusehends die Kraft benommen wird), so hätte nach dem Dünken der Versammlung mehr vom Director gesagt werden können — — indeß kam er so leicht nicht ab, und hatte Gelegenheit sich mit der Menge auf der Stelle auszusöhnen. Die Inquisitin stieß nach den Schlußworten „Von Rechtswegen" den rothen Schranken auf, ging gerade zum Director, und hier ist fast wörtlich der nicht unbedeutende Wortwechsel, der mir von der Inquisitin eine bessere Meinung beibrachte, als man bis dahin von ihr verbreitet hatte.

Inquisitin. Ist denn keine Gnade für mich?

Hofhalsrichter. Bei Richtern nicht.

I. Können Sie nichts weiter für mich thun, meine Herren?

H. Wir sind bloß auf Gesetze gewiesen.

I. Der König ist gnädig.

H. Aber auch gerecht.

I. Wenn er wüßte, daß das Kind nicht gelebt hat —

H. Er weiß Ihre Angabe, daß es nicht, und die Behauptung der Aerzte, daß es gelebt hat.

I. So weiß man in Berlin meine Angabe?

H. Allerdings — Sie sind zweimal vertheidigt, Fünf Relationen und Ein Auszug an den König sind Ihrentwegen entworfen — können Sie mehr wollen?

I. Noch Ein Bekenntniß glaub' ich wollen zu kön-

nen, ein Bekenntniß, daß H. v. J — k meine Schwangerschaft ohne Zweifel gewußt —

H. Dies Bekenntniß ist gerade Ihren Aussagen entgegen bei Ihrer Zusammenstellung mit ihm, auch ist's in Rücksicht Ihrer ohne Folgen und Bedeutung. —

J. Nach einer kleinen Pause. Ich bin bereit zu sterben; was hat aber meine Familie verbrochen? — Warum soll die durch mich leiden?

H. Dies ist nicht der Fall — Ihre Familie leidet nichts vom Staat — Alles, was sie leidet, beruhet in dem Antheil, den sie an einer Verwandtin nimmt.

J. Ach! sie wird beschimpft, wenn ich nicht geheim gerichtet werde.

H. Eben so wenig wie heute, da Sie schon von so vielen Menschen umgeben werden. —

(Sie blickte sich wild um und seufzete — mir kam es vor, daß sie die nicht kleine Versammlung von Menschen bis auf diesen Augenblick noch nicht gesehen hatte — Es herrschte eine fürchterliche Stille.)

Genau erwogen, würd' Ihnen das Leben lästig geworden seyn, wenn auch der König, den Gesetzen zuwider, es Ihnen bewilliget hätte. — Mit einem ruhigen Gewissen kann kein König begnadigen. Sie wissen Ihr Verbrechen — Es ist ein wiederholtes — zwei Seelen entzogen Sie dem Staat — zwar Kinder, allein Kinder, deren Mutter Sie waren. Nicht die Richter, sondern die Gesetze haben Ihnen das Leben abgesprochen — Wir haben Sie bisher menschlich behandelt, und das soll bis in Ihren Tod geschehen.

J. Auch nach dem Tode, bitt' ich, hoff' ich — ich werde doch auf dem Kirchhofe begraben werden?

H. Das wird zum größten Theil von Ihrer Geistlichkeit abhangen — Ihr Körper soll verscharrt werden —

J. Kann ich ein Testament machen?

H. Unbedenklich —

Jetzt ging sie, wie es schien, zwar nicht gerechtfertiget, allein beruhigt ins Gefängniß zurück; und was sagen Sie von der Fassung dieser Person, von der viele glaubten, sie sey roh und unerzogen? Eine gewisse Stärke des Geistes, ist ihr die abzusprechen? — und ihr Anstand wie angemessen! Ihren Anzug hätt' ein Modenjournal vielleicht anders angegeben; mir indeß kam es vor, daß Personen, die ein Todesurtheil anzuhören haben, eben so erscheinen müssen, in der wirklichen Welt nämlich — auf dem Theater wird es freilich anders gehalten. — Hier fiel für Schauer und Hörer der Vorhang, die Thüren wurden geschlossen, und die Inquisitin, die von ihrem Curator und Vertheidiger begleitet ward, ließ durch erstern bitten, ihren Todestag nicht zu übereilen, weil sie sich (ihre eigenen Worte) eine Beichte von ihrem ganzen Leben abzulegen hätte.

Ob diese Beichte ihr mehr oder weniger Kopf- und Herzbrechen kosten werde, wie dem Rousseau, da er öffentlich vor dem Publikum zur Beichte ging? Ob sie vor dem göttlichen Richterstuhle besser bestehen werde, als so viele andere Menschen, von denen die Justiz keine Notiz nimmt, laß ich von Rechtswegen unberührt. Was gehen die subtilen Todtschläge die Justiz an? Ihr neminem laede, suum cuique tribue ist so außer-

ordentlich engherzig, daß sie das Sprüchwort: Kleine Diebe werden gehangen, große werden beehrt, nicht unverdient leidet — ich für mein Theil konnte den ganzen Tag nichts mit mir im gewöhnlichen Wege der Geschäfte anfangen. Das Kapitel: über Verbrechen und Strafen, gewiß eines der wichtigsten, schlug sich mir wider Willen auf, und hier sind einige Bruchstücke meiner Gedanken. — Der Staat muß sich selbst erhalten, und es eignet und gebühret ihm, wie jedem einzelnen Menschen im Naturstande, das Recht, Beleidigungen zu strafen. Er kann es mit kälterem Blute, ungehinderter, mit besserm Nachdruck und nützlicherm Erfolge als der einzelne beleidigte Theil! — Er strafe, wenn es nicht anders seyn kann. (Kann es aber nicht anders seyn?) Wenn ein natürliches Uebel jemanden wegen eines sittlichen Uebels von demjenigen, der das Recht hat ihn zu verbinden, zugefügt wird, so wird dieser Jemand gestraft. Wo die allgemeine Seele, das heißt, wo der allgemeine Verstand und der allgemeine Wille mit dem Gesetz harmonirt, richtet jeder Uebertreter desselben ein moralisches Uebel an, und verdient, daß ihm ein physisches Uebel dagegen zugefügt, oder daß er bestraft werde. Erhaltung seiner Existenz erfordert Selbstvertheidigung, doch muß sie von dem Gesetze nicht entbinden, seinen Nächsten (die Frage, wer ist denn mein Nächster? ist hier unnöthig) zu lieben als sich selbst. Immerhin mag der Staat strafen; da indeß Strafen eigentlich nur dem Verbrechen vorbeugen wollen und sollen, so wird und muß noch mancher Mißgriff erfolgen, bis die Grade der Moralität und des physischen Schmerzes ausgemessen, und Schuld und Strafe auf ein gewisses Gleichmaaß gebracht seyn

werden. Kann man denn bestimmen, daß der Schmerz, den man den Verbrecher empfinden läßt, nicht mehr und nicht weniger als die Schuld betrage? Es giebt einen Buchstaben des Gesetzes und einen Buchstaben des Factums — und wie leicht kann der Untersucher und Richter die Grenze verschlagen, die da heißt die richtige, wenn er nicht vom Geiste getrieben, bloß am Buchstaben klebt, wenn er unerfahren im Gange der menschlichen Seele und des menschlichen Herzens bloß den hölzernen oder steinern Wegweisern der Vorschrift folgt, nicht die Einsicht und Kenntnisse des Angeschuldigten, nicht die Triebfedern der That, nicht den Menschen, nicht die Gesetze im Zusammenhang, sondern nur einzelne, abgerissene Stücke von beiden, in Erwägung ziehen und beurtheilen kann und will. — Der Verbrecher leidet, wegen einer moralischen Handlung, ein physisches Uebel, er büßt dem Staate, und beleidigte doch nur ein Mitglied desselben: wie verschieden ist hier das Verhältniß zwischen Handlung und Folge? nicht wahr! fast so wie zwischen Staat und Einem Mitgliede desselben? Der gemeine Mann, der nur denkt, so weit er sieht, nur zürnt, so lange es schmerzt, wird hier an der heiligen Justiz irre, und nimmt nach den Jahrwochen der Untersuchung sich dessen in Gnaden an, dem er im Anfange derselben eigenhändig das Leben genommen hätte. Wehe dem Nachrichter, dessen Hand und Schwert nicht das Urtheil pünktlich und auf den ersten Hieb erfüllet. Daß ein jeder von Naturrechts wegen denjenigen, der ihn beleidigt hat, bestrafen könne, ist unläugbar. Daß die Strafen in dieser Rücksicht bessernd sind, wenn sie bloß das Herz des Beleidigers zur Buße leiten; exemplarisch dagegen, wenn sie andere von ähnli-

chen Beleidigungen abschrecken wollen, bringt einen Jeden auf die Bemerkung, daß man die Größe der Strafe aus den vorkommenden Umständen abmessen müsse, die nicht sowohl durch den Gesetzgeber als den Richter bestimmt werden können. Was kann aber dem Staate daran liegen, daß alle Verbrechen bestraft werden? Ob und in wie weit die Strafloſigkeit dem gemeinen Wesen Schaden zugefügt hat? oder Gefahr zufügen würde? ist ein Problem, das so leicht nicht a priori zu entscheiden ist. Durch Gesetze dergleichen Knoten zu lösen, ist bedenklich und hart, oft ungerecht, und doch sollen Gesetze Muster der strengsten Gerechtigkeit seyn! Ist der Gedanke nicht schrecklich, daß Verbrechen nicht nach den Verhältnissen ihrer Schuld, sondern nach den dem Gesetzgeber aufgefallenen Bedürfnissen des Staats angeordnet worden; und stirbt nicht der Verbrecher als Staatsmärtyrer, wenn man durch seine Bestrafung der Wiederholung entgegen arbeiten will, und wenn, je nachdem das Verbrechen leichter zu begehen oder schwieriger zu entdecken ist, der Verbrecher mehr oder minder leiden muß? Der Staat hat nichts als Vertrags = und übertragene Rechte; eine dritte Quelle ist mir nicht bekannt. Das Recht über Hand und Hals kann er weder Vertrags = noch Uebertragungsweise haben, weil dergleichen ihm Niemand übertragen wollte noch konnte. Wie kann wohl angenommen werden, daß irgend ein Mensch in irgend einem Fall sich freiwillig habe der einzigen Bedingung seines Daseyns begeben wollen, so lange wenigstens, als er von keinem künftigen bessern Zustande eben so lebendig als von seinem jetzigen Daseyn überzeugt war, oder welches in manchen Fällen eben so viel seyn mag, überzeugt zu

seyn glaubte? Auch konnte er sich dessen nicht begeben. Das Leben ist kein Eigenthum des Menschen, er ist damit nur beliehen. — Der englische Kriminalcodex nennt den Selbstmord ein Felo - de - se. — Alles, womit man meines Erachtens dieses schreckliche Recht etwa vertheidigen könnte, wäre, daß der Staat sich dieses Theils der elterlichen Gewaltrechte bemächtiget hätte, oder daß man annehmen müßte, er sey ihm von diesem übertragen worden. Freilich ist es noch problematisch, in wie fern wir durch unsere Eltern da sind, aber ausgemacht ist es doch, daß wir ohne sie nicht da wären, und eben so ausgemacht, daß Eltern sich in einer Art von Eigenthumsrecht an ihren Kindern befinden, wenigstens so lange diese außer Stande sind, sich die Mittel zur Erhaltung des Lebens selbst zu verschaffen. Alsdann hört ihr Recht auf, und so reicht auch dieser Mantel nicht zu, die Staatsblöße zu decken. Nothwehr entschuldigt wohl, berechtigt aber nicht. Sollte der Staat wohl je ohne seine eigene Schuld in den Fall kommen können, daß er zur Nothwehr seine Zuflucht nehmen, daß er diese Nothwehr so weit treiben müßte? einen feindlichen Einfall ausgenommen. — — Was das Volk in Furcht und Schrecken setzet, wodurch es von seinen Staats- und Privatpflichten abgezogen und zum Müßiggange und zu allerlei üblen Gedanken gebracht werden kann, scheint zwar, da die Sicherheit das Hauptwort im Staat ist, härter zu beahnden zu seyn; sollte indeß der Staat seine Bürger nicht lieber dazu gewöhnen, sich über die Furcht hinweg zu setzen — und was ist denn zu befürchten? In der That die Herren Gesetzgeber fürchten sich oft vor der Furcht, wollen ihrem eigenen Schatten ausweichen —

und bringen nicht selten durch Strafen auf böse Handlungen oder deren Wiederholungen. Wo man fragen kann, was gilt eine böse Handlung? da wird man auch nicht lange anstehen, sie zu begehen, wenn man zuvor überschlagen hat, ob man Prästanda zu präsiiren vermag. — Arzeneimittel kann man, ehe man sich an Menschen wagt, an Thieren versuchen, allein mit Gesetzen nicht also. — Schrecklich, daß die grausamsten Strafen darum gerecht sind, weil sie die staatskluge oder die weise Absicht hegen, den Verbrechen zuvor zu kommen. — Falls indeß Verbrechen durch leichtere Strafen verhindert werden könnten, und doch härtere gebraucht werden; verdient diese Grausamkeit nicht crimen laesae genannt zu werden? — — Wenn übrigens gleich eine Kindermörderin, (ist das Wort Mörderin hier nicht zu hart?) die zum Schwert verurtheilt wird, nicht mehr Kinder in die Welt setzen könnte: wenn gleich ein gehängter Dieb durch vermehrten Schweiß des Angesichts nichts zu ersetzen im Stande wäre, und der Staat seinetwegen ein größerer Damnificat als der Bestohlene würde; so giebt's doch Fälle in der jetzigen Weltlage, wo Todesstrafen nützlich und nöthig sind; Todesstrafen, die in Hinsicht des völlig unnützen und des nicht völlig verderbten Menschen in ein bewundernswürdiges Verhältniß treten. So wie ein elender Mensch das schimpfliche Leben an der Karre dem Tode vorzieht, so ist dem minder Verderbten der Tod eine Wohlthat, die er mit Dank für ein Galeerenleben hinnehmen wird. Es giebt Fälle, wo man den Verbrecher zwar nicht sterben, wohl aber mehr als sterben läßt. Menschenleben schonen, um es unmenschlich behandeln zu können, kann bei wohlgemeinter Absicht, Menschenliebe zu beweisen, die Greuel des Men-

schenhasses an der heiligen Stätte der Menschheit verstärken, und das Volk unvermerkt zu einem so hohen Grad der Wuth und Grausamkeit gewöhnen, daß nicht Liebe, nicht Leid, nicht Freund-, nicht Feindschaft, nicht Lohn, nicht Strafe, seine Ausschweifungen zu hemmen im Stande sind, wenn einmal die Bastillen des Zwangs abgebrochen worden. — — Auch sind die gewöhnlich angenommenen Zwecke der Strafen nicht ohne Scrupel und Zweifel — in die man sich verwickelt sieht oder fühlt. Die Furcht hat freilich viel in der Welt ausgerichtet — sie scheint die Losung dieses, so wie die Hoffnung die Losung des zukünftigen Lebens zu seyn. — Wie sehr zurück sind indeß Staatsbürger, die besonders harte Strafen bedürfen, und wie wenig wird man bei diesen Gewissenlosen ausrichten, die exceptionem fori bei einem göttlichen Richter machen, um vom weltlichen gestäubt und gebrandmarkt zu werden. Ein wohlerzogenes Kind fürchtet schon den unfreundlichen Blick seines Vaters, und fast immer liegt's an den Erziehern des Volks, wenn letzteres sich nicht mit Vätern behelfen kann, sondern Zuchtmeister bedarf — wenn es nicht aus Kindern, sondern aus Sklaven bestehet — nicht aus Menschen, sondern aus Unmenschen. — In der That, Strafgesetze können die Menschlichkeit nicht aufgeben, sie bleiben in eben dem Verhältnisse unwirksam, in welchem sie unmenschlich sind; sie müssen auf das menschliche Herz und die Sitten der Nation calculirt seyn, und wer diese hohe Arithmetik nicht versteht — wag' es nie, Gesetzgeber und Gesetzrathgeber, auch nicht Richter zu seyn. Ein Gesetz, das die Natur der Strafe nicht mit der Natur des Verbrechens ins Gleichgewicht und in die genaueste Verbindung bringt, scha-

det, anstatt es helfen sollte. — Nur da, wo das theure Leben des Menschen (etwas höheres kennen wir nicht) vom Gesetz und vom Staat in Ehren gehalten wird, respectirt selbst der unaufgeklärteste Theil der Staatsbewohner sein eigenes Leben, weil er zu seiner Selbstschätzung durchaus einen in die Sinne fallenden Maaßstab haben muß. Wo dagegen der Staat das Leben des Menschen wie Scheidemünze behandelt, da fehlt dem größern Haufen der Maaßstab, und was er nicht schätzen gelernt hat, wird er das zu verlieren fürchten? Es ist bekannt, daß in England, wo die persönliche Verhaftung mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, wo es aber, wenn man einmal verhaftet worden, sehr leicht wird, an den Galgen zu kommen, eine Execution den Sackdieben und Beutelschneidern eine reiche Ernte zusichert. — Scheint es doch, daß diese stolze Nation weniger den Menschen als den Britten schätzt; hat man erst den Nationalstolz überwunden, ist der Engländer bis zum Verhafteten reducirt; so sieht man in ihm bloß den Menschen, und wandert ohne Umstände mit ihm nach Tyburn. —

Läßt der Staat seinen Bürgern merken, daß er das schreckliche Recht des Schwerts nicht anders als die übrige Geschäfte verwalten lasse, und daß ihm etwa eine Steuereinhebung von einem eben so großen Belang sey, als die Vollstreckung eines Todesurtheils, so verwirrt er die Begriffe, und man weiß nicht, wie man mit ihm daran ist. Alle Ceremonien müßten seinen Widerwillen, diesen Theil seiner Gewalt auszuüben, unverkennbar machen. Ein neuerer Schriftsteller schlägt vor, daß bei Hinrichtungen an denjenigen Orten, wo sie vorgefallen, ein öffentlicher Bußtag von Staatswe-

gen angeordnet, und eine auf das Verbrechen, welches diese traurige Staatshandlung nothwendig gemacht, sich beziehende Rede an das Volk von den Geistlichen gehalten werden sollte; könnte man aber nicht, ohne diesen in so vieler Rücksicht mißlichen Weg einzuschlagen, zum Ziele kommen, wenn Todesstrafen überall verworfen würden, sobald es noch irgendwo andere Strafen gäbe, die in Rücksicht des Beispiels eben so wirksam wären? wenn der Staat das Recht über Leben und Tod nicht anders ausübte, als wenn die Unmöglichkeit einleuchtend wäre, dem Verbrechen durch eine gelindere oder andere Strafe zuvorkommen zu können? Schon die Seltenheit der Todesstrafe würde hier vortheilhaft werden. Freilich erfordert es viel Behutsamkeit und Einsicht, ein Volk zu regieren, dessen Ehrbegierde so viel Brennbares enthält, daß sie leicht Feuer fängt; ist's denn aber auch nicht das höchste Meisterstück, Menschen, seines Gleichen, zu regieren? und verdient es nicht, daß man Verstand und Herz anstrenge, dies Werk zu vollenden, das so oft dem Ungefähr, der Laune, oder einer sonst andern Kleinigkeit überlassen wird, und das von Glück zu sagen hat, wenn es in seinem alten Gange nicht gestört wird? Es regiert sich in der politischen Welt so ziemlich das meiste von selbst, und die Befehlshaber thun sich selbst und dem Volk einen Liebesdienst, wenn sie den Drang zu einer neuen Einrichtung landesväterlich aufgeben, im Fall sie hiebei den ganzen Zusammenhang und die große Folgenreihe zu übersehen unvermögend sind. Die Unvermögendsten indeß fühlen den größten Beruf zu Neuerungen; da sie nicht leuchten können, wollen sie mindestens Rauch machen. —

Je aufgeklärter das Volk ist, je mehr besteht es

auf ein Straffystem, welches den doppelten Zweck unzertrennlich verbinde, den Schuldigen zu strafen und zu bessern. — Wer sich herausnimmt, zu behaupten, ein Haufen entnervter Sklavenseelen sey leichter in Ordnung zu erhalten, irrt sich — mit jenem edlen Volke ist, wenn man es menschlich behandelt, Alles auszurichten, Sklavenseelen dagegen rührt nichts, und leider! das Beste ist, sie wie Würmer zu zertreten. — O der Elenden! des Ehrennamens: Nation — der Würde des Menschen so unwerth. Hat denn je die Erfahrung bestätiget, daß das Kriminalgesetzbuch ein so fruchtbringendes Staatserziehungsbuch sey? Haben denn Strafen je bessere Bürger, und, was mehr sagen will, bessere Menschen gemacht? oder blieb dieses knechtische Mittel nicht oft so ohnmächtig, daß es nicht einmal Heuchler zu Stande zu bringen vermochte? selbst diese blieben fast jederzeit bei dem Strafunterrichtsmittel in der Lehre. Ist denn die Rache, nach welcher man Böses mit Bösem vergilt, und die Rachgier, oder die Begierde, Böses mit Bösem zu vergelten, auch nur dem einzelnen Bürger anständig und erlaubt? Ist's rathsam, daß die Gesetze einer Gemüthsverfassung nachgeben, oder sie gar anordnen, wodurch wir an des Andern Unglück oder Traurigkeit ein Vergnügen zu empfinden nicht nur die Erlaubniß haben, sondern zu dieser Schadenfreude von Staatswegen aufgefordert werden? Muß nicht jeder gute Mensch, und sonach der Staat weit mehr jedem Ausbruch, und selbst jedem Anschein von Rache, bei der Ausübung des Strafrechts, oder des Rechts sich gegen Gewalt zu wehren, ausweichen? Ist Menschenliebe der Grund, auf dem gemeines und besonderes Wohl beruhet; so sind wir

verbunden, das Gegentheil zu meiden, indem uns das Gesetz der Natur Etwas zu thun verbindet: Gebote sind zugleich Verbote des Gegentheils. Es ist nicht Rache, sagt man, wenn der Beleidigte in den vorigen Stand gesetzt, wenn ihm Ehre, Ansehen und Würde wieder gegeben wird. Braucht der edle Mann das? Er, der eigentlich nicht beleidigt werden kann. — Kann fremdes Verdienst, fremde Schuld ihm angerechnet werden? ihm Ehre oder Schande bringen? Der Beleidigte kann verzeihen, der Staat muß strafen, nicht aber als wäre er beleidigt, als bedürfe er der Rache. — Bis jetzt haben Strafen, die der Staat gegen Verbrechen verhängt, durchaus das Ansehen davon; oder ist das zu viel nicht Rache? vielleicht sicherer als das zu wenig Schwäche. Die Besserung des Bestraften ist wohl die Hauptabsicht aller Strafen; und da bei den Todesstrafen dieser Zweck von selbst wegfällt, so wäre zu wünschen, daß der Staat nicht den Tod des Sünders wollen und befördern, sondern wünschen möchte, daß er sich bekehre und lebe. — Der wilde Stamm sollte zum fruchtbringenden oculirt und veredelt werden! Vielleicht wären hierzu a dato über tausend Jahre Vorschläge nicht zu unzeitig. — Je mehr man über Strafen nachdenkt, je mehr hat man Lust zu fragen — und je weniger Lust zu antworten. — Vielleicht daß ich Ihnen zu seiner Zeit auch Antworten mittheile. Jetzt erlauben Sie mir, meine Fragen zu schließen, wozu mein Herz sich gemeinschaftlich mit den Thüren des Kriminalhofes öffnete. Sie haben Sich hoffentlich überzeugt, daß es nicht Specialfragen waren, sondern daß ich es bloß bei der Generaluntersuchung dieses wichtigen Gegenstandes bewenden ließ.

Vorjetzt nichts weiter von diesen Ideenbrocken, statt deren Sie, wie ich fast fürchte, lieber etwas von der Lebensgeschichte der von K .... gelesen haben würden. Den 31sten Dec. 1791.

* *
*

Dacht' ich's nicht! und freilich verdienet die Geduld, die Sie mit meiner Herzergießung gehabt, Erkenntlichkeit. Ob ich indeß am Schlusse dieser Erzählung Ihre Fragstücke, welche die Todesstrafe überhaupt und den Umstand betreffen: ob und in wie weit die Formalien bei den Kriminalunterſuchungen abgekürzt werden könnten? zu beantworten im Stande seyn werde, bleibt eine andere Frage, wodurch ich Ihnen, wo nicht genug thun, so doch zuvorkommen will. — Den von K*schen Lebenslauf kann ich nur juristisch, und so wie ich ihn empfangen habe, mittheilen. — Sie wissen also, auf welch' eine Art von geneigtem Gehör ich Anspruch mache. Ohne Prunk, ohne Wendung, ohne Zuthun und Abthun, ohne Ohrenbläserei, die einfachsten Facta, die eben, weil sie keinen Anstrich leiden, Wahrheit sind oder ihr am nächsten kommen. — Ist's nicht oft wohlthätig und angenehm, dergleichen Bekenntnisse zu lesen, die den Rousseauschen so unähnlich sind? Eitelkeit verleitet die Menschen, nicht nur von sich selbst, sondern auch von andern mehr zu sagen, als man wissen will, und man merkt es nicht nur Selbstbekenntnissen, sondern auch Lebensbeschreibungen, die andere stellen, sehr leicht ab, wie viel die Einbildungskraft an der Ausführlichkeit Theil nimmt — wiewohl

allerdings die Kunst zu erzählen auch die Menge der Unrichtigkeiten deckt und das Talent, Unbeträchtlichkeiten durch hinreißende Wendungen zu heben, eine völlige Versöhnung bei dem geneigten und selbst beim ungeneigten Leser auszuwirken pfleget. Das, was der Schriftsteller bei der Sache, die er darstellen will, nicht findet, borgt er oft aus sich selbst — und bringt dadurch allerdings ein Leben in die Erzählung, an dem Jeder menschliche Züge kennt, nur individuelle Züge suchet man gemeinhin vergebens. — Nicht so der Richter, der, wenn er auch menschlich genug wäre, dem Inquisiten ein Anlehn aus seinem eigenen Herzen zu bewilligen, es nicht darf, vielmehr wenn er nicht die Würde eines ungekünstelt schlecht und rechten Mannes verlieren und sich verdächtig machen will, ohne alles Feuer und Theilnahme erzählen muß. Ein Protokoll, ein Verhör ist das Ultimatum und Summum, worauf historischer Glaube sich gründet, und worauf man sich, wenn alle Stricke reißen — beziehet. Oft drang sich der Wunsch bei mir auf, daß dem Kriminalrichter aufgegeben werden möchte, eine moralische Zeichnung, wär' es auch nur eine Silhouette von dem Inquisiten, seinen Acten beizulegen. Da indeß diese Zeichnung zu vielen fremdartigen Dingen und Freiheiten verleiten könnte, die einer juristischen Geschichtserzählung zu nahe treten würden; so protestirte ich zugleich auf der Stelle feierlichst gegen die Erfüllung meines Wunsches, den ich von Herzens wegen that und von Rechts wegen aufgab.

Margarethe von Ka .... ist in Westpreußen auf dem Dorf Skurgiens im Julius 1761 geboren. Der größte Theil ihrer Erziehung war das Werk ihrer Mutter, da sie ihren Vater sehr zeitig verlor. Den Reli-

gionsunterricht erhielt sie vom katholischen Geistlichen Walter, der sie die Grundsätze ihrer Kirche lehrte, und sie so wenig ungebildet ließ, daß sie vielmehr unläugbare Spuren einer nicht gemeinen Kenntniß äußert.

Sie hatte ihr 23stes Lebensjahr zurück gelegt, da sie außer der Ehe schwanger ward (1784), und sie war es, ohne daß sie diesen Umstand irgend Jemanden entdeckte; vor ihrer Mutter wußte sie ihn besonders sehr sinnreich zu verheimlichen. Den 24. Nov. 1784 empfand sie die ersten Geburtsschmerzen, die sie zu verbergen sich getraute, obgleich sie mit vier Dienstmägden in einem Zimmer schlief. Sie ließ sich von einer jener vier Contubernalinnen, Agnes, unter einem nicht unschicklichen Vorwande ein Messer geben, welches sie heimlich zur Abschneidung der Nabelschnur bestimmte. Es war 10 Uhr Abends, als sich jene ersten Zeichen von Annäherung der Geburtsstunde anmeldeten, und als sie das Zimmer verlassen wollte. Agnes, ohne daß man weiß, ob das dem Fräulein behändigte Messer sie so ängstlich besorgt machte, drang sich ihr zur Begleiterin auf, ungeachtet aller Mühe, die von K* sich gab, diese ungebetene Dienstfertigkeit abzuwenden. Je mehr das Fräulein dawider war, je unüberwindlicher blieb Agnes. Die Niederkunft erfolgte nicht, und von K* legte sich, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, nieder, denn sehr bald überfielen sie die Geburtsschmerzen aufs neue. Jetzt verließ sie wieder Bett und Zimmer, Agnes indeß verließ ihr Fräulein so wenig, daß sie vielmehr noch Barben mitnahm. Beide fanden ihr Fräulein als Gebärerin knieend bei einem großen Stein, der etwa dreißig Schritte vom Hause entfernt war. Jene Stellung forderte Agnes und Barben zur genauern Beobachtung auf, und so entdeck-

ten sie, daß die Geburt schon wirklich ihren Anfang genommen hatte. — Die Entbindung ward in ihrem Beiseyn vollendet. Die Mutter löfete von dem Kinde mittelst des erhaltenen Messers die Nabelschnur ab. Zwar gab die unglückliche Mutter sich alle Mühe, Barben, welche das Kind sogleich ins Zimmer tragen wollte, von diesem Gedanken abzuleiten, sie öffnete den Garten, warf sich auf die Erde und hielt mit der einen Hand das Mädchen zurück, mit der andern scharrte sie Erde auf, „hier, Barbe, sagte sie, leg das Kind hin," doch wußte Barbe dieser rührenden Bitte, die durch so ungewöhnliche, das Herz angreifende Handlung verstärkt ward, zu widerstehen, blieb kalt genug, das Kind ins Zimmer zu tragen, und um entweder den Verdacht einer selbsteigenen heimlichen Geburt von sich abzuwenden, oder aber eine unnatürliche Mutter an ihre Pflicht zu erinnern, legte sie das neugeborne Kind geradezu auf das Bette ihres Fräuleins. Die Thränen des kleinen unschuldigen Geschöpfs erweckten seine Großmutter, die sich von Allem unterrichten, das Kind in ihr Zimmer bringen, in Leinwand wickeln und auf einen Kasten legen ließ. Dieser Kasten ward zuvor mit einem Pelz bedeckt, und hier war es, wo das Kind mit unverbundener Nabelschnur die ganze Nacht hindurch ohne Pflege und Wartung blieb, bis man es früh Morgens auf den Befehl der Großmutter in einen Pelz wickelte und in ein kaltes Zimmer brachte. — In diesen Umständen lag es wieder ohne Pflege und Nahrung. — In der Abenddämmerung allererst sahe die Mutter nach dem Kinde, sie fand es erstarrt und kalt, und vergrub es ohne Jemandes Zuziehung im Garten, eben da, wo sie gleich anfänglich dem Kinde ein Grab zugedacht hatte. Die Kunstverständigen behaupte-

ten, daß eine schleunige Erkältung dem Kinde den Tod verursacht hätte, und seine Großmutter ward zum achtjährigen, die Mutter aber zum sechsjährigen Vestungsarrest verurtheilt, welchen beide den 7. Febr. 1786 in der Vestung Pillau in Ostpreußen antraten.

Nach dem Tode der Mutter, welcher den 9. Julius 1787 erfolgte, wandte sich die Tochter und zwar den 21. Okt. des nämlichen Jahres an den König, und suchte einen noch größern Theil der Schuld auf die Rechnung ihrer verstorbenen Mutter zu bringen, um ihrem Begnadigungsgesuch ein größeres Gewicht beizulegen. Sie blieb unerhört, da sich der Fall nach dem verlangten Berichte zu der angetragenen Milderung der Strafe nicht auszeichnete. Ob nun die Vermuthung, daß die Tochter mehr die Schuld der Mutter als ihre eigene trüge, oder ihre sonst gefällige Führung und die sie empfehlende Außenseite, die Milde der Befehlshaber oder etwas von allen diesen Umständen zusammen, ihr einige Bekanntschaften zugezogen, mag unausgemacht bleiben; denn wenn gleich diese Gelindigkeit sie allerdings zu einem Verbrechen der nämlichen Art verleitete, so scheint dieser neue Fall jedoch bei weitem nicht hinreichend zu seyn, diese Milde als unzeitig und wohl gar strafbar darzustellen. Leidenschaft wird durch Hindernisse verstärkt, und gewinnt durch Strenge mehr Vorschub zum Ausbruch, so, daß sie so leicht keine Riegel abschreckend zu finden gewohnt ist.

Die Unglückliche gerieth mit einem Fähndrich von J — von dem dort stehenden Bataillon in eine so vertraute Bekanntschaft, daß er sie ungehindert besuchen konnte, und wenn gleich die Folgen dieser Vertraulichkeit ihnen beiden gewiß nicht unwahrscheinlich bleiben

konnten; so fand von Ka . . . es doch für gut, sie dem von J — zu verbergen. Die Umstände ihrer heimlichen Geburt sind zu charakteristisch, um sie nicht umständlich zu erzählen. Sie selbst war von ihrer Schwangerschaft überzeugt, wenn gleich sie solche gegen den Fähndrich von J — und selbst zu einer Zeit noch läugnete, da sie schon von Geburtswehen überfallen war. Als sie den 27. Febr. 1790 den Lieutenant von Sch — besuchte, wo Fähndrich von J — sie etwa um 5 Uhr Abends ins Geheim fragte: ob sie nicht Mutter wäre, läugnete sie ihre Schwangerschaft noch geradehin, (ein schrecklicher Umstand!) in einem Zeitpunkt der anhaltenden Geburtswehen, die sie dafür erkannte und die ihre Worte so empfindlich widerlegten. Sie sahe sich dieser Wehen halber gedrungen, ihren Besuch abzukürzen, und konnte nicht einmal ihre Arrestwohnung erreichen. Entschlossenheit, die, wenn sie sich mit guten Absichten in Verbindung setzt, Menschen zu keiner gewöhnlichen Stufe des Verdienstes erhoben hätte, läßt, wenn sie übel angebracht ist, sie oft bis zur Abscheulichkeit sinken, und so wird, wenn auch in der von Ka . . . eine nicht gewöhnliche Entschlossenheit unverkennbar ist, diese Eigenschaft, die auf ein so unnatürliches Vergehen angelegt wurde, statt sie unter ihrem Geschlecht auszuheben, sie tief unter dasselbe herabwürdigen. Nur bis in den vor ihrem Arrestzimmer liegenden Garten konnte von Ka . . . kommen, als die Geburtsschmerzen zum höchsten Grad stiegen, und nun setzte sie sich auf die Fersen nieder, gebar in dieser Stellung, und da sie während des Gebärens ein Loch in die lockere Erde unter dem Strauche aufgescharret hatte, so ging ihr Kind von einer Mutter zur andern, und fand bei seiner Geburt auch zugleich sein Grab. — Nach

dieser schrecklichen Geburt und diesem gleich schrecklichen Begräbniß (etwa um 8 Uhr Abends ward Geburt und Begräbniß vollzogen) ging v. Ka . . . wieder zum Lieutenant von Sch —, blieb hier bei einer selbst eingestandenen entsetzlichen Unruhe des Gemüths ihres geschwächten Körpers unerachtet bis gegen zehn. Eben war sie zu Hause beschäftiget, ihre Strümpfe vom Blut zu reinigen, als die Blutflecken, welche sie in der von Sch — Wohnung ohne ihr Wissen zurückgelassen hatte, einen so großen Verdacht gegen sie erregten, daß Lieutenant von Sch —, seine Ehegattin und der Fähndrich von J — sich entschlossen, die von Ka . . . zu überfallen. Jene Blutspuren und die Beschäftigung der Unglücklichen brachten alle zur einstimmigen Frage: ob sie nicht Mutter geworden? Diese rasche Frage ward zwar mit Nein erwidert, indeß war ein bloßes Nein zu unvermögend, Gründe, zusammentreffende Umstände und den Augenschein zu entkräften, vielweniger zu widerlegen. — Sie sah sich überwunden und gestand. — Das Kind ward von zwei Wundärzten besichtiget, die Mutter auf die Anordnung des Major von K — noch in derselben Nacht vernommen, und das Scrutinium dem Ostpreußischen Hofhalsgericht und Kriminal-Collegio zur fernern rechtlichen Veranlassung übergeben, welches die gesetzliche Obduction bewirken ließ. Zwar fanden sich bei dieser Besichtigung an dem Körper des Kindes keine äußere Gewalt oder Verletzung, indeß war das Resultat, „daß „das Kind völlig reif gewesen, und nach der Geburt „geathmet hätte, mithin lebendig zur Welt gekommen, „und an der durch das Verscharren im Sande erfolg„ten Erstickung gestorben sey.“

Die von Ka . . . gestand ihr Verbrechen, sowohl

bei der summarischen als speciellen Vernehmung; doch behauptete sie: Sie hätte nicht den Vorsatz gehabt, ihre Niederkunft zu verheimlichen und ihr Kind zu tödten, Gedankenlosigkeit und Angst wären die Veranlassung zur Verscharrung des Kindes gewesen, an dem sie kein Zeichen des Lebens entdeckt hätte — ich weiß nicht, sagte sie, ob das Kind wirklich gelebt hat oder nicht.

Der Vertheidiger bat, die von Ka . . . mit der Todes- und einer langwierigen Vestungsstrafe zu verschonen, und nach Menschenliebe und Billigkeit ihr Verbrechen zu beurtheilen und zu beahnden. —

Das Hofhalsgericht sprach ihr Staupenschlag und lebenswierige Vestungsarbeit zu, und sandte dieses entworfene Urtheil zur Revision ein. Die Kriminaldeputation des Kammergerichts in Berlin schlug durch eine rechtliche Meinung vor, dieses Urtheil in der Art zu ergänzen und abzuändern, daß von Ka . . . unter Begleitung eines Geistlichen zum Richtplatz geführet und mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht, ihr Körper aber verscharrt werden sollte. An den Fähndrich von J — war in dem Urtheile des Hofhalsgerichts nicht gedacht, welchem Sentiment die Kriminaldeputation in in Berlin beitrat.

Das hohe Justiz-Ministerium in Berlin genehmigte den Antrag der Kriminaldeputation des Kammergerichts, und in der Art ward den 7. Juni 1791 der von Ka . . . das Urtheil beim Ostpreußischen Hofhalsgericht eröffnet, womit sie sich aber so wenig beruhigte, daß sie vielmehr das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung mit mehr Zutrauen ergriff, als man sich bei so mißlichen Umständen vorstellen konnte. Es wurden auf

ihr Verlangen mit Zuziehung eines polnischen Dollmetschers, und im Beiseyn eines neuen von ihr besonders erwählten Vertheidigers, sämmtliche Verhöre ihr nochmals vorgelesen. Im Wesentlichen änderte sie ihre ersten Aussagen und Geständnisse nicht, indeß behauptete sie jetzt geradezu:

Daß sie keine Lebensspur des Kindes, weder bei der Geburt desselben, noch während der Schwangerschaft, vermöge einiger Bewegung desselben bemerkt hätte, obgleich sie zuvor nur unbestimmt sich erklärte, nicht gewußt zu haben, ob das Kind gelebt hätte? Ich habe es, versicherte sie bei dem ersten Verhöre, nicht angesehen, nicht schreien, nicht weinen gehört — jetzt erklärte sie sich fester. — Daß ihr Vertheidiger diesen Umstand vortheilhaft benutzte, lag in der Natur eines Vertheidigers und seines Geschäftes, und da er auf den Grund dieser neuen Erklärung zum voraus setzte, daß die Grenze ihres Verbrechens nicht rechtlich abzustecken wäre; so trug er an, die von Ka ... mit der Lebensstrafe zu verschonen und nur mit Vestungsarrest zu belegen.

Das Ostpreußische Tribunal war für die Bestätigung des ersten Urtheils, und überließ in Beziehung auf den 962. §. des 20. Titels des 2. Theils des allgemeinen Gesetzbuches, welches, in so weit es gelinder ist, schon jetzt volle Rechtskraft behauptet, dem Hofe, da von Ka ... den Vorsatz zu tödten läugne, die Strafe zu mildern und Gnade für Recht ergehen zu lassen. —

Der Oberappellations-Senat des Kammergerichts in Berlin war für das dem Gutachten der Kriminaldeputation des Kammergerichts gemäß abgeänderte erste Urtheil und in dieser Art ward es vom Könige unterm

28. Nov. 1791 bestätiget — auch, wie Sie bereits wissen, den 31. Dec. 1791 der von Ka . . . eröffnet. — Hier sey mir wieder ein neuer Abschnitt bewilligt. Muß ich nicht zuvor Ihrer Erklärung entgegen sehen, ob ich Sie durch diese juristische Geschichtserzählung, wo nicht völlig, so doch mehr als durch seinen Vorgänger befriedigt habe?

* *
*

Von einem so rechtserfahrnen Manne, wie Sie, war mir die Bemerkung unerwartet, wie in aller Welt die Meinungen des Hofhalsgerichts in Königsberg und der Kriminaldeputation des Kammergerichts in Berlin so unübereinstimmend ausfallen können? noch unerwarteter aber die Frage, wie von H. bei der Eröffnung des letzten Urtheils demselben so sehr das Wort reden können, da doch das Hofhalsgericht gar nicht dieser Meinung gewesen? Den Rechtsgelehrten ist ihre eigene Meinung nie so wichtig als ein Judicat, und es ist gut, daß diese Herren diesen Glauben zu stärken sich Mühe geben, der sie, sich selbst zu überwinden, oft sehr nachdrücklich unterweiset. Im gegenwärtigen Falle indeß ist die Verschiedenheit der Urtheile so groß nicht, als sie scheint — ich bekenne frei, eher auf der Seite der Kriminaldeputation in Berlin als des Hofhalsgerichts in Königsberg zu seyn, und behüte doch der Himmel jeden Menschen vor solch' einer Gelindigkeit. — Uebrigens war mir nichts leichter, als Ihre Wünsche zu erfüllen, und das Urtheil des Hofhalsgerichts Ihnen so wie die andern Schriften extractsweise mitzutheilen. — Im preußischen Staat sind dergleichen Actenstücke so we-

nig ein Geheimniß, daß sie den Vertheidigern der Inquisiten, so bald sie sie verlangen, vorgelegt und in Abschriften mitgetheilt werden. — Sie haben Recht, daß die Kriminaldeputation sowohl in Hinsicht der von Ka... selbst, als ihrer Familie, einen gelindern Weg eingeschlagen, denn in Wahrheit ein Leben, so wie es das Hofhalsgericht der von Ka... verehren wollte — verdient so wenig diesen Namen, daß es vielmehr ein lebendiger und lebenswieriger schmählicher Tod gewesen wäre. Sollte man Verbrechen, die, um der Schande auszuweichen, begangen werden, überhaupt durch den höchsten Grad der Schande bestrafen? Das Jus talionis ist nicht ohne Anstrich von Rache, wenigstens verräth es einen Kitzel, und weder Rache noch Kitzel kleidet die öffentliche Gerechtigkeit, welche das Ideal menschlicher Gerechtigkeit, das Concretum aller individuellen Abstractorum ist. Je ähnlicher die Strafen der Wiedervergeltung sehen, je weiter entfernen sie sich von der Würde, die der Menschheit eigen ist, und die ihr nie vorenthalten oder beschnitten werden sollte, wenn sich eine Gelegenheit findet, im Plurali zu agiren, und im Namen all' ihrer einzelnen Theile. — Giebt's aber eine Gelegenheit altioris indaginis, als bei Handhabung der Kriminaljustiz? Hat nun gleich die Gerechtigkeit die vom Staate verwaltet wird, nichts mit der Wiedervergeltung gemein, so muß der Staat doch Mittel anwenden, daß die moralischen Folgen einer unsittlichen oder widergesetzlichen Handlung nicht verhindert werden. Wenn der Staat, oder auch die allgemeine Meinung, Tugenden oder einzelne ausgezeichnete Handlungen mit Achtung oder bürgerlicher Ehre belohnt, so muß das Gegentheil derselben Verachtung und Schande

nach sich ziehen, und der Staat muß es nicht nur zulassen, sondern er ist mitzuwirken verpflichtet, daß Schande den Verbrecher wirklich treffe. Nur dann, wenn die gemeine Meinung eine falsche Richtung zu nehmen beginnt, darf er ins Mittel treten und diese zu lenken suchen. — Doch ich will mich einlenken. Sollte man Kindermörderinnen, welche die natürliche Liebe zu ihren Kindern dieser Schande halber überwinden, zur letzten Beschimpfung herabwürdigen? Kann nicht eben hiedurch das Gefühl der Schande des großen Haufens so abgehärtet und verdorben werden, daß der Gesetzgeber und Richter mit diesem wahren Hausmittel, das selten seine Wirkung versagt, nichts mehr auszurichten sich zutrauen darf? oder wird man nicht auf diesem Wege sich selbst entgegen arbeiten, und den Abscheu der Menschen vor diesem Verbrechen durch das Mitleiden, welches gegen die Verbrecherin aufgeregt wird, wo nicht unterdrücken, so doch schwächen? Entweder müssen infamirende Strafen völlig wegfallen, oder nur in jenen Fällen angewandt werden, wo die Verbrechen einen allgemeinen dauernden Abscheu erregen, oder der Verbrecher so tief herabgesunken ist, daß aller Augen ihn für einen Auswurf der menschlichen Gesellschaft ansehen. Hier bestätigt nur der Richter, was das Publikum erkannte. — Es spricht nur durch ihn. Ist dies aber bei Kindermörderinnen der Fall? oder räume ich etwa dem Publikum zu viel ein? ich dächte nein. Bei Verbrechen und Strafen muß die Volksstimme dem Richter und Gesetzgeber zwar nicht durchaus gültig, wohl aber äußerst wichtig, zwar nicht entscheidend, doch aber immer belehrend seyn. Das votum consultativum läßt sich das Volk nicht nehmen, und wo es zu

demselben nicht Lust und Liebe hat, ist es da Vorzug, Regent zu seyn? — Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, und ist's den Herrschern, die Gottes Bild tragen, anständig, über lebendig Todte zu regieren? Auch bin ich mit Ihnen einverstanden, daß, wenn gleich vornehme Stände, sobald von Verbrechen, worauf Lebensstrafe ruht, die Rede ist, von den niedrigsten sich nicht ausnehmen können, bei körperlichen Arbeiten und Strafen doch allerdings ein Unterschied statt finden müsse, falls nicht bei Personen von höherm Stande eine bessere Erziehung, die sie genossen, hier wieder Alles ins Gleichgewicht bringen kann, als wodurch der Verbrecher eines vornehmen Standes seine Schuld allerdings um die Hälfte vergrößert. In England tödtet der Buchstabe, allein der Geist des Königs kann lebendig machen; ich bin nicht für den Buchstabentod und eben so wenig für Begnadigung; allein wenn Festigkeit ein Bestandtheil der Strafe ist, und wenn es wesentlich in der Strafe liegt, daß sie unausbleiblich auf die verpönte Handlung folgen wird, so wirkt sie besser als Strenge. — Die Gewißheit der mit dem Verbrechen gesetzlich verbundenen Strafe ist ein Mittel, das seine Kraft nie verlieret. Im Edikt wegen gewaltsamer Diebereien, Einbrüche und Räubereien auf der Landstraße (Berlin den 17. Jan. 1751) kommen folgende Strafverschiedenheiten vor:

„Die Nothdurft erfordert, daß hinführo alle starke „und grobe Diebereien und Einbrüche, insonderheit die„jenigen, welche von ganzen Banden, mittelst Bin„dung der Leute oder auf eine andere Art geschehen, „desgleichen die Räubereien auf öffentlichen Landstra-

„ßen, ohne alle Gnade bei erheischenden Umständen mit „dem Tode, sonst aber mit ewiger Vestung, auch re„spective Zucht = und Spinnhausarbeit bestrafet wer„den sollen.“ — Die Verbrecher schmeicheln sich alle mit der Hoffnung, daß sie der Strafe entgehen werden, und wenn diese Vorstellung noch mit der Aussicht verstärkt wird, daß, falls sie wider Vermuthen ertappt werden sollten, die geringste Strafe durch listige Verdrehung der Wahrheit ihr Theil seyn werde; so verbinden sie mit dem bösen Willen eine Dreistigkeit, die um desto gefährlicher wird, als sie die kleinste Strafe, die auf ihrem Verbrechen stehet, mit dem höchsten Grade des Gewinnstes, den sie beabsichtigen, in Vergleichung setzen, wobei sich denn dieser gemeinhin auch nur bei einer mittelmäßigen Einbildungskraft unendlich vergrößert. Etwas indeß muß man dem Richter und den Umständen durchaus überlassen. — Doch, warum diese Vorbereitung? — Sie wollen sehen, ob sich die Verschiedenheit der Urtheile durch das Gesetz wider den Kindermord, welches in neuern Zeiten mit fast zu vieler Kunst entworfen ist, werde belegen lassen. Hier ist das Urtheil des Hofhalsgerichts.

In peinlichen Sachen wider die Margaretha von Ka... erkennen Sr. Königlichen Majestät von Preußen, zu Dero Ostpreußischen Hofhalsgericht und Kriminalcollegio, wir verordnete Hofhalsrichter, Kriminal-Director und Räthe den verhandelten Acten gemäß für Recht:

daß Inquisitin Margaretha von Ka... wegen der geständlich unterlassenen Entdeckung der Schwangerschaft und der Geburt, hauptsächlich aber wegen des Verscharrens der gebornen Frucht in die Erde, gleich

nach vollzogener Geburt, mit Staupenschlag und lebenswieriger Vestungsarbeit zu beahnden, und die Kosten dieser Untersuchung der Inquisitin allein zur Last zu legen.

V. R. W.

Die Gründe haben nicht meinen Beifall. Ihren wesentlichen Inhalt will ich Ihnen mittheilen.

Das Verbrechen der Inquisitin in so fern, als es von ihr eingestanden und mit völliger Gewißheit ausgemittelt worden, ist die gesetzwidrige Nichtanzeige ihrer Schwangerschaft und das Verscharren der Frucht unmittelbar nach der Geburt. Eingeräumt ist nicht von ihr eine beabsichtigte Verheimlichung der Geburt, ungeachtet der wider sie sprechenden dringenden Anzeigen, nicht zugegeben ein vorsetzliches Verschulden an dem Tode des von ihr gebornen Kindes, obgleich der Befundschein der Sachverständigen für das Leben des Kindes bei der Geburt spricht. Zufälle, die bei Schwangern gewöhnlich sich einfinden, und die ihr, da sie sich nicht zum erstenmal in dem Fall befand, nicht gleichgültig seyn konnten, Uebelkeiten, Ekel vor gewissen Speisen, bemerkte sie schon geständlich einige Zeit vor ihrer Niederkunft, und diese überzeugten sie, daß sie sich in andern Umständen befand. Dennoch läugnete sie selbst am Tage der Geburt ihrem Schwängerer, der sie darüber befrug, Alles ab. Schon diese Unterlassung ist nach dem Edikt vom 8. Febr. 1765 strafbar, sie wird es aber in einem weit höhern Grad, da sie das Verscharren des Kindes unmittelbar nach der Geburt zur Folge hatte, welches sicher nicht geschehen wäre, wenn ihre Schwangerschaft nicht ein Geheimniß war und bleiben sollte. Das angeführte Gesetz bestimmt auf das

Verscharren oder Wegwerfen des Kindes, binnen den ersten 24 Stunden nach der Geburt, in der Regel die Todesstrafe, und setzt an deren Stelle alsdann Staupenschlag und lebenswierige Vestungsarbeit, wenn nicht mit Gewißheit ausgemittelt ist, daß das Kind bei der Geburt gelebt habe. Worauf es also hier ankommt, ist der Umstand, ob das Leben des Kindes bei der Geburt so gewiß ausgemittelt worden, daß sich darüber kein Zweifel erregen läßt. Nach dem Befundschein ist das Kind dem Ansehen nach eine völlig ausgetragene Frucht gewesen und die Obducenten folgern nach der mit der Lunge desselben angestellten Probe, daß es geathmet. Allein zu geschweigen, daß hier das Eingeständniß der Inquisitin fehlt, welches bei einem Umstand von solchem Gewicht unmöglich von keiner Bedeutung seyn kann; so ist jene Folgerung selbst noch bei weitem nicht über allen Widerspruch, und es hat Aerzte und Rechtsgelehrte von großen Namen gegeben, welche die Untrüglichkeit der Lungenprobe mit starken Gründen bestritten haben, so von den erstern William Hunter und von den letztern Böhmer. Völlige Gewißheit ist hier nicht vorhanden, und es tritt mithin das Surrogat der erstern: Staupenschlag und lebenswierige Vestungsarbeit, ein. Was dieser gesetzlichen Anordnung noch mehr Klarheit giebt, ist, daß dieselbe da, wo die Absicht der Verbrecherin auf das Leben des Kindes außer Zweifel ist, dennoch die Todesstrafe verhängt, wenn nicht ausgemittelt werden kann, daß das Kind lebendig zur Welt gekommen.

„Auch die soll die Todesstrafe treffen, die gefliss„entlich ihre Geburt an einem dergestalt gefährlichen „Ort verrichten, oder zu ihrem Gebären soche An-

„stalten treffen, daß das Kind, wenn es aus Mut„terleibe kommt, sein Leben nothwendig verlieren muß„wenn auch ꝛc.

Also geflissentliche Geburt an einem gefährlichem Ort, oder absichtliche Veranstaltungen auf das Leben des Kindes gerichtet. Zu keinem von beiden hat die Inquisitin sich bekennen wollen, und, wenn gleich der Umstand einen Verdacht wider sie erregt, daß sie im Garten und ohne einen Beistand geboren, so wird doch derselbe dadurch wieder beinahe ganz gehoben, daß dieser Garten nichts weniger als abgelegen zu nennen, daß neben demselben ein öffentlicher Gang war, daß sie auf dem Wege zu ihrem Arrestzimmer diesen Garten nicht vermeiden konnte, daß mithin ihre Angabe, sie sey unterwegs von den Geburtsschmerzen übereilet worden, und hätte ihr Arrestzimmer oder eine Wohnung nicht erreichen können, immer mehr Wahrscheinlichkeit behält, als der Fall, daß sie diesen Ort geflissentlich dazu gewählt haben sollte. Eben so wenig ist irgend etwas ausgemittelt, woraus sich ein früher gefaßter Anschlag auf das Leben des Kindes folgern ließe. Diese Gesetzesbestimmungen zusammen gehalten, wollen also offenbar, es soll über den Grad der Schuld oder Zurechnung kein Zweifel obwalten, es soll entweder unbezweifelt gewiß seyn, das Kind habe bei der Geburt gelebt, und dann komme es darauf nicht mehr an, ob die Verbrecherin Hand an dasselbe gelegt? oder die Absicht der Verbrecherin auf das Leben des Kindes soll hinlänglich ausgemittelt seyn, und dann komme es nicht mehr darauf an, ob es auch völlig ausmacht sey, daß das Kind bei der Geburt gelebt habe. Weder eins noch das andere ist in dem Sinn, als es das Gesetz nimmt, hier der Fall, und sonach kann auch

die Todesstrafe nicht die gesetzliche Folge seyn. Zwar scheint das Verscharren des Kindes, unmittelbar nach der Geburt, eine Absicht auf das Leben desselben zu vermuthen. Diese Handlung der Verbrecherin ist sogar, falls die Frucht bei der Geburt gelebt hat, die wirkliche und einzige Ursache des Todes desselben. Allein ein anderes ist eine gewisse bestimmte Absicht bei einer Handlung haben, ein anderes der Erfolg der Handlung. Beide können sehr verschieden seyn, weil es uns oft an Gelegenheit und Kräften fehlen kann, die ganze Reihe von Folgen zu übersehen. Beider Imputabilität muß sehr verschieden seyn, weil die Absicht Wirkung der freien Willkühr des Menschen, die Folge einer Handlung aber ein oft unvorhergesehener, unbeabsichtigter physischer Effekt derselben ist. Die Folge des Verscharrens war, vorausgesetzt, daß das Kind lebte, der Tod desselben, und der wäre unter der bemerkten Voraussetzung völlig ausgemittelt. Aber die Absicht? Die Verbrecherin hat nie einräumen wollen, gefährliche Absichten auf das Leben des Kindes gehabt zu haben, sie hat standhaft behauptet, daß sie von der Geburt übereilet worden. Was diesem ein Gewicht giebt, ist, daß sie sich unmittelbar vor ihrer Niederkunft in einer fremden Wohnung, in fremder Gesellschaft mit mehreren Personen befand, daß sie ihr in der Nähe befindliches Arrestzimmer, wo sie sich allein mit einer ihr gänzlich ergebenen, von ihr allein abhangenden Magd aufhielt, mithin ihre Niederkunft sehr leicht würde haben verheimlichen können, nicht erreichte, daß sie in einem Garten gebar, neben welchem ein gemeiner Gang hinging, wo sie folglich leicht entdeckt werden und das Geheimniß ihrer Schwangerschaft in jedermanns Mund kommen konnte. Die Ver-

brecherin hat behauptet, sie habe bei dem Verscharren der Frucht ganz und gar keine Absicht gehabt, wenigstens sey sie sich keiner deutlich hewußt gewesen. Es wäre dieses mithin ein völlig absichtloses Spiel des thierischen Mechanismus, oder eine Folge dunkler verworrener Begriffe, woran die Spontaneität keinen Antheil hatte. Unter den Umständen, worin Inquisitin sich befand, da sie von aller Hülfe, von allem Beistand entfernt war, die heftigsten Gefühle der Geburtsschmerzen auf sie eindrangen, ist wenigstens ein dergleichen Zustand nicht unmöglich. Dieses ist es, was der Beprüfung, wie groß der Antheil war, den der Wille der Inquisitin an dieser That hatte, im Wege steht, und die Bestimmung des Grades der Moralität, der dieser Handlung zukommt, schwer und ungewiß macht. Jener vorgegebenen Bewußtlosigkeit scheint der Umstand zu widersprechen, daß sie sich doch nach der Geburt des Versprechens erinnerte, welches sie von sich gegeben hatte, wieder in die Gesellschaft zu kommen. Aber dieses Versprechen fällt nicht in jenen Zeitraum der Bewußtlosigkeit, und konnte sehr wohl dazu dienen, ihren jetzigen Zustand unmittelbar an den vorigen zu knüpfen. Bei diesen aus der Natur und den Umständen der Sache hergenommenen Gründen, zu Bestimmung des Maaßes der Strafe, kann es hier auf solche, die ihren Grund in dem vorigen Lebenswandel der Verbrecherin haben, um so weniger ankommen, als sie eben noch wegen eines ähnlichen Verbrechens Strafe litt. —

Und nun die Widerlegung der Kriminaldeputation auch in einem getreuen Extract, für dessen Richtigkeit ich mich verbürge. —

Die Behauptung des Ostpreußischen Hofhalsgerichts (auf William Hunters Bemerkungen über die Mißlichkeit der Lungenprobe gegründet),

daß aus der Lungenprobe das Leben eines Kindes nach der Geburt mit Gewißheit nicht herzuleiten, und daß sonach im gegenwärtigen Fall in Ermangelung des Geständnisses der Inquisitin, daß das Kind nach der Geburt gelebt, keine genugsame Gewißheit von dem Leben des Kindes nach der Geburt vorhanden sey —

verdient keine entscheidende Rücksicht.

Denn

1) jene Hunterſche Bemerkungen über die Lungenprobe bestätigen nur den bekannten Umstand, daß aus dem Schwimmen der Lungen eines Kindes auf dem Wasser noch nicht zu schließen sey, das Kind wäre lebendig geboren, das Schwimmen der Lunge erweiset nur, daß Luft in den Lungen enthalten, keineswegs aber, daß die Luft durch das Athemholen des Kindes in die Lungen eingedrungen sey.

2) Die Obducenten gründen ihr Gutachten über das Leben des Kindes nicht bloß auf das Schwimmen der Lungen, sondern auf das Blut, so sich in den Lungen befunden, welches von dem erfolgten Umlauf des Bluts durch die Lungenpulsadern, und sonach auch vom Leben des Kindes nach der Geburt ein unwiderlegliches Zeugniß ableget.

Büttners Anweisung, wie durch Besichtigung ein verübter Kindermord auszumitteln.

3) Dieser außer dem Geständniß der Inquisitin vorhandene Beweis von dem Leben des Kindes nach der Geburt bedarf keine Unterstützung durch jenes Ein-

geständniß, da die Gewißheit von dem Leben des Kindes nach der Geburt als ein Hauptbestandtheil des verübten Verbrechens, nur wie geschehen, gesetzlich zu erweisen war.

Der Zweifel des Vertheidigers, daß das Kind auch während der Geburt, und noch zeitiger, als die Mutter es im Sand verscharret, erstickt sey, wird theils durch die von den Aerzten behauptete Gewißheit des Lebens des Kindes, theils durch die vom Vertheidiger selbst angeführte vollständige Anweisung des Büttners, wie durch anzustellende Besichtigungen ein Kindermord auszumitteln sey, gehoben. Es war nach S. 105 von Büttner in allen Fällen, wo ein Kind während der Geburt erstickte, bemerkt, daß die Lungengefäße zusammen gefallen waren, und weder Luft noch Blut enthielten. — Ob nun gleich die mit dem Kinde der von K . . . angestellten Proben dem Zweifel des Vertheidigers so wenig Vorschub leisten, daß sie ihn vielmehr völlig entkräften; so verfügte doch die Kriminaldeputation, um völlig sicher zu gehen, über die Todesursache des Kindes noch ein besonderes Gutachten des Obercollegii Medici in Berlin, welches den 17. April 1791 abgefaßt ward, und die gesetzliche Gewißheit von den wichtigen Umständen bestätigte:

„daß das obducirte Kind völlig reif gewesen, nach „der Geburt gelebt, und durch Erstickung sein Le„ben verloren habe, welches dem Verscharren des „Kindes im Sande beizumessen wäre.“ —

Umstände dieser Art können noch weniger als ein eigenes Geständniß unrichtig seyn. Sie greifen im gegenwärtigen Fall mit den Anzeigen der Inquisitin in

einander, und stimmen bei der Gegeneinanderstellung so pünktlich überein, daß man das Verbrechen der von K ... ihr lebendig zur Welt gebrachtes Kind verscharret und dadurch seinen Tod bewirket zu haben, um so entscheidender annehmen kann, als die Gedankenlosigkeit und Angst, auf deren Rechnung sie ihre unnatürliche That setzen will, ihre Behauptung, keinen Vorsatz das Kind zu tödten gehabt zu haben, um so weniger unterstützt, als die Inquisitin außerordentliche Beweise von Besonnenheit und Entschließung in diesen Stunden blicken lassen. Es ist allerdings merkwürdig, daß die Inquisitin im Jahr 1784 ihr lebendig zur Welt gebrachtes Kind gleich nach der Geburt zu verscharren beabsichtigte — ein Entschluß, den sie auch damals mit Gedankenlosigkeit und Angst zu entschuldigen suchte. Scheint dieser Entschluß indeß nicht psychologisches Kennzeichen eines wohl überdachten und mit ihr vertraut gewordenen Plans zu verrathen? Bei diesem Umstande hat die Kriminaldeputation das Edikt wider den Kindermord vom 8. Febr. 1765 auf der Seite seiner Meinung, und der 1. §. des vierten Abschnitts entscheidet diesen Fall, indem er anordnet, daß, falls eine Weibsperson binnen den ersten 24 Stunden nach der Geburt ihr Kind verscharret oder wegwirft, oder an einen Ort hinlegt, wo es ersticken oder vor Kälte umkommen muß, und es sich bei der Besichtigung findet, daß das Kind in oder nach der Geburt wirklich gelebt hat, diese Person als eine vorsetzliche Kindermörderin am Leben gestraft, und ihr Vorwand, daß sie kein Leben am Kinde verspüret, sondern selbiges für todt gehalten habe, ganz und gar nicht geachtet werden soll.

Nach dieser Rechtfertigung der rechtlichen Meinung

der Kriminaldeputation, in Hinsicht des Vorschlages zu Abänderung des Urtheils des Hofhalsgerichts, darf ich bei dem Gutachten des Ober-Appellationssenats des Kammergerichts in Berlin nur kurz seyn, welches, der theils unerwiesenen theils unkräftigen und in sich selbst zerfallenden veränderten Aussagen der von Ka . . . unerachtet, der rechtlichen Meinung der Kriminaldeputation völlig beitrat.

Wenn von Ka . . ., sagt der Ober-Appellationssenat, jetzt vorgiebt, auch während der Schwangerschaft keine Bewegung der Frucht und kein Leben derselben verspürt zu haben, so ist dies die gewöhnliche Entschuldigung der Kindermörderinnen. Das Kind war vollständig ausgetragen und konnte nur lebend im Mutterleibe reifen. Diese Entschuldigung würde auch nur höchstens alsdann von einigem Gewicht seyn, wenn von verheimlichter Schwangerschaft und Geburt allein die Rede wäre. Inquisitin selbst behauptete bei'm ersten, das heißt gemeinhin am mindesten verfälschten Verhör, sie hätte das Kind nicht angesehen, sie wäre gedankenlos gewesen. Wie kann sie denn jetzt so fest dem Kinde das Leben absprechen? wie kann sie es, da selbst ihre Gesundheit während der Schwangerschaft und ihre leichte Geburt es wahrscheinlich machen, daß ihr Kind gesund und lebend zur Welt gekommen? Die Unkunde des Strafgesetzes gegen den Kindermord, die ihr Vertheidiger in dieser höchsten Instanz vorgegeben, gilt um so weniger, als sie und ihre Mutter schon nach diesem Edikt gerichtet worden, und von Ka . . . sich zur Strafe wegen eines gleichen Verbrechens in der Vestung zu Pillau befand. Die Stelle des allgemeinen Gesetzbuches §. 962. Tit. 20. des 2. Theils giebt endlich keine Ver-

anlaßung, von der gesetzlichen Strafe abzugehen. Nach dieser Gesetzstelle soll zwar in dem Fall, wo es ausgemittelt ist, daß das Kind in der Geburt gelebt hat, die Mutter aber den Vorsatz, zu tödten, leugnete, auch dessen sonst nicht überführt werden kann, selbige nicht am Leben, sondern mit öffentlichem Staupenschlage und lebenswieriger Zuchthausstrafe belegt werden; indeß hat diese gelindere Strafe (ist sie gelinder?) nur bei Verbrechen verheimlichter Niederkunft, mit verheimlichter Schwangerschaft verbunden, alsdann statt, wenn das Kind zwar in der Geburt noch gelebt, bald darauf aber durch tödtliche Verletzung um's Leben gekommen ist, ohne daß der Mutter diese tödtliche Verletzung mit völliger Gewißheit zugerechnet werden kann.

In der rechtlichen Voraussetzung, daß das Kind bei und nach der Geburt gelebt hat, ist hier nicht mehr die Frage, durch wessen Schuld das Kind um's Leben gekommen, da es ungezweifelt durch das Verscharren in der Erde erstickte; und diese unnatürliche, grausame Behandlung war das Werk einer Mutter! Nur den deutlichsten Vorschriften der 966, 967 und 969 §§. des allgemeinen Gesetzbuches stehet hier die Entscheidung zu. „Jede vorsätzliche Unternehmung oder Veranstaltung der „Mutter, welche den Tod ihres neugebornen Kindes, „dem gewöhnlichen und ihr bekannten Laufe der Dinge „gemäß, nach sich gezogen hat, ist mit der Todesstrafe „des Schwerts zu ahnden."

„Wenn eine Wöchnerin ihr Kind durch unterlas„sene Verbindung der Nabelschnur vorsätzlich verbluten „läßt, oder demselben die nöthige Wartung und Pfle„ge entziehet, so wird sie als die Mörderin desselben „angesehen. Hat die Mutter ein lebendiges Kind an

„einen Ort, wo es nicht leicht gefunden werden kann,
„ausgesetzt, so hat sie, wenn der Tod des Kindes da-
„durch verursachet worden, die Strafe des Schwerts
„verwirkt.“ —

Jetzt wäre der Zeitpunkt, Ihren Fragstücken, welche die Todesstrafe überhaupt und die Verkürzung der Formalien bei den Kriminalunterſuchungen betreffen, näher zu kommen.

Meine Meinung war, Sie kurz und gut auf das allgemeine Preußiſche Geſetzbuch zu weiſen, das Ihren meiſten Fragen durch That und Wahrheit zuvorgekommen iſt; indeß will ich doch einige von Ihren Wünſchen zu befriedigen ſuchen. Einige! denn in der That, die menſchliche Strafgerechtigkeit iſt ein beflecktes Kleid, und da poſitive Strafen kein Vorbild in der Natur finden, welche bloß durch die Folgen der Vergehungen ſtraft oder eigentlich erzieht, ſo iſt die Materie über Strafen und über den Gipfel derſelben, die Todesſtrafen, eine der mißlichſten und ſchwerſten Aufgaben — die man eher zerhauen als auflöſen kann. Es iſt Schwachheit, wenn Richter glauben, jeder Verbrecher thue aus Vorſatz Böſes, und begehe das Verbrechen blos in der Abſicht, Böſes zu thun; denn thut er's nicht aus Irrthum, weil er ſeine Handlung als ein Mittel anſieht, einen eingebildeten Vortheil zu erreichen? — Noch mangelt mir hierüber Ihr Glaubensbekenntniß; indeß ſetz' ich zum voraus, daß ich mit keinem Ungläubigen rede, der dem Staat überhaupt das Recht zu Lebensſtrafen nicht zugeſtehen will. Die Geſellſchaft iſt oder ſcheint berechtiget zu ſeyn, Todesſtrafen zu verfügen, wie jeder Einzelne, ſeine eigene Erhaltung durch den Tod ei-

nes jeden Andern zu sichern, der sie in Gefahr bringt. Verbrecher führen Krieg mit dem Staat, und wenn man den tödten kann, der unser Leben angreift, wenn öffentliche Macht bei'm Aufruhr die Waffen gegen Unthanen zu brauchen befugt ist, die die Ruhe des Staats durch Empörungen unterbrechen, warum sollte der Staat jene goldene Regel: principiis obsta, nicht in Anwendung bringen? Jeder Staat, selbst der wildeste, dem man den Ehrennamen Staat beizulegen fast Bedenken trägt, beahndet den vorsätzlichen Todtschlag mit dem Tode. Sollte diese allgemeine Volksstimme nicht Stimme der Vernunft, nicht Gottesstimme seyn? — ohne daß man sich in den gelehrten Streit einlassen darf, ob der Schriftstelle: Wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden, — das Futurum nachtheilig sey? und ob nicht der Imperativ hätte gebraucht werden dürfen? ob dies Futurumgesetz bloß das jüdische Volk, oder, da es vor Einrichtung des jüdischen Staats gegeben ward, alle Menschen verbinde? ob — —? Mich dünkt, es sey auffallend, daß der Staat das Recht des Beleidigten und Getödteten vertreten müsse; und da es schwer oder fast unmöglich ist, zwischen Todesstrafe und dem Freiheitsverlust auf die ganze Lebenszeit eine Strafe zu erfinden, welche die selige Mitte zwischen diesen beiden Strafarten getroffen zu haben sich zutrauen könnte, so wird es menschlicher seyn, einem Verbrecher den Tod zuzuerkennen, als ihn durch kunstreich ersonnene Martern zu quälen, um sich in ihm an der Majestät der Menschheit zu versündigen. Wo bliebe die Sicherheit, die der Staat zu leisten verbunden ist, wenn ein Frevler Gelegenheit fände, zu entfliehen, und sich mit feuerspeien-

der Rache wegen der bis jetzt erlittenen Drangsale in eine für den Staat so gefährliche Freiheit zu setzen? Sind nicht die engsten Gefängnisse erbrochen und die schwersten Ketten gelöset worden? Selbst schon der Gedanke der Möglichkeit, der Wahrscheinlichkeit, zu entkommen (und mit dieser Hoffnung schmeichelt sich jeder Missethäter im Gefängnisse), wird den Bösewicht, der jetzt aus Furcht vor einem nahen Tode keinen Nutzen von der von ihm verübten That für sich berechnen kann, auf Schandthaten bringen, und die Aufhebung der Todesstrafe alle jene Scrupel heben, die ihm jetzt noch den Weg vertreten. Zehn Howards — und wir kennen nur einen — würden durch Reisen um die Welt die Gefängnisse nicht zu einer Schule der Menschheit veredeln, so lange böse Beispiele selbst die besten Sitten verderben, und was wird dann aus Radicalverdorbenen werden? — Erspart eine verlängerte Strafe der Menschheit die Greuel gewaltsamer Qual? Zugegeben, daß ewige oder auf viele Jahre bestimmte Martern den Verbrecher weit mehr als ein vorübergehender Schmerz angreifen, dem man oft durch eine Art von philosophischem Muth trotzet; soll man aber wohl Menschen zur Verzweiflung bringen? Ist Verzweiflung nicht vielleicht die einzige Strafe, wozu die Gesellschaft nicht berechtiget ist? Lange Strafen sollen kräftiger durch's Beispiel wirken; der Eindruck, den das Schauspiel eines Tages macht, soll schneller verschwinden, als langwierige Strafen? Warum wollen wir denn aber das Andenken einer Frevelthat verewigen und es lebhaft erhalten? Warum Menschen Menschen verachten lehren? Warum sollen diese Greuel so lange auf uns wirken, bis sie alle Kraft ihrer Wirkung ver-

lieren? Der Staat thut jetzt das, was der Beleidigte oder gar Getödtete gethan haben würde, und hätte thun können, wenn er nicht der Uebermacht des Gegners nachgeben müssen, und von ihm überwältiget wäre. Ich weiß, was dagegen einzuwenden ist, indeß mag ich doch die Frage nicht unterdrücken: Kann die Nothwehr irgend einem Menschen abgesprochen werden? und thut der Staat mehr, als in die Stelle dessen treten, der an dieser natürlichen Nothwehr behindert ward? Freilich wäre es unverzeihlich, den Verlust einer Kleinigkeit, die dem, welchem sie entzogen ward, oft nicht die mindeste Verlegenheit zuziehet, mit dem Leben eines Menschen gegen einander aufheben und abrechnen zu wollen. Der Hauptzweck der Strafe bleibt: den Verbrechen zur Erhaltung und Befestigung der öffentlichen Ruhe wirksam vorbeugen. Nur in Fällen, wo allgemeine und persönliche Sicherheit seiner Bürger gegen List und Kühnheit versuchter Frevler Gefahr läuft, kann der Staat zum Schwert als einem Strafmittel greifen, wenn er sich nicht übereilen und durch den Anstrich der Leidenschaft seinen kalten Entschluß entstellen will. Kalter Entschluß? Sollte denn etwa der Staat leidenschaftlich handeln? In der That ist es keine der kleinsten Einwendungen wider die Todesstrafen, wenn man entgegnet: daß der Verbrecher mit wüthender Leidenschaft — der Richter mit kalter Vernunft mordet — der letzte also, wenn nicht meuchlings, so doch um Lohn gedungen. Warum setzte sich aber der Mörder außer sich? Warum befeuerte er seine Wuth bis zum letzten unmenschlichen Grade, er, der Mensch war und einen Menschen vor sich hatte? Noch übler würde der Missethäter abkommen, wenn er der Wuth

des Pöbels und nicht der Kälte des Richters unterworfen werden sollte. — Wuth und Leidenschaft sind zwar zu rasch, um zu quälen, allein sie schlachten ihr Opfer, um sich in dem Blute desselben abzukühlen. Ist nicht die kalte Vernunft die einzige Richterin in allen Dingen, die einzige, die gegen Leidenschaften, wenn nicht Alles über und über gehen soll, etwas auszurichten vermag?

Der Staat verliert durch die Hinrichtung eines Mörders zwei Mitglieder. War er an dem Verlust des Ersteren Schuld? lag es an ihm, daß er ihn verlor? So ist er doch an dem Verlust des Zweiten nicht unschuldig? Dergleichen Verlust gehört zu den vielen unerkannten Staatsverlusten, über die man sich leicht tröstet, indem man nicht viel dabei zu verlieren glaubt. Was für eine Anwendung kann der Staat von einem Bürger machen, der aufgehört hat, ein Mensch zu seyn? Wird der Mörder von seinem Gewissen verfolgt, so ist auf seine Thätigkeit nicht zu rechnen. Hat er sein Gewissen zum Stillschweigen gebracht, welche Greuel sind von ihm zu besorgen? Doch wenn es gleich so leicht ist, mit seinem Vortheil abzurechnen, wo bleibt das Staatsgewissen? Oder wird dies mit dem Blute des Verbrechers rein gewaschen? Es giebt keinen ganz bösen Menschen, keinen mit bloß bösen Neigungen — ich weiß, daß Mordlust und Frevel der menschlichen Natur nicht wesentlich sind, vielmehr eine gewisse Sympathie uns mit einander verbunden hat, nach welcher wir, wenn gleich nicht die Freuden unserer Mitmenschen mit gleichen Freuden ansehen können, so jedoch bei den Leiden derselben mitleiden. Unser, wenn gleich kein göttlicher, so doch, was in die-

sem Fall gleich viel seyn dürfte, natürlicher Beruf zur Geselligkeit ist physische und moralische Schwächlichkeit. — Will man aber den Schluß erzwingen, daß, weil Mörder nur selten sind, sie nicht mit der Todesstrafe beleget werden dürfen, so scheinet dieser Einwand um so unerheblicher, als eben ein so ungewöhnlicher Frevel eine ungewöhnliche Strafe verdient, und böse Exempel gute Sitten verderben. — Und wie wollte man es wagen, den bis jetzt für einzig gehaltenen Damm hinweg zu räumen, und den Staat der Gefahr auszusetzen, von Verbrechen überschwemmt zu werden? — — — Der Einwand, daß die Hinrichtung des Verbrechers eine zu gelinde Strafe sey, scheint mir bei alle dem stärker zu seyn, als der, den man von zu großer Härte entlehnt. — Man ist mit Recht zu unserer Zeit wider alle Verstümmelungen des menschlichen Körpers vor der Hinrichtung; wenn man aber auch diese zugeben wollte, wie kurz ist ihre Dauer gegen die Qualen so vieler Krankheiten, von der mancher Leidende nur erst nach vieljährigen Zangenrissen erfahrner und unerfahrner Aerzte durch den Tod befreit wird? Der kurze, vorübergehende Schmerz, den die Seele des Verurtheilten fühlt, wenn sie den Körper eines Menschen zu verlassen gezwungen wird, der gemeinhin nichts in der Welt zu verlieren hat, dem der allgemeine Abscheu der Seinigen, wenn ihm noch so viel Gefühl übrig bleibt, den Tod erleichtern muß, könnte von denen, welche wider Todesstrafe sind, allerdings so leicht dargestellt werden, daß man Mühe haben würde, sie zu überzeugen, daß Hinrichtungen wirkliche und nicht bloß Schein- und Vorurtheilsstrafen wären. Dringt sich vollends noch der Gedanke auf: daß das Blut so vieler Edlen im Kriege vergossen wird, und daß hier oft der

schöne Tod für's Vaterland dem Sterbenden noch weit grausamere Leiden zufügt, daß er sich noch im Sterben des Neides nicht erwehren kann, warum er nicht so schnell wie sein Kriegsgenosse fiel, so sind's allerdings starke Einwendungen. —

Da indeß die Liebe zum Leben allen Menschen eigen ist, und mit demselben alle Aussicht zur Glückseligkeit und zu den Annehmlichkeiten dieses Lebens aufhöret; da unsere Sterbestunde auch alsdann noch ungewiß ist und bleibt, wenn gleich der Arzt sie uns, oft gebeten, oft ungebeten, fast jederzeit aber unzeitig verkündiget und zu bestimmen sich herausnimmt, so scheinen doch einem gewaltsamen Tode, den die Gerechtigkeit fordert, ganz besondere Schrecken eigen zu seyn. — Schon der Umstand, daß der Tod auf Tag und Stunde bestimmt ist, hat etwas Schreckliches, noch mehr aber, daß man die Art des Todes weiß, daß man in Gegenwart so vieler Menschen stirbt. Man schämt sich, in Gegenwart vieler Menschen zu schlafen, und noch mehr, so zu sterben. Jene Vorbereitungen und Feierlichkeiten bei'm Tode durch Urtheil und Recht sind Erschwerungen, die in der Natur des Menschen ihren Grund haben. Wäre natürlich sterben leicht, würde so zu sterben doch immer schwer bleiben. Bei gesundem Körper und ungeschwächten Seelenkräften aus der Welt scheiden, heißt, um das Wenigste zu sagen — unnatürlich sterben. Schon bei'm natürlichen Tode stirbt der von schwächerer Anlage des Körpers leichter, als der, dessen thierischer Mechanismus sich mehr sträubt. — Für einen kaum glimmenden Docht ist ein Hauch hinreichend. Die tief in die menschliche Natur gepflanzte Liebe zum Leben und der geschäftige Trieb der Selbsterhal-

tung, der oft sogar den Bewußtlosen zu unglaublichen und alle gewöhnliche menschliche Kräfte übersteigenden Unternehmungen bringt, sind Umstände, die dem körperlich gesunden Verbrecher unendlich schwer fallen müssen. Haben nicht Delinquenten, besonders in Frankreich, sich den grausamsten und gefährlichsten Verstümmelungen der Wundärzte unterworfen, um sich der Todesstrafe zu entziehen? Und die innere Stimme: Du bist ein Kind des Todes; du leidest, was deine That werth ist; du verdienst den Vorzug nicht länger, in Gesellschaft der Menschen zu leben; Abscheu deiner Zeitgenossen und der Nachwelt, Verwünschungen deiner Verwandten bis in's tausende Glied ist dein Loos — dieser geistige Tod, verstärkt der nicht das Entsetzliche des leiblichen? Stirbt der Frevler durch ihn nicht wenigstens eines dreifachen Todes? Wenn man sagt, man könne den Missethäter nicht mehr als sterben lassen, so hat man sich nicht genau genug ausgedrückt. — Er stirbt, aber wie? — weder auf dem Bette der Ehre noch in einem ruhigen Schlafkämmerlein — weder allein noch umgeben von den lieben Seinen, die ihm weinend die Augen zudrücken. Diese Bemerkung leitet mich sehr natürlich zu einem andern nicht unerheblichen Einwande: daß man den Tod nicht als Strafe vorstellen müsse, weil sonst Jeder, der stirbt, sich gestraft halten, und die preiswürdige, edle Verachtung des Todes wegfallen würde. In der That, es ist ein so großer Unterschied zwischen Tod und Tod, als zwischen Leben und Leben, und was fast noch mehr sagen will, ein schöner Tod ist die Krone des Lebens und eine unwiderlegbare Probe, daß das Leben richtig berechnet worden. Die des Bettes der Ehren Beflissene haben,

außer der stolzen Beruhigung, ihre Pflicht zu erfüllen, die Aussicht des Nachruhms, die nicht bloß ihrem Namen zugesichert ist, sondern die sie auch auf ihre Familie und die späteste Nachwelt derselben verbreiten; und giebt's nicht Helden, die bei dem Muthe eines Leonidas doch jenen Tod nicht fanden, die den Kammertod starben? Heißt es nicht hier oft genug: wer sein Leben lieb hat, wird's verlieren, und wer sein Leben verlieren will, wird's erhalten? — In der That, es sind wenige oder gar keine Verbrecher, welche Böses thun, um es gethan zu haben; durch Vortheile gereizt oder verblendet, sind sie geworden, was sie sind. Die Todesstrafe übersteigt nicht nur alle Vortheile, die sich der Verbrecher berechnete, sondern behindert auch ihren Genuß, so daß dies Uebergewicht des Uebels gegen den Vortheil allerdings wirken muß, besonders bei Menschen, welche den Verlust der Freiheit entweder gar nicht oder mindestens nicht in seinem ganzen Umfange zu schätzen verstehen; bei Menschen, die ihr ganzes Leben hindurch Knechte waren, und die, zur schweren Arbeit gewöhnt, auch diese nicht abschreckend fanden. — Wo ist eine Strafart, wodurch die Endzwecke der Strafe so auf einmal und so treffend erreicht werden können? Giebt's bei einem unersetzlichen Schaden ein noch angemesseneres Aequivalent, als Lebensverlust? Und scheint die rechtliche Würdigung, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben, nicht in der Natur gegründet zu seyn? Gilt der Verlust der Freiheit wohl so viel, als der Verlust des Lebens, da so viel Hoffnung sich an den Verlust der Freiheit noch anknüpfen läßt? Die Gemüther verhärten sich mit der Grausamkeit der Gesetze in verhältnißmäßigen Graden, und das Rad

ist mit der Zeit nicht fürchterlicher, als das Gefängniß. Ein Einwand, der um so weniger gilt, als das Surrogat der Todesstrafe in vieler anderer, und vorzüglich in Rücksicht der Person auch grausam werden kann. — Die vergrößerten Zusätze bei der Todesstrafe werden mit der Zeit von selbst aufhören und die einfache Todesstrafe der höchste Gipfel der Strafgerechtigkeit werden. —

Heftige Eindrücke überraschen und rühren, ihre Wirkung aber ist nicht von Dauer; weniger starke als öftere Eindrücke würden mehr bewirken. Und die Gewohnheit, benimmt die nicht öftern Eindrücken alle Kraft? Heftige Eindrücke können den Menschen von gemeiner Gattung auf einen Augenblick zu einem Lacedämonier oder Römer machen, sie erschüttern die menschliche Seele; und wird nicht jeder Eindruck, besonders wenn er nicht ausgezeichnet ist, in dem Verhältniß schwächer, als er wiederholet wird? Warum will man denn ein so lebhaftes Andenken der Strafe? Ein Andenken ist hinreichend ohne jene Lebhaftigkeit. —

Kann ein Fürst nicht Titus, Antonin und Trajan, und mehr als sie seyn, wenn gleich er gegen den Verbrecher strenge ist? Durch diese Strenge gegen den Frevelhaften beglückt er die ruhigen Bürger, und verdient durch vernünftige Strenge eben so wie durch väterliche Gelindigkeit die Bürgerkrone. — Beccaria, der den Todesstrafen den Tod geschworen hat, beweiset überall, daß Wohlwollen und Menschlichkeit ihn begeisterte; und ohne Zweifel werden seine Vorschläge nach Jahrhunderten Anwendung finden, da sie jetzt nur bloß in dieser Erwartung erfreuen. —

Heimliche Hinrichtung! — ist der gerade Weg, dem Straftode seinen Hauptstachel zu nehmen. Jener wohlgemeinte Vorschlag, daß ein Verbrecher schnell aus der Staatsgesellschaft verschwinde und an unbekannte entlegene Orte gebracht werde, scheint freilich ein Rath zur Güte, besonders wenn dem Verbrecher Alles entzogen würde, was das Leben Schönes hat, wenn man ihn lebendig begräbt. — Kann man ihm aber die Natur entziehen? Ist sie nicht von Allem, was diese Welt geben kann, das Schönste? Ist sie nicht treuer als der beste Freund, wohlthätiger als alle Schätze der Weltweisheit? —

Ich leugne nicht, dies Verschwinden könnte Schrekken und Schauder im Staat zurücklassen, weil die Einbildungskraft bei Jedem, der gesellig ist — und wer ist's nicht? — die Schwere dieser Strafe fast namlos und unerträglich schildern würde. Könnte indeß diese Verfahrungsart in Beziehung auf Menschenrecht und Freiheit nicht gefährlich werden, und den Despoten verleiten, über kurz oder lang Die durch lettres de cachet und Kabinetsordres verschwinden zu lassen, die durch Urtheil und Recht verschwinden sollten? Heimlichkeiten sind im Staat lethal per se, und nichts, was einer Antipode der Publicität nur ähnlich sieht, ist zu empfehlen. — Nur ein Blick in die Geschichte der heiligen Inquisition, besonders der spanischen, die schon längst das Verschwinden werkthätig gemacht, wird meiner Befürchtung noch mehr Gewicht beilegen; und wo ein dergleichen geheimer Ort, wo die Wächter über diese vom Staat Abgeschiedene? Wer steht uns dafür, daß es nicht Menschen geben könne, die in dieser Ein-

siedelei à la Trappe eine Wollust aufspüren und Verbrechen begehen würden, um sich zu diesem Elysium den Schlüssel zu verschaffen? Giebt's doch Menschen, die, um von der Welt zu kommen, Andern mit kaltem Blute das Leben nehmen, und deretwegen Gesetzgeber und Gesetzräthe auf die Ausflucht gefallen sind, dergleichen Sterblustige, wenn gleich sie Mörder waren, nicht mit dem Tode zu bestrafen. Sterblustige? Sollte es wirklich Fälle geben, wo man in Speculation auf die Hinrichtung eine Frevelthat begeht? Sollte man dieser Speculation nicht weit sicherer entgegenarbeiten, wenn man die Hinrichtung eines dergleichen Verbrechers aus Todesverlangen, falls er nicht wahnsinnig ist, und seine Handlung ihm zugerechnet werden kann (welches selten der Fall seyn wird), auf der Stelle oder bald darauf verfügte, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu dem Genuß der andern Welt durch eine bußfertige und gläubige Vorbereitung zu berechtigen? Daß er sich diesen Weg durch Morden gebahnt habe, wird Niemand dieser Milzsüchtigen glauben, da er sonst durch Selbstmord am geschwindesten an Stell' und Ort gekommen wäre. Ich kann mich nicht mit der Behauptung einverstehen, daß dergleichen angebliche Todesspeculanten durchaus nicht mit dem Tode bestraft werden sollen. Ein Wahn dieser Art, wenn er wirklich vorhanden ist, sollte in der That den Gesetzen keinen Zwang anlegen. Scheint es nicht bloß, daß dergleichen Verbrecher durch den Tod beglückt werden, und daß man durch das ihnen angeblich überlästige Leben und durch die Nichterfüllung ihres Willens sie bestrafen könne? Wie will man den, der als Mörder seinen Zweck verfehlte, behindern, den zweiten und dritten Mordversuch zu wagen? Ehe reinere Be-

griffe die Menschen zu Menschen und Bürgern gemacht, können dergleichen Palliative den Schaden Josephs heilen?

Milzsüchtige werden in jeder andern Strafe Ruhe für ihre Seelen zu finden hoffen, und wie schwer wird es seyn, den Verbrecher mit Strafverlangen, den Missethäter aus Sterbelust von andern Verbrechern zu unterscheiden! Werden nicht Räuber und Mörder sich dieses Kunstgriffs bedienen, um sich das ihnen so liebe Leben zu erhalten? Man wende nicht ein, daß diese Räuber und Mörder sich auch wahnwitzig stellen könnten, um aller Strafe zu entkommen; denn außer dem, daß die Rolle eines Wahnwitzigen weit schwerer an sich seyn würde, so hätten Räuber und Mörder auch Irrenhäuser zu fürchten — das Schrecklichste, was man denken kann. Sind nicht oft Leute auf Verbrechen gekommen, bloß weil sie von der Bestrafung eines ähnlichen hörten? Soll dieser Umstand wichtig genug seyn, die Publicität bei der Bestrafung zu hemmen? — Wie schwer würde es fallen, einem Sterbelustigen auch während der Strafzeit die Hände zu binden? Würde er nicht durch diese Behinderungen noch zu greulicheren Handlungen gebracht werden? Seine Ketten werden ihn gewiß nicht hinreichend und am wenigsten immer abhalten. Er wird Mittel suchen, Verbrechen zu häufen, und schrecklich fürchterlich werden. Geläuterte Begriffe in der Religion, nicht aber Gesetze, die sich bequemen, können hier Nutzen stiften und das Uebel mit der Wurzel ausreißen. Die Einrichtung im preußischen Staat, daß in der Regel kein Verbrecher durch Geistliche zum Richtplatze begleitet wird, sollte noch weiter und auch auf fromme Männer und Weiber und andere dergleichen ungeistliche Gewissensquacksalber

ausgedehnt werden, die, wie weiland die Klagweiber, die Scene noch interessanter als zuvor machen. — —

Die in England eingeführte Verschiffung grober Verbrecher nach Neuholland stehet mit der Aufhebung der Todesstrafen in genauer Verwandtschaft. — Wenn Strafen, die den Verbrecher bessern und mittelst dieser Operation ihn in Stand setzen, dem Staate seine Schuld, wo nicht bis zum letzten Heller und Pfennig abzutragen, so ihm doch durch treue Dienste nützlich zu seyn, vor allen denen den Vorzug haben, die den Verbrecher für den Beleidigten und alle Staaten auf Erden unbrauchbar machen; so werden jene Verschiffungen um so mehr vortheilhaft seyn, als Verbrechern hiedurch alles Vermögen geraubt wird, am Staate Rache zu üben, oder ihm nur beschwerlich zu fallen. Die Idee ist an sich schätzbar, nach welcher man in England die Missethäter nach Jacksonsbay in Neusüdwales bringt, um durch sie eine Kolonie anlegen zu lassen, die dem Mutterlande Vortheile bringen kann und gebracht hat. Eine Sammlung von Bösewichtern kann nicht bestehen, und selbst ohne die mindeste Anleitung muß sie Verabredungen treffen, um ihren Unterhalt ohne Störung zu erwerben und zu befördern. Menschen, die dem Staate sich durch Verbrechen widersetzten, verdienen sich selbst überlassen zu werden, und diese Anheimstellung wirkt oft mehr, als alle Zuchtmeistervorschrift. — Jene durch Verbrecher zusammengebrachte Gesellschaft, wenn sie sich nicht in sich selbst zerstören soll, ist nothgedrungen, sich durch gute Grundsätze aus der Verlegenheit zu ziehen. — Noth lehrt beten, allein auch arbeiten. Jener Gebrauch der alten Welt, nach welchem Verbrecher außerhalb der Grenzen des Vaterlandes verwiesen wurden, wirft hie-

von keinen Schatten von Aehnlichkeit. — Man sandte vielmehr ein räudiges Schaaf in einen gesunden Stall, um diesen zu vergiften. — Freilich ist der Verbrecher unwürdig, im Staate, den er beleidigte, als Bürger geduldet zu werden; wenn aber dieser Staat ein von seinen Grenzen abgesondertes, mit ihm in keiner zu nahen Verbindung stehendes Land besitzet, ist dann nicht selbst von dieser Seite dem Staate ohne Scharfrichter Genugthuung geleistet? — Die römischen Arten der Verweisung, Exilium, Relegation und Deportation, wie himmelweit unterschieden von der englischen Verschiffung! (Ich finde gleich keinen anständigern Namen.) Das Exilium war mit einer Wasser- und Feuerunterfagung (aquae et ignis interdictio) verknüpft; bei der Relegation behielt der Verurtheilte (allemal war es kein Verbrecher) noch Freiheit und Bürgerrecht, auch wohl seine Güter, wogegen er bei der Deportation die Bürgerrechte verlor und nur die Freiheit alsdann, wenn er zu schweren Arbeiten zugleich verurtheilt war. — An jene Ausbrüche der Rachsucht und Grausamkeit mag ich nicht denken, nach welchen die Kaiser die Exilirten auf kleine unbewohnte Inseln oder rauhe Felsen im Meere bringen ließen, wo sie zwar nicht durch's Schwert, doch aber aus Hunger und Mangel umkommen mußten. Dies sind schreckliche und vergrößerte Todesarten, und wenn dergleichen Unglückliche sogar auf alten unbrauchbaren Fahrzeugen bei Sturm und Wetter in's Meer getrieben wurden, ist's nicht eben so viel, als wenn man sie wilden Thieren hinwarf?

Auch die Verweisung nach Sibirien, welche in Rußland die Abstellung der Todesstrafe erleichtert, zie-

het sie in der That dem Staate Vortheil zu? Kann sie selbst mit der englischen Verschiffung verglichen werden? Und doch hat diese Substitution einer Todesstrafe in England noch nicht den Gedanken aufgeregt, die Todesstrafen abzustellen. —

Die Bemerkung, daß in der Stadt Monte-aperto, wo ihr Lehnsherr, der Fürst von Rafodala, ein Asylum für Flüchtlinge, besonders Schuldner, eröffnet, keine Klagen über Unordnungen verlauten, liegt völlig außer meiner Grenze. —

Damit Sie indeß aus dieser Abschweifung nicht auf meine Leichtigkeit, in Hinsicht der Todesstrafen, den Schluß ziehen mögen, so wiederhole ich feierlichst, daß ich solche nur bei den schwersten Verbrechen und deren höchsten Stufen beibehalten würde. — Kleine Verbrechen mit außerordentlicher Strenge beahnden, hieße zu kleinen Lasten Riesenkräfte aufbieten. Ein kleiner Stein von Strafe kann Goliathe in Achtung erhalten, wenn die Gesetzgebung ihn zu schleudern versteht. So verlieren Gedanken an Gott, Tod und Ewigkeit durch zu öftern Gebrauch bei Absichten, wozu schwächere Mittel hinreichen, ihre Kraft; so werden natürliche Kräfte durch unzeitige, wenn gleich oft wohlgemeinte Unterstützungen abgenutzt. Wenn Beccaria der Menschheit keinen andern Vortheil brachte, so lehrte er Verbrechen und Strafen philosophischer, das heißt verhältnißmäßiger betrachten.

Daß ich die Größe des Verbrechens nach dem Grade der Freiheit, in dem sich der Frevler befunden, und der Ueberlegung, die er bei seinem Vorhaben nach wahrscheinlichen Umständen angestellt, berechne, liegt in der Natur der Sache. —

Ob und in wie weit der Kindermörderin eine dergleichen Größe des Verbrechens zuzurechnen, ist eine Frage, die im preußischen Staat Gesetze entschieden haben. Daß diese durchgedacht und mit den übrigen Staatseinrichtungen in weise Verhältnisse gesetzt worden, wer findet Bedenken, dies nicht willig zum Voraus anzunehmen? und Sie werden es am wenigsten in Zweifel ziehen, da Sie die preußische Gesetzgebung kennen und ehren. Sollte indeß der Gedanke, daß ein Kind außer der Ehe und mithin außer dem bürgerlichen Verhältniß erzeugt, dieser Sache im Staat ein milderes Ansehen geben können? Furcht vor Schande und Noth sind Bewegungsgründe zu Kindermorden, denen gute Anstalten sehr leicht den Weg zu vertreten im Stande sind. Dem Haß gegen den Verführer, und seiner Untreue, ist schwerer vorzubeugen, obgleich das allgemeine preußische Gesetzbuch hiebei das andere Geschlecht außerordentlich und fast zu sehr begünstiget hat. — Schamhaftigkeit ist ein Umstand, der mir wenigstens unüberwindlich zu seyn scheinet. — Sie ist die Physiognomie der Unschuld, obgleich allerdings viel Feinheit zur Bestimmung gehört: ob nicht mit Schminke nachgeholfen worden. Der vorige Lebenswandel, Erziehungsumstände und Denkart der Eltern, besonders der Mütter, können hülfliche Hand bei der Untersuchung leisten — entscheiden aber gewiß nicht. — Oft gerathe ich in Versuchung, eine Unglückliche, welche ihre natürliche Liebe zum Kinde dieser Scham halber verleugnete, so wenig verächtlich zu finden, daß ich vielmehr eine Halbschwester der Tugend in ihr verehre. — Soll sie gestraft werden, so verdient sie eine Strafe — die noch nicht erfunden ist.

Hebt man Schande und Scham im Staat, so sind seine Grundpfeiler erschüttert, sein Wesen und sein Nervensystem ist in Unordnung. Schamlosigkeit einführen, heißt dem Staate Opium verschreiben. Antonio Guiliani schreibt die Ursache der französischen Revolution der Schamlosigkeit und Liederlichkeit der Pariser Damen zu; ich möchte nicht die Revolution an sich, sondern jene Kleinigkeitskrämerei, jenen Pfennigsgewinnst und Thalerverlust, und den Jakobinerorden auf jene Rechnung setzen: — — Freilich mag es in Paris wenig Kindermorde gegeben haben; aber was gab es nicht sonst! Sittenlosigkeit ist Seelenmord, und wenn mittelst derselben und der Findelhäuser (gemeinhin privilegirte Mördergruben) dort keine Kindermörderin ist, so wäre zwar dies Verbrechen besiegt; hat aber die Moralität hiebei Palmen gebrochen? Mit nichten. Es giebt Siege in der bürgerlichen und moralischen Welt, über die man Blut weinen sollte. —

Können nicht Kindermörderinnen mit Kälte und Ueberlegung ihren Entschluß fassen und ausführen, und sich doch in einem Gewühl von Leidenschaften und Imaginationsüberspannung befinden, die sie über alle Zurechnung hinwegsetzen? —

Das Begnadigungsrecht! ist's nicht die gefährlichste Sache von der Welt? Der Vorsatz zum Verbrechen wird durch Hoffnung auf Gnade gestärkt, und was vermag nicht Kabale? — Wie aber, wenn ein Verbrecher, der auf Lebenslang zur Gefängnißstrafe verurtheilt ward, sich besserte? Ein seltener Fall — doch möglich! Allerdings. Wie ist aber diese Besserung zu beweisen; wie die Früchte der Buße von Heuchelei und Freiheitsdrang zu unterscheiden? Wenn das

Gesetz dunkel ist, wenn es harte und gelinde Strafen nach Umständen anordnet, könnte da nicht der Landesherr das Urtheil mit Staatsvortheil mildern? — Unbedenklich! — Doch ich will nicht weiter vorschlagen, vielmehr in Rücksicht der Formalien herzlich wünschen, daß sie, wenn nicht überall, so doch in einigen Fällen, abgekürzt würden. Der Richter könnte sich oft bloß auf das Verbrechen einschränken, welches bestraft werden soll, und schon hat die weise preußische Gesetzgebung kleine Diebstähle und einen Theil von Injuriensachen der Polizei überlassen, deren Hauptaugenmerk es geradezu auf die Verbesserung des Angeschuldigten anlegt.

Bei Todesverbrechen scheint es nothwendig zu seyn, daß dem ganzen Lebenslauf nachgespüret und der Verbrecher wo möglich ganz aufgedeckt werde. Dieser Bemühung ist der größte Frevler als Mensch nicht unwerth, und wenn sie auch nur wenig zu seiner desto richtigern Beurtheilung beitrüge. — Sollte demunerachtet bei Todesverbrechen der Kriminalproceß nicht verkürzt werden können? Ich glaube, Ja; und müßte nicht die ganze Kriminaljustiz einen bessern Einfluß behaupten, wenn man den Verbrecher bald abthäte, wär' es auch nur, um ihm nicht Gelegenheit zu geben, mit dem Gedanken seiner Hinrichtung zu bekannt zu werden? Die Lentz'sche Hinrichtungsgeschichte scheint außer Zweifel zu setzen, daß in Berlin vor der Hinrichtung eine allgemeine Freiheit nachgelassen sey, die Inquisiten zu besuchen und ihnen die letzte Stunde des Lebens angenehm zu machen. Diese Connivenz scheint mir ein Beweis zu seyn, daß sich altweibische Empfindelei selbst in Kriminal-Usancen einzuschleichen gewußt, obgleich dergleichen Weichlichkeit

die Würde der Strafgerechtigkeit außerordentlich schwächen muß. —

Der Verbrecher hat während des Arrestes nur auf so viel Lebensunterhalt Ansprüche, als unumgänglich nöthig ist, und theils durch diese strenge Mäßigkeit, theils durch einen verschiedenen Anzug und andere auf die Imagination wirkende Umstände, kann der Strafe jenes so nothwendige Schreckansehen beigelegt werden, ohne welches sie auf weniger oder gar keinen Eindruck rechnen kann. Wenn ich verspreche, bei einer andern Gelegenheit einen ausführlichern Nachtrag wegen Verkürzung der Formalien bei Todesverbrechen zu liefern — darf ich annehmen, daß meine Antworten nicht völlig unbefriedigend gewesen? —

Eben glaubte ich am Schluß meiner Aufsätze zu seyn, als sich ein Vorfall ereignete, der nach Christi Geburt im Jahr 1792, schreibe Ein Tausend Sieben Hundert Zwei und Neunzig, kaum erwartet werden konnte. Können Sie denken, daß es mit der von Ka . . . so weit gekommen ist, daß sie, statt bestraft zu werden, der Belohnung nahe ist, und zwar, ohne daß meine freidenkerischen Grundsätze in Beziehung der Kindermörderinnen in Rechnung kommen? — Was sagen Sie zu dieser Ebbe und Fluth, die bis jetzt in Gerichtshöfen unerhört war? Eine Knotenlösung, die in der Theaterwelt alltäglich, in der Rechtswelt dagegen ein Wunder in meinen Augen und in den Augen so Vieler mit mir ist, verdient der Gegenstand eines neuen Abschnittes zu seyn, der ohne Zweifel noch nicht der letzte seyn wird.

* *
*

Freilich ist's unerhört, und doch ist's wahr. Den 6. Jan. 1792 meldete sich ein polnischer Edelmann, von Sp— bei'm Hofhalsgericht, welches den Todestag der von Ka... schon bestimmt hatte, und bat: diesen Tag so lange auszusetzen, bis er vom Hofe beschieden seyn würde, indem er zu nichts Wenigerm entschlossen wäre, als die von Ka... zu ehlichen. Würde die Sache auf diesen Weg geleitet, so könnte der Staat nach seinem nicht ungründlichen Dafürhalten gewiß sicher seyn (seine eigene Worte), daß von Ka... an ihren Kindern sich weiter nicht versündigen würde. — Ein Umstand, wowider schwerlich eine Einwendung stattfindet! Das Hofhalsgericht schlug ihm sein Gesuch auf den Grund des preußischen Landrechts, VI. B. Art. 2. §. 2. S. 198. ab. Herr von Sp—, sterblich in seine Idee verliebt, voll von der ritterlichen Befreiung einer unglücklichen Dame, die er indeß nie gesehen, und beseelt durch die Hoffnung: mittelst dieser altritterlichen That das Herz des heiligen Vaters zu seiner Aussöhnung mit der Kirche zu bequemen (er ist ein aus der Schule gelaufener Geistlicher), konnte es natürlich bei dieser widrigen Resolution nicht bewenden lassen, und wandte sich an die Regierung, wo sein Glaube in so weit triumphirte, daß diese höchste Justiz-Instanz der Provinz nach Berlin berichtete, welchem Bericht von Sp— durch seine eigene Person einen Nachdruck zu geben sich entschloß. Es fehlte nicht an guten Herzen, welche dieses ruhmvolle von Sp— sche Unternehmen beförderten und ihn zu seiner Berlinischen Reise mit Geld unterstützten. — Wie? Sie glauben einen Roman aus einem gewissen berüchtigten Jahrhundert zu lesen? — Mit nichten! — Vielleicht fehlen

Ihnen die eigentlichen Begriffe des Losbittens durch eine Ehezusage? — Dieser Ihrer Unkenntniß kann ich mich rechtlich annehmen. —

Die Gewohnheit des Losbittens eines zum Tode Verurtheilten mittelst des Anbietens zur Ehe scheint ein Gespinnste von übel verstandenen Begriffen von Mitleid und Menschlichkeit zu seyn, und ohne Zweifel hat die Begünstigung der Ehe hieran keinen unbeträchtlichen Antheil. Was man sich doch von jeher für viele Mühe gegeben hat, Ehen zu befördern! obgleich nichts in der Welt sich so fruchtbar selbst befördert, als die Ehen, wenn Moralität und Wohlstand im Staate die Losung sind. — Der römischen Kirche, welche die heilige Ehe zu einem Layen-Sacramente erhebt, ist diese Ehebegünstigung noch am ersten zu verzeihen. — Ueberall indeß, wo dieser Losbitte rühmlich oder unrühmlich gedacht ist, wird der Fall zum Voraus gesetzt, daß ein Frauenzimmer eine zum Tode verurtheilte Mannsperson auf diese Art rettet, und selbst in den finstersten Zeiten scheint dieser Gebrauch oder Mißbrauch sich wohlbedächtig auf jenen Fall einzuschränken. Von der Sittsamkeit des andern Geschlechts war hier auch weit weniger zu befürchten. — Da in der Regel um selbiges geworben wird, so ließ sich so leicht nicht denken und vermuthen, daß es sich selbst anbieten, und noch obendrein einem Verworfenen, vor aller Welt Augen, sich in die Arme werfen würde. Ohne Zweifel wäre dagegen dieser Fall öfter eingetreten, wenn man auch dem männlichen Geschlecht das Privilegium zugestanden hätte, ein Weibsbild durch das Selbstopfer der Heirath von der Strafe zu befreien.

Conferatur die Geschichte des bekannten Delinquenten, dem unser frommer Gellert (ist ihm selbst als Fabeldichter diese schalkhafte Wendung zu verzeihen?) jene heterodoxe, verstockte Antwort in den Mund legt, als er sich an der Gnadenthür einer mitleidigen ehelustigen Jungfer befand:

Euer Dienst ist groß —
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür Zeitlebens quälen,
Ich seh' euch's an. Was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm' ich doch der Qual auf einmal los. —

In Preußen scheinet das Losbitten in ältern Zeiten nicht blos in der Fabel, sondern in der Wahrheit üblich gewesen zu seyn. Das preußische Landrecht (VI. Buch XII. T. Art. 2. §. 1. und §. 2. S. 198.) findet es sogar nöthig, diesen Ehegreuel zu hemmen, und ihn gesetzlich zu heben. Die Gesetzstelle verdient's, daß ich sie Ihnen wörtlich mittheile. Auch außer diesem Verdienst bin ich verpflichtet, sie als den Text der ganz verschiedenen Homilien mitzutheilen, welche die Regierung und das Hofhalsgericht daraus gezogen, indem das letztere Kollegium nach derselben den von Sp — zur Ruhe wies, die Regierung dagegen desfalls nach Hofe berichtete.

§. 1.

Es pflegen sich bisweilen in den peinlichen Executionen solche Fälle zu begeben, die etwa ihrer Art nach ein seltsam Ansehn bei dem gemeinen Mann und Pöbel gewinnen; als, da dem Scharfrichter sein Schwert, in ipso executionis actu, ehe und wann er den Missethäter tödtet, entzwei springet. Ingleichen, wann der Strick und Kette bricht, damit der Dieb dazumalen hätte

sollen angeknüpfet und stranguliret werden, und was sich dergleichen mehr für unversehene Fälle bei der Execution begeben möchten. Dannenhero auch etliche der Rechtsgelehrten gezweifelt, ob dieselbige Missethäter zum Tode fürters zu bringen, oder bei'm Leben zu lassen. Und ob nun wohl etliche zum Theil dahin geschlossen, als wenn dieselbige durch dies Mittel, und also singulari quodam fato, von der bevorstehenden Strafe erlediget, dieweil aber solches zu Exercirung der heilsamen Justiz nicht wenig verhinderlich seyn würde: So ordnen und wollen Wir, daß, ungeachtet solcher Fälle, nichts desto weniger die Execution fürzunehmen, und also durch den Nachrichter der Verurtheilte wiederum aufgehängt, oder nach Gelegenheit der That, mit dem Schwerte oder sonst vom Leben zum Tode, laut ergangener Urtheile, und Unserer besonderen Resolution, welche allemal in solchen Fällen zuvor von Uns einzuholen, solle gerichtet werden.

§. II.

Gleichergestalt soll auch das Losbitten, so an den verurtheilten Personen geschieht, hiemit gänzlich verboten seyn. Derowegen, wenn ein Uebelthäter um seiner Mißhandlung willen zum Tode verurtheilet, und dem Nachrichter an die Hand geliefert, und sich irgend eine leichtfertige Weibsperson herfür thäte, die ihn dadurch zu erlösen, zur Ehe begehrte; dahero dann auch, wenn solches geschehe, der Verurtheilte der zuerkannten Strafe entginge, und also auch dadurch die heilige Justiz nicht wenig verhindert, sondern mancher böser, leichtfertiger Bube sich darauf verlassen würde; Auch jederzeit eine unverschämte ruchlose Person, so zu solchem Werke sich

brauchen ließe, mit Geld zu Wege zu bringen seyn möchte: Demnach setzen, ordnen, und wollen Wir, da sich ein solches in unserer Jurisdiction und Obrigkeit des Königreichs Preußen begeben würde, daß alsdenn unsere Richter dasselbe mit nichten gestatten, sondern jederzeit die ausgesprochene Urtheile, nach Anleitung Unserer besondern Resolution, welche allemal vor Vollenziehung der Execution von Uns in solchen Fällen einzuholen, gebührlich vollenziehen lassen sollen.

Mit der lieben Hermeneutik! Das Hofhalsgericht glaubte die bezeichneten Worte in der Art verstehen zu müssen, daß nach dem besondern Confirmationsdecret des Landesherrn, ohne welches überhaupt kein Todesurtheil vollzogen werden könnte, aller dieser Steine des Anstoßes und Felsen des Aergernisses unerachtet, sonder Anstand die Execution bewirket werden müßte, indem sonst auch, wenn der Strick reißt, das Schwert springt u. s. w., anzufragen seyn würde. — Was kann es den Landesherrn und den Hof interessiren, zu wissen, daß der Strick gerissen, das Schwert gesprungen, weil dieses nicht recht geführt, und jener zu leicht gewählt war, oder daß ein Ehebeförderer eine Verbrecherin losbat? Alle diese Umstände bleiben in jeder Rücksicht klein, wenn sie nicht die Begnadigung zur Folge haben; und können sie das? Nach der Gesetzstelle nicht. Ich traue dem biedern preußischen Landrecht nicht so viel Macchiavellismus zu, daß es hier ein Begnadigungsrecht verstecken wollen. Welch' eine Unmenschlichkeit, einen durch den ersten Schlag unheilbar gewordenen Missethäter, bloß weil das Schwert gesprungen, so lange quälen zu lassen, bis der Hof entschieden hat? Das Ziel der Voll-

ſtreckung würde hiedurch noch weiter verrückt, da es aus unwiderlegbaren Gründen näher geſteckt werden ſollte. — Wie müßten ſich die Anfragen häufen! Und würde nicht in vielen Fällen vom Scharf- und Nachrichter ſo mancher Executionsaufſchub, wo nicht gar deren Vereitelung abhängen? — Warum ſollen denn leichtere Verbrecher den ganzen Executionskelch bis auf die letzten Hefen leeren, wenn dagegen ein größerer Frevler von dieſem Kelch der Leiden, ſo unverhältnißmäßig, völlig befreit werden könnte? — Der Verfaſſer des Landrechts ſcheint die Beſtätigung der Todesurtheile, wozu der Grund in der Geſchichte der veränderten Regierungsform enthalten iſt, hier, wiewohl am unrechten Orte, einſchärfen zu wollen. — Mit einer beſſern Deutung iſt ſchwerlich dieſen Geſetzſtellen auszuhelfen, — und die Sache ſelbſt? Ohne Frag' und Antwort, ohne Streit und Widerſtreit wird ſie unter den Herren Rechtsgelehrten nicht bleiben: wie wär' dies möglich? Ach! wie zu ſo mancher herrlichen Diſputation hat ſie Vorſchub geleiſtet. Wollen Sie deren etliche? Willenberg Diss. de puell. poscente damnata ad mortem. Gedan. 1740. Schnetter de matrimon. cum damnato ad mort. contrahendo. Carmon de intercess. foeminarum pro capite damnat. Rostock 1734. Leyſer beziehet ſich in ſeinen Medit. ad Pandect. Tit. IX. Spec. 597. de injusta in homicidas indulgentia §. 35. bei Gelegenheit der Losbitte eines Verurtheilten durch ein Frauenzimmer auf Barth Chassannaei Commentarium consuetudinum Burgundiae — und dieſer Bartholomaeus Chassannaeus verſichert, ich will nicht hoffen aus Erfahrung, se nullam ejus consuetudinis (des Losbittens) rationem offerre posse, nisi quod per

matrimonium major reo poena imponi videatur quam per mortem. Worauf denn ich mich beziehe? Auf die gesunde Vernunft, die doch auch in Foris Stimme und Sitz, wo nicht allemal hat, so doch zu haben verdient.

Wenn dergleichen Losbitten (sogar wechselsweise) stattfinden sollten, wäre es nicht der kürzeste Weg, gleich bei'm Anfange der Untersuchung einen Verbrecher oder Verbrecherin öffentlich auszubieten, damit nicht die Richter um Zeit, der Maleficefond aber oder die Verbrecher um Kosten gebracht werden, die weit ökonomischer, finanzgemäßer und selbst rechtlicher zum Hochzeitsmahl verwandt werden könnten?

Das preußische Landrecht macht in der angeführten Stelle überhaupt keinen Unterschied von Verbrechen, bei denen das Losbitten zu seiner Zeit Sitte gewesen, vielmehr redet solches von Verbrechen überhaupt, und dem Königsmörder Heinrichs des IV. müßte dies Privilegium, eben so als der unglücklichen Kindermörderin, zu statten kommen, wenn kein Ansehen der Person stattfinden soll. Gewiß kann es nicht an dergleichen Bittenden ermangeln, und die ganze Kriminaljustiz wird sich wie ein weinerliches Lustspiel mit Heirathen enden. Warum auch nicht? Wenn der Verbrecher oder die Verbrecherin den Dank in schnöden Undank verwandeln, und es wie die Schlange in der Fabel machen wollte, bleibt dem weiland bittenden, jetzt leidenden Theil, besonders in protestantischen Staaten, nicht noch immer die Ausflucht der Ehescheidung übrig? Und auch in katholischen Ländern kennt man Mittel und Wege, sich die Losgebetene, wenigstens von Tisch und Bette, von Haus und Hals zu schaffen. Freilich würden die Ehen bei dieser rechtlichen Gunst nicht gewinnen, da man mittelst derselben em-

pfindlicher als durch Galgen und Rad strafen zu können, nicht undeutlich zu verstehen giebt; wer wird aber bei einer rechtlichen Gunst Alles so genau nehmen? — Am meisten wären die armen verheiratheten Verbrecher und Verbrecherinnen zu bedauern, denen auf dergleichen Privilegien kein Anspruch weiter zustehet. Wer indeß, als die Verheiratheten selbst, sind Schuld daran, daß sie nicht ehelos geblieben, und diesen Schritt, so wie gewisse Leute das Aderlassen, auf die Todesstunde gespart haben? Aus aller Uebung können die Kriminalrichter nicht gesetzt werden; und warum sollte diese Uebung nicht den Verheiratheten zur Last fallen, da den Ehelosen schon von jeher so viel von den Gesetzen zur Last gelegt worden? Der Wechsel zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Ketten, Banden und Ehebette, scheint freilich ein Sprung, was denn mehr? Wenn die Natur sich dergleichen Sprünge gleich nicht erlaubt, warum sollt' es die Kunst nicht? — und wenn der Einfall des französischen Dichters in Rücksicht eines zum Todtengräber degradirten Arztes: il n'a point changé de métier! wirklich bei'm Losgebetenen in Erfüllung ginge, wäre nicht alle Gerechtigkeit erfüllet?

Wollen Sie mehr, oder sind Sie überzeugt, daß auch ich zu einer Disputation über diesen Gegenstand gelehrt oder ungelehrt genug seyn würde?

Was sagen Sie aber von dieser rechtlichen Gunst, wenn sie bei'm Ehebruch als eine Milderungsursache nachgelassen wird, und wenn der beleidigte Theil bei der Vorbitte sich zur Fortsetzung der Ehe erbietet? (versteht sich in Ländern, wo auf den Ehebruch, wiederum zur Ehre und Beförderung der Ehe, das Schwert stehet), und was von dem Falle, wenn man dieses flebilis bene-

ficii, dieſer juriſtiſchen Trepane bei Entführung und Nothzucht ſich bedienet? Auch dieſe Fälle kann ich Ihnen, ſobald Sie es verlangen, mit Diſputationen belegen — oder glauben Sie ſich ohne ſie orientiren zu können? Ich will nicht hoffen!

* *
*

Endlich den Schlußſtein zu meinen Nachrichten, das Ende des Lebens und der Leiden der von Ka... Was ſie durch ihren unberufenen Paladin, und bei dieſer Gelegenheit von Publikums wegen litt, das hatte die Juſtiz nicht in den Kelch gemiſcht, den ſie trinken ſollte. — Gleich viel, ſie mußte ihn leeren. Unſer Ritter reiſete mit der Poſt nach Berlin, und weil dieſe ihm entweder zu langſam ging, oder weil er, wie man erzählte, von der Geſellſchaft, in der er ſich befand, wegen ſeiner Ritterſchaft geneckt ward, verließ er in Braunsberg den Poſtwagen und nahm Extrapferde. Wahrſcheinlich fürchtete er, das Kollegium, welches ihm hier ſo beſtimmt ſein Geſuch abgeſchlagen hatte, möchte ihm zuvorkommen, und ihn um den ſo ſchmeichelhaften Ritterdank bringen. Ohne wirkliche oder eingebildete Gefahren ſind dergleichen Ritterthaten nie. Der Knoten war auf's Neue geſchürzt, und was die Erwartung des Publikums vorzüglich ſpannte, war der Umſtand: es iſt über dieſen Fall kein Geſetz vorhanden. — Dieſer beflügelte die Neugierde nach dem Ausgange dieſer Sache außerordentlich. Sind die vorhandenen geſetzlichen Vorſchriften nicht beſtimmt genug, — wie dürfte denn wohl die Interpretation ausfallen?

Daß dieser Gegenstand, besonders in den ersten Tagen nach allen Regeln der Dialektik, der Putz-, Thee- und Spieltische mit vielem Interesse abgehandelt worden, können Sie sich leicht vorstellen. Natürlich lieh, wie es zu geschehen pflegt, ein Jeder aus seinem Vorrath von möglichen Bewegungsgründen dem Hofe um so liberaler, weil der Stand der Verbrecherin, der Meinung Mancher nach, auch wohl in den Tempel der Justiz durch irgend eine verborgene Thür Eingang, und vor der Göttin Gerechtigkeit Gnade, finden könnte. Warum nicht gar! schrieen Andere.

Freilich bin ich nicht so glücklich gewesen, wie Bruce, bis an die Quellen zu kommen; was ich Ihnen aber mittheile, habe ich so nahe als möglich an denselben geschöpft. Die Eheluſt hat sich bei unserm von Sp— auf dem freilich von ihm sehr verkürzten Wege nach Berlin nicht verloren, vielmehr hat er sein Gesuch, die von Ka . . . in dieser Rücksicht zu begnadigen, mannhaft angebracht. — Die Resolution des Monarchen wird Sie mit den Gesinnungen dieses gerechten Königs bekannt machen. Mich dünkt, es sind Spuren davon in diese Resolution tief eingedrückt.

Mein lieber Staatsminister von Goldbeck. Der polnische Commissarius von Sp — ist vermuthlich unsinnig. Der Gedanke, die zum Tode durch Urthel und Recht verurtheilte Kindermörderin von Ka . . . zu ehelichen, und sie dadurch der ihr zuerkannten Todesstrafe zu entziehen, kann in keiner vernünftigen Seele aufsteigen, und nur etwanige Vorwürfe und Gewissensbisse, zu dergleichen Verbrechen beiräthig gewesen zu seyn, können solchen erzeugen. Ich mag daher auch auf sein

unsinniges Gesuch gar keine Rücksicht nehmen, sondern will vielmehr ihn damit nach Eurem gestrigen Antrag ganz abgewiesen wissen, und dies trägt Euch hierdurch auf Euer wohl affectionirter König

Berlin, den 27. Januar 1792.

Friedrich Wilhelm.

So wie indeß Argus unzählige Augen und Hydra viele Köpfe hatte, wie keine Eiche auf den ersten Schlag zu Boden sinkt und kein Held sich durch den ersten Verlust aus aller Fassung bringen läßt, so war auch unser von Sp— auf mehr als einen Kampf gefaßt. Diese Abweisung entschied so wenig bei ihm, daß, da es nicht mit Pistolen ging, er das Schwert zog, um seine Prinzessin von dem feuerspeienden Drachen zu befreien. Unser Herkules wollte siegen, es koste was es wolle. Zwar sind die Kosten nicht groß, in die sich von Sp— setzte; denn was ist eine Unwahrheit, besonders wenn sie so wenig in's Reine gebracht ist, als die von Sp—sche. Freilich in so weit keine Alltagssache, wenn sie bei'm Throne angebracht wird, und wenn sie auf nichts weniger es anlegt, als Landescollegia verdächtig und strafbar darzustellen; — indeß verließ sich von Sp— auf eine beneidenswürdige Dreistigkeit, und behauptete geradesweges, die von Ka.... sey in einer ihr fremden Sprache verhört, der deutschen Sprache sey sie nicht hinreichend gewachsen, und der Dollmetscher, den man zugezogen, wäre des hochpolnischen Dialekts unkundig gewesen, so, daß er sich weder ihr verständlich machen, noch den Sinn ihrer Worte dem inquirirenden Richter treu habe überliefern können. Außerdem — (hiermit hätte von Sp— allerdings anfangen sollen, weil der

nichts beweiset, welcher zu viel bewiesen hat) stellte er sie als eine wahnsinnige, zu gültigen Bekenntnissen und Antworten unfähige Person vor. — Jene Umstände, waren sie gegründet, mußten die Bitte des von Sp—, die Untersuchung im hochpolnischen Dialekt von vorne anzufangen, zu der gerechtesten in der Welt machen, und die Behauptung, daß von Ka.... schwachsinnig sey, hob alle Untersuchung auf. Man muß urtheilen können, wenn man historisch sehen und hören will, man muß einen Vorrath historischer Kenntnisse besitzen, überhaupt Menschen kennen, und das Ganze des menschlichen Herzens wohl inne haben, ehe man sich die wahre Summe eines Factums zu ziehen zutrauen darf — und wenn dies bei der Wahrheit stattfindet, so hat ein Lügner ein noch schwereres Spiel — er fehlt gemeinhin bei Licht und Schatten, die er seinen Gegenständen beilegt. — Ein Glück, besonders für den Richter, daß ein jedes Gift der Unwahrheit für den Aufmerksamen auch seine Dosis Gegengift bei sich führt. — Was konnte der von Ka.... ihr eigener Mangel an hinreichender Kenntniß der deutschen Sprache, und was konnte ihr die Unwissenheit des Dollmetschers in Hinsicht des hochpolnischen Dialekts helfen oder schaden, wenn sie sinnlos war? Hatten die Richter vergessen, ihre Untersuchung mit der Vernunftprüfung der Inquisitin anzufangen und zu gründen, so galt alle Verhandlung nichts. — Diese Umstände hatte von Sp— zu überschlagen vergessen. Was kommt's indeß einem so tapfern Streiter auf ein paar Umstände mehr oder minder an, wenn er einmal gewaffnet ist! Ich weiß nicht, ob von Sp— seiner Sache so gewiß, oder was mir glaublicher ist, so ungewiß war, daß er den Bericht des Ostpreußischen

Hofhalsgerichts in Berlin abzuwarten nicht für gut fand. Gleich nach Eingabe seiner Denunciation verließ er Berlin und flog nach Königsberg, um hier, wo möglich, sich einen guten Bericht vorzubereiten, die von Ka.... selbst in sein Interesse (denn nun war es das seinige geworden) zu ziehen, oder wenn dies Alles nicht ginge, der Grenze desto näher zu seyn.

Die Lage des Hofhalsgerichts schien vielleicht schwieriger, als sie es war. Sich vertheidigen, war so bedenklich, als sich nicht vertheidigen. Wenn sich ein ganzes Collegium gegen die Anklage eines Wagehalses verantworten soll, der aus Verzweiflung ficht, und aus Unrichtigkeiten sich nichts macht, so ist der Streit freilich in dem Grade mißlich, als die Waffen ungleich sind. Was kann das Hofhalsgericht mehr, hieß es, als sich auf die Acten beziehen? Doch, wenn es diesen Richtsteig geht, macht es nicht dem Hofe Vorwürfe, warum er in dieser Sache Bericht verlange? Die Angaben sind zu hart, um richtig zu seyn! und wer erfleht Gnade, wenn er Gerechtigkeit fordern kann? Hätte von Sp— wohl den dornigen Weg der Ehe eingeschlagen, wenn er leichter zum Ziele zu kommen Aussichten gehabt? So hieß es überall; und was that das Criminalcollegium? Was ich mit Zuverlässigkeit weiß, ist, daß es, ohne von der Anwesenheit des von Sp — Notiz zu nehmen, sich zwar auf die Acten und die Antworten der von Ka...., die vorschriftsmäßig mit ihren eigenen Worten verzeichnet worden, bezog, indeß soll es doch bemerkt haben, daß es vernünftige und unvernünftige Menschen zu unterscheiden wüßte, daß zwei Vertheidiger die vom von Sp— vorgegebenen Fehler gewiß benutzt haben würden, wenn sie gegründet gewesen, um

ein Leben zu retten, deſſentwegen ſie mit dem Richter und dem Geſetze zu kämpfen übernommen; daß die von Ka.... den Dollmetſcher verbeten; daß er dennoch zugezogen wäre; daß von Sp— die von Ka.... nie geſehen noch geſprochen, daß, wenn gleich er ſchon einige Monate in Königsberg geweſen, er ſich doch jetzt zum erſten Male um die von Ka.... bemühte; daß die Inquiſitin täglich von katholiſchen Geiſtlichen beſucht würde, die ſo wenig, als ihre Wächter, die mindeſten Spuren eines Wahnſinns wahrgenommen und angezeigt.

Ich geſtehe gern, daß ich das Criminalcollegium bei wenigern Umſtänden losgeſprochen hätte, und auch Sie, mein Freund! werden mir beitreten, es wäre denn, daß Sie glauben, Seelenkrankheiten gehörten ſo ausſchließlich in das Gebiet der Heilkunde, als die des Körpers, welcher Glaube je länger je ſchwächer zu werden anfängt. Da Alle die, ſo die von Ka.... während ihres Aufenthalts in den Feſtungen Pillau und Friedrichsburg, und in ihrem Gefängniſſe ſahen und ſprachen, nie ein Merkmal von Bewußtloſigkeit oder Verſtandesabweſenheit bemerkt hatten, was bedurfte es weiter des Gutachtens der Aerzte? Sehen dieſe etwa durch ein anderes Medium, als andere Menſchen? Haben ſie andere Hülfsmittel, als Erfahrung und Vernunft, um das, was ſie ſahen, prüfen und berichtigen zu können; oder giebt's etwa gewiſſe körperliche Kennzeichen, aus welchen ſich auf beſtimmte Geiſteskrankheiten ſchließen läßt, ſo wie bei einigen körperlichen Gebrechen, z. B. aus dem Bau der Bruſt und des Halſes auf die Schwindſucht oder Apoplexie geſchloſſen wird? Einer der katholiſchen Geiſtlichen ward befragt, indeß erlaubte er ſich nicht, ein Zeugniß in einer Blutſache abzulegen,

obgleich es hier auf kein Dogma der tridentiniſchen Kirchenverſammlung, ſondern auf einen Lehrſatz der Erfahrung und Vernunft ankam. Da er indeß ſein Befremden nicht bergen konnte, daß man wegen des Gemüthszuſtandes der Delinquentin es auf eine dergleichen Frage ausſetzen könnte, ſo erhielt das Criminalcollegium, ohne der tridentiniſchen Kirchenverſammlung im mindeſten zu nahe zu treten, was es erhalten wollte. —

Ohne Zweifel bewog dieſer Bericht, von deſſen Inhalt von Sp— Nachricht erhalten haben wird (man kann es ſich kaum vorſtellen, wie leicht man Alles, was gerichtlich iſt, in Abſchriften erhalten kann, wenn gleich die Thüren der Gerichtshöfe ſo feſt verſchloſſen ſind), den von Sp—, den letzten Verſuch zu wagen, der ihm am wenigſten gelang. Er wandte ſich an eine brave Katholikin, die ohne ein anderes Intereſſe, als der von Ka.... ihre letzten Stunden erträglich zu machen, dieſelbe fleißig beſuchte. Dieſe gutherzige Perſon ſollte ſeine Unterhändlerin werden, und durch ihren Vorſchub gedachte er ſeine Criminalbraut ſchriftlich zu bewegen, alle ihre Geſtändniſſe zurück zu nehmen. Zu der nämlichen Zeit trug er bei'm Hofhalsgericht an, zu der von Ka.... gelaſſen zu werden, um ſich mit ihr allenfalls im Beiſeyn eines Deputati unterhalten zu können. Hierdurch legte er die Sache fein genug an, um, wenn er die von Ka.... durch ſeinen Liebesbrief vorbereitet halten konnte, ſich auf ihren in Gegenwart einer Gerichtsperſon gethanen Widerruf rechtlich zu beziehen, und das durch ein Stratagem zu erſchleichen, was ſich in offenem Felde nicht erringen ließ. Die fromme Katholikin denuncirte ſeinen Anſchlag, und da ſie eidlich vernommen und mit von Sp— (den das Criminalcolle-

gium bis jetzt ignorirt hatte, jetzt aber nicht länger übersehen konnte) gegen einander gestellt wurde, so blieb er zwar bei dem dreistesten Leugnen, indeß fand er nicht rathsam, die Abhörung einer Zeugin, auf die sich unsere Fromme bezog, abzuwarten, vielmehr verschwand er, und endigte seine Thaten mit einer unrühmlichen Flucht. Ich, oder vielmehr Herr von Sp—, hat Ihre Geduld zu guter letzt auf eine lange Probe gesetzt. Zu guter letzt? Ja! wie Sie aus dem folgenden Cabinetsschreiben ersehen werden.

Nach dem Bericht des Justizdepartements vom 3ten, ist Alles, was der Commissarius von Sp— zur Rettung der zu ehelichenden von Ka.... von der ihr wegen vorsätzlichen Kindermordes im November v. J. rechtlich zuerkannten Todesstrafe, vorgeben wollen, bloß Erdichtung und bei erfolgter näherer Untersuchung falsch befunden worden.

Seine königliche Majestät, unser allergnädigster Herr, können daher darauf keine weitere Rücksicht nehmen, sondern pflichten vielmehr dem Gutachten gedachten Departements hiermit völlig bei, und wollen, daß bemeldeter von Sp— mit seinem Begnadigungsgesuch gänzlich ab und zur Ruhe verwiesen werde, und es bei dem wider die Ka.... von Höchstderoselben bereits bestätigten Erkenntnisse verbleiben soll.

Berlin, den 6ten März 1792.

Friedrich Wilhelm.

An das Justizdepartement.

Es bleibt also bei'm Todesurtheil. Die von Ka..., welcher zwar von diesen Sp—schen Unternehmungen nichts officiell eröffnet worden, hat, nachdem sie hier-

von Nachricht eingezogen, die größte Unerkenntlichkeit über diesen ungebetenen Dienst sehr laut geäußert. — Wie lange läge ich schon in der Erde, wenn dieser blinde Unmensch nicht wäre (von Sp— hat nur ein Auge, ein Umstand, den die von Ka.... in alle die Scheltworte eingeflochten hat, womit sie ihren Befreier belegte). Seit der Eröffnung des zweiten Urthels soll sie beinahe körperlich beständig krank und seelenunruhig gewesen seyn, bis ihr durch ein abgeschicktes Mitglied des Hofhalsgerichts der 28ste März als ihr Todestag bekannt gemacht worden. — Von diesem Augenblick der Gewißheit hat sie sich entschlossener und gefaßter bewiesen. Jene Unruhe läßt sich mit ihrer nachherigen Gemüthsumstimmung sehr leicht in Einklang bringen. Es ist schon oft bemerkt, daß die Ungewißheit und jenes Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung einen Zustand bewirken, der weit beschwerlicher als die Gewißheit des Uebels selbst ist, das man befürchtet, und das sich mit Hoffnung stritt. — Wie viel die Seele über den Körper vermag, beweisen denkende Aerzte, und zu wie vielen Beobachtungen in diesem Fach hätten die Rechtsgelehrten Veranlassung, wenn sie dergleichen Gelegenheiten benutzen könnten oder wollten! — Die unvermuthete Wendung, die das Schicksal der von Ka... zu nehmen schien, nachdem Jedermann und auch sie, die es so nahe anging, es für völlig entschieden ansehen mußte, der Strahl von Hoffnung, der den Lebensfunken, eben als er verlöschen wollte, von Neuem anzündete, die gerechte Furcht, daß dieser Schimmer von kurzer Dauer seyn würde, konnte wohl ihren Zustand nicht anders als äußerst unbehaglich machen. Sie stand während dieser Zeit die Schrecken des Zweifels und der

Ungewißheit in ihrem ganzen Umfange aus, und kämpfte gewiß den bittern Kampf des Todes, so oft Furcht an die Stelle der Hoffnung trat. Daher ihr Unwille gegen den von Sp—, der nicht die Abſicht hatte, ſie unglücklicher zu machen, als die Geſetze es verlangten, vielmehr ohne zu wiſſen, ob er je ihren Dank verdienen und durch die Freuden der Ehe, des großen Dienſtes halber, wobei er ſo viel wagte, entſchädigt werden könnte und würde, ihre Begnadigung und Rückkehr in die menſchliche Geſellſchaft mit ſo vielem Eifer betrieb; daher die Unzufriedenheit, die ſie ihre unſchuldigen Wächter fühlen ließ; daher ihre Klage, daß man ſie ohne alle Urſache quäle. —

Es ward Niemand zu der von Ka.... gelaſſen, und dieſe Einrichtung iſt weit natürlicher, als die in Berlin, die ich bei Gelegenheit der Nachrichten von der Hinrichtung des bekannten Lenz kennen lernte, welche mein College, der Inſpector Ambroſi, beſchrieben hat. Dort wird dem Volk erlaubt, ſich zum Verurtheilten hinzudrängen, und dieſer Uebelſtand kann nicht anders als Alles verunſtalten und behindern. — Dergleichen Perſonen müſſen nur mittelſt der Einbildungskraft Alles hören, was die Leute von ihnen ſagen, und die Leute müſſen nur mittelſt der Einbildungskraft ſich alle die Leiden vorſtellen, die dergleichen Perſonen ausſtehen. — Alles in der Welt hat ſein Für und jedes Wider ſeinen Ritter und ſeine Lanze, und ſelbſt Mitleidsbezeigungen, wenn gerichtlich Sterbende ſie hören, würden einen widerrechtlichen Beitrag zu den Qualen liefern, die Urthel und Recht wider ſie verhängt hat. — Es iſt der von Ka.... kein ſtarkes Getränke gegeben — auch hat ſie es nie begehrt. In ältern Zeiten wurden die

Schlachtopfer der Justiz durch starkes Getränke berauscht und ihnen die Besinnung genommen. Salomo sagt (Spr. 31. V. 6. 7.): Gebt starke Getränke denen, die umkommen sollen, und Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken und ihres Elends vergessen. — Diese Lehre des weisen Königs ist, nicht ohne Grund, jetzt nicht im Gebrauch.

Den 28sten März.

Sie wissen schon aus dem Anfang meiner Briefe, daß ich zu den Observationen am Sterbetage kein Zutrauen habe, auch wenn ein moralischer Herschel und Miß Caroline sich dazu entschließen sollten; — desto weniger werden Sie von mir fordern. Die Unglückliche ist äußerst gefaßt gewesen. Sie hat es verschiedenen Leuten gesagt (ohne Zweifel ein Stück aus jener Beichte), daß das Kind gelebt hätte, und dieser Umstand sollte öffentlich bekannt gemacht werden, um die Herren Aerzte in ihren Grundsätzen zu bestärken. — Solch eine Probe von einem richtig berechneten medicinischen Exempel ist ein seltenes Ding. — Auch ein Zug, der mir von der von Ka... gefällt.

Der Ceremonien am Executionstage hat's nur sehr wenige gegeben, und die wenigen sind sehr einfach und rührend gewesen. Bei diesem Collegio wird in der Regel weder das hochnothpeinliche Blutding gehegt, noch ist die Urgicht im Gebrauch. Die Inquisitin ist an die Gerichtsstelle gebracht, und das Urtheil eigentlich nicht ihr, sondern dem versammelten Volke noch einmal vorgelesen. Der Hofhalsrichter von H. hat in wenigen Worten den Gesetzen, die weder auf Stand und Geburt, noch auf irgend etwas Rücksicht nehmen, Gerech-

tigkeit erwiesen, die von Ka... der gesellschaftlichen Verbindung und der Ehre, im Staat zu leben, für unwürdig erklärt, und dem Scharfrichter anbefohlen, die Todesstrafe nach dem Urthel zu vollziehen. — Hier und auf dem Richtplatz hat eine außerordentlich feierliche Stille geherrscht. Weichgeschaffene Seelen werden schwerlich sich entschließen, Augenzeugen von dergleichen Rechtsvollstreckungen zu seyn, da sie mit allen menschlichen Schwächen zu viel Mitleid haben, um nicht mitgestraft zu werden. Ein Trauerspiel greift schon ihre Nerven zu sehr an, und doch ist's nur ein Spiel; rohere Menschen aber müssen durchaus Natur und Wahrheit sehen und greifen, um ihr Gefühl in Bewegung zu bringen. Standhaftigkeit, Wehrlosigkeit, Reue bringen zwar den öffentlichen Unwillen zum Stillschweigen; wäre von Ka... indeß nicht hingerichtet, man hätte gemurrt, worüber nun freilich die heilige Justiz am wenigsten in Verlegenheit gekommen wäre. Desto besser, daß sich durch die Hinrichtung der von Ka... das Volk mit der Justiz so aussöhnte, daß nun schon immer auf diese Rechnung ein paar Dutzend Prozesse unerklärlich verloren werden und andere Dinge sich ereignen können, ohne daß man der Justiz zu nahe treten wird. Wie leicht und wie schwer ist das Volk zu befriedigen!

Man ist fleißig zum Grabe der von Ka... auf den katholischen Kirchhof gegangen, als ob man sagen wollte: Du mußtest sterben; doch Schade, daß du todt bist! —

Bedenken

über die

Historisch-kritische Beleuchtung

der Frage:

Hat die Preußische Ritterschaft das Recht, ein beständiges Corps zu formiren, ihre immerwährenden Deputirten zu halten und durch solche über allgemeine Landessachen Berathschlagungen anzustellen,

und

worauf gründet sich dasselbe?

---

1 7 8 7.

Digitized by Google

Der historisch-kritische Beleuchter der Frage: Hat die Preußische Ritterschaft das Recht, ein beständiges Corps zu formiren, ihre immerwährende Deputation zu halten und durch solche über allgemeine Landessachen Berathschlagungen anzustellen, und worauf gründet sich dasselbe? ist seiner eigenen Angabe nach ein Laie, S. 3, und da Laien nicht zum Beleuchten, sondern beleuchtet zu werden berufen sind, so ist's denn auch kein Wunder, wenn der gegenwärtige, der als historischer Criticus sich über sich selbst erheben und sein Licht leuchten lassen will, ganz und gar vergißt, daß seiner Lampe das Oel aller philosophischen und Staatskenntnisse gebreche, und daß er so wenig Preußische Geschichte als sie kritisch zu behandeln verstehe. Zwar hat er nicht verfehlt, sich jenes abgenutzten Autorstrategems zu bedienen, nach welchem der, welcher fragt und welcher antwortet, Eine und dieselbe Person ist; indessen gehört nur ein Blick dazu, um diesen schon sonst so bekannten Schleichhandel auch hier zu entdecken, um ihn rügen zu können. Die Frage unsers historischen Kritikers ist überdem so schwerfällig und so unbestimmt, daß Jedermann auf den ersten Blick sich überzeugt, der Verfasser habe durch Frage und Anwort nicht beleuchten, sondern verfinstern wollen, und wenn es gleich schon sonst in monarchischen Staaten dergleichen Leute gab, die dem Scheine

nach das Mittleramt zwischen Herrn und Volk unberufen sich zueigneten, um unter dem Schein der engern Vereinigung dem Einen das Befehlen, dem Andern das Gehorchen geflissentlich zu erschweren, so wüßte ich doch so leicht Keinen, der mit so großer Unwissenheit so viel dreisten bösen Willen verbunden hätte. Nimmt man noch den Zeitpunkt in Erwägung, in welchem dieser Laie sich zum Wegweiser aufwirft, so weiß man vollends nicht, ob man sich mehr über seine Unkenntniß oder seine Gesinnungen, mehr über seinen Verstand oder sein Herz beklagen soll. Die Ostpreußische Ritterschaft brachte ein Gesuch zum Thron ihres vielgeliebten Königs, daß den Ständen, nicht an der gesetzgebenden Macht Theil zu nehmen oder sich in allgemeine Landessachen zu mischen, sondern vorzüglich über allgemeine, ihnen auferlegte Staatsabgaben zusammen zu treten und die besten Mittel und Maßregeln zur Bestreitung derselben erwählen zu dürfen, die Erlaubniß ertheilt werden möchte. Nicht um einzuwenden, sondern um zu befolgen, nicht um zu erschweren, sondern um zu erleichtern, nicht um widerspenstig zu seyn, sondern um auch den zu überzeugen, der noch nicht überzeugt war, wünschte sie eine fortdauernde Deputation. Sie wollte, wenn sie den Willen Ihres Landesvaters, wenn ich so sagen darf, aus der ersten Hand, rein und lauter erhalten, sich über Beides Glück wünschen, unter solchen Befehlen zu stehen und ihnen gehorchen zu können. Mangel an Ehrfurcht und Liebe lag bei diesem Gesuch so wenig zum Grunde, daß vielmehr Ehrfurcht und Liebe die einzige Quelle war, welcher dieser Wunsch entfloß. Ist es denn wider die Ehrfurcht, wenn Kinder bei den Gelübden des treuesten Gehorsams ihren Vater anflehen, ihnen entweder unmit-

telbar seine väterlichen Befehle zu eröffnen, oder sie ihnen durch solche Diener eröffnen zu lassen, welche nicht durch eigenbeliebige und verderbliche Zusätze die väterlichen Anordnungen mißverstehen und erschweren? Verlangt die Gottheit, das große Vorbild der Regenten, nicht eine genaue Verbindung zwischen ihr und den Menschen? Schrieb sie nicht die ewigen Gesetze des Wahren und Guten einem Jeden in's Herz? Ist sie denn fern von einem Jeglichen unter den Menschen? und trat Friedrich Wilhelm der Vielgeliebte Seine Regierung nicht mit den erhabenen Gesinnungen an, ein Ebenbild der Gottheit, ein Vater des Vaterlandes seyn zu wollen? Die Preußische Ritterschaft würde ihres Monarchen unwürdig seyn, wenn sie nicht gewünscht hätte, das heilige Band zwischen Ihm und Seinem Volke so fest als menschmöglich zu ziehen; und gab es hier ein besseres, ein natürlicheres Mittel, als immer vor seinen Augen, wenn ich so sagen darf, wandeln zu wollen? S. 3. Die fortdauernde Deputation ward nicht in der Preußischen Geschichte und Diplomatik, sondern in der Natur der Sache und in der Wohlfahrt des Staats aufgesucht, und nicht in so weit es Recht des Landes, sondern in so weit es Glück des Landes ist, bat die Ritterschaft ihren landesväterlichen Monarchen, ihr zu gestatten, durch fortdauernde Deputirte zusammen zu treten, um Ihm, dem Vielgeliebten, in Treue und Gehorsam zuvorzukommen, und den kürzesten und besten Weg, den Willen ihres Königs zu erfüllen, unter sich bestimmen zu können; falls aber diese Anordnungen nicht königlicher landesväterlicher, sondern unterschobener Privat- und landesverderblicher Eigenwille wäre, den Col-

legiis, denen der Beleuchter den Oesterreichischen Namen Stellen beilegt, und wenn sie hier nicht Gehör finden sollten, dem Monarchen selbst zum Besten ihres Standes die so gerade zuwider dem landesväterlichen Willen ihnen zugedachte Bedrückung vorstellen zu dürfen. Freilich würden jene Miethlinge, die so gern zwischen Herrn und Volk, zwischen Vater und Kindern Mißverständnisse erregen, um im Trüben fischen zu können, ihre Rechnung hierbei nicht finden, indem hierdurch so manche Weitläuftigkeit sich von selbst heben müßte, wodurch sich jetzt der brodlose Störer des Staats-Hausfriedens (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, der gewiß dem Herzen unseres vielgeliebten Königs der angenehmste ist) Ansehen und Unterkommen erwirbt; allein so wie es nichts Menschenfeindlicheres geben kann, als es darauf anzulegen, Gott und Menschen zu entfernen, so giebt es auch wahrlich nichts — (ich will den gelindesten Ausdruck brauchen) Unpatriotischeres, als Landesvater und Kinder zu trennen. Wehe dem, durch welchen von jeher dies Aergerniß kam und noch kommt! — Die Bitte der Preußischen Ritterschaft, welche sie zum Throne brachte, hatte nicht im mindesten die Beihülfe der Geschichte, als nur des Zusammenhanges der Sache halber nöthig, und da sie väterlich aufgenommen und väterlich entschieden worden, was will unser historisch-kritischer Lichthalter mit seiner so ganz zwecklosen Frage? War es hier nöthig, die Publicität, dies heilige Palladium der Menschheit, zu entweihen, und Dinge, die zwischen Vater und Kindern vorfielen, auf öffentlichen Oertern herumzutragen? Wie kann man an's Publicum appelliren, wo kein Streit ist? Wollte unser Laie etwa auswärtigen Neid noch mehr erregen, und fremden, nicht

unterrichteten Staaten die baare Unwahrheit unterschieben, daß es in dem Innern von Preußen Unzufriedene gebe, die bei dem ihrem Könige so freiwillig, so herzlich dargebrachten Beinamen des Vielgeliebten — Ihn nicht liebten? Dies ist der Gesichtspunkt, der dies gegenwärtige Bedenken veranlaßt, nicht als ob der schreibselige Beleuchter eine Widerlegung verdiene, oder die preußische Ritterschaft der Erneuerung des Taufbundes des ihr unvergeßlichen Huldigungstages bei Ihrem väterlichen Monarchen zu bedürfen glauben könnte, sondern um denen, die außer uns sind, die Sache in ihrem wahren Licht zu zeigen und sie ihnen so zu überliefern, wie sie wirklich ist.

Die schwerfällige Frage, die sich auf dem Bilde und der Ueberschrift der historisch-kritischen Beleuchtung brüstet, wird von unserm Laien S. 46. nachdem er seine Effervesczenz etwas verrauchen lassen, in vier jüngere Fragen aufgelöset, die aber dem Bilde ihrer Mutter völlig ähnlich sind. Der Beleuchter kann selbst nicht umhin, S. 46. die Umstände (bis auf einige ihm zur andern Natur gewordene Veruntreuungen anzugeben, worauf es bei der ganzen Sache ankam. Und so bleibt denn (um auch zu fragen) der Umstand zur Erörterung übrig: ob eine dergleichen Deputation, die weder die Anordnungen des Landesherrn, noch seiner Collegiorum (nach dem selbsteigenen Bekenntniß des Laien) nicht hintertreiben, sondern nur zu Vorstellungen, falls diese Vorstellungen rechtlich sind, sich die Erlaubniß erbittet, die Grenze überschreite, die zwischen Monarchen und Vasallen gesteckt ist? und ob einer solchen Deputation wohl verweigert werden könne, sich die Befehle des Herrn,

so wie sie ertheilet sind, aus den Archiven und Registraturen geben zu lassen? Der letzte Umstand, den der Beleuchter indessen S. 46. höchst unwürdig zu verdrehen und zu verunstalten für gut befunden, bedarf von Seiten der Ritterschaft keines Worts zur Unterstützung, indem Befehle, so wie sie gegeben worden, in der ganzen gesitteten Welt publicirt, das heißt im Ganzen, ohne Ab- und Zuthun bekannt gemacht werden; und wie unbillig, wie unnatürlich würde es auch seyn, dem gehorchenden Theil im Staat Anordnungen als Mysterien nur von weitem zu zeigen? Wahrlich, ein jeder Vorhang, eine jede Zurückhaltung macht hier die vermeintlich treuen Diener des Staats, an die man nach unserm Beleuchter blindlings glauben soll, so verdächtig als möglich. Ueber den ersten Umstand: ob es nämlich im Staate rath- und heilsam sey, daß Stände rechtliche Vorstellungen, wenn sie gedrückt werden, anzubringen, und mithin eine immerwährende Deputation auszuwählen, die Erlaubniß haben? muß ich mich weitläuftiger erklären. Die ganze Sache beruhet im Worte Stand, wenn man anders mit Worten Begriffe zu verknüpfen gewohnt ist. Man hebt die Stände auf, wenn man ihnen diese Erlaubniß versagt, und diese Aufhebung, würde sie nicht dem Ganzen einen unersetzlichen Verlust zuziehen? Daß die monarchische Regierungsform, die mehr wie alle andere der Gottheit nachahmt, weil nur Einer, der das Ganze übersieht, den Plan entwirft, vor allen Regierungs-Arten die vorzüglichste sey, wer kann dies leugnen?

Der gelehrte Staats- und Cabinetsminister Graf von Herzberg hat nur in unsern Tagen diesen Ge-

genstand zu einer seiner Vorlesungen *) in der Berlinschen Akademie der Wissenschaften gewählt, und auch hierdurch eine Wahrheit in Schutz genommen, deren heilreicher Einfluß Preußen so augenscheinlich emporgebracht hat; allein eben dieser Curator der Wissenschaften sowohl, als ein Jeder, der mit Gründlichkeit zu denken und sich zu erklären gewohnt ist, nimmt es an, daß die mittleren, unter höheren stehende und von denselben abhangende Gewalten, die Natur der monarchischen Regierung ausmachen. So erklärt sich Montesquieu in seinem Geist der Gesetze im 4ten Capitel des 2ten Buchs. Ein monarchischer Staat ist ihm derjenige, wo eine Person allein nach Grundsätzen regiert. In der Monarchie ist, wie dieser Schriftsteller sich ausdrückt, der Fürst die Quelle aller politischen und bürgerlichen Gewalt. Von den Grundgesetzen werden gewisse mittlere Kanäle, durch welche die Gewalt ihren Lauf nimmt, nothwendig vorausgesetzt. Die allernatürlichste mittlere und unter der höhern stehende Gewalt ist (sagt Montesquieu) die Gewalt des Adels. Sie gehört einigermaßen mit zum Wesentlichen der Monarchie, deren Grundregel ist: Kein Monarch, kein Adel, kein Adel, kein Monarch. — Wahrlich! es verlohnt der Mühe, sich des Glücks gründlich zu freuen, im monarchischen Staat leben zu können, allein überall wird uns diese Freude auf Stände, als die Grundpfeiler der Monarchie, leiten. Die Menschen sind nicht gewohnt, sich mit der Idee der Vollkommenheit zu ver-

*) Abhandlung über die beste Regierungsform, am Geburtsfeste des Königs, den 24sten Januar 1784, von Herzberg.

gleichen, sondern mit andern Geschöpfen, die ihrem Bilde ähnlich sind, und es mögen unsere Moralisten immerhin darüber eifern, man wird den Menschen nur mit Mühe dahin bringen, zu abstrahiren. Wer kann seine Sinne verleugnen? Wer kann aufhören, ein Mensch zu seyn? Diese Betrachtung leitet mich noch zu einer andern, die noch näher am Ziel liegt. Der Mensch ist, eben weil er Mensch ist, an Classen und allmähliges Wachsen gewöhnt, und es ist gut, wenn er im Staat bei dieser Denkungsart erhalten wird. Der niedere Stand gebraucht Aufmunterung, um die Würde eines andern zu erreichen und zu verdienen — Bedürfnisse waren die ersten Aufforderungen; allein diese konnten nicht lange zureichen, um den Menschen in Thätigkeit und in jenes Streben zu setzen, worin das ganze Glück des Menschen und selbst seine Tugend besteht. Der Mensch schuf sich sonach künstliche Bedürfnisse, und dies war ein Weg, den ihm die Vorsicht zeigte, damit es ihm nie an Trieb und an Stoff fehle, im Schweiß des Angesichts zu seyn und seine Kräfte durch Proben zu versuchen und durch Uebung zu entwickeln — und wie wohlthätig spornen Stände im monarchischen Staat an, deren patriotische Handlungen außerdem bei weitem weniger als Handlungen einzelner Menschen herabgewürdiget und beneidet werden können! Da nächstdem ein höherer Stand, einen der weniger ist, zum voraussetzt, so wird auch selbst dieser geringere dahin gebracht, sich nicht aus den Augen zu setzen, und so gewöhnt sich der allerletzte Mensch im Staat an, auf sich selbst Rücksicht zu nehmen, er lernt sich als Mensch — tragen. Man berechne diese Aufgabe wie man will, überall wird die nämliche Summe herauskommen. Alle

Menschen haben Leidenschaften, alle Empfindungen, alle Verstand; wie schwer indessen ist's, dies Alles zur Uebereinstimmung zu bringen, zu Einem hinzuleiten und in Eins zu vereinigen! Montesquieu bemerkt (Fünftes Buch 11tes Kapitel), Cicero habe geglaubt, daß die Errichtung der Tribunen in Rom das Glück der Republik gewesen. In der That, sagt er, ist die Gewalt des Volks, das keinen Führer hat, viel schrecklicher. Ein Führer weiß, daß Alles auf seine Gefahr unternommen wird, und bedenkt es wohl, allein das Volk kennt bei seiner Heftigkeit die Gefahr im geringsten nicht, in die es sich stürzt. Diese Betrachtung, fährt unser Geist der Gesetze fort, schickt sich auf einen despotischen Staat, welches ein Volk ohne Tribunen ist, und auf eine Monarchie, in welcher das Volk auch eine gewisse Art Tribunen hat — und braucht denn die Monarchie außer dem Monarchen nicht Führer? und sind jene nicht die zuverlässigsten, welche es sind, ohne so zu heißen, welche wirken, ohne sich äußerlich deshalb ein privilegirtes Ansehen zu geben? Diese unsichtbaren Schutzgeister, sind sie nicht die heilsamsten, die besten, eben weil sie in ihrem Zirkel nicht Lehrer, sondern Mitbürger seyn wollen? Eben so wenig aber diese einzelnen sich auszeichnenden Männer aus den Ständen auf Ansehen es anlegen können, wenn sie nützlich seyn wollen, eben so wenig können auch ganze Stände auf eigenes Ansehen im Staat ausgehen. Das Ansehen, welches der Fürst den Ständen läßt, kommt von Ihm. Sie sind der Mond, der sein Licht von der Sonne nimmt. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich diese auffallenden Gründe noch näher auseinandersetzen oder außer ihnen

noch mehrere hinzufügen sollte, denn ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß ein Jeder von selbst es einsehen werde, daß Staatsbürger aus einem ihnen vom Monarchen zugebilligten Stande, mehr Anreiz zur Bürger- und Menschenpflicht haben, als wenn sie ohne diese Rücksicht bloß auf sich und nicht auf einen ganzen Stand sehen. Jener Public spirit belebt selbst den Unthätigen und Unpatriotischen, und es muß schwer halten, daß eine schlechte Flamme in seinem Herzen aufschlage, vielmehr wird sie in sich selbst verlodern, weil er auf alle seine Mitbrüder oder sie auf ihn sehen. Ueberhaupt ist dieser Stufengang der Stände ein Weg der Natur und so tief ausgedacht, daß schwerlich der Mensch bei diesem Hausmittel so sehr verderben und verfinstern kann. Der Kluge lehrt, der Schwächere folgt. Der Staatsbürger lernt hier seine Vernunft und nicht bloß seinen natürlichen Hang zu Rathe ziehen. Man gewöhnt sich, einzusehen, wie viel man durch den Staat gegen das gewann, was man durch die Einschränkung seiner natürlichen Freiheit einbüßte. Man gewöhnt sich an Ordnung und Zusammenhang. Das allgemeine Beste, welches dem Staats-Miethling nur eine Redensart ist, wird dem Staatsbürger dieser Art Herzenstrieb; jenem diente es zum Behelf, diesem zum Bewegungsgrund; Jenem zum Kranz, um seinen sauren Wein unter die Leute zu bringen, diesem zum Fingerzeig. Man hebt sich Zweifel, man berichtiget sie. Man lernt wider sich streiten, man überwindet sich, weil man in so guter Gesellschaft ist. Eine jede Sache hat so viel Seiten, daß es Einem Menschen unmöglich fällt, sie zu ergründen; so viele Augen sehen mehr als zwei, und wer kann Alles wissen, Alles kennen, Alles beurtheilen?

Wird nicht jeder Mensch durch die Beistimmung Anderer gestärkt und in seiner gefaßten Meinung beruhiget? Die Zustimmung eines Andern ist ein großer Gewinn für jeden Menschen an Verstand und Willen, und wer kann mit seinen Mitbürgern gemeinschaftlich handeln und gemeinschaftlich leben, wenn er sich nicht zuvor bemühte, mit ihnen gemeinschaftlich zu denken und gemeinschaftlich zu urtheilen? In den Monarchien sieht man, sagt Montesquieu im 12ten Kapitel des fünften Buchs, die Unterthanen die Strahlen des Fürsten auffangen, hier nur kann ein Jeder, der so zu sagen, einen größern Raum einnimmt, diejenigen Tugenden üben, welche der Seele zwar nicht Ungebundenheit allein, doch Größe ertheilen. — non pas de l'indépendance, mais de la grandeur. Doch warum sollte ich noch länger den Ständen im Staate das Wort reden, da sie zum Wesen einer Monarchie gehören und sich sonach von selbst verstehen? Mein Gegner, der dem Werk des Montesquieu, das für mich eine solidarische Bürgschaft übernommen, selbst sein Siegel des Beifalls aufdrückt, indem er am Ende (man merke wohl) das erste Kapitel des ersten Buchs dieses Geistes citirt, hätte sehr wohl gethan, sich näher bei diesem Schriftsteller über den monarchischen Staat zu erkundigen, oder auch nur bei der Schrift unsers so verdienstvollen Ministers von Herzberg sich Raths zu erholen, die er in Händen gehabt zu haben nicht ableugnen kann. Es hat unser Beleuchter sogar die Dreistigkeit, S. 54. sich auf diese bereits von mir angeführte Abhandlung des Grafen von Herzberg zu beziehen, um damit die Freigebigkeit des unsterblichen Friedrich's II. zu belegen, und wie? er las diese Abhandlung nicht ganz? Eine Ab-

handlung über die beste Regierungsform? Die Abhandlung eines Mannes, den er selbst einen grossen Cabinets-Minister nennt, und die so sehr in einen Gegenstand einschlägt, den unser Verfasser behandeln oder an dem er sich eigentlich versündigen wollte? Wie ist es möglich, sich diese stolze Ruhe (ein Ausdruck unsers Laien S. 62.) vorzustellen? Las er aber dieses herrliche Cabinets-Stück, womit der Geburtstag eines so großen Monarchen im Jahr 1784 bezeichnet ward (wie es fast mit Gewißheit anzunehmen ist), ganz, so ist das Wort unredlich zu wenig, um die Denkungs-Art unsers Schriftstellers zu bezeichnen, wodurch er sich in den Augen eines jeden Redlichen im Lande herabwürdiget. So wider besser Wissen und Gewissen handeln, das nenn' ich — wenn ich nur gleich wüßte wie? Unmöglich kann ich diese von Herzberg'sche Abhandlung aus den Händen lassen, ohne auch durch sie eine Bürgschaft für Licht und Recht zu stellen. Vor den Augen eines Monarchen, der den Antimacchiavell schrieb, und sogar um seinen Geburtstag zu feiern, behauptet der erhabene Minister, S. 15: „daß nach den Grundsätzen der Natur des Menschen „und der Erfahrung, die beste Regierungsform jederzeit „die freie Monarchie sey, in welcher ein einziger „Oberherr in seiner Person die gesetzgebende und voll„streckende Gewalt vereiniget — — in welcher der „Souverain eine gewisse Mittelgewalt oder Land„stände einführet oder bestehen läßt, welche, „ohne an der gesetzgebenden Macht Theil zu nehmen, „die Erlaubniß haben, sich zu gewissen Zeiten zu ver„sammeln, über die Lage und die Bedürfnisse des „Staats zu berathschlagen, darüber Bericht und Vor-

„stellungen an den Souverain abzugeben, und auf diese „Weise mit dessen Erlaubniß und unter seiner Aufsicht, „bei der innerlichen und bürgerlichen Staatsverwal„tung mitzuwirken. Diese Ordnungen und Landstän„de bestehen am besten (sagt Graf von Herzberg) aus „dem Erbadel oder den Gutsbesitzern, als welchen un„mittelbar und so viel als dem Souverain an der Er„haltung und dem Wohl des Staats gelegen ist; aus „den Repräsentanten der Städte.“ —— „Noch mehr: „Gut gewählte Repräsentanten und Abge„ordnete dieser Landstände können dem Staat und „dem Fürsten sehr nützlich seyn und ihm die innere „Kenntniß des Landes öfters besser als seine eigenen „Minister erleichtern. Sie unterhalten zwischen dem „Souverain und den Unterthanen ein Band des Ein„verständnisses und sie können dem Staate das nöthige „Vertrauen in verschiedenen Dingen, besonders in An„gelegenheiten des Credits, der ihm oft sehr nöthig ist, „vermitteln; sie können gute Anschläge und die beste „Auskunft über die zu machenden neuen Gesetze und über „die in der Justiz und Polizei zu treffenden neuen Anord„nungen geben, überhaupt können sie viel dazu beitra„gen, den Gang aller Räder der innerlichen Staats„verwaltung und der vollstreckenden Gewalt zu erleich„tern und zu beschleunigen; aber diese Landstände müs„sen immer bei der vollstreckenden Macht eingeschränkt „bleiben. Sobald sie an der gesetzgebenden Macht „Theil nehmen, so entspringet daraus gemeiniglich eine „gänzliche Zerrüttung der Maschine, und eine Menge „von jenen schädlichen Convulsionen, die man so oft „in den republikanischen Reichen selbst noch zu unsern „Zeiten gewahr wird, sind die unfehlbaren Folgen da-

„von.“ Mit Fleiß verschweige ich nicht das Contra bei diesem Pro, die Ausnahme bei dieser Regel, die Einschränkung bei dieser Freiheit, und in Wahrheit, diese Modalität selbst trägt zur Nothwendigkeit der Stände in eben dem Grade bei, als ein gewisser Tadel bei jedem Menschenlob, und wenn dieser Mensch auch König Friedrich II. wäre, das Lob erhöhet und befestiget. Zwar der Laie selbst kann sich nicht entbrechen, Stände anzunehmen, und ist so dienstwillig, die Ritterschaft S. 51. ein respectables Corps zu nennen; allein er scheint sie durch diesen süßen Rauch sanft einwiegen und in eine so stolze Ruhe bringen zu wollen, daß sie diese Ehrwürde nur bloß der Schmeichelei eines Laien und nicht patriotischer Thätigkeit zu verdanken haben soll. Doch es ist Zeit, den vier Fragen unsers Fragstellers, die er abfertiget, anstatt zu beantworten, näher zu kommen. Unser Beleuchter nennt sie nicht bloß wichtig, sondern sehr wichtig. Ich will ihm zu Gefallen, diesen vier Fragen die nämliche Würde beilegen, wenn er nur dagegen seine Entscheidungen oder Ergießungen unrichtig zu finden die Erkenntlichkeit hat.

Die erste Frage ist: Hat die Verfassung, daß die Stände in Preußen durch Deputirte oder sonst sich vereinigen dürfen, schon in vorigen Zeiten statt gefunden, oder ist sie neu?

Schon ist außer Zweifel gesetzt, daß Stände ohne Thätigkeit nicht Stände seyn würden, und daß Stände in einem monarchischen Staat von so vielen Seiten erwünscht und nothwendig sind. Innere und äußere Beweise, die Natur des Menschen und Schriftsteller,

welchen der Laie selbst die Ehre erweiset, sie anzuführen, sind für diese Einrichtung. Ja was noch mehr wie Alles ist, der Laie selbst ist nahe bei diesen Sätzen, so daß nicht viel zu fehlen scheinet, daß er sie annehme. Dem sey indessen wie ihm wolle, so ist und bleibt ein Unterschied zwischen innerlich überzeugt seyn, und äußerlich überzeugt seyn wollen, und unser Laie selbst hat seine guten Ursachen, sich geradezu gegen allen Zusammenhang der Stände zu erklären. Er will eine Haushaltung; allein die Theilnehmer derselben sollen nicht bei einander seyn, sondern sich nur von weitem sehen und hören. Sie sollen in Dingen, die ihr gemeinschaftliches Wohl betreffen, keine Gemeinschaft haben, mit einem Wort, sie sollen ein Stand seyn und es auch nicht seyn! Wider jede Zusammenkunft und jede Deputation eifert unser Laie, und so giebt er zwar zu, daß Jeder in seinem Kämmerlein beten, allein nicht in der Kirche zusammen zu kommen befugt seyn soll. Wer sieht nicht von selbst, daß es hier auf Mißverständnisse hinausläuft, die gewiß keine Mißverständnisse seyn würden, wenn unser Verfasser entweder so viel Einsicht oder guten Willen gehabt hätte, oder hätte haben wollen, sich diese Mißverständnisse selbst zu lösen oder lösen zu lassen. Wo ist es je der preußischen Ritterschaft eingefallen, jene Zeit zurück zu wünschen, da, wenn gleich Stände an der Regierung unmittelbar Theil nahmen, dieses doch mit so viel Neid, mit beständiger Furcht, seine Rechte zu verlieren, mit beständigen Streit, sie schon verloren zu haben, verknüpft war, da man oft wider sich handelte, indem man für sich zu seyn glaubte. Jene Zeit ist vorbei und die Ritterschaft erwähnt nie derselben, ohne dankbar zu empfinden, daß

sie den Vorzug genießt, dem Scepter des Durchlauchtigsten Brandenburgischen Hauses unterworfen zu seyn; nie ohne den Herzens-Wunsch: Gott segne den König! Es ist bekannt, daß die Stände dem Orden Preußen erobern halfen und die herrlichsten Vorrechte von ihm erhielten; allein es ist auch eben so bekannt, daß der Orden gegen seine Vasallen und selbst gegen seine eigenen Glieder unmenschlich ward, und daß die Stände, da alle Vorstellungen und Bitten nichts verschlugen, sich genöthiget sahen, den Weg einzuschlagen, wodurch Preußen in der Folge der Zeit dem segensreichen Brandenburgischen Hause zufiel. Dies ist der kurze Inhalt der Umstände, deren sich die Ritterschaft mit Entzücken aus der sonst sehr traurigen Ordens-Geschichte erinnert, um sich freuen zu können, daß die Vorsicht den Muth, den ihre Vorfahren bewiesen, und die Entschlüsse, die ihre Vorfahren genommen, mit einem glücklichen Erfolg gekrönt hat. Unser unberufener Fragsteller hätte indessen hieraus den Gesichtspunkt nehmen können und sollen, um die Bitte der Ritterschaft, ihr Deputirte aus ihrem Stande zu gestatten, zu beurtheilen. Wenn sie bei dieser Bitte vor dem Thron jener Zeit sich erinnert, so ist es, um zu beweisen, daß sie selbst in ihren Vorfahren dieser Bitte nicht unwürdig sey, und ob sie es in Hinsicht ihrer selbst sey, das mag der Eifer bestimmen, womit sie für ihr Vaterland Gut und Blut auch nur noch in den gerechten Kriegen Friedrichs II. ruhmwürdigsten Andenkens zu opfern bereit war. Und was ist denn diese Bitte, die einen Laien zu einem Schriftsteller bringt? Ueberschreitet sie etwa die Grenzen, welche der Cabinets-Minister von Herzberg in der angeführten Abhandlung den Ständen an-

weiſet? Wollte die Ritterſchaft wo den königlichen Befehlen Einwendungen entgegenſetzen? (an Mitbefehlen kann ja ohnehin kein Vernünftiger im monarchiſchen Staate denken) oder zeigt nicht vielmehr die Treuherzigkeit der Bitte der Ritterſchaft, die Unverfälſchtheit ihrer Abſicht? und was ſoll alſo die erſte ſehr wichtige Frage, die ſo ganz und gar außerhalb der Bitte der Ritterſchaft an ihren vielgeliebten König liegt? Damit indeſſen der Laie nur ja nicht wähne, daß er bei dieſer Frage hiſtoriſch richtig verfahren, ſo werde ich unten aus ſeinem Auszug der preußiſchen Geſchichte beweiſen, daß er nichts ergründet, ſondern Alles nur flach, kraftlos und uncharakteriſtiſch berührt habe, daß er nicht im mindeſten bis zum Urquell der Geſchichte der menſchlichen Vorſtellungsweiſe hineingedrungen, und daß man ſelten auf ſo wenigen Blättern ſo viel Unrichtigkeiten, und die noch obenein (ich ſage es ungern) in ſo böſer Abſicht geſagt finden wird. — Hier bei Gelegenheit der vier untergeordneten Fragen (die ſich S. 46. anheben und bis zum Ende fortgehen) werde ich zwar nur eine Ausſicht auf jene weitläuftigere hiſtoriſche Beprüfung eröffnen, indeſſen doch weder Geſchichts-Umſtände noch ſonſt etwas von den Behauptungen unſers Laien vorbeigehen laſſen, wobei Unkundige glauben könnten, daß er wirklich die Sache in ihrem wahren Lichte dargeſtellt hätte.

Daß die Rechte nur für Wachende ſind, iſt eine bekannte Regel, und wenn einzelne Menſchen über ihre Rechte wachen können, warum ſollte denn nicht einem ganzen Stande an dieſer Regel Theil zu nehmen erlaubt ſeyn? S. 46. Nichts mehr als jene Kunſt des Franzoſen, in drei Stunden Maler zu werden, welche ſich

in eine Art von Glasmalerei auflöset, wozu ein Kupferstich in schwarzer Kunst Zeichnung und Ausschattirung hergiebt, besitzt unser Laie als preußischer Geschichtsschreiber. Es ist ein Historikus von drei Stunden, und eher ist Gustav Adolf ein Tyrann, Sülly ein Landesverräther, Cicero ein Dichter, Horaz ein Redner, als unser Laie ein kritisch-historischer Schriftsteller. Wo hat denn je die preußische Ritterschaft den Stand der Städte ausschließen wollen? Hat sie nicht seiner in ihrer Bitte an den König gedacht? (S. 47.) In spätern Zeiten, fährt unser Laie fort, wurden unterweilen Landes-Gerichts-Tage angesetzt. Unterweilen! Mir ist nur einer dieser Art bekannt, auf welchem unter andern die Sache des von Baisen wider den Bischof von Ermland vorkam, und dieser ward nicht beendigt, sondern durch einen Tumult der Kreuz-Herren, die nicht an Gerechtigkeit sondern an Tyrannei gewöhnt waren, unterbrochen. Schütz sagt, daß sie in die Worte ausgebrochen, Land und Städte würden einen dergleichen Tag nicht mehr erleben! *) und wo hat der Adel damaliger Zeit mehr Stimmen als zwölf auf dem Landes-Gerichts-Tage verlangt? Weiß mir etwa der Laie hier eine Geschichtsquelle anzuführen? oder ist dies nicht wieder eine von seiner gewöhnlichen Art, ohne Quelle zu schöpfen, ohne zu denken zu schreiben, und ohne zeichnen zu können zu malen? Kommt es denn in Rechts-Angelegenheiten auf die Majorität von Personen des nämlichen Standes, der Recht sucht, an? Auf diese Weise würden unsere Bauern am meisten zu beklagen seyn; und wie war es möglich, daß unser

*) Schütz Historia rerum prussicarum. 4. Buch S. 142. a.

Schriftsteller, der wohl in allen Fächern ein Laie zu zu seyn scheint, aus diesem Umstand einen Nachtheil für die ritterlichen Vorrechte erzwingen zu können sich einbildet? Die Ritterschaft, die unser kritischer Historikus selbst noch jetzt ein respectables Corps nennt, S. 47., soll zu den Zeiten des Ordens kein Corps gebildet haben, und zu schwach gewesen seyn, den vermeintlichen Anmaßungen des Ordens, wären sie auch wirklich so tyrannisch gewesen, als sie von parteiischen preußischen Schriftstellern verschrieen sind, mit irgend einiger Kraft oder Erfolg entgegen zu setzen. Nicht die Ritterschaft, sondern die Stände, haben sich, nicht den vermeintlichen, sondern den wirklichen tyrannischen Anmaßungen des Ordens, nicht in Worten sondern in Thaten öfters entgegengesetzt, und leider! entgegensetzen müssen, indem der Orden nicht lange in den Schranken regelmäßiger Beherrschung blieb. Auch sind unleugbare Spuren der That vorhanden, daß die Stände Theil an der Regierung zu einer Zeit genommen, wo man dem Orden diese Vorwürfe der Unregelmäßigkeit nicht zu machen im Stande ist. Auf Worte, die allerlei Auslegungen unterworfen sind, kann es doch, so wie überhaupt, so auch hier nicht ankommen; sobald That ihre Stelle vertritt. — Ich werde unten näher zu bemerken Gelegenheit nehmen, daß unser Schriftsteller so ganz ohne alle Ueberlegung, der geraden Ehrlichkeit entgegen, dem Orden huldigt, zwar nur, um den Ständen, die einmal seine Saracenen sind, Abbruch zu thun, indessen nimmt er's sich nicht übel, um dem Orden nur treu zu dienen, sich auch wider die jetzt regierende höchste Landes-Herrschaft zu erklären, die es

ihm denn freilich, weil er nicht wußte, was er that, großmüthigst übersehen wird. Parteiisch wären die preußischen Schriftsteller? Und wie beweiset dieses unser Laie? Waren diese Schriftsteller Schmeichler? und gab es denn Keinen, der ihnen widersprach? oder was bewog die Schriftsteller, parteiisch zu seyn? War etwa der Orden nur bloß in Preußen so ausschweifend, und war er es etwa bloß gegen die Stände, oder war er nicht so tief gesunken, daß er in sich selbst wüthete? Und ist dies nicht der treuste Beweis, daß der Laie das auf Andere bringen will, was ihm selbst sein Gewissen vorrückt? — Grunau versichert, daß viele der preußischen Chroniken verbrannt und vermauert worden *), und wem ist es nicht bekannt, daß der hohe Meister Michael Küchmeister von Sternberg den Befehl ertheilt, daß die Chroniken eingeliefert und dem Orden verkauft werden sollten? Hartknoch bemerkt in seiner Preußischen Kirchen-Geschichte S. 251., es wäre zur Ursache von dieser Härte angegeben, weil die Chroniken den Hussiten das Wort redeten. Es ist hier nicht der Ort, den eigentlichen Ursachen dieses Befehls näher zu treten, allein bemerken muß ich, daß gerade dieser Befehl der Nachwelt viele Nachrichten entzogen, obgleich wir sicher keine, auch nicht eine weiter bedürfen, um den Beweis von der Grausamkeit des Ordens vollständig zu führen. Wenn je unser Schriftsteller den Schütz, den er doch so häufig anführt, in seiner Hand gehabt, wie konnte er die ausgeübten Tyranneien des von ihm präconisirten Ordens bezweifeln? Doch unser Schriftsteller will mit diesem Eingange, den er in diese Einschaltun-

*) Grunovii Tract. XV. Cap. 3. fol. 326.

gen kleidet, eigentlich den Städten auf Kosten des Adels das Wort reden, und diese Mühe hätte er sparen können, weil die Ritterschaft nie geleugnet, daß die Städte einen Stand ausmachen, indem der Bürgerstand oder der freie Stand der Städte überall, wo man die gehörigen Begriffe vom Adel hat, besonders in Deutschland, neben dem Adel erforderlich ist, um tiefer zu den Unfreien und Leibeigenen hinabzusteigen. Dieses Verhältniß eines Standes haben die Städte auch noch bei der letzten Huldigung mit Recht ausgeübt, und kann und wird es der Ritterschaft auch jetzt und künftig dieses Band der Verbindung zu trennen nie in Sinn noch Gedanken kommen. Was sollen denn also diese hier völlig überflüssigen Versicherungen, daß die Städte mehr Geld als die Ritterschaft gehabt? und was soll die aus der ersten besten Zeitung herausgenommene Nachricht, daß die Provinz Holland, und in ihr die Stadt Amsterdam, fast allein die vereinigten Niederlande dirigire, weil sie die Bestreitung der Staats-Unkosten nach Verhältniß zum größten Theil übernimmt? Ist denn etwa ein Streit zwischen den Ständen Preußens? Will die Ritterschaft denselben zu ihrem Vortheil entschieden wissen? Wahrlich, es könnte dies Alles nicht wunderbarer seyn, wenn unser Laie es aus Amsterdam selbst geholt hätte! doch man höre den Abfall vom Schluß, den unser Verfasser ganz unmittelbar aus dieser Sache leitet: „Also (ein unbegreifliches Also) aus „den ersten Zeiten dieser Macht der Preußischen Stände schreibt sich der Gebrauch der Ritterschaft nicht „her, immerwährende Repräsentanten zu halten!“ — S. 49. Der Zweck der ehemaligen landschaftlichen Versammlungen war freilich vorzüglich auch mit Bewil-

ligungen, und von dieser Seite hat die preußische Ritterschaft allerdings nicht nöthig, weiter zusammenzukommen; hat dieselbe denn aber in dieser Hinsicht ihr Gesuch vor den Thron gebracht? Giebt es außer den Bewilligungen, die jetzt wegen fester Abgaben aufgehöret haben, keine andere Gegenstände, die eine Zusammenkunft der Stände, oder eines Standes nothwendig machen, oder wenigstens von großem Nutzen seyn können? Ohne auf das, was ich bereits über diesen Gegenstand aus der Natur des monarchischen Staats geschöpft, Rücksicht zu nehmen, und ohne den lieblosen und in der menschlichen Gesellschaft höchstschädlichen Grundsatz: Jeder für sich, Gott für uns Alle, zu beleuchten, sey mir erlaubt, nur der, in diesen Jahren und Tagen von der Ritterschaft gehaltenen Versammlungen zu erwähnen. So wird mit immerwährendem Dank sie sich auch des Ministers von Gaudi erinnern, der im Jahr 1780 auf Königlichen Allerhöchsten Befehl die Provinz bereiste und eine dergleichen Versammlung veranlaßte. Nahe dem Untergange waren einige Familien wegen der höchst fehlerhaften und gewinnsüchtigen Einrichtung in Hinsicht des Graudenzschen Festungs-Baues. Der Minister hörte, bei einer Convocation des Adels, die gerechten Beschwerden und die Vorschläge zu ihrer Abänderung. Die musterhafte Abhelfung dieser Mängel, bei denen Despotismus und Gewinnsucht gewisser Leute Nahrung und Kleidung gefunden hatte, kann und wird die Ritterschaft nie vergessen. Es hörten diese häufigen Klagen des Adels mit dieser Convocation durch die neuen Einrichtungen mit einmal auf, und verlor der König und die Festung bei diesen Einrichtungen, wodurch doch das

Land so unendlich gewann? Noch jetzt werden diese Einrichtungen (sollte unser Laie der Einzige seyn, der nicht wüßte, was in diesen Tagen geschehen ist?) fortgesetzt, und zwar durch Repräsentanten des Adels. Es giebt Auflagen, wo die Art, womit sie beigetrieben werden, unendlich drückender als die Auflage selbst ist. — Ohne des vor der Huldigung unseres jetzigen vielgeliebten Monarchen gehaltenen Land-Tages zu gedenken, war nur vor wenigen Wochen die Ritterschaft wegen der zu versorgenden ehemaligen Tabaks-Officianten versammelt. Jetzt wird Ost-Preußen eine landschaftliche Credit-Kasse beherzigen, wahrlich ein Gegenstand zu Zusammenkünften, und auch ohne diese Credit-Kasse, wie nützlich hätte es seyn können, wenn die Ritterschaft wegen ihres Credits schon ehedessen gemeinschaftliche Ueberlegung angestellt hätte! Wie manches allgemeine Gute wäre berichtiget, wie mancher Ausführung des Gesetzes ein Schwung beigelegt; und wie? sollten nicht ökonomische Gesellschaften und gemeinschaftliche Untersuchungen solcher Gegenstände für's Land von unglaublichem Nutzen seyn? Vorschläge in Büchern sind todte Buchstaben, Unterredungen sind der Geist, der diese Vorschläge belebt und sie in Umgang und Uebung bringt. Der Laie giebt es selbst zu, daß in den Vorschlägen der Ritterschaft, S. 49., sich nichts aus der Grund-Verfassung der Preußischen Lande Entlehntes gefunden habe, und was will er denn mit dieser ersten Frage, wo er es doch so recht sichtbarlich dazu anlegt, Alles aus der ersten Grund-Verfassung der Preußischen Lande entlehnen zu wollen, oder in der er sich doch das Ansehen giebt, Alles daraus entlehnt zu haben, und was mit seiner ganzen

Schrift? Was will er mit seiner ohnehin falsch angegebenen und völlig verzeichneten Landtags-Instruction, mit seinem Prorogiren und Limitiren? War dieses der Inhalt des Gesuchs der Ritterschaft, der Sinn ihres patriotischen Wunsches? In aller Geschwindigkeit schafft sich der Beleuchter noch einen Stand, den wir in Preußen nicht kennen, S. 50., den Stand der Cöllmer und den Stand der Freien. Diese Männer sind bis jetzt durch die Ritterschaft vertreten worden; und nun schließt unser Laie: entweder das Alte oder Nichts. Ein wunderbarer Schluß! Befehlen und Gehorchen ist im Staat schon durch die gesunde Vernunft eingeführt, und wenn auch darüber keine freiwilligen Einrichtungen getroffen sind, so schreibt schon die Natur der Sache die Art vor, wonach Beides einzurichten ist. Im monarchischen Staat weiß ein Jeder, daß der Monarch allein zu befehlen habe und wir Alle zum Gehorsam verpflichtet sind; indessen kennt unser vielgeliebter König, und seine preiswürdigen Vorfahren kannten gleichfalls die wahre Ehre des Staats, die gewiß mit von den Bewilligungen aller jener Freiheiten abhängt, welche der Natur eines monarchischen Staats so wenig entgegen sind, daß sie vielmehr zu seinen Eigenschaften gehören, obgleich unser Laie auf der einen Seite eine Willkühr und auf der andern Seite den Zwang einer unwiderstehlichen Gewalt eingeführt wissen will. —

Doch unser Laie wirft dem Monarchen zur Ehre seine zweite Frage auf: verträgt sie (diese Verfassung) sich mit der jetzigen monarchischen Regierung? Von welcher Verfassung redet der Laie? Von der Verfassung des Ordens oder zur Zeit des Ordens? Alsdann hätte er die Frage sparen können. Mei-

net er seine erträumte Verfassung mit allen ihren Auswüchsen von Limitiren und Prorogiren, so ist es ein Unding; meinet er aber jenes Bestreben einzelner Menschen, das allgemeine Beste zu bewirken, jenen National-Geist und Vaterlandsliebe, so hat er Vernunft und das Zeugniß bewährter Männer gegen sich, die ihm den Vortheil der Stände anpreisen und sie als Hauptbestandtheil der Monarchie darstellen. Vielleicht ist aber der Vortheil einseitig und nur bloß von Seiten der Staatsbürger? Vielleicht ist er wenigstens von Seiten des Monarchen kleiner, oder so zweideutig, daß er leicht in Nachtheil umschlagen kann? Was braucht (um diese Einwendungen des Laien kurz zu fassen) ein Monarch diesen Umweg, da er gebieten kann? Zwar ist allen diesen Zweifeln bereits begegnet und der Vortheil nicht übergangen, welcher bei der Einrichtung der Stände auch auf Seiten des Monarchen ist, als welches, da Stände der Monarchie wesentlich sind, ohnehin eine ganz natürliche Folge ist; indessen kann es nicht schwer seyn, diese Vortheile, von Seiten des Monarchen, näher zu entwickeln. Ich will nicht sagen, daß seine Befehle hierdurch am leichtesten und allgemeinsten bekannt werden; allein gewiß werden sie besser verstanden, eingesehen und zu Herzen genommen. Rousseau sagt: „es sey leichter, zu erobern, „als zu regieren; man kann vermittelst eines Hebe„baums die ganze Welt durch einen Finger erschüttern, „aber sie zu unterstützen, dazu gehöre ein Hercules.“ Und in Wahrheit, Stände sind Mittel, wodurch der Monarch Alles schneller zu übersehen vermögend ist und wodurch er sich die Regierung erleichtert. Er hält sich an die Aeltesten und Vorsteher, und diese helfen, för-

dern, ermuntern, und dies nicht des schnöden Gewinnsts halber, sondern des Vaterlandes und seines Vaters wegen. Ein einzelner Mensch wagt in Rücksicht der unleugbaren Wahrheit, daß er auf Rechnung der menschlichen Schwachheit schon sich etwas herausnehmen könne, oft höchst widersinnige und übertriebene Bitten; wäre der Landesherr wohl mit diesem Gesuch behelliget worden, wenn andere dem Bittenden Hand und Verstand geführt hätten? Stände machen dem Landesherrn das Hören und Erhören unbeschwerlicher, und er darf in dieser und vieler andern Hinsicht nicht jeden Auswuchs, sondern den ganzen Körper und die Masse des Bluts curiren, wenn er Stände hat. Die Gewalt, ich gebe es zu, ist allerdings eine nothwendige Eigenschaft des Monarchen, ist sie aber die einzige? sind nicht vielmehr Weisheit mit der Gewalt verbunden, Güte oder Gerechtigkeit, die Zierden der Götter der Erden? Zur Gewalt trägt der Monarch nichts bei, die erhielt er vom König aller Könige; allein durch Weisheit und Güte offenbaret er den göttlichen Beruf, Vater seines Volks zu seyn. Und so kann ihm denn auch nur die Zuneigung und das Lob einer denkenden Nation wohlgefallen. — Wo ist eine bessere Schule, sich Räthe zu ziehen und auszuwählen, die nicht das Ihre suchen, sondern das, was des Königs und des Landes ist, als Stände? — Und jene verschriene Freiheit, die durch Stände begünstigt werden soll, ist sie denn wirklich der Stein des Anstoßes, den Laien aus ihr machen? Hat die Vorsicht nicht vielmehr darum den Menschen Könige gegeben, um menschliche Freiheit und die den Menschen angeborne und von ihnen hinzu erworbenen Rechte zu beschützen? Sind sie nicht Schutz-Götter der na-

türlichen und bürgerlichen Verfassung vernünftiger Menschen, und giebt's nicht bloß nur im monarchischen Staat jene vernünftige Freiheit, die den Menschen zur Ehre gereichet, jene Freiheit, die sich auf das Recht einschränket, Alles zu thun, was die Gesetze erlauben, wo man seine Kräfte nur bloß zur Erhaltung der Menschheit regelmäßig zu gebrauchen anlegt? Graf Herzberg sagt in der bereits angeführten Schrift, so schön als wahr: „Die republikanischen Staaten sind „freier, ich gebe ihnen daher nicht den jetzt gewöhnli„chen Namen von Freistaaten, ich nenne sie Republi„ken.“ Das edelste Geschenk, was Gott den Menschen gab, ist und bleibt die Freiheit, wenn gleich dies Geschenk so selten gut angewandt wird und noch seltener die damit Beschenkten glücklich macht. Wenn nun gleich die bürgerliche Freiheit, so lange Menschen solche Menschen wie jetzt sind, von den Gesetzen und ihren Gebern oft so einzuschränken ist, daß sie, die Sache genau genommen, oft nur in einem bloßen Imaginationsspiel bestehet; so sey doch wehe dem, der den Menschen selbst dies Spiel verrückt. Was ist auf der ganzen weiten Welt, so dies Spiel ersetzen kann? Spiel? sage ich, oder ist nicht vielmehr außer dieser bürgerlichen Freiheit alles Andere Spiel in der bürgerlichen Welt? Ein Wahn, der erhebt, ist er nicht besser als eine Wahrheit, die niederdrückt, und ist's denn Wahn, bürgerliche Freiheit im monarchischen Staate genießen? — Man könnte sagen, daß nicht der Sonnenstrahl, sondern der Schatten von Freiheit in der menschlichen Gesellschaft wohlthätig sey. Gut seyn und Gutes thun, will und kann mit keinem Zwange verbunden seyn. Etwas thun, weil es befohlen ist, scheint genug zu seyn, allein in

Wahrheit, es scheint nur, weil es doch nur alsdann ohne Nachdenken und ohne Ueberzeugung geschieht. Die Gottheit will geliebt werden, und so auch ihr Ebenbild, der Monarch! Nicht Maschinen will der Staat, sondern Menschen; jene zu stellen, dazu gehören Kunstgriffe; allein Menschen zu beherrschen, bei'm edeln Bewußtseyn — selbst ein Mensch zu seyn, dazu gehört Verstand, Freiheit und jene erhabene Regententugend, über der Schande der Menschen ihre Würde nicht zu vergessen. — Wehe dem Volk, das auch den Sinn für Freiheit verloren hat! Nicht hat es die Freiheit allein, sondern auch die Tugend hat es eingebüßt. — Alle Einwendungen, die man aus voriger Zeit zu entlehnen sich nicht entblödet, sind Vorwürfe, die so unpassend als gehässig sind. Nicht nur, weil man überall jetzt mehr an Regelmäßigkeit und Ordnung gewöhnt ist, sondern weil eine Verbesserung an Verstand und Willen im Durchschnitt nicht verabredet werden kann. Wenn unser Laie den Zustand der Welt zu jener Zeit übersehen und eine moralische Karte von den damaligen Regierungen, Gesetzen, Sitten, Wissenschaften und vorzüglich Religions-Begriffen zu entwerfen im Stande gewesen, wie gar anders würde doch seine Kritik der Geschichte ausgefallen seyn! Selbst nur die Mißverständnisse in der Religion, seitdem Preußen das Glück hatte, der geistlichen Obrigkeit zu entgehen, sind sie nicht, wenn gleich es unmöglich ist, alle jene Windungen des Weges zu erreichen, welche man zu jener noch sehr finstern und furchtvollen Zeit einschlug, die Triebfedern der meisten Uneinigkeit? Ist es gleich nicht zur Evidenz, so ist es doch bis zum hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu bringen, daß die Religions-Veränderung zu Zei-

ten des unschätzbaren Markgraf Albrecht und die spätere Annahme der reformirten Religion der regierenden Herrschaft, freilich zu sehr ungründlichen, allein eben darum zu desto verzeihlichern Besorgnissen Anlaß gab. Traurig bleibt es, daß sich die Menschheit in der Schule des Argwohns, der Unruhe und des ewigen Zwists gebildet hat; war es indessen nicht ihr allgemeines Loos? Gott Lob! jene Zeit ist vorbei und der Fall kann so leicht nicht befürchtet werden, wo solcher Greuel an heiliger Stätte eintreten könnte. Schon die Buchdrucker-Kunst und Publicität schützen vor dergleichen Barborei. Unsere Beherrscher sind zu groß, um es zur Furcht auch nur anlegen zu wollen. Geliebt wollen sie seyn. Ihr Volk ist zu aufgeklärt, um den Werth zu verkennen, unter einer solchen Regierung zu stehen. Eben diese Umstände überzeugten die Ritterschaft, daß durch eine vernünftige, wohlgeordnete Freiheit die Majestät erhoben würde, und so brachten sie denn ihre Bitte zum Thron und begleiteten sie mit der Versicherung, von einer vernünftigen Freiheit einen vernünftigen Gebrauch machen zu wollen. Wahrlich, es giebt im monarchischen Staat, auch bei dem väterlichsten Willen des Monarchen, Diener, die nach dem Montesquieu (13. Kapitel 5. Buch) den Baum abhauen, um seine Früchte zu sammeln, oder wie ein witziger Philosoph bei einer andern Gelegenheit sich ausdrückt, den Wald aushauen, um durch einen Zaun den Wald zu sichern. Es giebt despotische Vollstrecker der väterlichsten Befehle, und war es den Ständen zu verdenken, wenn sie dieses Despotismus halber ihren vielgeliebten König, ihren Vater baten, sie zu sichern? — Man höre aber nur unsern Laien, wie er diese Sache nach seiner Manier

zu verrenken versteht! Die Stände wollen durch ihr Gesuch die Archive und Registraturen der herrschaftlichen Collegien durchsuchen, um den Souverain in allen seinen Schritten zu controlliren. Den Souverain? Wenn die Stände die Repartition bei'm Festungsbau nachsehen, controlliren sie den Souverain? Oder wiegen sie etwa (wie der Verfasser fortfährt) die Güte aller seiner Anordnungen, die nicht das Wohl eines einzigen Standes, sondern des Ganzen zum Gesichtspunkt haben dürfen und müssen, nach dem Vortheil und Präjudiz eines Standes ab? Wo hat denn je die preußische Ritterschaft sich dergleichen Dinge angemaßt, daß alles das, was der Landesherr befiehlt, den Ständen wörtlich und treu eröffnet werde (und dies sind doch die eigentlichen Schritte, die der Souverain thut), dawider hat unser Laie eben keinen Einwand und kann ihn auch nicht haben, nur die Eintheilungen und andere wirkliche Nebensachen, wodurch andere Leute controllirt werden, liegen ihm am Herzen, und diese erhebt er zu einem solchen Heiligthum, das kein treuer, wohlmeinender Befolger der Königlichen Befehle einzuschauen sich unterstehen soll. Wenn schlechte Diener controllirt werden, gewinnt der Landesherr und nur der untreue Diener verliert. — Wie schnöde commentirt unser Laie die Angelobung der Ritterschaft, S. 51., daß die Deputirten, deren Bewilligung sie bei ihrem Landesherrn sich erbat, nie auch nur im mindesten den Verfügungen ihres Souverains widerstreben sollten. Wahrlich, die feine Erziehung, die er der Ritterschaft, S. 51., beizulegen die ungebetene Gefälligkeit hat, scheint ihm, so wie alle Weltkenntniß, die er derselben

auch zugesteht, völlig zu fehlen, indem er sonst unmöglich sich zu einem Commentar dieser Art verstehen können: indessen befürchtet er (und dies scheint überhaupt seine ganze Befürchtung zu seyn) bei unrichtigen Wendungen und gewinnsüchtigen, unbedachten Vollstreckungen der königlichen Befehle, gerechte Gegenvorstellungen und Verwahrungen gegen diese wider den offenbaren Willen des Landesherrn zum Umsturz treuer Vasallen und Unterthanen eingeschlagene Methode. S. 52. Dies nennt der Laie eine Lähmung der Hauptfeder, durch welche alle übrige Triebwerke ihre Bewegung, Kraft, Leben und Dauer erhalten. Wie denn das? Wenn der Gewinnsucht, Eigendünkel, Plackerei, nie aber den Befehlen des Alleinherrschers entgegengearbeitet, wenn die letztere noch schneller, treuer, wohlgemeinter, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften vollzogen worden, heißt das, „die auf's herrlichste geordnete Maschine verbessern wollen"? Die Stände im Staat sind doch wohl mit des Laien Erlaubniß ein Theil dieser Maschine, und eben die sollten nicht das Einfache und Simple derselben wünschen, das nur der, welcher seine unlauteren Absichten zu verstecken Ursache hat, zu verkünsteln sich Mühe geben wird! — Völlig scheint hier unser Laie seinen Zügel verloren zu haben, indem er geradezu wider sich selbst spricht, doch bald findet er ihn wieder und man höre: „Mögen in republikanischen „Staaten Politiker eine Opposition-Partei doch immer für unentbehrlich halten, um der herrschenden „Faction einen Kappzaum anzulegen." Diesen Kappzaum erklärt er (und freilich verdient dieser Ausdruck eine Erklärung): „um sie" (die Faction nämlich) „Gerechtigkeit zu lehren und sie mit dem Unwillen des

Volks zu schrecken" — und nun wieder ein langer londoner Zeitungs-Artikel, den er denn endlich mit einer zwar nicht neuen, wohl aber richtigen Behauptung schließt, daß nämlich im monarchischen Staat Alles auf die Stärke und Festigkeit des zwischen Regenten und Unterthanen geknüpften Bandes ankommt. Wohlgesprochen! und dies Band, fährt er S. 53. fort, wird durch öftere Widersprüche zernagt. (Ein Ausdruck, der zum Kappzaum paßt.) Allerdings verliert dies Band durch Widersprüche gegen landesherrliche Befehle, wird aber fester geknüpft durch Aufdeckung der gewinnsüchtigen Verfahrungsart elender Verfälscher und gewissenloser Vollstrecker. Es ist einleuchtend, daß unser Laie hier, wie in mehreren Stellen, sich einen Popanz selbst zu schaffen beliebt, wider den er ficht, denn ist hier von einer republikanischen Staats-Verfassung die Rede, in welcher, wie doch unser Schriftsteller selbst zum voraus zu setzen scheinet, es auch keiner Oppositionspartei bedarf, weil er nirgends derselben bedarf, als wo diejenigen heiligen Rechte der Menschheit verletzt und vernichtet werden sollen, auf die kein Mensch, selbst wenn er wollte, Verzicht thun kann? In diesem schrecklichen Falle entsteht sogleich eine Oppositionspartei, und wahrlich, dazu sind Stände nicht nöthig. — —

Wer Lust hat, unserm Laien für die Lobrede zu danken, die er unsern großen Beherrschern und uns zu halten für gut findet, der thue es. Die Ritterschaft für ihre Wenigkeit macht so wenig auf sein Lob als seinen Tadel Anspruch, indem Beides mehr Kenntniß und Beurtheilung voraussetzt, als unser Laie besitzet und zu besitzen in den Umständen ist, und ist übrigens nicht mit der Zunge sondern im Herzen und durch

Handlungen, so wie die Gottheit verehrt seyn will, gewohnt, ihre Beherrscher zu verehren, und so wird auch das Andenken des unsterblichen Königs Friedrich II., dem der Laie insbesondere Lobopfer bringt, immer und ewig im Segen bei und unter uns seyn. Die Beinamen Groß und Einzig sind bei weitem so viel nicht, als der einfache Lobspruch: Er machte den Menschen Ehre; und sind denn wohl alle die ungesalbten Redner-Künste unseres Laien einem Monarchen angemessen, von dem man mit Wahrheit sagen kann, daß, wenn die Menschheit sich einen König wählen sollen, sie ihn erkoren hätte? Die Ritterschaft bedarf keiner Erinnerung der erhabenen Eigenschaften ihres unvergeßlichen Landes-Vaters, und wenn er gleich uns in den letzten Jahren seiner glorreichen Regierung die Strahlen seiner persönlichen Gegenwart entzog, so war doch sein Geist bei uns, seine Güte und seine Gerechtigkeit schwebte über alle seine Länder, und hätte sich doch unser Laie bei seinem Lobgeschrei, das von ihm selbst (S. 55.) erzählte wahrhafte Königswort in Verstand und Herz geprägt, ehe er sich zu dieser Beleuchtung entschloß: „Er könne, er dürfe die Rechte der Stände nicht kränken.“ Möchte doch unser Beleuchter von diesem König, der keinen vor sich hat, der ihm gleich kommt, von diesem Könige, der keinen blinden, sondern einen sehenden Gehorsam verlangte, lernen, Ständen begegnen, von denen er so frech nur auf der vorigen Seite behauptet: daß Mißtrauen in die Gerechtigkeit ihres Souverains hervorkuckt, wenn sie kindlich ihren Vater bitten, sie vor gewissenloser despotischer Behandlung gewinnsüchtiger Diener in Schutz zu nehmen. Das vollkommenste Zutrauen zum

Monarchen ist bei dieser Bitte augenscheinlich; allein freilich kuckt Mißtrauen gegen die Behandlungsart solcher Laien hervor, die so unredlich verfahren, als ihr Herold schrieb.

Der Schluß, den unser Laie bei Gelegenheit der Gerechtigkeitsliebe des unsterblichen Königs Friedrichs II. zieht, sieht nicht dem Bilde des großen Königs, sondern dem Bilde des kleinen Laien völlig ähnlich, und setzt diesen gewiß gerechten König, den er kurz zuvor mit donnernder Stimme den Priestern der Gerechtigkeit das erste Gesetz einprägen läßt, in ihren Sprüchen unparteiisch zu seyn und die Rechte der Bauern gegen ungerechte Ansprüche des Prinzen zu sichern, so tief herab, daß, wenn man nicht schon zuvor überzeugt gewesen, man es wohl hier werden müßte, unser Laie verstehe so wenig zu tadeln, als zu loben. „Genoß aber," so schließt der Laie, S. 55., diesen Justiz-Ausfall, „genoß aber der unbedeutendste, der verächtlichste seiner Unterthanen diesen Schutz, wie vielmehr „hatte ihn die erste und vorzüglichste, die geehrteste Klasse „der Staats-Bürger zu erwarten." Nicht also! In den Justiz-Höfen (und von denen ist doch hier die Rede) giebt's keine erste vorzüglichste und geehrteste Klasse, da ist Alles gleich. Die Justiz ist eine allgemeine Waage, und so sagt denn auch Friedrich II. nicht das, was ihn unser Schriftsteller sagen (oder wie er sich auszudrücken beliebt, donnern) läßt, sondern es heißt vielmehr in dem Königlichen Höchsten Protocoll vom 11. December 1779, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der geringste Bettler eben so wohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle

Leute gleich sind, es mag seyn ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauern gleich und bei solchen Gelegenheiten muß nur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person.

Die dritte sehr wichtige Frage ist: Scheinen Lage und Umstände sie (die Verfassung nämlich und zwar eine solche, die sich, wie schon erwähnt worden, der Verfasser selbst erzeugt, geboren und erzogen hat) nothwendig zu machen? Oder, wie sich unser beredter Laie, S. 55., noch näher bestimmt, können nicht Lage und Umstände dem Regenten für den Staat nachtheiligere Gesinnungen dictiren? Und nun nimmt er sich denn heraus, unserm jetzigen Beherrscher auch eine ungeweihte Rede zu halten, ohne zu bedenken, daß Alexander sich nur vom Apelles malen ließ — die Stände brauchen hier keinen Beleuchter der liebevollen Gesinnungen ihres Monarchen. Die Ritterschaft brachte ihm den Beinamen des Vielgeliebten dar und hat zu ihrem Könige und Vater, zu ihrem Monarchen und theilnehmenden Versorger ein unumschränktes Zutrauen; allein eben dies sein liebevolles väterliches Herz, das sich schon so in der Morgenröthe (S. 57.) seiner Regierung zeigt, veranlaßte die Bitte der Ritterschaft, ihr das Glück nicht zu versagen, über das allgemeine Wohl sich gemeinschaftlich freuen und ihre Noth gemeinschaftlich zu Herzen nehmen zu dürfen. Werden auf diesem Wege hie und da Augendiener controllirt, da sie nicht aus Liebe zum Guten, gut zu seyn, fähig sind, sie wenigstens aus Furcht der Strafe das Böse meiden und nicht so dreist und geradezu den besten väterlichsten Absichten des Königs entgegenstreben, de-

ſto beſſer für König, Staat, treue Staats-Diener, und Alles, was gut und edel zu denken und zu handeln ſich zur Pflicht gemacht hat. Dieſe Augen-Diener dagegen werden außer Stand geſetzt, zu ſchaden, und können wohl gar, wenn Gott will, zu nützlichen Dienern bekehrt werden. Von Seiten unſeres jetzigen vielgeliebten Königs und von Seiten unſers preiswürdigen Königlichen Hauſes ſind wir ſicher, und wahrlich, hier iſt die Sicherheit nicht die Mutter der Gefahr; allein greift man der Würde eines Monarchen zu nahe, wenn man ihm ſagt: Vater des Vaterlandes! du biſt edel und gut, gerecht und weiſe, du biſt ein großer Menſch, allein du biſt doch nur ein Menſch. Wenn er auch ſo gern wollte, ſo kann doch dein königlich väterlicher Blick nicht überall hinreichen! O möcht' er können! Dein Volk hat keinen heißeren Wunſch. Wie glücklich wäre es alsdann! und man kann hinzuſetzen: wie glücklich würdeſt du ſelbſt ſeyn, da du nicht umſonſt Gottes Bild trägeſt, ſondern nur durch das Glück der Menſchheit, durch das Glück deines Volks glücklich ſeyn willſt! Auch würdeſt du alsdann ſehen, daß du weniger gefürchtet als geliebt wirſt! — Der Sonne biſt du ähnlich, die über Böſe und Gute, über Gerechte und Ungerechte aufgeht. Gern möchteſt du zwar über lauter Gerechte aufgehen, weil aber nichts in der Welt, und auch der beſte Staat nicht vollkommen ſeyn kann, ſchenke deinem dir geheiligten, dir ganz eigenen Volk, und in ihm den Gerech-

ten die Hoffnung, daß nicht Unkraut den Weizen überwachse. Du bist Sonne und geneigt, deine wohlthätigen Strahlen Keinem, auch dem Unwürdigsten nicht, zu entziehen — und was würde auch der Menschenklumpen ohne König anfangen? — allein gestatte den Wohlwollenden in deinem Volk nicht Vorzug, sondern nur Aufmunterung. — Sie wollen nicht ausgezeichnet, sondern nur nicht vom Unwürdigen unterdrückt seyn! — Nicht wollen, nicht sollen sie entscheiden, bei dir ist nur Entscheidung von Gottes wegen; allein ihr Herz dir, ihrem Vater, auszuschütten, sey ihnen erlaubt! Ein dergleichen Antrag sollte den liebevollsten König (S. 57.) indigniren? Seinen Verstand überzeugen, sein Herz rühren wird er, und ihm den Wunsch so nahe wie möglich legen! O wenn doch kein Unkraut in meinen Staaten wäre! und da es einmal in dieser unvollkommenen Welt nicht gänzlich auszurotten ist, so soll es wenigstens den Weizen nicht ersticken. Es übergeht allen Ausdruck, wenn unser Laie solch eine Bitte der Ritterschaft eine öffentliche Betastung, S. 58., der Rechte des Herrschers nennet, da sie doch nur das Unkraut im Staat — und auch dies nicht betasten, sondern dem Landesherrn zu betasten, anzeigen will! — Es kann Gegen-Vorstellungen geben, die, wenn sie auch nicht Erhörung finden, doch Achtung nach sich ziehen. — Graf Herzberg, der in seiner, vom Laien und von mir angeführten Abhandlung, aus Geschichte und Erfahrung bestätiget, was Montesquieu mehr theoretisch lehrt, bemerkt, daß die erhabene Beherrscherin

von Rußland, von der Nothwendigkeit und von dem Nutzen dergleichen Zwischenstände überzeugt, sie in ihren neuen Gouvernements eingeführt habe, und selbst in ihrer Hauptstadt Abgeordnete derselben sich versammeln lasse. — Es scheint, setzt dieser helle Bemerker hinzu, daß sie durch dieses Mittel die alte orientalische Despotie ihres Reichs abschaffen will — — und daß ihre Bemühung dahin gerichtet sey, ihre Regierung einer freien monarchischen Regierungsform näher zu bringen. — —

Und nun denn endlich die vierte sehr wichtige Frage: was der Nutzen sey, der im Ganzen und für die Ritterschaft insbesondere von der Erhörung der zum Throne gebrachten Bitte erwartet werden kann?

Völlig könnt' ich diesen Abschnitt übergehen, da dieser Gegenstand von einem Paar so wichtiger Männer, Montesquieu und Herzberg, nicht etwa bloß betastet, sondern ergründet worden; da er in der Natur des Menschen und des monarchischen Staats liegt und auch ohne Beleuchtung auffallend ist. Bei einer guten Sache fällt der Nutzen überhaupt von selbst zu, und man thut wohl, nicht auf ihn, sondern auf die Sache zu sehen. Was in dem ganzen Umfang der Existenz eines Dinges gut ist, das ist im Ganzen und in allen Theilen gut. Freilich, wenn ein liebloser Egoist keinen Blick für's Ganze übrig hat und nur in der Selbstbeschauung sein Glück sucht, so wird es ihm schwer fallen, im allgemeinen Wohl Vortheil zu finden; wer wollte nun aber wohl ein solcher Egoist seyn? Wahrlich, vielseitig ist der Gewinn für den Menschen, wenn Stände und Klassen im Staat sind und von ihm bis zum Sclaven mehr als ein Schritt ist! Selbst wenn

Stände nur als das beste und wirksamste Mittel betrachtet werden, Einsicht und Aufklärung zu befördern, den Gesetzen durch Erfüllungs-Lust und Liebe nachzuhelfen und sie zu unterstützen, Verstand und Willen so nahe als möglich in Verbindung zu bringen und die Befehle des Landesherrn mit der Ueberzeugung des Volks so übereinstimmend zu machen, daß im Staat alle Theile so in einander greifen, daß zu Einem Alles gemeinschaftlich hinwirkt; würde nicht schon der Nutzen der Stände für den Monarchen auffallend groß seyn? Auch die beste Anordnung wird nur äußerlich befolgt werden, wenn nicht Verstand und Herz, das heißt Ueberzeugung, daran Theil nimmt, und welch' einem Oberherrn ist wohl mit bloßem Schein gedient? Heil dem Staate, in welchem Harmonie herrscht, wo Alles verhältnißmäßig seinen Beitrag zum Ganzen liefert! Theile und herrsche, stifte Uneinigkeit und wirf dich zum Regenten auf, ist ein mit Recht beschrieener Grundsatz; nirgend aber, weder aus der Vernunft noch aus der Geschichte, läßt sich beweisen, daß die, so Friede, Zusammenhang, Verbindung und Uebereinstimmung bewirkten, welche die Ringe der Kette in und mit einander befestigen wollten, eine vergebliche, vortheillose Arbeit anfingen. Man kennt schon die Art unseres Laien, Fragen und Antworten zu stellen, und so berührt er Gott-weiß was Alles, nur das nicht, worauf es ankommt. Ein Cavalier (S. 58.), sagt er, der die Rechte seiner Grundstücke vertheidigt, vertheidigt auch die Rechte des ganzen Corps. Wenn also ein Edelmann die Krug-Gerechtigkeit seiner Güter vertheidigt und diesen Rechtsstreit gewinnt, so hat ihn das ganze Corps gewonnen? Und wie vielmal soll ich wiederholen, daß

hier nicht von Vorsicht gegen den Souverain (S. 59.), sondern von Vorsicht gegen gewisse Diener die Rede sey, die eben so gern den Souverain vorschieben, wie einige schlechtdenkende Geistliche, die ihren Eigennutz und Eigendünkel mit der Religion verwechseln; und hat denn nicht die Erfahrung gelehrt, ohne daß wir — unter jenen wilden Nationen in Amerika leben (S. 59.), wo der muthigste Krieger das längste und bestbesetzteste Jagdgebiet hat, oder in den dürren Steppen Asiens, von Tartarhorden und nomadischen Völkern umgeben, wo ein Stamm gegen den andern ficht, um sich in den fettesten Weideflächen zu erhalten (welche Wort-Glocken, tönend Erz und klingende Schellen!) daß der Wille unserer landesväterlichen Oberherren oft stiefväterlich erklärt worden? Wahrlich, die Verfahrungs-Art unseres Laien, die ich in Hinsicht der Geschichte bald noch näher aufdecken werde, läßt sie nicht Alles fürchten, wenn sie auf Staats-Geschäfte angewandt wird? Wehe den Ständen, wehe den Bürgern, wenn ein solcher Diener über sie, ihr Hab und Gut und ihre Rechte seine Meinung eröffnen, berichten und wohl gar entscheiden soll! Wie sehr aber ist auch der Landesherr bei solchen Dienern zu beklagen, die, wie der gegenwärtige, nachdem er ihm solch' Loblärm geschlagen, sagen können: „Und was könnten gegen einen un„gerechten Regenten, der nicht von diesen erhabenen „Gesinnungen beseelt würde, aber, wie der unsrige, un„umschränkte Macht in Händen hat, was könnten ge„gen einen solchen die engeren Verbindungen eines ein„zelnen Standes wohl ausrichten? O! der reißende „Strom verwüstet bei dem mindesten Widerstande drei-

„mal mehr. Nur am schwachen Rohr, das sich vor „jedem Hauche beugt, übt der Sturm seine Gewalt „vergebens, während er den hohen Wäldern seine Macht „durch Niederlagen fühlen läßt.“ — Wie niedrig! wie achtungswidrig! O des Schafkleides und des inwendig reißenden Wolfes! An solchen Stellen muß man den Laien erkennen. Wer es hier nicht einsieht, wessen Geistes Kind unser Beleuchter ist, und wer durch ihn redet, der verzeihe mir, wenn ich ihm übrigens, ohne seinem Herzen zu nahe zu treten, alle Menschen-Kenntniß absspreche! Solche Stellen sind die Warnungs-Anzeigen, womit die Vorsicht ein jedes, auf Schaden ausgehendes Geschöpf bezeichnet! Wer es lieset, Herr oder Unterthan, wer es lieset, der merke darauf!

Wenn die Ritterschaft bei allgemeinen Schäden allgemein rathen und helfen könnte, so wär' es wohl ein eben so sehr menschenfreundliches Werk, als es unmenschlich wäre, bei dergleichen Drangsalen selbstsüchtige Maßregeln nehmen zu wollen, um andere Stände zu vernachlässigen und das Staats-Gleichgewicht zu stören. Wie ist dies ein nur denkbarer und in Preußen ein nur möglicher Fall! Ich habe schon öfters zu zeigen Gelegenheit gehabt, wie schülerhaft unser Schriftsteller in seinen Beschreibungen ist, wie sich Tiraden und Gemeinsätze mit einander balgen, und wer es wissen will, daß ganz Deutschland und Polen in den Jahren 1770 und 1771 im Mangel geschmachtet, und die glücklichen preußischen Unterthanen im Ueberfluß geschwommen, daß Hundert Tausende! unserer unglücklichen Nachbaren von Hunger und von seiner Schwester, der Pest, rechts und links dahin gerafft worden und daß wir nur mit dem, was

wir übrig hatten, die Noth Jener lindern und auch unsere Säckel füllen können, wer dergleichen Zeug rechts und links ausstehen kann, der lese (S. 61 und 62.) unsern Beleuchter. Zwar gilt's Dinge, worüber gar nicht die Frage ist, indessen ist doch die Logik unseres Laien zu bewundern, der aus dieser Mixtur die Schlußfolge herausbringt, daß den Ständen oder der Ritterschaft keine nähere Verbindung zu gestatten sey. Unvermerkt indessen wird man inne, daß unser Laie bei der vierten Frage noch zahlreiche Subdivisionen zu machen, sich in der Nothwendigkeit gesehen. Er nennt es Fälle (S. 62.), ja wohl Fälle, die aber Gott Lob! keinen als unsern Laien beschädigen werden. Ich gehe, sagt er, zu dem zweiten Fall über, der die Gründung einer immerwährenden Ritterschafts-Deputation zur Absicht haben könnte; und dieser Fall ist? Die Verminderung der Privatschuldenlast und die Errichtung eines Creditsystems. Unser Laie ist nun der allwissenden Meinung, daß die Stimme der Mehresten der Ausführung desselben entgegen seyn werde. Wie allsehend! Etwas wissen, was noch Niemand weiß und auch noch Niemand wissen kann, worüber jetzt erst Berathschlagungen angestellt werden — sollen. Was weiß indessen unser Vielwisser nicht! Sogar giebt er uns S. 63. den Aufschluß, daß „die Credit-Kasse darum nicht nöthig sey, weil die Königliche Leihbank „den Tapitalisten mit aller Wirksamkeit unterstützt und ihn in den Stand setzt, keine „einzige Nachfrage nach Geld, wegen fehlender baaren Bereitschaft, von sich zu weisen!" Der Lombard also ist da, um dem zu geben, der da hat, damit er die Fülle habe! Und was zieht

denn nun unser Weitseher aus diesem Allen, das er, ehe man sich's versieht, Gott Lob! an seinen Ort stellt, denn wieder für eine Folge? „Wann ist es aber der „preußischen Ritterschaft verwehrt gewesen, zu solchen „einzelnen Zwecken ihre Deputirten zu wählen?" Also zu jedem einzelnen Geschäfte besondere Deputirte, so daß am Ende die ganze Ritterschaft deputirt seyn und durch dieses immerwährende Deputiren der Sache überdrüßig werden müßte. Gehört denn nicht zu dergleichen Geschäften Kenntniß und Erfahrung, oder ist's vielleicht dem Laien damit gedient, daß immer neue, und sonach unerfahrene Männer zu dergleichen Geschäften angestellt werden? Um dies zu vermeiden, wünschte die Ritterschaft beständige Deputirte, und diese würden bestanden haben, ohne daß sich der Beleuchter die unbezahlte Mühe geben dürfen, sich über einen Etat den Kopf zu brechen, oder einen Aufwand zu befürchten, S. 64., der den ärmern Theil der Ritterschaft bedrückt hätte. Wir, die wir den Druck vermeiden wollen, sollten selbst drücken? Und wozu denn hier Aufwand? Man höre! Zur Besoldung der Deputirten. Und wenn sie unbesoldet dieses patriotische Geschäft übernähmen. Aber alsdann opfern sie sich, mit Hintansetzung ihrer Privat-Geschäfte, dem allgemeinen Besten auf, und dafür müßte ihnen doch eine verhältnißmäßige Entschädigung ausgesetzt werden, die in Hinsicht ihres Standes nicht anders als kostbar ausfallen kann! Welch' eine Güte! Wenn die Deputirten aber auf die Entschädigung des Gewissens und den Lohn des Bewußtseyns, zum allgemeinen Besten gewirkt zu haben, rechnen? Aber die unzer-

trennlichen Bedürfnisse, dergleichen der Aufbau eines Landschafts- oder Conferenz-Hauses, die Kosten zum jährlichen Unterhalt und Besoldung der unentbehrlichen Unterbedienten. O! der überlästigen, bis auf die Unterbedienten sich erstreckenden Sorgfalt des Etats-Fabrikanten, der mit einem so allerliebsten Sortiment von Zahlen zu Markte zieht! Wir brauchen der keines, und gedenken uns so klein einzurichten — doch der Laie selbst fühlt, daß er zu weit abgesprungen, und gesteht der Ritterschaft edler denkende Gesinnungen zu; aber warum denn zuvor alle diese Sprünge? — Sein dritter Fall ist von der Eröffnung der landesherrlichen Befehle hergenommen. Freilich, wenn man das Wort, so wie es gang und gäbe ist, nehmen wollte, so braucht es keiner andern Art der Bekanntmachung, als der gegenwärtigen. Mit Lippendienst, mit kaltem Wissen ist indessen einem väterlich gesinnten Beherrscher nicht gedient, und wie manchen Miethling von Diener giebt's (außer wenn er eine Beleuchtung pro avertenda schreibt), der sich kaum die Zeit nimmt, expediatur wie gewöhnlich, fiat Bericht ex actis zu decretiren — wie Manchen, der die Befehle, welche der Landes-Vater und seine ihm nächsten Collegia ertheilen, in eine andere Form gießt und ihnen das landesväterliche Ebenbild raubt. — Hat nicht zuweilen auch die Verzögerung, die oft aus Nachlässigkeit, oft aus strafbarer Absicht entspringt, dem gehorchenden Theil im Staate unersetzlich geschadet —? Unser Laie macht hier, wie gewöhnlich, Abschweifungen, und so muß ich denn nun, ihm zu folgen, völlig aus dem Tacte fragen: Was ist denn von der Ritterschaft wider die gegenwärtigen Land-

Räthe eingewandt worden? Hat sie je Verdienste verkannt, sie mögen sich am Fremdling oder am Eingebornen zeigen? Auf dies und die übrige so ergiebige, ganz aus dem Wege liegende Deduction des Laien, kommt es bei der Sache nicht im mindesten an, wenn von einer politischen Tugend und von jenem edeln Patriotismus die Rede ist, der die Herzen der Gehorchenden beseelt und in Geist und Wahrheit seinem König und dem Staate dienet; der sich nicht mit dem todten Buchstaben und dem Ceremoniel des Gesetzes begnüget, sondern in den Geist derselben eindringet und nach Grundsätzen zu handeln sich bemüht, die zu allen Dingen nütze sind, die jeder Feder im Staate Kraft geben und auf die allein der Monarch sich fest verlassen kann! Und wie? sollen denn Menschen nie jener moralischen Verbesserung näher gebracht werden, zu welcher sie fähig sind, damit aus ihnen werde, was aus ihnen werden kann? Ist der Vater denn nur glücklich, wenn er unter unerwachsenen, unmündigen Kindern sich befindet, oder ist er's nicht weit reeller, wenn er sich von wohlerzogenen und zum Gebrauch der Vernunft gekommenen Kindern umgeben sieht? Soll er denn immerdar seinen Kindern Messer und Gabel wegnehmen und mit ihnen spielen; oder ist ihm nicht auch jene Vaterfreude vorbehalten, Antheil an dem Fortkommen und dem Wohlstande seiner Kinder zu nehmen und sich über die reifenden Früchte seiner Erziehung zu freuen? Wahrlich, Regierung kann nicht ewig Kindererziehung seyn, und auch Monarchen müssen des landesväterlichen höhern Glücks theilhaftig werden, Jünglinge in der Bürgertugend zu erblicken! Wahrlich, ein jeder Staat ist verpflichtet, wenn nicht Alles in der Welt auf Kin-

derspiel hinauslaufen und Menschen-Bestimmung (die doch sichtbarlich göttlichen Ursprungs ist) nicht geflissentlich verkannt werden soll, auf Bildung der Menschheit es anzulegen; und ist diese zu bilden, ohne daß man gemeinschaftlich Hand an's Werk legt, ohne daß man das Glück selbst zu schätzen und Andere schätzen zu lehren im Stande ist, das Glück, im Staat zu leben? Die Pflicht, dem Staate mit allen seinen Kräften ergeben zu seyn und in seinem Beherrscher Gott zu ehren und zu lieben, ist eine unausbleibliche Folge, die von selbst aus dieser Einsicht entstehen wird.

Das Amen zu diesen vier Fragen und drei Fällen läßt der Laie von einem Cavalier sprechen, der (S. 65.) „der Menschheit eben so sehr als seinem „Stande Ehre macht." Desto besser. Wir wollen diesen Mann, der indessen unmöglich so köstlich, als unser Laie ihm den Abputz (S. 67.) giebt, geredet haben kann, näher treten. Unser Laie findet ihn launig; das find' ich nun eben auch bei allen ihm in den Mund gelegten schönen Redens-Arten nicht. Ist es auf Parade bloß angesehen, auf Abputz des Gebäudes und auf den leoninischen Etat, daß die Deputirten in der Hauptstadt das Geld ihrer Mitbrüder mit Geschmack verzehren, als worauf unser Schriftsteller den Cavalier Alles berechnen läßt, so hat dieser Mann das vollkommenste Recht von der Welt, und es war natürlich, daß er so absolvirte, als der schreibselige Laie ihm zu beichten für gut fand. Wenn nun aber, anstatt des Mißbrauchs, der rechte Gebrauch eintreten könnte und würde, wäre es dann bloß Abputz, oder wäre es nicht eine Hauptverbesserung? Die Austrocknung der Brüche, die Urbarmachungen sind auch

ganz gute Sachen, und gewiß wird der König, unser Vater, auch diese Aufmunterung, die sein Vorfahr andern seiner Provinzen angedeihen ließ, der preußischen Ritterschaft nicht versagen; allein glücklich seyn und Andere glücklich machen, dies fühlen und fern von Chikane und unlautern Absichten gewinnsüchtiger Placker, bloß den Königlichen Willen erfüllen zu können, ist das nicht mehr als Abputz und Flitterstaat? Es giebt so viel moralisches Urbarmachen, so viel Austrocknungen der Brüche, daß man durch diese Bearbeitung im Staat der ganzen Menschheit zu Hülfe kommt. Wenn nächstdem das Vermögen der Privat-Personen auf das Wohl des Staats einen offenbaren Einfluß hat, ist's nicht besser, wenn dem Privatmann zu diesem Wohlstande Gelegenheit gegeben wird, als wenn er immer mit auf den öffentlichen Schatz zu calculiren verpflichtet ist, der, nach dem königlichen Gedanken unsers jetzigen Landes-Vaters (welchen unser Frager S. 57. auch fragweise anführt), selbst „nicht dem Monarchen, sondern dem „Staat gehöret?" Laien sind freilich für dergleichen Geschenk-Austheilungen, da sie gemeinhin durch ihre Hände gehen. Was die wohlfeilere Rechtspflege anbetrifft, so bin ich nicht mit dem Cavalier, vielmehr würde dieses Thür und Thor der Prozeßsucht eröffnen und selbst auf die Moralität im Staat einen sehr gefährlichen Einfluß haben. Die Sportel-Kassen, wenn sie nur in ihren Grenzen bleiben, sind eine unerkannte, wohlthuende Strafe, womit schon ein Jeder belegt wird, der es sich nicht selbst zur Pflicht macht, ein guter Bürger und ein guter Mensch zu seyn, welcher eher Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun gewohnt ist. Wäre es das Stempel-Papier oder die Abgaben, wo-

mit Berichtigungen des Eigenthums und gerichtliche Verschreibungen belegt sind, so würde ich weniger anstehen, dem Cavalier beizutreten, und noch lieber, wenn uns eine so kurz und gute Justiz beschеert würde, als die Natur der Sache es nur litte, und auch diese würden wir schon zum Theil jetzt haben, wenn auch hier ein jeder Diener des Königs und des Staats thäte, was ihm eignete und gebührte, und wenn es (um mit einem Wort Alles zu sagen) nicht auch Justiz-Laien gäbe.

Doch es ist Zeit, daß ich die vier Fragen und die drei Fälle verlasse und mich zu dem Geschichts-Theil der Beleuchtung wende, den ich mit Fleiß bis an's Ende meines Bedenkens ausgesetzt, weil er einestheils nicht unmittelbar zur Sache gehört, anderntheils so unwürdig von seinem Meister behandelt ist, daß, wenn diese Geschichte auch hier wirklich an Ort und Stelle stünde, jedennoch wegen der schiefen und völlig unrichtigen Art, womit sie vorgetragen worden, unter der Kritik ist.

Ob nun gleich unser Beleuchter schon in der dritten Reihe seiner Schrift eine tiefe Kenntniß in preußischer Geschichte und Diplomatik bußfertig von sich ablehnt und sich selbst, wie wir Alle wissen, den Namen eines Laien in der vierten Reihe beilegt, so giebt doch dieser Geschichts-Theil seiner Abhandlung, um in seiner Figur zu reden, den Leuchter seines aufgesteckten Lichts ab, und da seine preußische kritische Geschichte eben so oberflächlich als grundfalsch und schadenfroh abgehandelt worden, so scheint es mir, ich mag wollen oder nicht, nothwendig zu seyn, auch hier den Verfasser in seiner unglaublichen Unwissenheit darzustellen.

Wer übernimmt die Bürgschaft, daß nicht vielleicht über einige Zeit ein anderer Beleuchter unsern Laien als seinen Gewährsmann benutzet und sich auf dies zerbrechliche Rohr stützet, das vom Winde hin und her getrieben wird, oder daß dies Werk sich in unsern Archiven eine Ehrenstelle erschleicht, und zum Wurm sich erhebt, der nicht stirbt? — Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß der Laie die Landtags-Acta historisch-kritisch zu Rathe ziehen sollen, ehe er seinen Kreuzzug antrat. Scheint es nicht, als ob unser in stolzer Ruhe sich befindende Verfasser an der Actenscheu so sehr schwach darnieder liege, daß er bloß darum ohne Zweifel auch wohlbedächtig die Nachsehung derselben in den Archiven als eine gefährliche Controlle verschreit? Die historischen Schriftsteller, wenn sie den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erreichen wollen, beziehen sich auf Acta. Man hat zu öffentlichen Verhandlungen ein unbeschränktes Zutrauen; und wer kann es leugnen, daß Acta einen außerordentlichen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich haben, wodurch das menschliche Herz (welches ein trotziges und verzagtes Ding ist, wer kann es ergründen?) noch am sichersten zu ergründen ist. Wie überaus nöthig würde diese Zuflucht seyn, wenn es viel historische Schriftsteller geben sollte, wie unser Laie, der als Geschichtsschreiber seinen Lesern weder eine Oper zeigen, noch sie hinter den Vorhang zu führen und ihnen das geheime Triebwerk sehen zu lassen, in den Umständen ist. Er schrieb über Landtage, allein auch nicht mit einem Wort gedenkt er der Landtags-Acten! Doch vielleicht fand er noch unbekannte Schriftsteller, die ihn schadlos hielten und die unsere vaterländische Geschichte zu beleuchten im Stande

sind. Er sollte mir willkommen seyn! Frau Macaulay, in ihrer Geschichte Groß-Brittanniens, verdient wegen ihrer republikanischen Schwärmerei so viel Leser, als Herr Hume, der König und Minister vertheidigt. Wir wollen sehen, wessen Geistes Kind unser Hume sey, und ihm bloß getreulich Schritt für Schritt folgen — nicht um eine Geschichte Preußens zu liefern, sondern um zu bemerken, wie unser Verfasser mit sich selbst in Uneinigkeit als preußischer Historiker lebe, und wie er seine mühselig zusammengesuchten Quellen ohne Zusammenhang und historische Kenntniß benutzt habe.

„Schulz (George Peter, Professor des Thornschen Gymnasiums) hat sich über Mangel an alten preußischen Nachrichten beklagt," S. 4. Und was schrieb denn dieser Schulz? Etwa eine alte preußische Geschichte, oder, wie der Laie sich ausdrückt, Rückblicke in die alte Geschichte dieses Landes vor Ankunft der Ritter. So etwas sollte man freilich erwarten, allein siehe da! Professor Schulz schrieb: **historiam interregni NOVISSIMI** —! Etwa eine Nachricht von der alten preußischen Staats-Verfassung? Nein, **historiam COMITIORUM in Prussia Polonica! ANNO MDCCXXXIII (1733) celebratorum.** Vielleicht indessen hat der gute Professor Schulz ein äußerst weitläuftiges und unübersteigliches Werk über diese beiden Gegenstände geschrieben, und hier gelegentlich auch den Mangel an alten preußischen Geschichtschreibern abgehandelt! Behüte Gott! Seine ganze Schrift beträgt 88 Seiten; und bis wie weit hat denn unser Laie diese lateinisch (unlaiisch) geschriebene schulzische Geschichte gelesen? Man denke! bis zum **1.** §. Vielleicht indessen sind in diesem aus $7\frac{1}{2}$ Reihen bestehenden **1.** §. die Kla-

gen über den Mangel an alten preußischen Nachrichten so zusammengedrängt, daß man über diesen Mangel eine Vollständigkeit findet, die ihres Gleichen nicht hat. Wir wollen sehen! Professor Schulz sagt: die preußische Geschichte sey noch nicht vollkommen, historiam Prussiae nondum adeo esse excultam et expolitam, ut nullis laboret defectibus (und was ist denn wohl in der Welt fehlerfrei?), obgleich, fährt er fort, es große und äußerst fleißige Männer (nicht Laien) gegeben, die sie von diesen Fehlern zu heilen bemüht gewesen, *magnae famae et exactissimae diligentiae exstiterint viri* his qui mederi laboraverunt morbis. Das nenn' ich citiren! seine Worte (S. 3.) mit den Aussprüchen und Erzählungen alter preußischer Geschichtschreiber unterstützen und aus der Landesgeschichte schöpfen! — Und dieser Citation ist noch ein Conferatur vorgesetzt, welches doch so viel sagen soll: man lese den Professor Schulz weiter nach. Es giebt in unsern und allen alten Geschichten stumme Zeiten; indessen hätte unser Laie sich auch nicht einmal bemühen dürfen, den 1. §. einer 88 Seiten betragenden Schrift zu lesen, um seine Erklärung, S. 3., so schwankend abzuwiegen, „wie „darinnen, daß Preußen vor dem Einfall der deutschen „Ritter oder sogenannten Kreuz-Herren mehr ein „freier als monarchischer Staat gewesen, die mehresten alten preußischen Geschichtschreiber übereinkommen." — — Wollte die Schenkung Kaiser Friedrichs II. „der nicht mehr Recht darauf als jeder Andere hatte," an den deutschen Orden nicht mehr sagen, (S. 4. 5.) als, er wolle ihm in der Eroberung dieses Landes nicht hinderlich seyn? Freilich hat der

diesseit der Weichsel liegende Theil von Preußen nie in einer gültigen Verknüpfung mit dem deutschen Reiche gestanden. Hätte unser Laie indessen auch nur des Jacob Heinrich Ohlius akademische Schrift: **Prussiam nunquam ullo titulo imp. romano fuisse subjectam,** und sein **Schediasma de actibus imperii german. in Prussiam possessoriis falso ventilatis** durchgeblickt, er würde so Manches gefunden haben, was ihm bei diesem raschen Urtheil Bedenklichkeiten in den Weg gelegt hätte. Von dem höchst abgenöthigten Gravamen des hohen deutschen Ritter-Ordens, über die von Kur-Brandenburg angenommenen Titel eines Herzogs und Königlicher Würde von Preußen **1702**, und dem vertheidigten Preußen des Johann Peter Ludwigs wider den vermeinten und widerrechtlichen Anspruch des deutschen Ritter-Ordens, und insbesondere **1701** auf dem Reichstage zu Regensburg ausgestreutes, unbefugtes, und *in jure* und *facto* irriges Gravamen über die Königliche Würde von Preußen **1703**, hat wohl unser Verfasser ohnedem nichts gehört, und eben so wenig von den Chikanen, die dem würdigen Herzog Albrecht vom Orden gemacht worden, deren ich unten noch einmal zu erwähnen mir vorbehalte. — Von selbst indessen hätte er auf den Umstand kommen können und sollen, daß man zu der Zeit, da der deutsche Orden nach Preußen kam, der Augustinischen Behauptung bis in den Tod getreu war, nach welcher nur Gläubige rechtsgültig besitzen konnten; daß nach christkatholischen Grundsätzen Heiden, wenn sie aus ihrer Blindheit zur christlichen Religion übergingen, aus

Knechten Freigelassene wurden; daß der Kaiser den deutschen heiligen Orden, Kraft der advocatia ecclesiastica zu heben verpflichtet war; daß er nach alter väterlicher Weise ein Herr der Welt zu seyn sich vielleicht noch einbilden mochte. Diese und dergleichen Umstände würden wenigstens mehr Genauigkeit, Untersuchungs-Vermögen und Verhältniß-Bestimmung in diese Erzählung gebracht haben, als die Note S. 5. „Man sehe „das Bull. Magn. Tit. 1. pag. 454., wo die absurde „Schenkung des berüchtigten Papsts Alexanders VI. „enthalten ist.“ Mit dem Worte absurde sollte unser Laie überhaupt säuberlich verfahren. Gern will ich übersehen, daß unser Schriftsteller den zum preußischen Bischof eingeweihten Christian, S. 5. zum Christian von Freienwalde macht und ihn schlechtweg einen olivischen Cistercienser-Mönch nennet. Christian war aus Freienwalde gebürtig und zwar ein Bernhardiner des Cistercienser-Ordens, indessen erwählter Abt des Klosters Olive *). Auch will ich nicht bemerken, daß Adelbert und Bruno, wie man nach unserm Schriftsteller fast vermuthen sollte, nicht Zeitgenossen des Christian gewesen, sondern Adelbert etwa 996, und Bruno im Jahr 1008 Märtyrer geworden, und daß nicht sie beide als die einzigen Heiden-Bekehrer in Preußen vor dem Orden angesehen werden können, sondern daß vielmehr verschiedene Bekehrungs-Versuche deshalb gemacht worden, denn dergleichen Unrichtigkeiten lassen sich eher verzeihen, als diejenigen, woran Verstand und Herz unseres Verfassers oft gemeinschaftlich, oft Eins gegen das Andere überwiegend Theil zu nehmen scheinet. Die

*) Acta Boruss. 1. Th. S. 255.

Disputation des Autors und Respondenten Samuel Franz Grüttner, die derselbe im Jahr 1740 in Elbingen bei Gelegenheit hielt, da er vom Gymnasio Abschied nahm, hat unser Verfasser wörtlich benutzt, und ohne dieser Arbeit zu nahe zu treten, ist es doch etwas bedenklich, daß unser Verfasser daran so steif und fest, als die alten Preußen an ihrem heidnischen Gottesdienst, glaubet, so daß er sogar den 38sten §. dieser Disputation als die eigentlichen Worte, die der gute Christian zum Papst Innocenz dem Dritten gesprochen, anzuführen kein Bedenken trägt. — — Wer weiß es nicht, daß zu der Zeit die Preußen, so wie Alles, was nicht Christ war, als Saracenen angesehen wurden? — — Immerhin möchte indessen unser Laie sein Licht am guten Grüttner anzünden, wenn er nur diesem seinen Gewährsmann auch in Dingen, die nicht in seine Absicht eingriffen, treu zu bleiben die Redlichkeit gehabt hätte; allein so nahe ist unser Verfasser mit Grüttnern nicht verwandt. Beide sind in ihrem Ziel zu sehr unterschieden. Grüttner wollte vor seinem Abgange vom Gymnasio ein Specimen ablegen, unser Laie dagegen den Ständen Preußens und vorzüglich der Ritterschaft einen Fersenstich beibringen. „Herrmann von Balcke," sagt unser Beleuchter, „faßte nach verschiedenen Siegen, „1230, festen Fuß im Culmischen, und Preußen wurde da„durch eine, durch Gewalt der Waffen, eroberte Provinz;" und nun deducirt er, daß, wenn auch die Landes-Angesessenen (S. 6.) in die Landes-Angelegenheiten mitzuwirken die Befugniß gehabt, sie es doch durch dieses Mißgeschick verloren hätten (S. 7.), indem der Eroberer den Ueberwundenen eine Regierungs-Verfassung und Gesetze nach Willkühr vorschreibet. Es müßte eine Ergebungs-Acte vorhan-

den seyn, und wenn gleich in der Folge ein culmisches Privilegium vom Orden gegeben worden, so stünde doch hier kein Wort von irgend einer Mitwirkung des Unterthans in Regierungs-Geschäften. Ist's möglich, dergleichen absurde Dinge, womit uns der Laie trotz dem berüchtigten Papst Alexander VI. beschenkt (S. 5.), zu schreiben! O Grüttner! Grüttner! War denn Herrmann von Balcke der Eroberer von ganz Preußen? Ward durch ihn dies Land des Ordens völliges, ward es sein ununterbrochenes Eigenthum? War es nicht eine allmählige Ergebung, wodurch fast mit der Verbreitung des Christenthums diese Eroberungen sich verbreiteten? Und wer eroberte denn Preußen? Waren es nicht Fremde, die dem Orden mit Rath und That zur Hand gingen? Und ist dem Beleuchter denn nichts von dem Feudalsystem bekannt, welches ihm so manchen Knoten lösen können, den er jetzt nicht etwa durchschneidet, sondern in Rücksicht eines jeden Geschicht-Kenners noch fester zieht? Die Preußen waren zu Soldaten geboren und ein kriegerisches Volk. Entfernt von allem dem, was Ueppigkeit und Verzärtelung lehrt, deckte grobes Tuch oder Thierhaut ihren Leib, und diese ihre Kleider lagen so fest am Leibe, daß sie als eine Haut mehr angesehen werden konnten. Die kupfernen und messingenen Ringe, welche ihre Weiber um den Hals trugen, waren ihre vorzügliche Zierde. Sie zeigten, daß sie dem Bilde ihrer Männer ähnlich zu werden sich Mühe gaben. Es war eine Nation, nicht von Gold und Silber, sondern von Eisen und Stahl. Das Clima ist die Mutter, die sich die erste Erziehung nicht nehmen läßt. Es leitete und führte alle rohe, unaufgeklärte Nationen, und so hatte

sich denn das rauhe preußische Klima sichtbarlich in die alten preußischen Einwohner eingedrückt. Sie waren rauh, abgehärtet und so muthig, daß sie mit Allen anzubinden in beständigster Bereitschaft waren. — Selbst ihr Gottesdienst schien so wenig dazu eingerichtet, ihre kriegerische Wildheit zu mildern und zu sanfteren Empfindungen herabzustimmen, daß vielmehr ihr Götzendienst ihrer natürlichen Neigung Vorschub leistete, ihre Leiber und ihre Seele hart machte und sie ihrer sich selbst vorgesetzten Bestimmung näher brachte. Sie waren geborne Soldaten, und die mit Eisen beschlagenen Keulen und Streithämmer, Pfeile und Lanzen wurden in ihren Händen so geschickte Waffen, daß freilich mehr als die unbefugte Schenkung des Kaisers Friedrich **II.** und mehr als der unthätige Segen des päpstlichen (S. 5.) Stuhls erforderlich war, die Preußen zum Gehorsam zu bringen. Was hätte der Orden wohl gegen solche Gegner ausrichten können, wenn er nicht andere Hülfe gefunden? Diese Hülfe leisteten ihm Fremde und unsere Vorfahren. Die Namen der noch jetzt in Preußen befindlichen adelichen Familien sind der redende Beweis, daß unsere Vorfahren nicht die Eroberten, sondern die Miteroberer waren. In der herzlichen Rede, welche die Deputirten von Land und Städten vor dem Kaiser Friedrich **III.** (Schütz S. **171** b. und den folgenden Seiten) hielten, heißt es (S. **172** b.), daß der Orden den Adel ausgekauft und die Ersten im Lande, die vorhin dem heiligen römischen Reich gedient hätten, und den Herren Prälaten und dem ganzen Lande, so daß sie diese Miteroberer zu Bauern erniedriget und geistlicher Gewalt unterworfen worden. Ich hätte gewünscht, daß unser Ordens-Laien-Bruder doch nur

die Hartknoch'sche academische Schrift von dem Ursprunge der Preußen, die Karl Johann von Caspari seinetwegen in's Deutsche übersetzt hat, zu lesen sich Mühe gegeben, wahrlich, er würde nicht von der preußischen Ritterschaft wie von blinden Heiden gesprochen, sondern seine selbst eigene laodicaeische Verfassung entdeckt haben *). Unter Poppo von Osterna ist ein gewisser von Wallenrodt ein bedeutender Mann in Ermland gewesen, nach der Ordens-Chronik fol. 70. Conrad von Wallenrodt war sogar Hochmeister; sollte das unser Laie denken! Die Familie stammt aus Franken. Von denen von Röder ist bekannt, daß sie mit dem Orden zugleich nach Preußen gekommen. Ein gewisser von Röder hat schon im Jahr 1261 in der Schlacht bei Pokarben unter Poppo von Osterna seinen heldenmüthigen Geist aufgegeben. Henneberger fol. 15. und 33. Die von Schack haben zu gleicher Zeit wider die Preußen gefochten, nach dem Stanislaus Sarnitzki, Lib. VI. fol. 390. Die von Kospoth kamen zu Anfange des 14ten Jahrhunderts nach Preußen. Heinrich von Kospoth ist schon im Jahr 1309 unter dem Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen bekannt. Die Burggrafen und Grafen zu Dohna begaben sich im 14ten Jahrhundert nach Preußen, und schon vor 300 Jahren hat einer von dieser Familie einen schlesischen Fürsten mit Hülfstruppen nach Preußen begleitet, der aber wieder nach Deutschland zurückgegangen, bis Stanislaus von Dohna aus dem Krachtischen Hause sich zuerst hier niedergelassen. Werner von Tettau hat auf seine eigene Kosten Soldaten geworben, und ist im Jahr 1404 mit seinen An-

*) Hartknochii select. Diss. Hist. de variis reb. pruss. 1679. Diss. III. Sect. 15. pag. 66 et seq.

geworbenen dem Orden zu Hülfe gekommen. Zu eben dieser Zeit waren von Sternbergs im Lande, von welchen Michael Küchmeister von Sternberg (sollte unser Laie so etwas gedacht haben!) 1413 Hochmeister in Preußen ward. Aus den Truchses von Wetzhausen war gleichfalls Martin Truchses von Wetzhausen Hochmeister; sie stammen aus Franken. Die von Rauter sind seit 1420 aus Oesterreich nach Preußen gezogen. Die von Finkensteine und von Ostaus seit 1434. Der Stammvater der von Ostaus, Johann von Ostau, kam unter der Ordens-Regierung des Paul Rußdorfs nach Preußen. Der erste der von Finkenstein, welcher mit dem Orden aus Böhmen kam, hieß Conrad von Finck. Die von Eulenburgs stammen aus Sachsen. Aus ihnen kam Wend oder Wenceslaus von Eulenburg 1454 nach Preußen. George von Schlieben ist 1460 dem Orden nach Preußen zu Hülfe gekommen. Bald darauf sind die von Rappen und von Kreytzen und mit dem Markgrafen Albrecht, die Truchses Freiherren von Waldburg, die schlesischen Freiherren von Kittlitz, Wolfgang Baron von Heideck, Christoph Baron von Schenck, Johann von Polentz und George von Polentz, so wie auch die von Kalcksteine, nicht minder die von Borcks, die von Hausen, die von Hallen und von Pudewels bekannt worden. Die von Nettelhorsts sind unter dem Kurfürsten von Brandenburg George Wilhelm, unter Friedrich dem Großen dagegen die Freiherren von Schwerin, die Barone von Hoverbeck aus Brabant, die Freiherren von Dobrziniec aus Böhmen, die de la Cave aus Frankreich und die von Nolde aus Curland nach Preußen gezogen. Es giebt aber, fährt Hartknoch fort, hier noch viel mehr alte adeliche deutsche Familien, deren

allererſten Eintritt in Preußen ich hier gern mit bemerken wollte, wenn ich nur ihre Genealogien hätte bekommen können; indeſſen theilt er folgende Namen von etlichen deutſchen Familien mit, die noch in Preußen vorhanden ſind. Die Grafen von Dönhoff, Königsegg (ſonſt Könſing), die Pröcken, die Eppinger, die Rauſchker, die Troſchker, die Königseggs aus Schwaben, die Oelſchnitzer, die Brandten, die von Diebes, die Lehwaldter, die Rippen, die Brumſer, die Hohndorffer, die Korffen, die Goltzen, die Roſen, die Schönaicher, die Sacken, die Lehndorffer, die von Gröben, die Kanitzer, die Berbersdorffer, die von Auren, die Kuhnheimer, die Rauchier, die Littwitzer, die Glaubitzer, die Flantzen, die Bodenbruchs, die Proembocks, die Haugwitzer, die Packmohren, die Egloffſteins, die von Medem, von Oelſen, von Taubenecker, von Thieſeln, die von der Albe, von der Trenck, von Lötzen, die Milber, die von Thalau, die von Schlubuth, von Cannacher, von Weſſeln, die von Knobloch, von Pilgrim, von Portugall, die Wolfframsdorffer, die Willimsdorffer. Hartknoch bemerkt, daß dergleichen Familien noch weit mehr wären, und wer iſt, der dieſer Bemerkung einen Zweifel entgegenzuſetzen im Stande iſt? Dieſe und noch viele andere in Preußen eingewurzelte adliche Familiennamen, die man ſo häufig hört, klingen übrigens ſo deutſch und ſind mit andern in Deutſchland blühenden Geſchlechtern in ſolcher Familienverbindung, daß, wenn unſer Laie auch von der Eroberungs-Geſchichte und dem Lehnsſyſtem keine Kenntniſſe hat und ſie zu erlangen ſich keine Zeit genommen, dieſer Namenklang ihn doch ſchon wenigſtens zu irgend einigem Nachdenken bringen können, ehe er mit ſeinem hiſtoriſch-

kritischen Zauberstock unsere Vorfahren in Saracenen und blinde Heiden verwandelte. Ist denn auch sogar das Gerücht vom Streit über den Adel der alten Preußen unserm Laien gar nicht zu Ohren und zu Verstande gekommen? Kennt er nicht die Kreutzfeldsche Meinung*), daß es gar keinen Adel bei den alten Preußen gegeben? Wohl zu verstehen, einen edelgebornen und waffenfähigen Mittelstand zwischen einem Herrn und Leibeigenen, und neben dem freigebornen Bürger, von dessen freier Geburt jener seine edlere und durch gewisse Wahrzeichen und Ahnentafeln sorgfältig unterscheidet.**) Sind ihm die preußischen Nationalblätter oder Magazin für die Erdbeschreibung, Geschichte und Statistik des Königreichs Preußen vom Professor Karl Ehregott Mangelsdorf unbekannt, wo im zweiten Stück (herausgekommen 1787) S. 140 — diese Meinung gegen eine historisch-kritische Beleuchtung ***) vertheidigt wird? —

Ich nehme den vorigen Faden wieder und möchte gar zu gern wissen, wie der Orden mit seinen Gehülfen unsern Vorfahren eine Ergebungs-Acte errichten können, wenn anders unser Verfasser unsere Vorfahren unter den Angesehenen des Landes, S. 6., verstehen sollte. Kann man eine dergleichen Acte etwa mit sich selbst errichten? Eben so wunderbar, wo nicht noch wunderbarer würde es indessen seyn, wenn er diese Acte

---

*) Eine Meinung über den Adel der alten Preußen, nebst einigen urkundlichen Beilagen von Johann Gottlieb Kreutzfeld, 1784.

**) S. 4. dieses Tractats über den Adel der alten Preußen.

***) Leipzig 1785.

in Hinsicht der alten Preußen verlangt. Es waren wohl überhaupt zu der damaligen Zeit dergleichen Acten nicht Sitte und konnte in Preußen um so weniger stattfinden, weil die Eroberung nicht auf einmal sondern allmählig geschah, so daß sehr viel Acten errichtet werden müssen, die den armen Preußen in Hinsicht jenes ganz kleinen Umstandes des Lesens und Schreibens vielleicht beschwerlicher noch als das überwunden zu werden selbst, gefallen wäre. Was die Preußen durch das Mißgeschick, wie es (S. 7.) unser Verfasser nennt, verloren, geht uns denn wohl Gott Lob! eben so wenig als das Urtheil an, welches er in Sachen der Eroberer wider die Ueberwundenen in bester Form Rechtens (S. 7.) publicirt. Unsere Vorfahren sind hier nicht Partei und unser Laie selbst scheint sich ihretwegen eines Bessern zu besinnen, indem er, wiewohl ohne die Verwirrung seiner Behauptungen zu heben, unsere Vorfahren zu Verwandten der Ritter tauft, S. 7., und ohne mit einem Worte daran zu gedenken, daß ohne diese unsere Vorfahren der Orden, dem so viel Saracenen zu Christen zu überwinden, als Kreuzpflicht oblag, wohl unmöglich ohne Beihülfe dies Werk ausführen können, will er zu verstehen geben, daß die Ritter ihre Verwandten (unsere Vorfahren) nachkommen lassen, um sie mit Grundstücken zu belehnen, und diese Verwandten freundvetterlich die Früchte ihrer Eroberungen in stolzer Ruhe genießen zu lassen. Wahrlich viel von geistlichen Herren, die es sich zuerst so sauer werden lassen, zu erobern, damit ihre weltlichen Verwandten es sich wohl seyn lassen und die Geber etwa an Sonn- und Festtagen zu Gaste bitten können! Kurz, die Gemeinheits-Auseinandersetzung in

Hinsicht der überwundenen Preußen, des Ordens, der sie mit den aus Deutschland ihm zu Hülfe gekommenen Männern überwand, die Belohnung, die der Orden seinen Landsleuten, Edelleuten und Bürgern für ihre Hülfe bei Preußens Einnahme und der Landeseinrichtung, die sich in Land und Städte abzweigte, bewilligte und zu bewilligen verpflichtet war; alle diese Umstände konnte man von jedem redlichen Geschichtserzähler erwarten, wenn gleich er sich noch bei weitem nicht als critischen Historiker bei'm Publico angemeldet hätte, und es ist unverzeihlich, daß unser Laie anstatt des Lichts, Finsterniß, selbst über die an sich schon hell und klaren Dinge recht geflissentlich verbreitet! Damit indessen Niemand zweifle, daß die Ritter (S. 7.) ihre Verwandten in's Land gezogen und ihnen Colonisten-Wohlthaten bewilligt, bezieht sich unser Schriftsteller auf zwei ungescholtene Zeugen, Hartknoch und Henneberger, und bestimmt, um seine Leser in dieser Sache so gewiß zu machen, als er selbst ist, sogar die Seitenzahl der von ihm zu Gewährs-Männern gestellten Schriftsteller. Und was steht denn nun in Hartknoch A. und N. Preußen S. 296., und im Henneberger S. 383.? Wer sollte es denken? Kein lebendiges Wort, auch nicht Eines, von allem dem, was stehen soll. Das nenn' ich historische Kritik! Unser Laie hat sich Unrichtigkeiten so zur andern Natur gemacht, daß er sie auch selbst bei Dingen, die zu seinem Zweck, den wir doch nun alle so ziemlich kennen, nicht unmittelbar gehören, sich nicht versagen kann. So versichert er, daß Gottfried von Hohenlohe seine Würde durch den Schluß des Kapitels 1302 verloren habe. Verloren also? und zwar durch den Schluß

des Kapitels? Auf der 296. Seite in Hartknoch A. und N. Preußen — und also auf der nämlichen, die unser Schriftsteller zum Nachtheil unserer Vorfahren citirte — sollte man glauben, daß eben hier stehe, „es habe „dieser Gottfried von Hohenlohe von dem Hochmeister-„Amt abgedankt.“ Es bezieht sich Hartknoch mit Recht auf das Zeugniß Petrus von Düsburg, und so behaupten denn auch Schütz S. 53 b. und Waißel S. 1036 b., daß er selbst entsagt habe. Was Wunder, wenn die Liebe zur Untreue bei unserm Schriftsteller mit dem vermeintlichen Vortheil steiget, den er von seinen Unrichtigkeiten ableiten zu können sich verspricht, und unter diesen Wagstücken ist denn nun kein so gar kleines die Behauptung, wodurch er dem nach Preußen gekommenen Adel nur einen Schleichhandel von Einfluß in die öffentlichen Geschäfte bewilligen will. Durch diese Verwandten sollen die preußischen Vasallen sich mittelbar die Entscheidungen nach ihren Wünschen geneigt haben (S. 8); indessen sey dieser geheime Einfluß nicht immer souverain gewesen. Wo hat unser Schriftsteller diese Nachrichten her? Ich finde in keinem preußischen Geschichtschreiber hierzu irgend einen Belag! Also selbst erdacht; und auch diese selbsteigene Erfindung, wie ohne Kraft und Uebereinstimmung! Einfluß, souverainer und noch dazu geheimer Einfluß, Einfluß von Männern, die natürlich befürchten mußten, daß ihre Verwandten nicht immer am Ordens-Ruder bleiben würden, von Männern, die nach unserm Verfasser ein esprit de corps beseelte? — Wäre unser Laie nur im mindesten im Stande, sich eine Sache im Zusammenhang zu denken, oder mit sich selbst einig zu seyn, so

würde selbst nach diesen seinen wiewohl ganz falschen Datis, er sich überzeugt haben, daß der Orden (S. 8.) nicht ganz ungebundene Hände gehabt. Doch, der Verfasser will diese ungebundenen Hände ganz unwiderlegbar beweisen, indem Siegfried von Feuchtwangen (im Jahr 1309) Gesetze, ohne Jemanden zu befragen, gegeben, die dem Adel sehr unangenehm gewesen, bei denen er sich indessen beruhigen müssen. Ueber diesen Umstand wird denn der gute Schütz angeführt, Seite 54. Allein hier find' ich, wie gewöhnlich, kein Wort von des Adels Unzufriedenheit und von seinem beruhigen müssen, vielmehr sagt Schütz, der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen hätte das Land mit guten Satzungen und Ordinantien zu bestätigen und zu unterhalten gesucht. Waißel bemerkt ausdrücklich, daß Siegfried von Feuchtwangen mehr als Jemanden gefragt und zu Engelsburg ein Kapitel gehalten, wo Gewicht, Maaß und Landmessung (S. 1046.) bestimmt worden. In der zu Danzig 1748 herausgekommenen preußischen Sammlung allerlei bisher ungedruckter Urkunden, Nachrichten und Abhandlungen, 2ter Band, ist der VII. Abschnitt des 2ten Stücks dieser vollständigern Landes-Ordnung in Preußen gewidmet, woraus ich unsern Laien mit folgender Stelle beleuchten will. (S. 98.) „Die Geschichte," heißt es hier, „meldet uns „nicht, daß vor dieser Landes-Ordnung eine ältere „hier im Lande gewesen sey, und in ihr findet man „auch keine Spur davon, obschon Vieles von dem, „ was hier verordnet ist, schon vorher mag üblich gewesen seyn, wenigstens unter den Verständigsten und der gemeinen Wohlfahrt Beflissenen.

„Einige setzen sie in das Jahr 1309, mit Schützen S. „53, 54, Andere mit Waißeln und Hesen, in's „Jahr 1308. Wir folgen hier Düsburgen, als dem „ältesten Geschichtschreiber, welcher Chron. Part. III. „Cap. 297. bezeuget, er habe im Jahr 1309 seinen „Sitz in Marienburg aufgeschlagen. Darum Grunow „irret, wenn er es in das Jahr 1310 bringt. Ich „finde in Grunowen angemerkt, daß diese Verordnung „nach Pfingsten zu Marienburg in einem großen Rathe „gemacht sey, darinnen die Compthure nebst dem Adel „und den Städten beisammen gewesen. Sie heißet „daselbst: Die gemeine Willkühr der Brüder, „des Adels und der Bürger in den Städten; „weswegen sie als ein alter Beweis des Rechts der „Stände in Preußen an den allgemeinen Berathschla„gungen des Landes und sonderlich bei Einführung „neuer Gesetze anzusehen ist.“ — In dieser Sammlung 1sten Bandes 8tes Stück, handelt die 34ste Abhandlung von der preußischen Landes-Ordnung wegen der Maaße und Gewichte vom Jahr 1307. — Nach einem Luftsprung, wodurch unser Schriftsteller alle persönliche Kraft und Tapferkeit, seit der Zeit, daß Geschütz erfunden worden, nicht mehr statuirt, behauptet er, daß der Orden ebenfalls Kraft und Tapferkeit verloren und sich nach der einstimmigen Versicherung preußischer Geschichtschreiber um die Jahre 1413 und 1414 zu einer Regierungsform habe entschließen müssen, wodurch die Stände einen Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten erhalten, da sie bis dahin bloß Schleichhändler in Rücksicht der öffentlichen Berathschlagungen gewesen. Wenn man es nicht auf Worte, sondern auf Sachen ausetzen will, so hätte

unser Schriftsteller schon aus dem culmischen Privilegio, dessen er, wie der Brodsamen (S. 7.) erwähnt, die von der Ordens-Herren Tische gefallen, sich überzeugen können, in welchem Verhältniß der Orden mit seinen Vasallen stand. Es ist dieses Privilegium kein Licht unter'm Scheffel, vielmehr eine noch vorhandene Urkunde. Herrmann von Salza, der Hochmeister, und Herrmann von Balck, der Landmeister, ertheilten mit Bewilligung des ganzen Convents im Jahr 1233 den 28sten December dieses Privilegium, welches die Culmische Handfeste genannt ward. Ich will nur ein Paar Umstände aus diesem herrlichen Privilegio bemerken, um die innere Würde desselben einleuchtend zu machen. Die Einwohner sollten sich ihre Obrigkeit selbst bestellen, und das ganze Land Preußen sollte von allen Zöllen gänzlich frei seyn. Bei der Erzählung dieses letzten Umstandes, kann sich der ehrliche Schütz S. 19. nicht entbrechen, diesen Vorzug ein seltsames Wildpret zu nennen, und es wäre so ungerecht als unbescheiden, wenn Vasallen mehr als dies von ihren Befehlshabern nur verlangen können. Selbst weiß ich nicht, warum die Vasallen in so vortheilhafter Lage sich zu öffentlichen Berathschlagungen drängen sollen, welches indessen in Rücksicht der zu leistenden Lehnspflicht sich von selbst verstand. Je nachdem indessen der Orden diese Verhältnisse zu verkennen und sich aus einem Herrn in einen Tyrannen zu verwandeln anfing, so war es die Sache der Vasallen, auf ihre Sicherheit und die Aufrechthaltung ihrer Rechte Bedacht zu nehmen. Schrecklich ist's unter andern, im 27sten Artikel der Beschwerden *)

*) Schütz 137 b.

zu lesen: „Man darf sich nicht mehr mit dem cul„mischen Recht schützen, sondern die Gebietiger sprechen „trotziglich: Was ist euer Recht, oder was ist culmisch „Recht? Wir sind eure Herren und euer Recht.“ — Diese Tyrannei erreichte natürlich nicht sogleich ihren höchsten Gipfel, und so war es denn auch gleich natürlich, daß die Stände nach den jedesmaligen Umständen auf ihre Rechte aufmerksam waren. Schon hab' ich bemerkt, daß das Lehns-Verhältniß die Stände in die Nothwendigkeit setzte, sich um die öffentlichen Angelegenheiten zu bekümmern, und dies mag denn auch nach den Umständen eingerichtet gewesen seyn. Wie leicht wäre es unserm Laien gewesen, hiervon Spuren vor den Jahren 1413 und 1414 zu finden? Ich will nur ein Paar Beweise anführen, indem es auf diese Sache nicht im mindesten in der Folge und bei so abgeänderten Regierungsformen ankommt. Der Hochmeister Conrad von Wallenrodt, der erste, der sich fürstlich schrieb, nachdem die Ordens-Genossen nicht mehr Brüder, sondern Kreutz-Herren sich genannt wissen wollten, die man indessen im Lande Kreutziger hieß, führte ungewöhnliche Schatzungen ein *); indessen ward in gemeiner Tagefahrt nicht etwa bloß festgesetzt, diese Schatzung zu verweigern, sondern auch Leibesstrafe darauf gesetzt, wer aus Furcht oder Willfährigkeit sich dazu verstehen würde **). Und dieser von Wallenrodt starb! am Tage Jacobi des Jahres 1394 ***). Nahmen sich aber die Stände diese Freiheit während

*) Schütz, S. 87 b. Lucas David, IX. Buch.

**) Schütz, S. 88 a.

***) Schütz, S. 89 b.

der Regierung eines so stolzen Mannes, der sein Ansehen bis zum höchsten Gipfel trieb, heraus, so ist dieses bei mildern, menschlichen Regierungen desto unbedenklicher anzunehmen. Ich darf hier nicht bemerken, daß dieser Hochmeister (Conrad Tiber) von Wallenrodt, wegen verschiedener andern, außer meinen Grenzen liegenden Beschuldigungen, so viel Ankläger als Vertheidiger, und unter den letzteren einen Apologisten im ersten Bande des erläuterten Preußens von S. 315 bis 362 gefunden, und daß Ihm an Einer von ihm selbst angestellten Ehrentafel die fünfte Stelle, nach Waißel S. 128., unter den zwölf Ehrenmännern bewilliget worden, weil er Mariens halber eine schöne Jungfrau (die Gräfin von Habsburg) ausgeschlagen. — Meine Sache war, Spuren anzugeben, daß die preußischen Stände schon vor den Jahren 1413 und 1414 wirksam gewesen, und unter diesen verdient das Jahr 1400 angeführt zu werden, indem bekanntlich in diesem Jahr auf gemeiner Tagefahrt eine Braack-Ordnung gemacht worden *), und wenn diese und andere dergleichen Beweise unserm historischen Kritiker entgingen, hätte er nicht wenigstens sich die Mühe nehmen können und sollen, die Urkunde des Bündnisses nachzusehen, welches mit Pommern geschlossen wurde **)? wo außer dem Orden Manne und Städte bei Treuen und Ehren an Eidesstatt vor sich und Nachkommen versprochen, alle diese vorgeschriebenen Gelübde und Sachen, wann sie (da sie) vor unserm

*) Schütz, S. 96 b., 97 a.
**) Schütz, S. 85 und 86.

Rathe, Willen und Vollbort und rechtem Wissen geschehen sind, stetiglich und unversehrlich zu halten. Und wann ist dieses Bündniß unterzeichnet? In dem Jahre unseres Herrn, Tausend drei hundert und in dem sechs und achtzigsten Jahre am nächsten Donnerstage vor der heiligen Jungfrau Margaretha Tage. Ungern bin ich weitläufig, indessen kann ich nicht umhin, den Pet. von Düsburg bei dieser Gelegenheit anzuführen, der im V. Kapitel des III. Theils seiner Chronik S. 81. bemerkt, daß die Preußen ihre gewissen Landtage und Zusammenkünfte gehabt, dazu sie die Tage nach gemachten Knoten abgezählt; und weiß denn wohl unser Laie, wer Düsburg war? Distinctiones dierum non habuerunt aut distinctionem noctium. Unde contingit, quando inter se vel ipsi vel cum aliis aliquod placitum vel parlamentum volunt servare, datur certus numerus dierum, quo facto quilibet eorum primo die facit unum signum, in aliquo ligno, vel nodum in corrigia aut zona, secundo die addit alterum signum. — Auch nennen die Deputirten die Abgabe, wenn Land und Stadt tagfahrten, vor dem Kaiser, ein altes Herkommen *). Ich würde nicht begreifen, wie unser Schriftsteller zu so entscheidenden Jahren von 1413 und 1414 käme, wenn es das erstemal wäre, daß man ihn auf einer so baaren Unwahrheit betroffen hätte.

Daß indessen die Regierungsform viele Abänderungen in Preußen, während der Herrschaft des deutschen Ordens, erlitten, ist eine Sache, die keinem Zweifel

*) Schütz, S. 179 b.

unterworfen ist und die noch obenein in der Natur der Sache liegt. In dem allerregelmäßigsten Staate hebt der Krieg, der Vater aller Unordnung und Unmenschlichkeit, Gesetze und Einrichtungen; und wie konnte erwartet werden, daß bei beständigen Kriegen die Regierungsform des Ordens eine Festigkeit erhalten sollte? Gewiß, bei diesen Umständen ist es eben so leicht, einzusehen, als zu verzeihen, daß Herr und Vasall nicht allemal die Grenzen beobachtet, welche zwischen ihnen abgesteckt waren. Geht es außerdem den Staaten nicht wie einzelnen Menschen, die Erfahrungen brauchen, ehe sie sich auf Grundsätze bringen? Die beständigen Kriege, welche unter der Anführung des Ordens geführet wurden, der Abfall der heidnischen Preußen und so manche unerwartete Vorfälle, hätten dem Ganzen den Vortheil zuziehen können, daß, da sich Befehlshaber und Vasallen in Glück und Unglück und in allerlei Lagen kennen gelernt, jetzt eine ganz feste, nach dem endlich zur Ruhe gebrachten Zustande des Landes modificirte Regierungsform abgeschlossen werden können; wem ist indessen die Denkart des Ordens unbekannt, die vorzüglich in seiner glücklichen Epoche, als dem eigentlichen Probierstein der Menschen, hervortrat? Ohne Regierungsplan und uneins in sich selbst, war er grausam, und legte es bloß auf Furcht an. Es ging ihm indessen wie jedem wüthenden Menschen, dem es am Ende gleich dünkt, gegen wen er sein Uebermaaß von Zorn verschüttet, und der seine eigene Wohlfahrt in Anfällen seiner Leidenschaft so wenig als die Wohlfahrt Aller, die sich ihm nähern, achtet. Sollte man nicht behaupten, daß diese Denkungsart des Ordens mit seinem Wesen ver-

bunden gewesen, und daß seine innere Einrichtung ihn zu solchen Ausschweifungen verleitet habe? Bei dem Gelübde der Keuschheit lebte er im größten Ueberfluß. Um der Regierung fähig zu seyn, mußte er unnatürlich werden und den Keim ersticken, der zur Fortpflanzung im Menschen liegt. Auf Menschen-Verwahrlosung, Naturdruck gegründet, war er um so mehr eine Mißgeburt, als er alle Untugenden des geistlichen Standes mit der Macht und Gewalt des weltlichen verband und, unter dem Schein des Rechts, heilig und grausam zugleich seyn konnte. Unter dem Mantel der Religion und dem Panier des Kreuzes verbarg er seine Grausamkeit. Ungewohnt zu jenen sanften Empfindungen, zu welchen Weib und Kind auch das Herz des trotzigsten Helden stimmet, verlangte es schon sein Beruf, Menschen zu hassen. Kurz, das Böse, was dem weltlichen und geistlichen Stande gemeinhin anzukleben pflegt, machte sein Wesen aus, ohne sich das Gute beider Stände eigen zu machen. Er war ein Egoist in einem besondern Sinn. Jedes Mitglied lebte nur für sich, ohne Rücksicht auf Andere zu nehmen, an die Pflicht und Natur uns bindet; und so viel einzelner Egoismus, wie mußte er in einem so großen Stück aussehen! Kann man sich den Unzusammenhang in größerer Vollkommenheit denken? Was blieb auch dem Orden, da er zu sanften, hausväterlichen Tugenden sich zu gewöhnen nicht im Stande war, was blieb ihm (um ihm auch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen) mehr übrig, als bloß in Rache und Ehrgeiz und Wohlleben seine Befriedigung zu suchen? — Und diesem Orden hält unser Schriftsteller bei aller Gelegenheit auf Kosten der Stände Lobreden! — Es ist

nicht zu begreifen, was unsern Laien dazu bewegen können, und ich zweifle sehr, daß er selbst sich sonderlich wohl dabei befinden würde, wenn er als Laie einer dergleichen geistlichen Gewalt unterworfen seyn sollte, die, wo sie trifft — blutige Denkmale zurückläßt. — Zu dieser Litanei noch ein paar Belege aus der Geschichte, so wie ich sie greifen werde. Von der Wuth des Ordens in sich selbst, mag es jenen schrecklichen Mord gelten, den ein Ordensbruder, der noch nicht Ritter war, Hans von Bienendorf oder von Brondorf, mit einem Messer im Jahr 1330 an dem Hochmeister Werner von Orseln verübte. Alle Geschichtsschreiber legen diesem Hochmeister das Zeugniß eines thätigen und edeln Mannes bei. Man nennt ihn *) einen frommen, gottesfürchtigen Mann, und bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß die Ordensbrüder, welche stolz und übermüthig geworden, sich ihres Glücks überhoben, und daß dieser Märtyrer die Ordensmänner zum guten Wandel aufgefordert. Der Mörder kaufte sein Mordmesser öffentlich, und da ihm der Messerschmied eine Scheide anbot, erwiderte er mit einer beispiellosen Frechheit **): „er würde das Messer in „die allerkostbarste Scheide, die nur in Preußen zu „finden wäre, stecken.“ — Wie der Hochmeister aus der Kirche ging, vollbrachte der Mörder seine unmenschliche That. Ist's Wunder, wenn der Orden schon in seinem eigenen Eingeweide so wüthete, daß er noch weit schrecklichere Schandthaten in Absicht seiner Vasallen ohne Rede und Recht verübte? Und dieß that er

*) Schütz S. 64.

**) Hartknoch A. und N. Preußen S. 300.

nicht etwa in corpore, sondern auch einzelne Glieder nahmen sich dergleichen Frevel heraus, vielleicht um zu zeigen, daß ihnen besonders, wenn sie Gebietiger waren, dergleichen Gewalt wohl zustände. Man weiß, wie wenig Subordination im Orden beobachtet ward, und daß der Hochmeister sich seine Leute nicht wählen konnte, wie er gern es wollte, sondern ohne zu gedenken, daß es vom Capitul abhing, so gingen so viel Empfehlungen von auswärtigen Höfen ein, daß nur ein höchst unzusammenhängendes Regierungscorpus zusammengestümpert werden konnte. Ich kehre zurück, um noch eine Grausamkeit zu den Zeiten des Ordens anzuführen, welche sich ein Gebietiger zu Schulden kommen ließ, und wähle den Zeitpunkt, dessen unser Laie (S. 9.) gedenkt, als Heinrich von Plauen Hochmeister war. Der Comthur in Danzig gerieth mit dem Danziger Magistrat in Streit, und man war vorzüglich von Ordens-Seite mit dem Bürgermeister Letzkov unzufrieden, weil *) dieser Mann, der von Jugend auf in der Kreuz-Herren Dienst gewesen war, und auf den sonach auch der Comthur zur Erreichung unlauterer Absichten sichere Rechnung machte, seine Pflicht weit höher als äußerliche Vortheile schätzte. Der Comthur war ein Vetter oder Bruder **) des Hochmeisters und Letzterer bemühte sich selbst, in Danzig seinen Verwandten mit dem dortigen Rathe auszusöhnen. Die Versöhnung ward in der Kirche vollzogen, so daß beide

---

*) Schütz S. 106. 107.

**) Preußische Sammlung 3. Band 6. Stück XXV. Abhandlung.

Theile in der Kirche einander mit Mund und Hand Liebe und Freundschaft, in Gegenwart des Hochmeisters, angelobten. Man höre, wie der Comthur sein Gelübde erfüllte! Er bat die drei Bürgermeister, Conrad Letzkoven, Arnold Hecht, Didemann Huxern und einen Rathmann Bartholomäus Groß, den Schwiegersohn des Conrad Letzkov, zur Tafel. Diese Männer, welche die Einladung als eine Bestätigung der Freundschaft ansahen und dem Comthur keine Gelegenheit zum Argwohn ihrer Aufrichtigkeit und einer etwa zurückgebliebenen Abneigung geben wollten, nahmen diese Einladung vielleicht um so mehr entgegen, da diese Mahlzeit auf dem Palmsonntag fiel, einen Tag, der diesen hohen Geistlichen vorzüglich an seine Christenpflicht erinnern konnte und sollte. Nicht weit vom Schloß begegnete den Eingeladenen des Comthurs Hofnarr. Wenn Ihr wüßtet, sagte dieser, was für ein Mahl Eurer wartet, Ihr würdet keinen Hunger haben. Dem Einzigen, Didemann Huxern, fiel diese Warnung eines Narren auf. Er war Wittwer, brauchte den Vorwand, seinen Schlüssel vergessen zu haben, und ging zurück. Den Arnold Hecht, der auch noch Verdacht zu schöpfen anfing, beruhigte Conrad Letzkov mit der Vorstellung, daß der Hofnarr thäte, was seines Amts wäre, und ihnen auch obläge, zu thun, was des ihrigen sey, indem, da alle Feindschaft zwischen ihnen und dem Comthur gehoben sey, man durch die Aeußerung des mindesten Verdachts der Ehre des Comthurs zu nahe treten würde. Wie reines, edeln Herzens mußte dieser Mann seyn, der sich auf sein Gewissen von seiner, und der feierlichen Angelobung in der Kirche von Seiten des hohen geistlichen Herrn verließ. Es ka-

men ihnen auf der Brücke des Schlosses einige Ordens-Herren entgegen und empfingen sie freundlich, allein sobald sie in's Schloß traten, ward die Zugbrücke aufgezogen und das Thor hinter ihnen verschlossen. Man führte die Gäste in einen Saal, und sowohl der Comthur als viele Ordensbrüder begegneten ihnen auf die schnödeste Weise. Der Comthur, der den Scharfrichter von Elbingen, schon einige Tage zuvor, zu dieser schrecklichen That heimlich kommen lassen, befahl demselben jetzt, diese drei Männer zu enthaupten; allein dieser verbat den Antrag demüthigst, da er Niemanden vom Leben zum Tode bringen könnte, dem nicht durch Urtheil und Recht das Leben abgesprochen wäre, und nur alsdann, wenn wider diese drei Männer ein öffentliches Todesurtheil ergangen, würde er nicht anstehen, es zu vollziehen. Dem Scharfrichter wurde für diese Palm-Sonntags-Predigt, die er einem so hohen Geistlichen hielt, wie man sich leicht vorstellen kann, sehr übel begegnet. Die drei Gäste dagegen hatten von dieser scharfrichterlichen Ermahnung wenig Vortheil, indem man sie in verschiedene Gefängnisse bringen ließ. Man hätte glauben sollen, die Zeit würde die geistlichen Herren, wo nicht zur Menschlichkeit, so doch zu weniger barbarischen Gesinnungen bekehrt haben; allein nicht also. Nach Mitternacht ward zuerst Conrad Letzkov gefesselt vorgeführet, von dem Comthur und den Rittern mit zehn Wunden um's Leben gebracht und ihm endlich die Kehle abgeschnitten. Arnold Hecht wurde mit sechszehn und Bartholomäus Groß mit siebenzehn Stichen ermordet. Schrecklich! und wahrlich das Schrecklichste was man sich denken kann, wenn man in Erwägung zieht, daß Conrad Letzkov dem Orden

die treusten Dienste zu erweisen Gelegenheit gehabt. Man verheimlichte diese That, bis vom Hochmeister, wohin sich der Rath und Bürgerschaft gewandt hatten, an den Comthur der ernstlichste Befehl erging, die vermeintlichen Gefangenen auf Handschlag loszugeben und dem Hochmeister die Untersuchung der etwaigen Streitsache zu überlassen. Jetzt mußte man entweder Todte erwecken oder die Sache verkündigen, und so wurden denn die entseelten Körper vor das Schloß gebracht und mit der innigsten Betrübniß diese Leichname von den Bürgern aufgehoben und in der Pfarr-Kirche begraben. Zu dieser schrecklichen That schwieg ganz Danzig, ein Ort, den gewiß der Orden nicht vernachlässigen durfte, es schwieg aus Zutrauen zur Gerechtigkeit des Hochmeisters, der aber den Beweis seiner Gerechtigkeit schuldig blieb. Wahrlich! die verschiedenen Geschichtsschreiber, welche von diesem Hochmeister behaupten, daß er die Niederträchtigkeit gehabt (nachdem man ihm zugestanden, daß der, den er wählen würde, als Hochmeister anerkannt werden sollte), sich selbst zum Hochmeister zu erwählen, haben vielleicht aus der Denkart dieses Mannes, die Alles, was nur niedrig und klein ist, vermuthen läßt, ihre Behauptung geschöpft, obgleich der unbekannte Fortsetzer des Peter von Düsburg im 36sten Kapitel, S. 436. vorzüglich einen Grund zur Widerlegung durch sein (electus est) ist erwählt worden, abgiebt *). Wer nach Vorfällen dieser Art (der zu Danzig ereignete sich nach Schützen im Jahr 1411) den Ständen ver-

*) Preußische Sammlung, 1ster Band, 5tes Stück, XVIII. Abhandlung.

denken kann, daß sie auf ihre Sicherheit bedacht waren, ist entweder kein Mensch, oder verdient es nicht zu seyn, und wer kann seine Vermuthung, bei dem Befehl des Hochmeisters Michael Küchmeister von Sternberg, daß alle preußische Chroniken dem Orden gegen Bezahlung ausgeliefert werden sollten, zurückhalten, daß man das Andenken von noch größern Schandthaten dem Auge der aufgeklärten Nachwelt entziehen wollen, die schon jetzt vor den Ueberbleibseln zurückbebt! Welch' ein Auge muß unser Laie haben, der nach diesen Vorgängen in Gemeinörter ausbrechen kann! S. 12. „Wo herrscht wohl mehr Wahn, als bei einer aufstützigen Menge, und hat der Geist des Aufruhrs und „der Empörung erst einmal um sich gegriffen, von „welchen Rechten träumt — schwärmt dann nicht erhitzte „Einbildungskraft? Kalte, ruhige Ueberlegung, Bedachtsamkeit in Worten und Handlungen erwarte man „dann ja nicht! Ein Volk, das sich durch seinen Regenten beleidigt hält, ihn eben so schwach gegen auswärtige Macht, als zur Vertheidigung seiner eigenen „Rechte findet, und einmal die Schranken der Ehrfurcht „gegen ihn zerbrochen hat, ein solches Volk wird selten Mittelstraße und noch viel seltener Mäßigkeit beobachten. Dies war der Fall, worin sich Preußen zu „dieser Zeit befand." Welch' ein unwürdiges Geschwätz! Wer ist, der nicht jenen Scharfrichter, der am Palm-Sonntage so trefflich predigte, lieber hören möchte, als unsern Laien?

Zwar hab' ich schon Gelegenheit gehabt, dem Laien zu beweisen, daß **1413** und **1414** die Jahre nicht wären, wo die Stände ein Recht zu öffentlichen Angelegenheiten behauptet, und daß seine Behauptung,

wie die preußischen Geschichts-Verfasser in Hinsicht dieser Jahre einstimmig wären, zu jenen groben Unrichtigkeiten gehöre, welchen mit tiefer Verachtung begegnet zu werden verdient; indessen ist auch selbst die Verfahrungsart unseres Laien bei dieser Gelegenheit so unredlich, daß sie näher aufgedeckt zu werden verdient. Da unser Verfasser entweder nichts übersehen kann oder übersehen will, so vermischt er etwas, was an sich einem Jeden, als von einander unterschieden, auffallen muß, und was ihm insbesondere sein Amelung und sein Grüttner so deutlich auseinander setzen. Niemand läugnet, daß unter dem Hochmeister Michael von Sternberg, im Jahr 1413 ein hoher Rath, ein Conseil, wie der Laie es nennt, verabredet, und im Jahr 1430 völlig in's Reine gebracht worden. Dieses Conseil (Consilium publicum, Rath von Landen und Städten) welches nach dem gleich bei Antritt der Regierung des Hochmeisters Michael Küchmeister von Sternberg entworfenen Plan, außer dem Hochmeister aus vier Ordens-Herren von den vornehmsten (nicht, wie unser Beleuchter S. 10. es besser wissen will, aus vier Groß-comthuren, denn der Orden hatte nur einen Groß-comthur) Zehn von Adel und Zehn von den Städten bestehen sollte, *) erhielt siebenzehn Jahre hernach bei der wirklichen Ausführung eine andere Gestalt **) und machten diesen großen Rath des Landes, der Hochmeister mit sechs Gebietigern, sechs Prälaten, sechs von Landen und sechs von Städten aus.

*) Schütz, S. 108 b.
**) Schütz, S. 117 b.

Gern will ich unserm Beleuchter verzeihen, daß er auſſer den von ihm creirten 3 Groſscomthuren S. 10. die Entstehungsumstände dieſes Raths von Landen und Städten ſo falſch als unzulänglich angiebt; iſt es ihm aber zu verzeihen, daß er den Unterſchied zwiſchen Rath von Landen und Städten und zwiſchen Landtagen, Tagfahrten, Conventen, oder wie man dieſe Zuſammenkünfte nennen will, wo die Stände ihr allgemeines Beſte beherzigten, ſo ſchnöde durch falſche Citationen zu verdrehen und zu verdunkeln ſich die unredlichſte Mühe giebt? Die Stelle, welche er aus dem Grüttner de Prussia numquam et nulli tributaria anführet, iſt der letzte Theil des 48ſten §. dieſes Tractats, und ich bin verbunden, um die Unredlichkeit unſeres Schriftſtellers auf's Neue nachzuweiſen, dieſe Citation in folgender Art zu berichtigen. Im 35ſten §. zeiget Grüttner, daß der Hochmeiſter keine abſolute, keine uneingeſchränkte Gewalt gehabt, ſondern vielmehr an's Kapitel (Tagfahrt) gebunden geweſen. Im 46ſten §. zeigt Grüttner, daß auch die Ober-Gewalt des Hochmeiſters des Ordens, in Abſicht Preuſſens Einwohner, eingeſchränkt geweſen, wovon er verſchiedene Beweiſe giebt. Im 47ſten §. erklärt ſich Grüttner, daß viele hiſtoriſche Ueberbleibſel bewieſen, wie noch andere und viele Vorzüge den preuſſiſchen Einwohnern bewilligt geweſen. So hätte dem preuſſiſchen Adel und den preuſſiſchen Städten das Recht zugeſtanden, ohne Vorbewußt des Hochmeiſters und der Kreuz-Herren Special-Convente zu halten, in welchen man das allgemeine Wohl gemeinſchaftlich in Erwägung gezogen. Endlich bemerkt Grüttner im 48ſten §., daß bei dem zunehmenden Uebermuth des Ordens

die Kreuz-Herren den preußischen Privilegien zu nahe zu treten angefangen, worauf im Jahr 1414 der Rath von Landen und Städten errichtet worden. Ich will diese beiden §. §. ganz hersetzen:

Alias adhuc et multas immunitates incolis Prussiae tam fuisse donatas, historiarum testantur monumenta. Conventus speciales Civitatibus et Nobilibus Prussiae, etiam insciis Magistro et Cruciferis celebrare licitum erat. In his de bono publico sociatim consulebatur, decreta, quae et sine Ordinis consensu valitura erant, edebantur, ac propria voluntate et autoritate tributa aliaque exigebantur. Judicia quod attinet, magnas in illis praerogativas Civitates habuere, ita ut summa omnium rerum instantia penes urbem Culmam, postea autem in unaquaque Civitate penes Magistratum esset, donec tandem appellationes ad commune Consilium, des Raths von Landen und Städten (de quo paulo post), minime vero ad Magistrum vel Cruciferos solos, unanimi totius populi consensu suscipiebantur. Et quasdam etiam Prussiae Civitates Jura Majestatis, e. g. Jus monetam cudendi, Jus vitae et necis etc., quae alias Supremo solum Magistratui vindicantur, exercuisse, et adhuc dum exercere, Annales et quotidiana testantur experientia. §. XLVIII. Crescente autem interea Ordinis insolentia, cum Privilegiis Prussorum derogare Cruciferi coepissent, multae exinde ortae sunt turbae; his jura sua in Prussiam praetendentibus, illis autem Privilegia sua sarta tectaque conservare conantibus donec tandem Anno 1414 constitutum est, ne Magister cum Praeceptoribus s. Commendatoribus (qui germanice Gebiethiger vo-

cabantur) haberent potestatem, quidvis pro lubitu statuendi, sed ut in rebus gravioris momenti consiliarios sibi adjungerent, quatuor scilicet Fratres Ordinis, decem ex Nobilitate potentiori, item ex Culmensi, Thoruniensi, Elbingensi, Regiomontana et Dantiscana, binos ex unaquaque Consiliarios, sine quibus nihil in Juribus Majestatis exercendis susciperent, uti refert Schützius aliique, quamvis Grunovius tunc solum quando tributa erant exigenda, convocatos fuisse velit. Deinde 1430 in conventu Elbingensi a Magistro, Praelatis, Nobilitate et Civitatibus constitutum est, ut in Consilium Prussicum coirent, Magister, sex Praeceptores s. Commendatores Ordinis, sex Praelati, sex Provinciales (hi vocabantur der Rath vom Lande), et sex ex Civitatibus Majoribus (hi vero der Rath von Städten), sine quibus nihil graviorum negotiorum pacis et belli tempore suscipi posset.

Wie war es möglich, daß unser Laie dergleichen Dinge wissen und verschweigen konnte? An alle diese Behauptungen seines Grüttners findet er für gut, gar nicht zu denken, wogegen er eine, die ihm leichter dünkt, berührt, um sie widerlegen zu können! Widerlegen? Wir wollen doch sehen, wie. Die Stände, bemerkt er, hatten sich zwar 1440 beklagt, der Orden untersage ihnen Zusammenkünfte, und lege solche auf eine gehässige Art aus, indem er solche Conspirationes nenne, da ihnen doch dergleichen zu halten in vorigen Zeiten, seit Menschen-Gedenken, erlaubt gewesen, indessen (S. 11.) getraut sich unser Verfasser mit diesem Einwande, der sich aus Schütz (S. 136.) herschreibt, leicht fertig zu werden, weil Niemand davon die Zeit des Ursprun-

ges von ihnen anzugeben wüßte, und Alle sie aus den Jahren 1413 und 1414 ableiteten. Die Zusammenkünfte, die doch seit Menschen-Gedenken erlaubt gewesen? Nicht anders, erwidert unser Verfasser, und stellt einen Zeugen, Amelung von den preußischen Land-Tagen. Etwa den §. 1.? Nein! §. 2. Und was enthält dieser §. 2.? Daß, wenn gleich der Ursprung der Land-Tage in den Annalen nicht vermerkt wäre, so müßte man doch nicht das Recht dieser Zusammenkünfte mit dem Rath von Landen und Städten verwechseln, dessen Schütz S. 108. dächte. Quod enim Schutzius Lib. III. fol. 108. ad annum 1413 de instituto immutatoque deinceps 1430 consilio publico narrat, haud debet cum jure comitiorum confundi. Wahrlich! wenn unser Laie nicht andere Widerlegungsmittel kennet, so bedauere ich ihn und seine glaublustigen Leser noch mehr. Ihm selbst scheint seine Widerlegung noch Nachhülfe zu bedürfen, und so rüstet er sich denn aus, dem Wort der Stände, „seit Menschen-Gedenken," Gewalt zu thun. Nach einer exclamirenden Stelle, die ich zum Theil schon wörtlich mitgetheilt, gebäret endlich dieser Berg die Angabe, es sey leicht, auf der einen Seite sich auf zweideutige Rechte zu berufen, wenn es auf der andern Seite Politik erfordere, diese unbekämpft zu lassen. Immerhin unbekämpft, nur so viel war doch nothwendig und ohne Kampf zu erwidern: Ihr seyd nie zusammengekommen Euer Menschen-Gedenken ist unwahr, und eine dergleichen Abfertigung hätte doch wohl nicht Widersprüche ohne Noth, wie unser Laie fürchtet, gehäuft, oder die Verbitterung vergrößert. Die Wahrheit hat so etwas Göttliches, daß sie über-

all, wo sie erscheint, Ehrerbietung findet. Vielleicht wirkte ihr Geist selbst auf unsern Laien, denn nachdem er zu glauben sich die Erlaubniß genommen, seit Menschen-Gedenken, könne auch wohl eine Zeit von 37 Jahren heißen, giebt er Gott die Ehre und gestehet, daß mit

diesem Ausdruck die Ausübung einer unläugbaren und unbestrittenen Gerechtsame bezeichnet werde. Schon oben habe ich angeführt, daß die Deputirten Tagefahrten ein altes Herkommen nennen *), und man lese selbst diesen 6ten Punkt von den Beschwerden der Stände, an dem sich unser Schriftsteller vergreift **), und man wird finden, wie dem gesunden Menschenverstande vor dem Gewürz der Auslegungskunst unseres Laien, als vor einer losen Speise ekelt. „6tens Item, „daß die Gebiethiger sich gegen allgemeine des Landes „Freiheiten unterstünden, den Landen und Städten „ihre Zusammenkünfte zu untersagen und zu hindern, „hießen es Conspirationes, heimliche Verbindniß und „Sammlungen, da doch je und alle Wege von Al„ters und über Menschen-Gedenken Land und „Städte befugt gewesen, ihre Zusammenkünfte zu hal„ten, des Landes und der Städte Noth zu beden„ken, zu berathen, zu schließen und auch zu verord„nen, außerhalb dem, was dem Oberherrn für sich selbst „mit berührte, ohne Jemandes Eintrag.“ — Auch weiß ich nicht, wie unser Laie seine 37 Jahre herausbringt. Michael Küchmeister von Sternberg ward 1414 Hochmeister; Hartknoch glaubt 1415, A. und N. Preußen

*) Schütz, S. 179 b.

*) Schütz, S. 136 b.

S. 308. (1413 ist sein Vorfahr Heinrich von Plauen abgesetzt). Der Bund von Landen und Städten kam wie bekannt 1440 zu Stande, von 1414 bis 1440 sind nach meiner Berechnung nicht 37, wie unser Schriftsteller, obgleich er meine Data annimmt, S. 13. sein Facit zieht, sondern 26 Jahre. Auch im Rechnen ein Laie! 26 Jahr! Ein schönes bei Menschen-Gedenken, ein einleuchtendes Alleweg und von Altersher! Doch so leicht ist unser Schriftsteller nicht abgefunden, vielmehr wagt er noch einen Ritt, um mit der preußischen Sammlung des 3ten Bandes 9tes Stück, S. 562 und 563. (S. 14.) eine Lanze zu brechen. Schon habe ich bemerkt, daß die Zusammenkünfte der Stände durch kein besonderes Privilegium festzusetzen nöthig waren, da ihnen als Miteroberern schon weit größere Privilegia ertheilt waren, welches das gleich anfänglich und schon im Jahr 1250 verliehene culmische außer Zweifel setzt. Wenn also überhaupt und insbesondere in der Hanovschen preußischen Sammlung des 3ten Bandes 9tes Stück behauptet wird, daß schon aus dem culmischen Privilegio die vorzüglichen Rechte der preußischen Vasallen sich ergeben, so ist dies keine so widersinnige Behauptung, als unser Laie des Dafürhaltens ist. Soll die Schöpfung eine Wohlthat seyn, so muß die Erhaltung hinzukommen, und schon liegt's in der Natur der Menschen, daß, sobald sie in Gesellschaft getreten und einen Theil ihrer Privat-Freiheit dem allgemeinen Besten, der Vernunft und des rechten Gebrauchs derselben, der Glückseligkeit aufgeopfert, sie auch der Vortheile sich freuen und sie genießen wollen, die ihnen dies heilige Band zugezogen. Oder war es genug, daß der Orden bloß

versprach, ohne halten zu dürfen? War es genug daß er mit Hülfe der Privilegirten ein Land einnahm, um nachher diesen seinen Gehülfen auch wie Saracenen und wohl noch ärger als den eroberten Preußen zu begegnen? Und was sagt denn nun die Hanovsche preußische Sammlung, wenn sie den uralten Antheil der preußischen Stände an Staats- und Landes-Sachen unter den Kreuz-Herren behandelt, und zwar S. 562 und 563.: „In den Worten des 34sten Artikels „der culmischen Handfeste sey die Freiheit von aller „Beeinträchtigung in ihren Rechten und Freiheiten „enthalten und von aller Gewaltthätigkeit, die ihnen „von Jemand möchte angethan werden, wer es auch „wolle. Et nos cum favorabiliter confovendo con„tra eos, qui sibi injuriam intulerint, debemus, „in quantum possumus, nostrum praesidium impartiri.“

Der Orden verheißt seiner Seits thun zu wollen, was er nur kann, und der zum Besten der Vasallen mitwirkende Oberherr bei einem jeden Vorfall (er komme von Feinden oder sogenannten Freunden, von Fremden oder Mitgliedern des Staats her) seyn zu wollen, wodurch die Rechte der Staats-Bürger verletzt werden könnten. Ist dies geschehen? Konnte der Orden selbst seine Glieder in Ordnung setzen? War er nicht vielmehr in sich selbst uneins, und unfähig, seine Vasallen gegen die Tyranneien selbst eigener Ordens-Glieder und gegen auswärtige, so oft selbst vom Orden aufgereizte Feinde zu schützen? Und dies sollten die Vasallen dulden und tragen, ohne sich gemeinschaftlich ihr Leid zu klagen, ohne gemeinschaftlich auf Mittel bedacht zu seyn, wie dieser Tyrannei vorzubeugen, und

das bloß, weil es unser Laie so will? Unser Schriftsteller läßt, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, sich S. 14. verlauten: „Ich verweise hierüber, um nicht in dieser Sache, wo mir noch viel zur Erörterung und kritischen Auseinandersetzung übrig bleibt, (wahr, denn bis S. 14. ist noch nichts angefangen) „auf die im Jahr 1749 zu Danzig herausgekommenen „preußischen Sammlungen, und zwar des 3ten Bandes 9tes Stück S. 562 und 563." Hat unser Erörterer und Auseinandersetzer diese Sammlung in Händen gehabt, und unter andern das neunte Stück des 3ten Bandes gelesen? Der Verfasser dieses Stücks ist ja gerade anderer Meinung! Oder sollen wir verfinsterte Leser dieser historisch-critischen Beleuchtung nur bei den Seiten 562 und 563, auf die unser Laie verweiset, stehen bleiben? Freilich haben wir nur eine Anweisung oder Verweisung auf diese beiden Seiten! Wer indessen doch nun einmal im Lesen ist, wird finden, mit welcher Unredlichkeit unser Laie zu Werke gegangen, der die wichtigeren Gründe dieses 9ten Stücks an seinen Ort stellt und bei'm „in quantum possumus" stehen bleibt. Auch ist er viel weitläuftiger über diese unschuldige Stelle, als der Verfasser des neunten Stücks des dritten Bandes, auf den er doch beliebter Kürze halber seine Leser assignirt, denn bei weitem macht Alles, was dieses Stück in meinem Exemplar (welches mit der Beleuchtung gleichen Formats ist) darüber, den 34sten Artikel der culmischen Handveste mit eingerechnet, sagt, noch keine Seite aus, obgleich 562 unten und 563 oben einige Reihen darüber vorkommen; unser Laie dagegen will über diesen ihm als eine zu erobernde Festung vorkommenden (wie er's

nennt) Passum von S. 13 bis 16. zum Ritter werden. Selbst noch unzufrieden mit seiner mitgetheilten Erörterung und kritischen Auseinandersetzung, giebt er sich zum Gegenbeweis an, den er vielleicht, weil ihm die Geschichte so untreu ist, ihr zum Trotz führen will! Durch eine Hypothese. Ein nagelneuer Versuch! Schlägt dieser Hypothesen-Versuch unserm Ehrenmanne besser ein? Ist er glücklicher in Hypothesen, und nehmen diese Freiwilligen sich unsers Schriftstellers, dem Logik und Hermenevtik den Dienst aufsagen, und der mit der Wahrheit in Capitalfeindschaft lebt, mit Nachdruck an? Wir wollen sehen. Die Hypothese ist: der Hochmeister von Sternberg sey aus Eifersucht der Brüder, weil durch den errichteten Rath von Landen und Städten das Ansehen des Ordens vorzüglich verloren, abgesetzt worden, und unzufrieden und eifersüchtig hätte der Orden nicht seyn können, wenn die Stände sich schon zuvor zu versammeln das Recht gehabt, weil der Rath von Landen und Städten alsdann kein großes Vorrecht gewesen wäre. Wahrlich ein starkes Stück! So etwas von Hypothesen ist nicht alltäglich. Ob denn wenigstens die Ingredienzien, in so weit sie Thatsachen sind, ihre Richtigkeit haben? Wäre dies Hypothesen-Fundament so gar falsch, was wäre denn wohl von dem neuen Gebäude unseres Laien zu denken? Ist der Hochmeister von Sternberg wirklich abgesetzt? Unser Laie behauptet, Schütz sage S. 113. ausdrücklich, daß die Mehresten behaupten wollen, er wäre seiner Würde entsetzt. Sagt das Schütz? Sagt er das ausdrücklich? Seite 113. heißt es in meinem Schütz: „Folgenden Jahres um Fastnacht (im Jahre „1422) dankte der Hochmeister Michael von

„Sternberg dem Amte ab, wiewohl Etliche schreiben, „er sey unter solchem Schein entsetzt worden.“ Etliche heißt also die Meisten, und was noch ärger ist, so ist Schütz, wie wir gehört haben, ganz anderer Meinung, als diese von unserm Schriftsteller so flugs in die Meisten verwandelten Etliche. Hartknoch tritt Schützen S. 308. in A. und N. Preußen bei; was geht das aber unsern Laien an? Gesetzt aber, von Sternberg wäre seines Amts entsetzt, und diese Etlichen wären wirklich die Meisten, oder diejenigen, welche die Wahrheit erreichet, könnte wohl dieser Umstand auch selbst alsdann unserm Verfasser Stoff genug zu seiner Hypothese abwerfen? Hatte denn der unmittelbare Vorfahr des von Sternberg ein anderes Schicksal? Schütz (um bei einem Geschichtschreiber zu bleiben, und unserm Laien auch den Sinn, den derselbe mit dem Wort Etliche verbindet, auf's Neue zu lehren) schreibt von dem Vorfahr dieses Hochmeisters S. 108 b.: „Bald hernach am angehenden 1413ten „Jahre ward dieser Hochmeister abgesetzt und aus dem „Lande gewiesen, wie etliche Chroniken melden, „nachdem er drei Jahre regiert hat; doch schreiben Andere, welches der Wahrheit näher, auch oben vermeldet worden, daß er zu Lochstadt sein Leben lang, „das ist 7 ganzer Jahre hernach, in Verhaftung gehalten.“

Unser Verfasser, wenn er auch nur mit sich selbst zusammenhinge, würde ganz andere Gründe zur Unzufriedenheit der Ordens-Glieder mit dem von Sternberg bei sich selbst S. 9. gefunden haben, obwohl auch die, so er S. 9. anführt, bei weitem nicht historisch richtig, am wenigsten kritisch behandelt sind! — So ist denn

also unser Laie bei Hypothesen, wie wir gesehen haben, kein Haar breit glücklicher, als bei der lieben Wahrheit! — Der Rath von Landen und Städten, der gewiß ein sehr heilsames Werk dieses allgemein als einsichtsvoll bezeichneten Hochmeisters von Sternberg und ein wirklich wahres hohes Meisterstück, nicht in Hinsicht der Stände, sondern des allgemeinen Besten war, indem der Orden unter sich wenigstens in dem nämlichen Grade sich unzufriedener zeigte, als er die Unzufriedenheit der Stände veranlaßt hatte, mußte übrigens sehr natürlich einem jeden Schlechtdenkenden mißfallen; und dies Gefühl, den Dank nicht zu finden, den dies so gute Werk verdiente, welches um so mehr von seiner Seite ruhmwürdig war, als er am meisten dabei aufopferte, war dies nicht allein schon im Stande, ihn zur Abdankung zu bringen? —

Wenn übrigens unser kritisch-historischer Beleuchter in Erwägung gezogen hätte, daß zwischen Zusammenkünften der Stände, deren Resultate so oft durch das Uebergewicht des Ordens nicht zur Vollendung kommen konnten, und zwischen Selbstmitregierung, welche der Rath von Landen und Städten in sich schloß, ein so großer Unterschied, als zwischen Hypothese und Wahrheit ist, wie viele von aller Wahrheit enterbte Worte und Wendungen hätte er sparen können! Durch den Rath von Landen und Städten durften die Versammlungen der Stände nicht aufhören, denn da sie zu diesem Regiments-Collegio Deputirte geben mußten, war es Pflicht der Stände, auf Männer bedacht zu seyn, die Wahrheit und Friede liebten, und nicht suchten, was das ihre, sondern was das Beste des Ganzen wäre. Auch konnten dergleichen Ver-

sammlungen ihrer Natur nach keinen Andern, als einen Vorsitz aus dem Mittel der Stände haben, indem in diesen Versammlungen so mancher Wink für die Deputirten verabredet, so manche Vorarbeit entworfen, und so manche Aufmunterung beschlossen seyn wird. Den Ständen lag ob, ihr Bestes in ihren Versammlungen zu überlegen und Entschlüsse zu fassen, ihren Deputirten zum Rath von Landen und Städten aber, diese Entschlüsse mit dem Allgemeinen stimmig zu machen. Daß diese Versammlungen, Convente, oder wie man sonst sie nennen will — denn auf den Namen kommt es hier nicht an — zu allen Zeiten vorzüglich darauf Bedacht genommen, sich der Tyrannei so mancher Ordens-Glieder entgegenzusetzen, ist wohl natürlich, da diese hochwürdigen Herren ihre Ausschweifungen je länger je mehr übertrieben. Im Orden selbst war zwischen dem Hochmeister und den Gebietigern fast beständig Zank, Zwietracht und Widerwillen, sie hatten Landsmannschaften unter sich errichtet, und wenn auch der Hochmeister, aus Liebe zu Recht und Gerechtigkeit, Land und Städte in Schutz nehmen wollte, konnte er, was er wollte? Oft nahm der Hochmeister selbst Antheil an der Tyrannei und bemühte sich, sein Uebergewicht auch im Druck der Vasallen des Ordens zu beweisen. Wir wissen das End-Schicksal so mancher Hochmeister, das ihnen zwar oft unverdient, allein auch oft hinreichend verdient, zufiel. Unser Laie selbst theilt eine Stelle aus Schützen mit, die von der Unordnung im Orden ein unläugbares Zeugniß ablegt. Ich will sie mit dem Resultat des nämlichen Geschichtschreibers ergänzen: „daß nämlich die Zwistungen, „Factiones, unter den Kreuz-Herren alles Gute gehin-

„dert und je länger je mehr alles Unglück befördert „hätten.“ Es ist unbegreiflich, wie unser Laie diese Ordenslage wissen und doch (S. 22.) so geradezu behaupten können: „Unter Paul von Rusdorf nahmen „die Stände es schon öffentlich mit dem Orden auf, „und die Städte gouvernirten zu dieser Zeit mehr das „Land, als der Orden.“ Waren denn die Stände Schuld an der Flucht des Hochmeisters Paul von Rusdorf nach Danzig*)? — Es giebt Leute, die sich strafbare Mühe geben, in Hinsicht ihrer Quellen das Wahre heraus, und Alles, was sie darin haben wollen, hinein zu erklären; allein selbst diesen Schein von Achtung gegen den Leser vernachlässigt unser Laie, und begnüget sich, auf eine so plumpe Art, als so leicht nicht vorkommt, Unwahrheiten hinzuschreiben. Sie steigen ihm nicht zu Kopf, sie fallen ihm nur in die Hände. —

In der so schrecklichen Ordenslage konnte denn nun wohl der Rath von Landen und Städten, wie schon zum voraus von Ordens-Leuten zu vermuthen war, die durchaus an keine Ordnung sich binden wollten, seinen Entzweck nicht erreichen, und so blieb kein anderer Ausweg übrig, als daß die Stände auch ohne Zuziehung des Ordens sich vereinigten, um sich von der Tyrannei dieser ihrer Kreuzger zu befreien. Schütz braucht das Wort: in ihre alte Freiheit zu setzen, welches unser Laie S. 17. diesmal treu nachschreibt, ohne zu fühlen, wie wenig etwas, das nach seiner Meinung erst anfing, alt genannt werden könne. — Versammlungen an sich sind denn wohl nicht die Quelle, aus der überhaupt Revolutionen entsprossen sind; viel-

*) Schütz, S. 135 b.

mehr sind letztere gemeinhin schnellern Ursprungs. Und was will unser Laie mit seiner Kannengießerei? Thaten denn die preußischen Stände mehr, als daß sie Recht forderten? Unser Laie gestattet ja selbst aus besonderer Milde jedem unterdrückten Volk, dies laut zu fordern. (S. 19.) Land und Städte forderten es nur leise, und so treu, so redlich und so innigst ihrem Oberhaupt ergeben, daß die Art rührend ist, womit sie dem Hochmeister (Schütz, S. 139.) ihre Gesinnungen darbringen. „Land und Städte lassen E. G. bitten, als Ihrem Herrn, daß Ihr sie bei Freiheiten, Privilegien „und Gerechtigkeiten wollet erhalten, als ihnen E. G. „oft und vielmal zugesagt, — und haben uns befohlen, „E. G. zu sagen, daß wir Euch wollen halten für „unsern Herrn, dem wir gehuldiget und geschworen haben, und Euch thun, als gute getreue Leute ihrem rechten Herrn schuldig sind zu thun" — Und so wird von Land und Städten sogar einem, aus dem Schooß der undankbaren Seinen geflohenen Hochmeister begegnet; und von so denkenden, so handelnden Vasallen kann unser Laie sagen: Unter Paul von Rusdorf nahmen sie es schon öffentlich mit dem Orden auf. Heißen denn Elende im Orden, die die heiligen Pflichten, selbst gegen ihr Oberhaupt, dem sie geschworen hatten, verleugneten, der Orden? Wollen die Stände mehr als Sicherheit für Leib und Gut (Schütz 139.), und konnten sie, da der Orden (der Laie nennt ihn patriotisch-holländisch Souverain) in sich so uneins war, anders verfahren, und halten sie es denn nicht mit dem Oberhaupt, dem selbst der Orden gehuldigt hatte? Es ist freilich nichts Neues bei unserm Laien, die größten Unrichtigkeiten mit einer Art hinzu-

schreiben, die beispiellos ist; allein auf gewisse Dinge, worauf er es doch eigentlich anzulegen scheinet, hätte er wenigstens mehr Auge, wenn denn auch nicht Kritik verwenden sollen. „Es wurde auf dem Landtage „in Elbingen, sagt der Laie, S. 24., ein anderer in „Marienwerder von den Ständen beschlossen, ohne „Zutritt und Einstimmung des Ordens; und dies war „nach der Geschichte der erste allgemeine Landtag, der „von ihnen allein angesetzt wurde. In dieser Zeit war „aber der bekannte Bund gegen den Orden nicht nur „schon in'sgeheim verabredet, sondern es erfolgte auch „in Marienwerder auf dem Landtage die öffentliche Erklärung desselben." Wo hat doch der Laie diese Nachrichten her? Waißel sagt S. 143.: „Da erlaubte der „Hochmeister Land und Städten, einen Landtag zu Elbingen zu halten" (wozu?) „und einen Bund," (etwa wider den Orden? Nein!) „wider Gewalt zu machen; welches geschahe. Dieser Bund ward von der „Landschaft zu Marienwerder besiegelt." — Hartknoch sagt S. 309.: „Darauf gab er (der Hochmeister) „in demselben Jahre Land und Städten frei, eine Tagfahrt zu halten und einen Bund wider Gewalt zu „machen; welches auch nach etlichen gehaltenen Tagfahrten zu Marienwerder geschehen." Schütz, den doch unser Laie noch so pro forma oder ehrenhalber anführt, bemerkt S. 139. die Antwort, die der Hochmeister auf den Antrag zu diesem Bunde und zum Landtage gegeben. „Liebe getreue Ritter, Knechte und „Städte, ihr habt nie wahrlich anders bei uns gethan, denn als getreue, fromme, ehrbare Leute, desgleichen ihr noch thut," (unser Laie spricht ganz anders) „und diese Treue und Ehrerbietung, die ihr nun

„an uns bringt, können wir Euch zum Vollen nicht „danken, und haben vielleicht solches gegen euch nie „verschuldet (verdient), sondern wollen es noch, ob Gott „will, gegen Euch und die Euren verschulden.“ (Schütz 139 b.) Auch der Groß-Comthur läßt sich in der Art aus: „Gott gebe, daß ihr's zu guter Zeit habet ange„haben“ (angefangen). Auch bemerkt Schütz 139 b., daß der Groß-Comthur nach Marienwerder in ihre Versammlung auf Geheiß des Hochmeisters gekommen. — Kann man die Dreistigkeit in seinen Behauptungen weiter treiben? Und von diesem Traum, den der Laie hatte, soll sich denn nach seiner Meinung die nachherige Macht und das Ansehen der Stände herschreiben! Dieser Bund selbst, der wörtlich von den Geschichtschreibern bekannt gemacht worden, macht er den Ständen nicht wahre Ehre? Verdiente er nicht auf die Nachwelt gebracht zu werden, um ein Volk zu bezeichnen, „das Gott zu „Lob ihrem Herrn Hochmeister, seinem Or„den und Lande zu Ehren und ihnen allen „zu Forderung Besten und Wohlfahrt (wie nicht bloß der Eingang lautet, sondern der Inhalt S. 25. bekräftiget) abgeschlossen ward“ —? Die merkwürdige Anecdote, welche der Verfasser hier mittheilt, und welche tiefe Blicke in die damaligen Triebfedern, die im Verborgenen (Im Verborgenen? Nicht doch! ich wüßte nicht, wie es möglich gewesen, öffentlicher zu Werke zu gehen.) zur beschlossenen Staats-Reform wirkten, eröffnen soll, kann ich unmöglich mit Stillschweigen vorbeigehen, um die Asche des von Bayfen, die unser Verfasser so schamlos entheiliget, wieder in ihre sanfte Ruhe zu bringen. Unser Verfasser nimmt sich die Freiheit, diesem Mann den Beinamen

Sprecher beizulegen, und da er diese Ehre freilich nicht mehr erwidern kann, so mag die Thatsache für ihn das Wort nehmen (immer besser als Worte), und ich stehe dafür, sein Andenken wird bei uns Allen im Segen erneuert werden. Unser Verfasser und ich erzählen Beide aus Schütz (Seite 142.) und nun ziehe ein jeder Andere den Schluß!

Auf einem großen Gericht oder gemeinen Gerichtstage im Lande, welches, wie Schütz sich ausdrückt, sowohl über den großen als kleinen ging, fiel diese Sache vor. Das Gericht war besetzt mit zwei Bischöfen, zwei Thumherren, zwei Comthuren, zwei Kreuzherren, mit verschiedenen Beisitzern des Adels und aus den Städten. Es wurden hier sehr viele Vorfälle zur Entscheidung gebracht, die auch Mitglieder des Ordens angingen. Die Ordensbrüder indessen, sagt Schütz, welche wegen vieler Gewalt, Mordes und Todtschlags in Anspruch genommen wurden, verantworteten sich mehr mit Gewalt als mit Recht. Unter diesen Sachen kam denn auch der Rechtsstreit zwischen dem Johann von Baysen und dem Bischof von Heilsberg wegen eines Sees vor, in welchem der Bischof sich der Fischerei mit Gewalt anmaaßte, die dem von Baysen von Rechtswegen zukam. Schon hatte sich von Baysen vergebens bei dem Hochmeister beklagt, der, um dem Bischof nicht zu nahe zu treten, dem von Baysen zuwider war oder zuwider seyn mußte. Es entschloß sich also von Baysen, diese Sache vor das große Gericht von Land und Städten zu bringen, und hatte sich darüber öffentlich ausgelassen, oder wie Schütz es ausdrückt, sich auf diesen Rechtstag an Land und Städte berufen. Der Hochmeister wollte nun diese Sache unterdrücken, und verhieß dem von Baysen eine doppelte Entschädigung, und

es hatte jetzt von Bayſen zu wählen, auf der einen Seite eine doppelte Erſetzung, und auf der andern Seite — etwa eine einfache gewiſſe Erſetzung? — Nein! ſondern nur entweder rechtlichen Gewinn oder rechtlichen Verluſt ſeines Sees. Die Aufforderung des Hochmeiſters mochte ihm vielleicht nicht gleichgültig geweſen ſeyn, nicht wegen der ihm angebotenen doppelten Entſchädigung, denn ein gewinnſüchtiger, elender Menſch war unſer Bayſen nicht, ſondern dieſe Gefälligkeit dem Hochmeiſter abſchlagen zu müſſen. Gern würde er ihm vielleicht einen größern Dienſt geleiſtet haben, wenn er nur nicht mit dem Verluſt ſeiner eigenen Ehre verbunden geweſen wäre; denn wo nicht völliger Verluſt der Ehre, ſo doch gewiß wenigſtens eine Mißdeutung ſeiner Denkungsart, ſchien mit der Aufgebung ſeiner Rechtsſache unzertrennlich verbunden zu ſeyn! Bayſen hatte ſich auf ſein Recht berufen, er hatte es vor dem großen Gericht außer Zweifel zu ſetzen verſichert, und jetzt ſollte ihn ſchnöder Gewinn zurückhalten, einen ſchlechtdenkenden Biſchof in ſeiner Ungerechtigkeit zu beſtärken. Bedarf ein ehrliebender Mann bei ſolchen Umſtänden Bedenkzeit, um ſich zu beſtimmen? Bayſen brauchte ſie nicht, er opferte ſeinen Privatvortheil der Wahrheit und der Selbſtſchätzung, die ſich jeder ehrliche Mann ſchuldig iſt, auf, und dem Biſchof ward der See durch Urtheil und Recht abgeſprochen. Wahrlich, der Hochmeiſter würde ſelbſt den von Bayſen verachtet haben, wenn er eine doppelte Erſtattung angenommen hätte, und gewiß, ehrte er ihn im Herzen, obgleich Bayſen ein viel größerer Meiſter ſeiner ſelbſt war und ſeinen Obern in der edlen Verleugnung der Menſchenfurcht ſo weit übertraf.

Auf solch' einen Mann kann unser Laie einen so häßlichen Schatten werfen? Und auf solch' eine Handlung? — — Nach so öfterem Fehlgeleite wird denn freilich unser Schriftsteller verdächtig, und da es ihm völlig an allen richtigen Wahrnehmungen und Berechnungen gebricht, da er aus den Folgen die Ursachen zu entwickeln und anzugeben so wenig, als sich zu fragen versteht: Was würde ein ehrliebender Mann in dieser Lage thun? so kann man sich nicht im mindesten auf ihn verlassen. Es war (zum neuen Beispiel) unser Kreuzfahrer, wie der Anfang seiner Schrift Seite 4 und 5 außer Zweifel setzt, und das mit Recht, der Meinung, daß sich Kaiser und Papst nicht in preußische Sachen mischen sollen und können; indessen scheint er jetzt anderes Sinnes zu seyn. Der Bund wider Gewalt bedurfte, das lehrt die Sache selbst, gar keiner Bestätigung. Der Hochmeister, der gutgesinnte Theil des Ordens und Land und Städte, waren darüber Eins geworden. Was brauchte es weiter? Wem tritt man mit Recht und Gerechtigkeit zu nahe? Wem, als dem Unrecht und der Ungerechtigkeit? Demohngeachtet wandten sich doch Land und Städte an den Kaiser Friedrich den dritten und suchten die Bestätigung des Bundes, vielleicht nicht ihrer, sondern vieler Mitglieder des Ordens wegen, und sodann, um dem päpstlichen Bann zu entgehen. Die Bestätigung erfolgte im Jahre 1451 *). Da indessen der Orden

*) Schütz S. 164. 165. Hartknoch 314. Polnische Bibliothek, welche von Büchern und andern zur polnischen und preußischen Historie dienenden Sachen ausführliche Nachricht giebt, 2. Bandes 9tes Stück.

Papst, Kaiser und andere Fürsten aufgereizt hatte, der Kaiser Friedrich III. auch, seiner Bestätigung zuwider, den Bund aufzuheben, des schiedsrichterlichen Dafürhaltens war, so sey es uns genug, daß wir diesem Vorfall die erste Veranlassung zu danken haben, unter der Oberherrschaft des Durchlauchtigsten Brandenburgschen Hauses zu stehen, und unsern immerwährenden Gehorsam an ein Haus gebunden zu sehen, welches die Vorsicht zur Ehre der Menschheit und der denkenden Welt so vorzüglich ausgezeichnet hat. Ich finde keine Ursachen, unserm Laien das Glück zu mißgönnen, unter einem geistlichen Orden stehen zu wollen; indessen erstaune ich doch über seine Dreistigkeit, dieses im Angesicht unsers vielgeliebten Regenten sagen zu können. — Die Sache ward übrigens nicht heimlich, sondern offen, nicht etwa nach einigen vorgefallenen Mißverständnissen, sondern nach den schrecklichsten Tyranneien von Seiten des Ordens, der sein Schwert der Gerechtigkeit mit einem Dolch vertauscht hatte, und gewiß nicht mit leichtsinniger Uebereilung, sondern nach öfteren vergeblichen Vorstellungen unternommen! Der Ueberwuchs so seichter Reflexionen unsers Schriftstellers würde auch die besten Pflanzen ersticken, und wie selten findet er gute Pflanzen, wie selten will er sie finden! Das Urtheil auswärtiger Fürsten ist hier so incompetent als das Urtheil des heiligen Vaters. Es kann dieß Alles hier in Rücksicht der falschen Angaben des Ordens zu weiter nichts dienen, als einen neuen Beweis von dem unchristlichen Verfahren eines so christlich seyn sollenden Ordens abzugeben. Käme es auf Trugschlüsse an, die man falschen Beobachtungen und schiefen Darstellungen zu unterschieben

weiß, so stünde unserm Schriftsteller die Palme zu; allein die Sache selbst muß entscheiden. Und ist denn Friedrich III. in der Geschichte so unbekannt? Uebertrat er nicht die Grenzen seines Auftrages, indem er nicht etwa allein, sondern mit Zuziehung solcher Gesandten, die dem Bund entgegen waren, sich eines Ausspruchs einigte; und auch dieser, wie sehr ging er über die Grenze, indem dem Kaiser nur die Ursachen zu beurtheilen anheim gestellt wurden, ob dieser Verein nicht nothgedrungen errichtet worden*), wozu noch kam, daß beide Theile damit unzufrieden waren **)? Nach den Grundsätzen unseres Laien, S. 28., hätte der Umstand hinreichen müssen, daß ein dreizehnjähriger Krieg und mithin die bei ihm über Alles geltende Macht der Waffen, diese Angelegenheit beendigte und zwischen Polen und dem Orden 1466 der ewige Frieden errichtet ward. Meine Sache, wie ich schon erkläret, ist es nicht, hier eine Geschichte Preußens zu schreiben, vielmehr verehre ich die Vorsicht, die auf diesem Wege Preußen zu einer so glücklichen Regierung gebracht hat, woran nicht nur der Vasall und Unterthan, sondern auch ein Jeder, den die Reformation, Aufklärung und Ordnung, die unter dem Orden nicht denkbar war, interessiren, Theil nehmen muß. Die Losung des Ordens bei Preußens Einnahme, die unsere Vorfahren so thätig beförderten, war Christenthum und Aufklärung; konnte aber Christenthum und Aufklärung tiefer sinken, als unter Preußens Kreuzigern? Daß der Laie am Orden, wie eine

*) Polnische Bibliothek 2. Band 9. Stück S. 281.
**) Seite 284.

Klette am Kleide hange, wissen wir schon, daß aber der gemeine Mann, wie der Verfasser S. 28. bemerkt, am Orden gehangen, bedarf Bestätigung. Wo muß doch der Laie diesen Umstand her haben? Und was wollten denn die Stände? Der Laie, der indessen nichts unter einen Hut zu bringen versteht, ist zwar der unhistorischen Meinung, daß sie, wie Schweiz und Holland und Nord-Amerika, die Souverainetät an sich zu reißen beabsichtiget, allein ringen sie nach mehr als Schutz vor Gewalt? Nicht einem Oberhaupt, sondern nur der Tyrannei wollen sie entgehen, und so halten sie sich denn auch schon glücklich genug, die weltliche Macht mit der geistlichen vertauschen zu können. Es ist unbegreiflich, warum unser Laie S. 29. sich verpflichtet halten können, so lange vorsätzlich sich bei der mittlern Geschichte von Preußen aufzuhalten, obgleich bei der gegenwärtigen Sache dieser Periode am wenigsten zu berühren gewesen, wenn gleich, wie doch nicht ist, die Ritterschaft es auf Geschichte bei ihrer Bitte ausgesetzt hätte. Was er mit der Citation des Schütz S. 359. und mit den beiden Bruchstücken aus dem ewigen Frieden sagen wolle, ist wohl eben so wenig zu begreifen, als daß er dem Orden, der doch nur als Lehnsträger Ost-Preußen besaß, mehr Macht und Gewalt in Hinsicht seiner Besitzung einräumet, als dem Lehns-Herrn in Hinsicht von West-Preußen. Man ist alle Augenblicke in der Verlegenheit, ob man auch seinen Augen trauen könne; indessen ist der Abschnitt, in welchem der Verfasser den Zustand Preußens schildert, da dasselbe mit Polen in Verbindung war, vorzüglich so ungründlich als unredlich behandelt worden. Was will zum Beispiel der Verfasser S. 31. mit den

Worten sagen, daß das völlige Eigenthum von Ost-Preußen (der Verfasser sagt: dieser Lande) ohne alle Einschränkung dem Orden zugestanden wäre? Wie schülerhaft sind die Erklärungen von Conventus und Ordo? und was bedarf es hier einer dergleichen krüppelichten Deduction, da die Sache an sich durch die That entschieden ist, und diese ganze Regierungs-Veränderung, die doch die erwähnte Vereinigung der Stände bewirkt hatte, sonst ohne alle Wirkung geblieben wäre. Was will unser Schriftsteller hier mit dem Manifest des Hochmeisters Friedrich, Herzogs von Sachsen? (S. 32.) Etwa beweisen, daß der päpstliche Stuhl jetzt das Verhältniß des Ordens in Hinsicht der Krone Polen genehmiget? Das wäre ja etwas wider sich selbst bewiesen; oder will unser Schriftsteller von dem Ungehorsam ein Zeugniß ablegen, den der Hochmeister als lieber Sohn (wie ihn Papst Julius II. nennet) gegen seinen Vater sich zu Schulden kommen läßt, als welcher in der väterlich und kindlichen Verbindung, worin Papst und Orden sich befanden, dem lieben Sohn gewiß nicht wohl anstand? Oder will unser Laie eine Probe geben, daß er den Schütz auch richtig citiren könne, wenn er nur wolle? Zwar bleibt so viel gewiß, daß dieser ganze Umstand nicht in seinen Plan gehöre; da unser Laie indessen doch sogar eine Stelle aus Schütz wörtlich S. 32. anführt und darauf sich wiederholentlich S. 44. beziehet, so wollen wir doch Wunders halber sehen, ob denn diese Stelle auch wirklich rein und lauter sey, um doch wenigstens unserm Schriftsteller zum Ruhm nachsagen zu können, daß er in Dingen, worauf es nicht angekommen, mithin zwar unbedeutend und inconsequent, indessen doch richtig ci-

tirt habe. In unserm Schriftsteller S. 32. heißen die Worte, die im Schütz Seite 404. u. f. am Schlusse des Manifests stehen sollen: „Dieser Vertrag, den man „nennet ewigen Frieden, der in so vielen Artikeln ist „wider Gott, alle Rechte und natürliche Vernunft.“ — Im Schütz selbst heißt es (zwar nicht am Schluß des Manifests, wie unser Laie behauptet, denn es folgen noch fast drei Folioseiten, sondern S. 408.): „ward „ein Vertrag, den man nennet den ewigen Frieden, zu „Thorn gemacht — darinnen viel Stück und Artikel „seyn wider Gott und Recht, wider und entgegen des „Ordens freie Einsetzung, und der heiligen römischen „Kirche ihre Freiheit und zu Schwächung des heiligen „römischen Reichs!“ Was sagt diese Stelle anders, als der Orden baue seine Rechte auf Papst und Kaiser? Da unser Schriftsteller nach S. 4 und 5. schnurgerade diesem Fundament entgegen ist, so siehet man beiläufig, daß unser Laie immer unzusammenhängender mit sich selbst werde, und außerdem in Hinsicht des Citirens, daß er dem Gerichte der Verstockung übergeben sey! — Es war wohl sehr natürlich, daß es dem Orden, der, wie unser Verfasser diesen Augenblick in seiner Unschuld bewiesen hat, dem Papst selbst nur in so weit gehorsam zu seyn sich zur Pflicht machte, wenn der Papst befohlen hatte, was er, der Orden, wollte, nahe gehen mußte, von einem weltlichen Herrn abzuhängen: allein wußte denn unser Laie so ganz und gar nicht, daß dem Orden die weltliche Regierung Herzog Albrechts, und selbst, wer sollte es denken, die Krönung Friedrich I. noch näher ging? Die Regiments-Veränderung durch Herzog Albrecht veranlaßte eine Schrift, die auf dem Reichstage zu Speier

wider den Markgraf Albrecht herauskam, und die 1526 den 29sten October widerlegt ward. Wenn unser Verfasser dergleichen Umstände in Erwägung gezogen und sich die Mühe genommen hätte, zu überdenken, daß 1530 der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg den Reichsständen die preußische Sache vortragen lassen und dem Hochmeister des deutschen Ordens, Walther von Cronberg, das Lehn der Lande Preußen feierlich verliehen; daß dieser von Cronberg den Markgraf Albrecht nach dem erhaltenen Lehn vor dem Kaiser angeklagt, dessen Cassation und die Rückgabe Preußens nachgesucht; daß der Kaiser wirklich im Jahr 1530 den 14ten November diese ganze Regierungs-Einrichtung aufgehoben, weil sie wider den Papst, Religion, Kaiser, Reich, deutschen Orden und die gesammte Ritterschaft der deutschen Nation wäre; daß dieser Walther von Cronberg wider den Markgraf Albrecht am kaiserlichen Kammer-Gericht einen Rechtsstreit erhoben, und unser würdiger Markgraf *) den 19ten Januar 1532 unter freiem Himmel in die Acht erklärt worden; daß besagter Walther von Cronberg 1535 und 1536 bei'm Kammer-Gericht Befehle ausgewirkt, wodurch die Preußen von allem Gehorsam zur Botmäßigkeit gegen den Markgraf Albrecht befreiet worden; daß die preußischen Stände, froh über die Morgenröthe ihrer noch jetzt gegenwärtigen Regierung, fest ihrem Regenten treu geblieben und darüber auch in die Acht erklärt worden; daß nach dem Ableben dieses unsers Gott Lob! uns unbekannt gebliebenen Landes-Herrn Walther von Cronberg im Jahre 1544 Wolfgang Schutzbar, genannt

*) Hartknoch A. und N. Preußen, S. 329.

Milchling, zum Hochmeister verordnet worden, der dies nämliche Lied zu singen angefangen, wenn, sage ich, der Verfasser diese und die Auftritte Erichs, Herzogs von Braunschweig, in Erwägung gezogen hätte, so würde er unmöglich so viel Vorrath aufwenden, um seinen gänzlichen Mangel an Beurtheilung außer Zweifel zu setzen. Ich muß mit Recht befürchten, am Ende selbst zu ermüden, wenn ich unsern Laien in seinen Ekstasen und seinen Fällen länger Schritt vor Schritt widerlegen sollte. Einem Manne, wie unser Verfasser, der nicht die gemeinste Kenntniß unserer preußischen Geschichte besitzet, S. 32., werden freilich die Freiheiten, Gerechtsame und Privilegien der preußischen Stände unbekannt seyn, allein es war seine Schuld, daß sie ihm unbekannt blieben. Wenn Markgraf Albrecht die Freiheiten, Gerechtsame und Privilegien den Ständen garantirte, S. 33., so war doch wohl von denen die Rede, die sie besaßen, und nicht bloß in Worten, sondern in der That. War hierüber etwa ein Inventarium nöthig? Wie soll ich doch unserm Schriftsteller beweisen, daß es Tag ist! Es öffne dieser in stolzer Ruhe sich befindende Laie seine Augen, so wird ihn der Tag beleuchten! Er lese und er wird genesen. Sollte unser Laie denn gar nichts von Landtags-Acten gehört haben? Zwar freilich würde er, wenn er eine Bibliothek von so vielen Folianten erblickt, in kein geringes Schrecken gerathen seyn; indessen hätte er doch ohne Acta zu lesen, nicht referiren und über Dinge, die er ganz und gar nicht kannte, auf eine so unbescheidene Art solche dicke Stäbe nicht brechen und dergleichen Urtheile nicht eröffnen sollen. Wir leben nicht in Zeiten der Machtsprüche, am wenigsten in der Schrift-

steller-Welt. Im Jahre 1525 ward der Friede geschlossen, nach welchem Markgraf Albrecht das Herzogthum Preußen erblich besitzen sollte, und von den Jahren 1520 bis 1528 sind Landtage in Königsberg gehalten. Die Acta befinden sich auf öffentlichen und vielen Privat-Bibliotheken. Ich will diese Data der Landtage fortsetzen, um auf das Haupt unsers Schriftstellers, wo möglich, feurige Kohlen zu sammeln. Von den Jahren 1540 bis 1550 sind alle Jahre die Landstände zu Königsberg versammelt gewesen. In den Jahren 1556, 1559, 1564, 1565, 1566 auch zu Königsberg. In den Jahren 1567, 1568 zu Heiligenbeil und Rastenburg. In den Jahren 1570, 1573, 1574, 1575, 1577, 1578, 1579 zu Königsberg. In dem Jahre 1580 zu Bartenstein. In dem Jahre 1582 zu Königsberg. In dem Jahre 1584 zu Saalfeld. In dem Jahre 1586 zu Königsberg. In dem Jahre 1590 zu Heiligenbeil. In den Jahren 1594 und 1595 zu Königsberg. In dem Jahre 1602 zu Heiligenbeil. In den Jahren 1603, 1604, 1605, 1606, 1607, 1608, 1609, 1612, 1613, 1614, 1615, 1616, 1617, 1618, 1620, 1621, 1622, 1623, 1624 zu Königsberg. In dem Jahre 1626 zu Marienwerder. In den Jahren 1627 bis 1641 incl. jährlich zu Königsberg. In den Jahren 1645, 1646, 1647, 1648, 1649 zu Königsberg. 1651 bis 1662 incl. zu Königsberg alle Jahr. In dem Jahre 1663 zu Bartenstein. In den Jahren 1664 bis 1671 jährlich zu Königsberg. In den Jahren 1672 bis 1687 sind jährlich zu Königsberg nur Convocations-Tage gehalten worden. In den Jahren 1688 bis 1706 sind jährlich wieder zu Königsberg die Landtage angestellt. In dem Jahre 1714 und im Jahre 1740 waren auch Land-

tage zu Königsberg! Da über die wichtigern Vorfälle genaue Protocolle geführet worden, wie viel hätte unser Schriftsteller lesen müssen, ehe er zu urtheilen im Stande war? Sein Helldunkel ist unausstehlich. — Ich will nur noch hier und da ein Wort sagen! — Ein jeder preußische Patriot verehrt das Andenken des Herzogs Albrecht. Ein preußischer Schriftsteller hat sein Leben weitläuftig beschrieben, die Königsbergsche Universität ist seine Tochter und heißt nach ihm Albertina. Schon habe ich bemerkt, daß alle heimliche geistliche Ränke des Ordens keinen Redlichen im Lande wankend machten, und wie kann also unser Verfasser die Stände in so falschem Lichte darstellen? Nicht der gute Herzog Albrecht, dem Preußen Aufklärung in Religion und Wissenschaft zu verdanken hat, der, wie ein preußischer Schriftsteller sagt, ein gottseliger, weiser, gerechter, wirthschaftlicher und gelinder Landesvater war, sondern ein gewisser Paul Scalich, der sich aus fürstlichem Stamm entsprossen zu seyn rühmte und dem Albert Truchses von Wetzhausen seine bäuerliche Abkunft vorrückte, war vorzüglich Schuld an einigen Mißverständnissen in den letzten Lebensjahren dieses würdigen Beherrschers! Markgraf Albrecht dachte zu edel, als daß er den Ständen ihre Rechte entziehen sollte. Er, der eidliche Versprechungen nicht, wie unser Verfasser, für bloße Förmlichkeiten (Seite 34.) hielt, suchte in dem Glück des Ganzen auch das seinige. Mehr, als was die Regiments-Rotel und das hinterlassene Testament dieses immer ruhmwürdigen Fürsten besagt, zu fordern, konnte keinem billig Denkenden einfallen, und wenn unser Verfasser in Erwägung zu ziehen im Stande gewesen, daß der Landesrath, der, wie er selbst erzählt, aus

den 4 Ober-Räthen, den 4 Amts-Hauptleuten Brandenburg, Fischhausen, Schaacken und Tapiau, und den 3 Königsbergschen Magistrats-Gliedern bestand, die Stände vorstellte, so weiß ich nicht, wie er hier auch nur einen Schatten von Herabwürdigung der Stände erzwingen will, besonders da er zugiebt, daß dieser hohe Landesrath mit den gesammten Ständen in so genauer Verbindung gewesen, als wovon er noch näher sich überzeugen können, aber leider! — er hat nicht gewollt. Wahrlich, es ist traurig, bei jedem Schritt, den unser Laie thut, ihn auf einer Unlauterkeit und Unwissenheit zu treffen. Unordnungen, die auf Rechnung der Zeiten und anderer Umstände gehören, schreibt unser Verfasser flugs auf das Conto der Stände. Ein Volk, wo reine Religions-Begriffe, nützliche physische Einsichten, wo Kunsteinsicht und unparteiische Schätzung ächter Verdienste das Uebergewicht erhalten, würde freilich Vieles nicht gethan haben, was zu dieser Zeit sich ereignete. Kann aber den Ständen zur Last gelegt werden, was die damalige Zeit so mit sich brachte? So ist es auch freilich bekannt, daß die Gemahlin des schwermüthigen Herzogs und die Stände verschiedene Bedenklichkeiten wider die Curatel des Markgrafen George Friedrich bei dessen Einzug in Königsberg äußerten; allein sind die Erzählungen unsers Verfassers bei dieser und anderer Gelegenheit geschichtlich treu, oder hat ihnen unser Verfasser nicht vielmehr solche hyperbolische Wendungen beigelegt *), daß er bloß auf unwissende Leser calculirt zu haben scheinet? Der Vormund des Herzogs Albrecht Friedrich, Markgraf George Friedrich, hatte dem Kö-

*) Hartknoch A. und N. Preußen S. 342.

nige von Polen eine große Summe Geld zum Kriege vorgestreckt, und ich möchte wissen, wo unser Verfasser seine Nachricht hergenommen, daß der polnische Hof die Gewalt dieses Fürsten zu mindern sich Mühe gegeben (Seite 37.), und noch lieber möcht' ich wissen, was der Verfasser, nachdem er den Orden verlassen, von den Versammlungen der Stände sich für Begriffe mache? Daß der Mißbrauch nicht der rechte Gebrauch sey, wissen wir Alle; allein eben so wissen wir auch, daß Mißbrauch nicht rechten Gebrauch hebe, vielmehr ist es die Pflicht aller Gutdenkenden, den Gebrauch je länger je mehr vom Mißbrauch abzusondern, zu läutern und einzulenken, so wie dies der Fall mit unsern Leidenschaften ist. Darum aber, weil etwas genißbraucht werden kann, es aufzuheben, heißt darum das Recht abschaffen, weil es so oft gebeugt wird. Was ist, das nicht eines Mißbrauchs, einer Mißdeutung fähig wäre? —

Endlich ist äußere Ordnung bei den Versammlungen und das Recht der Stände, sich versammeln zu können, so wie Formale und Materiale unterschieden. Wenn unser Schriftsteller dies und dergleichen Dinge mehr erwogen hätte und feste Grundsätze zu fassen und unbefangene Einsichten zu äußern im Stande wäre, so würde er zwar nicht geschichtlich, denn dazu gehört nun freilich das liebe Lesen, indessen doch vielleicht unterhaltend, im Allgemeinen über die Versammlungen der Stände und wie sie im monarchischen Staat zu modificiren, sich erklärt haben; jetzt aber, da er wahrlich durch Kopf nicht ersetzt, was ihm vom Fleiß abgeht, jetzt, da er so wenig jenen geisterseh-enden, kritisch-historischen Blick in Hinsicht der ältern Ge-

schichte im Vermögen hat, daß er vielmehr über Dinge sogar, die jetzt vor seinen sichtlichen Augen vorgehen, strauchelt und fällt, so verlohnt es denn wohl nicht, weiter mit solch' einem Schriftsteller zu ziehen. Angenehm würde es einem jeden denkenden Kopf gewesen seyn, wenn Jemand aus der preußischen Geschichte den Vortheil und Nachtheil balanciren möchte, den die Mitwirkungen der Stände veranlaßt. Mit einer auf's Gerathewohl so hinausgepolterten Behauptung ist's nicht abgemacht (S. 45.), und solch' eine Balanz wäre, sollte ich denken, das Erste gewesen, wonach unser Verfasser, seinem Titelblatte gemäß, hätte greifen sollen! Aber können? und warum denn schreiben? — Es sey mir erlaubt, nur noch zu bemerken, wie unser bewährte Schriftsteller selbst den sehr einfachen Umstand, auf welchen doch Alles ankommt, nicht geläugnet habe, daß die Landesherrschaft die Privilegia, Freiheiten und Gerechtigkeiten der Stände bestätiget habe (unter andern S. 41.), und da hier die Versammlungen und Berathschlagungen der Stände, welche sie vor den Augen ihrer Landesherrschaft ausübten, nicht ausgeschlossen worden, so darf ich nur noch hinzufügen oder vielmehr wiederholen, daß seine jetzigen Unrichtigkeiten nicht in stumme Zeiten oder in solche fallen, von denen er S. 4. sagt, daß sie mit Dämmerung umgeben sind, bis sie sich endlich gar in dicke Finsterniß verlieren; vielmehr sind sie durch so vollständige als unbezweifelte Acta beleuchtet. Jede Regierungsform hat, so wie Alles in der Welt, ihre gute und ihre schlechte Seite, jede Tugend ein unter dem Schein des Rechts ihr entgegen arbeitendes Laster. Hier war nicht der Ort und wahrlich auch nicht der

Mann dazu, dieſe Materie, welche der Unterſuchung Königs Friedrich II. und des Miniſters, Grafen von Herzberg, nicht unwürdig waren, zu beleuchten, und wer iſt's, der nicht mit Herz und Seele ſich für die Monarchie erklären ſollte — wenn gleich er auch nicht in ſo hohem Grade den Vorzug kennen würde, unter ſolchen Monarchen zu ſtehen, als Preußen ſeit ſo vielen Jahren zu ſtehen das Glück gehabt! Die preußiſche Monarchie bedarf wahrlich eines ſo unberufenen Lobredners nicht, der in drei Reihen dreierlei Staats-Arten und Unarten, Ariſtocratie, Oligarchie und Anarchie, abhandelt, ohne zu bedenken, daß zwiſchen Kunſtwörter im Wörterbuch aufzuſchlagen, und ein Kunſtverſtändiger zu ſeyn, ein himmelweiter Unterſchied ſey. Die Sache der preußiſchen Ritterſchaft, oder vielmehr der Stände, iſt ganz einfach, und kann ohne Abhandlung über die Regierungsarten und ohne dem Begriff, den man mit Monarchie verknüpft, zu nahe zu treten, eingeſehen und ausgeübt werden. Ein Monarch iſt ein Alleinherrſcher. Daß indeſſen der Monarch auch bei den menſchmöglichſt vollkommenſten Gaben, womit die Natur ihn ausſtattete, noch des Beiſtandes Anderer im Befehlen bedürfe, liegt in der Erfahrung und in dem Urquell aller Erfahrungen, in der menſchlichen Natur. Nun ziehe man Beides, Natur und Erfahrung, den Verſtand und das in ihm gegründete gemeinſchaftliche Intereſſe, man ziehe den Schatz fremder Erfahrungen, die Geſchichte, zu Rathe und entſcheide: woher dieſer Beiſtand des Monarchen am ſicherſten und am zuträglichſten für Ihn Selbſt und für's Ganze zu nehmen? ob von den Dienern und den aus ihnen entſtehenden Collegiis allein, oder

auch aus den Ständen? Wohl verstanden, wenn Befehlen nicht bloß anordnen, es haben wollen, sondern auch Gehorsamserleichterung in sich schließt, die durch Aufklärung und Ueberzeugung bewirkt wird. Sind denn nun die Collegia immer so reines Lebens gewesen, als ihre Lehre rein war, oder es zu seyn vorgab? Sind sie denn immer, um mit Einem Alles zu sagen, treu befunden? Hat nicht vielmehr oft Unkenntniß sie auch bei'm besten Willen verleitet, Zerstreuung sie behindert, und Leidenschaft sich das Entscheidungs-Votum zugeeignet? Ist nicht oft auch nur Ein Eigennütziger im Collegio im Stande gewesen, die übrigen seiner Collegen zu mißleiten? und da auch hier sich Einer auf den Andern verlassen muß, sollten es Collegia nicht selbst gern sehen, daß sie aus Quellen schöpfen und der Wahrheit so nahe als möglich kommen könnten? Hat die jetzige Justizeinrichtung, wodurch die Parteien selbst mit ihren Angelegenheiten bekannt gemacht werden, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören und mit eigenem Verstande zu beurtheilen, nicht schon jetzt unleugbar gute Folgen gehabt, und könnten diese Folgen nicht noch weit wohlthätiger werden? — Entfernt, erwähnen oder gar berechnen zu wollen, was der Staat durch untreue Diener (in soweit es nämlich bekannt geworden) auch nur noch während der preiswürdigen Regierung Friedrich **II.** verloren, begnüge ich mich, zu bemerken, daß dies von Ständen weit weniger Statt gefunden und zu befürchten sey; und warum denn nicht jene nähere Bekanntmachung der königlichen Befehle und seiner Absichten? Warum denn ein todter Glaube, da ein lebendiger so unend-

lich viel mehr ausrichtet? Warum soll denn der Unterthan nicht mit eigenen Augen sehen, wie gut, wie wohlmeinend der Herr sey? — Wenn Friedrich II. von selbst anordnete, S. 64., daß die Stände das neue Gesetzbuch beprüfen sollten und bei diesem ehrenvollsten und wichtigsten Geschäfte die Stände zugezogen wurden; wenn unser gegenwärtige väterliche König diese Anordnung erneuerte, so weiß ich nicht, ob nicht Collegia bei minder wichtigern Gegenständen, zu ihrer eigenen Beruhigung, zur Dienstprobe es selbst bitten und wünschen sollten, daß die Stände näher von ihrer Diensttreue überzeugt würden. Der monarchische Staat würde dabei, so wie die Collegia, gewinnen; und wer aus den Ständen könnte und würde ihnen die Achtung entziehen, die ihnen der Monarch beilegte, und die sie so sehr verdienen, wenn sie Gott fürchten, den König ehren und ihre Brüder lieben? —

Was soll der Absprung auf Gustav III. (S. 42.), dem in unsern Tagen ganz Europa Beifall zugerufen? Wer hat denn je daran gezweifelt, daß eine erbliche Regierung gegen ein Wahlreich auffallende Vorzüge behaupte?. Wer hat denn vorgegeben, daß aus der Lehns-Verbindung mit Polen für Preußen Heil erwachsen könne? (S. 42.) Wie schwachsichtig muß doch unser Laie seyn, der die seichte Art, womit er den Vorzug eines Erbreichs gegen Wahlreiche abwiegt, für etwas halten kann, das werth war, gesagt zu werden! Unter den Exclamationen, die unsern Verfasser bei dieser Gelegenheit überwältigen, sind nur folgende zwei Umstände merkwürdig. Der erste, daß er, ohnfehlbar beliebter Variation halber, die Ruhe

nicht ſtolz nennt, ſondern, S. 43., von tiefſter Ruhe und ſtolzer Sicherheit ſpricht. Der zweite, daß er bei Gelegenheit der Thornſchen Auftritte, auf die er, Gott weiß wie, fällt, an heiligſte Rechte denkt, die der Unterthan von ſeinem Regenten fordern kann. Weg mit dem Greuel, ruft er aus (doch wohl mit den Thornſchen Auftritten), wogegen ſich jedes von Menſchen- und Bruderliebe warmes Herz empört! und dieſes Schlagwort: weg mit dem Greuel, bringt ihn denn, verſteht ſich, wieder auf eine Frage, und dieſe Frage iſt eine Kriegserklärung wider die katholiſche Religion. (S. 44.) Schon etwas Gewöhnliches iſt es unſerm Laien, daß ihn ein wildfremdes Wort auf einen neuen Abſchnitt und eine neue Frage bringt; allein etwas Ungewöhnliches dünkt mir doch, daß es unſerm Laien nicht einfiel, wie der deutſche Orden katholiſch war, und daß, wenn Preußen unter ihm, wie doch der Laie des ſteif und feſten Wunſches iſt, geblieben, an keine Reformation zu denken geweſen. Nur den Polen kann er nicht vergeben, daß ſie katholiſch ſind! Vielleicht glaubt er, daß die Polen anders katholiſch ſind, als die Kreuzherren, wenigſtens nimmt er ſich der Kreuzherren noch ſelbſt nach dieſem heiligen Eifer wider die katholiſche Religion an, indem er behauptet, der Orden hätte ſeine Rechte dem Markgraf Albrecht abgetreten. Der Orden, der dieſem trefflichen Manne ſo viel Herzleid zuzog! O der unglaublichen Unwiſſenheit! Doch ſie iſt erträglich gegen die Unbeſcheidenheit, zu behaupten, daß jener große Mann, S. 44., (ſoll doch wohl Friedrich Wilhelm der Große ſeyn, über den unſer Frager ohnedem ſchon, S. 41., ein ſehr unbe-

scheidenes Gericht gehalten?) ein Selbstdenkker gewesen, sondern nur den Plan ausgeführet habe, den der Orden unter gelegener Zeit und Umständen auszuführen Willens gewesen! (Die Unmöglichkeit liegt in der Natur des Ordens.) Damit er diesen Abschnitt so rühmlichst, wie er ihn angefangen, beschließe, bedeckt er als Laie mit dem Mantel der Liebe alle jene Ordens-Grausamkeiten, deren die Geschichtschreiber nicht ohne Grausen gedenken können, und will der Gewalt (soll heißen dem Recht) der Stände keine Quelle zugestehen, woraus auch nur der kleinste Nutzen entsprungen wäre. Ein Orakelspruch, der heut zu Tage nichts weiter, als die so große Unbescheidenheit, als Unwissenheit eines Schriftstellers beweiset. Nicht der kleinste Nutzen also? Und mich dünkt, es sey schon ein großer, daß Preußen jetzt das Glück hat, dem Hause Brandenburg unterworfen zu seyn, daß es ein Erb-Königreich geworden, welches ja dem Verfasser selbst, S. 42., als etwas Wünschenswerthes anschien. So wenig Zusammenhang hat unser Laie mit sich selbst, der indessen die Dreistigkeit besitzt, S. 45. mit den Worten zu schließen: Dies wäre nun also die kurze und treue Geschichte. Nun in Wahrheit, wenn diese Geschichte treu ist, so weiß ich nicht, was untreu heißt! — Doch sollt' ich denn nun wohl den Laien, dem ich durch alle seine Krümmungen gefolgt bin, am Ende verlassen? Mit nichten. Ende gut, Alles gut. Ich habe mir dies Ende bei der Beantwortung der vier Specialfragen auch auf's Ende meines Bedenkens gespart. Und womit beschließt denn unser Verfasser sein Werk, nachdem er das Urtheil eines Mannes, S. 68., der der Menschheit eben so sehr als seinem

Stande Ehre macht, an Kindesstatt angenommen? Zuerst ein Epilogus über das Schicksal des armen Sterblichen, S. 68., der so oft in dem, was ihm nützlich ist, gemißleitet wird, und der, bei'm Triebe zur Vervollkommnung und Verbesserung seines Zustandes, nicht immer ruhige, kalte Ueberlegung zur Führerin hat. Gut, allein wie kommt dies hierher? — Nicht selten (fährt unser Schriftsteller fort) überläßt man sich ihm (dem Triebe zur Vervollkommnung und Verbesserung) mit zu viel Wärme. Kann man das mit zu viel Wärme? Soll man denn nicht der Vollkommenheit mit so viel Wärme nachstreben, als möglich, und kann es hier zu viel Wärme geben, oder kann man bei'm Eifer nach Vollkommenheit statt Realität Tand ergreifen, wie der Beleuchter, S. 68., der unlogischen Meinung ist? Welche Dreistigkeit! sich zum Schriftsteller bei solchem Mangel an aller Logik aufwerfen wollen! Doch der Laie will, nach so vielem Tand, seine Leser mit einer Realität und einer Stelle aus dem Montesquieu schadlos halten und durch dieses Ende sein Werk krönen! Diese Stelle ist nun zuerst verfälscht, sodann nach der von unserm Laien schon rühmlichst bekannten Gabe, sich an den Anfang einer Schrift zu halten, aus dem ersten Kapitel des ersten Buchs genommen. Freilich kann ein Mann, wie Montesquieu, schon im ersten Kapitel des ersten Buchs mehr sagen, als unser Laie in seinem ganzen Leben gedacht hat. Anpassend wird doch denn nun wohl diese Stelle aus Montesquieu seyn? Auch das nicht. Sie ist aus dem ersten Kapitel des ersten Buchs genommen. Dieses erste Kapitel des ersten Buchs handelt von dem Verhältniß der Gesetze gegen die

verſchiedenen Weſen, und es iſt nicht zu begreifen, warum unſer Schriftſteller, bei'm Schluß ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Beleuchtung, mit einem Wort vom Verderben des Menſchen oder dem Fall Adams ſchließen könne. „Der Menſch," ſo heißt's hier, „iſt wie „ein jeder endliche Verſtand der Unwiſſenheit und dem „Irrthum unterworfen. Seine ſchwachen Kenntniſſe ver„liert er noch obenein. Als eine ſinnliche Kreatur wird „er tauſend Leidenſchaften ausgeſetzt. Ein ſolches We„ſen konnte ſeines Schöpfers alle Augenblicke vergeſſen. „Darum hat Gott daſſelbe durch die Ge„ſetze der Religion wieder zu ſich gerufen. „Ein ſolches Weſen konnte alle Augenblicke ſeiner ſelbſt „vergeſſen, darum iſt es von den Weltweiſen „durch die Geſetze der Moral gewarnt. Ein „ſolches zur Geſelligkeit gemachte Weſen „konnte ſeinen Nebenmenſchen vergeſſen, „darum haben ihn die Geſetzgeber durch die politiſchen und „bürgerlichen Geſetze zu ſeiner Schuldigkeit angehalten." Wie ſehr wünſchenswerth wäre es geweſen, wenn unſer Verfaſſer, dem zur Schande ich den Montesquieu ſchon öfters angeführt, weiter in demſelben zu leſen ſich die Mühe genommen. Vielleicht wäre alsdann ſein ganzes Werk ungeſchrieben oder wenigſtens ungedruckt geblieben. Was meint unſer Schriftſteller, um auch mit Montesquieu zu ſchließen, vom Anfange des 11ten Kapitels des 1ſten Buchs?

Le gouvernement monarchique a un grand avantage sur le despotique. Comme il est de sa nature, qu'il y ait sous le Prince plusieurs ordres, qui tiennent à la constitution, l'état est plus fixe, la constitution plus inébranlable, la personne de ceux qui gouvernent plus assurée. —

Th. G. v. Hippel's

sämmtliche Werke.

Zwölfter Band.

Hippel's Leben.

Berlin,
bei G. Reimer.
1835.

Erklärung.

Vor sieben Jahren vereinigte sich der nunmehrige Verleger der Hippel'schen Schriften, G. Reimer in Berlin, über eine Gesammtausgabe derselben mit dem Neffen des verstorbenen Autors, dem Regierungs-Präsidenten T. G. v. Hippel zu Oppeln. Sie sollte aus zwei Hauptabtheilungen bestehen: der Sammlung der schon gedruckten Schriften und der nachgelassenen Manuskripte, deren Ausbeute nicht von besondern Werth sein könnte, wäre dazu nach Scheffner's Tode nicht eine Sammlung von Briefen — an diesen gerichtet — gekommen, deren Aushändigung er noch bei seinem Leben angeordnet hatte. Sie umfassen den Zeitraum von 1763 bis 1795, und sind genau nach der Zeitfolge geordnet. Die Menge des für das jetzt lesende Publikum völlig Gleichgültigen oder wenigstens Unmerkwürdigen machte eine wörtliche Sichtung des Vorhandenen nothwendig. Sie erfordert das Auge eines mit den Schriftzügen wie dem Geiste des Schreibenden gleich Vertrauten. Sie kann daher keinem Fremden übertragen werden, und wird um so schwieriger, je häufiger Namen und Beziehungen vorkommen, die bei der Unleserlichkeit der Handschrift erst entziffert werden müssen, ehe an die Beurtheilung gegangen werden kann, was davon dem Publikum übergeben oder zurückgehalten werden soll.

Noch vor dem Beginne dieser Arbeit erkrankte der Herausgeber. Der Genesung von einem lebensgefährlichen Brustleiden folgte eine Augenentzündung, die drei Jahre hintereinander wiederkehrte und ihm nur das nothdürftigste Augenlicht für seinen Dienst ließ. Die nothwendigen Anordnungen gegen die Grenzübel des Jahres 1830 und 1831 erforderten neue körperliche und geistige Anstrengungen, die keine Nebenarbeit gestatteten.

In dieser treuen Darstellung liegen die Rechtfertigung für den Verleger, der es an unausgesetzten und vielseitigen Bemühungen, die Angelegenheit zum Ziel zu fördern, nicht hat fehlen lassen, und die Entschuldigung für den Herausgeber, wenn die Zusätze zu Hippel's Leben nicht früher erscheinen konnten, als jetzt, und wenn sein literarischer Nachlaß erst im nächsten Sommer erscheint.

Hoffentlich wird der Winter dem Herausgeber noch so viel Erholung gewähren, um die Verpflichtungen zu erfüllen, die er dem Publikum, dem Verleger und dem Andenken an seinen unvergeßlichen Oheim schuldig ist.

Im December 1834.

Vorrede des Herausgebers.

Bei Sichtung der Biographie Hippel's von Schlichtegroll mußte es zur Erwägung kommen, ob sie ganz umgearbeitet werden müsse, oder ob das Richtige und Wahre daraus zu behalten, und nur das Schiefe und Unwahre wegzulassen, zu berichtigen und zu ergänzen sey. Schlichtegroll hat authentische Materialien gesammelt, und ohne seine höchst schätzbare Compilation wäre es der Kritik und dem Publikum nicht möglich geworden, über Hippel's Leben und Autorschaft ein Urtheil zu fällen. Es wäre also Undank gegen den genannten Biographen — schon seiner frommen Zueignung an Jean Paul wegen — den ersten Weg zu wählen, statt des zweiten, der jedem das Seine läßt, auch Schlichtegroll die Ehre des Fleißes und redlichen Willens. Es ist indessen hohe Zeit, alle sichtbaren Irrthümer jenes Lebenslaufes zu berichtigen, seit Theodor Mundt's großartige Kritik tiefe Gemüther zur lebendigen Theilnahme an der Gesammtausgabe der Hippelschen Schriften geweckt hat, seit eine Revision seines litterarischen Nachlasses im Werke ist

und dessen Herausgabe nahe bevorsteht. Die wenigen Zeitgenossen, die — damals Jünglinge — als Zeugen der letzten Jahre seines Lebens noch übrig sind, nahen sich dem Alter, in welchem das Gedächtniß seine Treue aufzugeben pflegt, und die Neigung zu litterarischer Arbeit nicht zunimmt, welche überall am besten in der Frische des Jugend- oder Mannesalters — Heroen wie Goethe ausgenommen — gedeiht.

Ein Zeitraum von acht und dreißig Jahren, der seit dem Tode Hippel's verflossen, kann diejenigen, die ihn von Angesicht zu Angesicht noch gekannt haben und noch leben, wohl in den Stand setzen, die Urtheile zu berichtigen, die überkluges Wohlwollen und schlecht begründetes Uebelwollen der erzählenden Zusammenstellung seines Lebens beimischten. Sie hoffen denen einen Dienst zu erweisen, die den seltenen Schriftsteller aus seinen Schriften schon erkannt haben, und auch den Menschen und Staatsbeamten im Geiste so erschauen und erfassen wollen, wie er war.

Zuerst nach seinem Tode schien nur die Oeffentlichkeit das Todtenrichteramt zu übernehmen. Er schien auch nur ihr und seinem Nachruhm gelebt zu haben. Wäre sie in ihren Schranken geblieben, so hätte sie nicht die verborgenen Seiten seines Privatlebens, mit bitterer Gehässigkeit entstellt, ans Licht gezogen. Gewürm aller Art fiel über ihn her, wie über jede Leiche. Der todte Löwe konnte sich nicht vertheidigen, und es war keine

schirmende Hand in der Nähe. Denn ihn verfolgte das Loos der Ehelosen. Keine liebende Hand drückte dem Sterbenden die Augen zu, keine hat den Schleier des Wohlwollens und der Freundes-Milde über den Todten und sein Andenken gebreitet. Seine Freunde — ob sie es waren, darüber liegen die Merkmale in den aphoristischen Beiträgen zu der Schlichtegroll'schen Biographie — schämten sich nach seinem Tode, von ihm beherrscht worden zu seyn. Denn als Mißtrauen und Verschlossenheit erschien ihnen, was ihm schwerlich dafür anzurechnen ist, und was ihm Gewöhnung der Jugendeinsamkeit und Dienstverschwiegenheit, was angeborne Charakterkraft, Talent und Neigung zum Herrschen — der Kräfte und des Vertrauens der Freunde Herr zu werden und zu bleiben — in ihm waren.

Von Freunden sollte gelten, was von Liebenden. Sie sollen nur von einem Gedanken, einem Gefühle, einer Gesinnung gegen den Freund durchdrungen seyn, — von Liebe.

Wer den geliebten Todten als eine merkwürdige Erscheinung betrachten kann, die ergründet seyn will, wer seine Fehler zu anatomiren sich Mühe giebt, ist Todtenbeschauer, Prosektor, Inquisitor und allenfalls Biograph, nicht Freund des Verstorbenen.

Wenn Scheffner, Deutsch, Kant, Borowski — der höchst gemüthliche Jensch wohl am wenigsten — sich von Unmuth über jene vermeintlichen Täuschungen Hip-

pel's übermannen ließen, so waren sie wenigstens nicht seine Freunde in dem Sinne des Worts, in welchem Dichter und Geschichtschreiber jene Dioskuren und Heroen, wie unser eignes Gemüth, Freundespaare als Ideale aufstellen.

Und was soll vollends von Scheffner geurtheilt werden, der mit mehr als bloßer Bitterkeit in seiner Selbstbiographie Hippel's Andenken fast feindlich behandelte?

Hippel's erstem Biographen — Schlichtegroll — mit dem redlichen Willen, Wahrheit einzusammeln und Wahrheit zu geben, — mußten die vielerlei Bruchstücke, die ihm über Hippel's Leben zukamen, um so erwünschter seyn, je mehr sie das Gepräge der Unpartheilichkeit an sich trugen. Denn es gab in den Gemälden von Freundes Hand schon so viel Schatten, daß die Nachtschwärze, von der Hand der Feinde aufgetragen, völlig überflüssig schien.

Neid und Mißgunst mit ihrer Gemeinheit wurden auch erst recht geweckt, als Schlichtegroll's Nekrolog für das Jahr 1796 das Bild des Verstorbenen noch zu günstig für ihre Meinung ausgestattet hatte. Ihre Schriftlein kamen zu spät, um von ihm benutzt zu werden. Sie fanden aber Theilnahme in der Gemeinheit gleichverwandter Seelen. Unter Hippel's nahen Angehörigen hatten sie keinen Rächer oder Vertheidiger zu fürchten. Denn der einzige unter ihnen, der den Geist und das Innerste seines väterlichen Erziehers zu erfassen sich an-

gelegen seyn ließ, war damals zu jung und zu schüchtern, um sein noch unerprobtes Autortalent einem angeregten Publikum zum Besten zu geben; und von seinem Oheim zu sehr an Demuth gewöhnt, um sich eine Autorlaufbahn durch Polemik eröffnen zu wollen. Ein Aufsatz, den ihm der Unwille abnöthigte — indignatio versus fecit — blieb auf die Mahnung eines erfahrnern Freundes, daß Injurien-Prozesse die Folge seyn könnten, ungedruckt. Eben ein solcher Lohn ward leider einem Manne zu Theil, der Hippeln wenig zu danken hatte, der aber aus reiner Liebe zur Wahrheit, bescheiden und billig, den Nachruhm des Verstorbenen zu vertheidigen versucht hatte.

Jene Leidenschaftlichkeit hat sich gelegt. Fast alles großartige Irdische, wodurch Hippel sich und seinen Verwandten einen ewigen Namen sichern wollte, eben das, was gemeine Seelen gegen ihn aufregte, ist in Staub zerfallen. Nur das Unvergängliche ist geblieben, seine Gefühle, seine Gedanken, die er in seinen Schriften niederlegte, und die Kraft seines Willens, eben durch diese und durch einige der ihn überlebenden Zeitgenossen erkannt und aufbewahrt. Theils ihnen, theils seinem Neffen verdanken wir die Berichtigung der Schlichtegroll'schen Biographie. Er sah seinen Oheim vier Jahre hindurch als Knabe und Schüler wöchentlich zwei bis dreimal, je nachdem der Schulunterricht das verlängerte Mittagsmahl bei dem Oheim verstattete, als Student vier Jahre

hindurch täglich und nur etwa acht Monate lang unterbrochen durch den Auftrag des Oheims in Danzig. Als Knabe und Jüngling schon von seinem Vater, dem einzigen Bruder Hippel's, zur Ehrfurcht und zum unbedingten Gehorsam gegen den hervorragenden, geisterbeherrschenden, unvergeßlichen Oheim angewiesen, fand er in ihm einen väterlichen, allein noch öfter strengen Erzieher, der ihm als Vorbild und zugleich als Censor und Curator seines Gewissens galt. Ganz natürlich war es daher, daß der Mann, den der Knabe und Jüngling als höheres Wesen und als sein Vorbild verehrte, zugleich auch der Gegenstand seiner angestrengtesten Aufmerksamkeit war und daß er ihn unablässig mit dem ungetrübten scharfen Auge beobachtete, welches das glückliche Eigenthum unverdorbener und unbefangener Jugend ist. Dem funfzehnjährigen Knaben galt es daher schon für entschiedene Gewißheit, daß der Oheim Verfasser der Lebensläufe und des Ehebuches sey, die er gelegentlich zum Lesen erwischt hatte, als dieser ihm einige Aufsätze diktirte und andere zum Abschreiben — namentlich aus den damals noch ungedruckten Handzeichnungen nach der Natur — anvertraute.

Auch des Oheims häusliches Leben aus jener Zeit — 1787 bis 1795 — konnte dem jugendscharfen Auge des zuletzt täglichen Tischgenossen nicht verborgen bleiben. Fand er gleich hie und da Widersprüche zwischen Lehren und Thun, so fand er doch nirgend die dem Biographen

Schlichtegroll von Königsberg her zugetragene Beschuldigung von grober und raffinirter Sinnenlust, von systematischer Heuchelei und Verschlossenheit. Zur Verbreitung der Kunde von der erstern scheint meistens nur Frauen-Neugierde und Frauen-Langeweile des benachbarten Fräulein-Stifts beigetragen zu haben, das nur durch einen schmalen Raum von wenig Schritten vom Hippelschen Hause getrennt war. E. T. W. Hoffmann wenigstens, der bekannte Verfasser des Kater Murr ꝛc. der viel in diesem Stift verkehrte, theilte seinem Freunde, dem Neffen Hippel's, diese Entdeckung über den Oheim mit. *)

Zwei Fehler sind es, durch welche Hippel's Biograph den Nachruhm des Verstorbenen schwärzte: seine Neigung zum Idealisiren und zur Verstellung. Seit aber Goethe sich durch Wahrheit und Dichtung mit der Offenheit, die das Eigenthum unzweifelhafter Größe ist, selbst dargestellt hat, seit er mit Meisterhand die Eigenthümlichkeit des poetischen Gemüths — die frühern Zustände des Lebens in den spätern vergoldeten Rahmen einer durch Geschmack und Bildung gehobenen Phantasie fassend — zu verschönern und aufzustellen kein Hehl gehabt hat, wird dieser Trieb zur Selbsterhebung — wer

*) Vielleicht verdient die Bemerkung hier eine Stelle, daß in den zwei Häusern der Junkerstraße zu Königsberg — nur durch das v. Lesgewangsche Stiftshaus, das zwischen ihnen lag, getrennt, — drei Dichter fast gleichzeitig gewohnt und gelebt haben, durch deren Namen ihre Vaterstadt geehrt wird, Zacharias Werner und E. T. W. Hoffmann im Dörferschen Hause, Hippel in seinem eignen.

duldet Gemeines um und an sich, wenn er an Edles und Erhabenes gewöhnt ist? — auch Hippeln erlaubt seyn: wie Theodor Mundt, dem hier reichlicher Dank für seine edle Weise, Hippel zu würdigen, gebracht sey, in seinen kritischen Wäldern so treffend auseinandersetzt.

Die neidischen Freunde aber, die ob der angeblichen Verstellung (Geringschätzung) sich ärgerten, hat das Grab mit dem Beneideten versöhnt. Borowski, der Erzbischof, der ihn am längsten überlebte, wird als Erzchrist auch die Versöhnung christlicher Liebe mit hinüber genommen, wo nicht bei seinem Leben schon geübt haben.

Friede seinem Andenken und dem Andenken der übrigen Gefeierten aus jener Zeit.

Es giebt der Materialien zu Hippel's Biographie zwar eine Menge, wenn auf die Masse, allein wenige, wenn auf den Inhalt gesehen wird. Zu den letztern gehören als authentische Urkunden: die Geschichte seiner Jugend, die er, in seinem funfzigsten Lebensjahre, in der Zeit von 1790 bis 91 niederschrieb, die Vorrede, das philosophische Testament für seine Verwandten und seine Briefe an Scheffner. Alles übrige, was Hippel an eignen und fremden Erfahrungen und Gedanken sammelte und in Hunderten von Umschlägen mit der Aufschrift: „Zu meinem Leben" oder „Worte" niederlegte, ist wohl nur ihm, der es auch nur zu seinem Gebrauche aufbewahrte, verständlich gewesen. Die Handschrift ist oft hieroglyphisch, die Namen sind in der Regel nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, die Worte selten ausgeschrieben. Was davon brauchbar ist, wird zu seiner Zeit seine Stätte finden. Die Briefe an Scheffner enthalten nur Beiträge zur innern Entwickelung seines Gemüthes und Lebensansichten. Wo sie das äußere Leben geschichtlich berühren, können sie den Enkeln der damals lebenden Generation kaum mehr Interesse gewähren. Ueberdies fehlt ihnen die Würze der Gegenrede, -- Scheffner's Briefe

und Antworten. Doch sind sie benutzt, und werden — so weit sie Theilnahme zu erregen und zu finden werth sind — als Kommentar zu dem Texte von Hippel's Leben dem Publikum übergeben werden.

Das wichtigste Dokument bleibt Hippel's Bruchstück von Selbstbiographie, das wir, obgleich durch die edler und älter gewordene Phantasie des Verfassers idealisirt, als ein werthvolles Denkmal seines Geistes, das seinen übrigen Schriften zur Seite gestellt zu werden verdient, in seiner ursprünglichen Gestalt geben wollen. Nur die allernothwendigsten Aenderungen, die durch noch geltende Namen und unangenehme subjektive Beziehungen bedingt wurden, sind vorgenommen, wogegen die unberufenen Aenderungen des ersten Abdrucks weggelassen sind, die zwar den Styl lichten und verbessern sollen, die Originalität des Verfassers aber verdunkeln. Sie folgt hier mit der Vorrede, die er als ein theures Vermächtniß, das jedes andere überdauern wird, seiner Familie hinterließ. Alles übrige, was dem Abrisse seines spätern Lebens zur Grundlage dient, beruht auf Tradition. Was hier gegeben wird, verdient indessen vollen Glauben, weil es fast durchgehends nur Augenzeugniß enthält und nicht über zwei Generationen hinausgeht.

Hippel's

Selbstbiographie.

Es hat schon Jemand aus der Familie sich Mühe gegeben, einige genealogische Nachrichten zu sammeln, und wenn gleich ich selbst kinder- und ehelos bin, so halt' ich mich doch verpflichtet, nicht nur bei meinem Ableben meiner Familie Beweise meiner innigsten Zuneigung zurückzulassen, sondern auch, so lang ich lebe, diese Nachrichten, so viel ich im Stande bin, mit Beiträgen zu verstärken. So ganz verwerflich ist der Ruhm nicht, von ehrlichen Leuten abzustammen, und diesen Umstand nachweisen zu können; und wenn ich durch diesen Aufsatz meine mir so liebe Familie aufzufordern im Stande wäre, dem, was rechtschaffen ist und wohl lautet, nachzudenken und nachzustreben, so würde ich auch nach meinem Tode im Segen unter ihnen bleiben und werkthätig meines Namens Gedächtniß gestiftet haben. Zwar bin ich entschlossen, meinen Lebenslauf, oder wenigstens einen großen Theil desselben, öffentlich aufzustellen, wozu bereits viele Bruchstücke zusammengelegt sind; indeß wird diese Arbeit, wodurch nichts weniger als Nachruhm, sondern bloß Lehre und Trost für Alle, die sich dem Dienst des Vaterlandes widmen, ohne, Notabene, das Vaterland der Menschheit, das Reich Gottes, aus dem Auge zu verlieren, bezweckt werden soll, nicht unmittelbar meine Familie angehen. Die gegenwärtige Arbeit, der ich vielleicht einige meiner Lebensumstände, insofern sie auf mein Geschlecht einen Bezug haben könnten, bei-

fügen werde, sey besonders meiner Familie gewidmet. Da verschiedene Geistliche in unserm Geschlecht gewesen, und ich es selbst bei meinen jüngern Verwandten, die sich meiner Handleitung anvertraut, zu diesem Ziel angelegt, dem nützlichsten in Rücksicht der moralischen Bestimmung des Menschen, dem anständigsten für die sogenannte bürgerliche Classe im Staat: so soll meine Schreibart meinen Gegenstand nicht überschreiten, sondern Gleich mit Gleich sich gesellen. Man sage immer, es sey eine Sonnabendsfamilie. Schlecht und Recht — sey unsre Losung und Gott wird mit uns seyn.

Schon hab' ich oben mit Dank einer Vorarbeit gedacht, und ich kann nicht erkenntlicher seyn, als wenn ich den Verfasser nenne und einige seiner Lebensumstände gleich zuerst bemerke, als ob ich sein Bild an einem vorzüglichen Orte in dieser Schrift befestigen wollte. Bernhard Hippel, Pfarrer in Löwenstein, war es, der, um die Familie auf das Schönfeldische Stipendium aufmerksam zu machen, jene genealogischen Nachrichten zusammengetragen hat *). Da ihm der Zugang zu den Stipendienarchiven nicht offen war, so habe ich erst als vieljähriger Assessor des Stipendiencollegii das Vergnügen gehabt, diese Sache in's Reine zu bringen, worüber ich einen Aufsatz in verschiedenen Exemplarien vertheilt habe. Bernhard war in Rastenburg 1691 geboren, und widmete sich, obgleich er der einzige Sohn seiner Aeltern und obgleich sein Vater ein Kaufmann war, den Wissenschaften und der Theo-

1

*) Die frühern Nachrichten von der Hippelschen Familie müssen also in jener, wahrscheinlich gedruckten Nachricht, die ich aber nicht weiter kenne, gesucht werden.

logie. Sein Kopf war über die damalige Zeit, und ich habe es mir nie erklären können, wie einem so trefflichen Manne bloß eine so mittelmäßige Pfarrstelle zu Theil werden, und was noch mehr ist, wie er sich damit so hinreichend begnügen können. Ohnfehlbar überhob ihn das Vermögen seiner Aeltern, das ihm allein zufiel, und das Vermögen seiner Ehegattin, Regina Senkenbeil, eines königsbergischen Kaufmanns Tochter, der Sorgen für den andern Morgen, wobei sicher seine Liebe zu den Wissenschaften auch mitwirkte. Ich habe Gelegenheit gehabt, einige seiner poetischen Aufsätze zu lesen, die gewiß voll Geist und Leben waren. Gern würd' ich einige dieser Poesien zur Beilage machen, als Familienstücke, bei denen man es mit dem Maler so genau nicht nimmt; aber damals, als sie mir in die Hände fielen, verglich ich sie mit Hallers, meines deutschen Lieblings, Gedichten, welches ich freilich nicht hätte thun sollen, und so hielt ich sie des Aufhebens nicht werth. Noch will ich mich bemühen, meinen jugendlichen Vorlaut gut zu machen und mich mit dem poetischen Schatten meines Vetters auszusöhnen, wozu ich, aus Furcht des Wiedervergeltungsrechtes, noch obenein verpflichtet bin. Auf alle Fälle eine Anekdote, für die ich stehe, weil ich sie aus dem Munde meiner lieben Mutter habe, die so wenig wie mein Vater zu irgend einer Unrichtigkeit fähig war. Bernhard Hippel stand in seiner ganzen Gegend im Ruf eines sattelfesten Mannes, und ward durch öftern Briefwechsel heimgesucht, bei welchem er indessen bloß einen netten lateinischen Styl und theologische Gelehrsamkeit blitzen zu lassen Gelegenheit hatte. Von ungefähr zog ein poetischer Candidat diese Straße, der von seinem

geistlichen Wirth, unsers Bernhards Nachbar, bestochen ward, einen poetischen Brief an Bernhard zu schreiben, und ihn in aller Form zu einem poetischen Zweikampf aufzufordern. Bernhard nahm die Ausforderung an, und zwar, wie meine Mutter vermeinte, mit solchem Glück, daß der Herr Amtsbruder und sein unberufener poetischer Secundant in die Flucht geschlagen zu seyn nicht in Abrede seyn konnten; denn auf Poesie ließen sie sich weiter nicht mit ihm ein. Dieser Vorgang ward Bernharden um so höher angerechnet, als der Cartelüberbringer mit dem Executionsauftrage versehen war, nicht ohne Antwort aus Löwenstein zu kommen. Ein solcher Sieg machte ihn in seiner Gegend so furchtbar, daß man ihn nicht weiter, weder auf eine poetische noch prosaische Probe setzte, sondern sich Glück wünschte, wenn er nur Alles so nahm, wie es Gott bescheerte. Selbst bei'm gelehrten Briefwechsel trat man ihm gern die Präsesstelle ab, und so hatte unser Sieger Bernhard Achtung und Liebe, Furcht und Ehre.

Ich kann mich nicht entbrechen, hier die Parenthese zu machen, daß der Predigerstand seit Bernhards Zeit gewiß in der Aufklärung nicht weiter gediehen, ich mag ihn oder seine Versucher in Erwägung ziehen. Jene Männer übertrafen, eine gewisse jetzt florirende Schönfärberei abgerechnet, die unsrigen sowohl an Gelehrsamkeit als Herzenseinfalt. Ist's sonach zu verwundern, daß das Volk das Beiwort christlich noch so wenig verdient, und so hingeht in seinem verkehrten Sinn, zu thun und zu denken, was nicht taugt?

Am 7ten Sonntage nach Trinitatis 1717, da man von den sieben Broden und den wenigen Fischlein in

den christlichen Gemeinden predigte, ward Bernhard als Adjunctus meines Großvaters, Georg Hippel's, eingeführt. Bei den mäßigen Einkünften unsers Bernhards und seiner gewiß sehr mittelmäßigen Stelle ist an ihm und seinem Weibe erfüllt worden, was in dem ersten Abschnitt des achten Verses seines Introductionsevangelii stehet: „Sie aßen aber und wurden satt," — obwohl der andre Abschnitt dieses Verses: „und huben die übrigen Brocken auf, sieben Körbe," — nicht in Erfüllung ging. Gewiß sprach das vortreffliche Weib unsers Bernhards den Segen über die sieben Brode und die wenigen Fische der löwensteinischen Pfarrstelle. Ihn kenne ich nur aus einigen seiner Aufsätze und aus dem Zeugniß meines Bruders, der gleichfalls in Löwenstein Prediger war, und noch weit mehr Spuren des Geistes und Herzens unsers Bernhards gefunden hat; allein sein herrliches Weib schwebt mir noch ehrwürdig vor meinen Augen. O des trefflichen Weibes! Ich kann es vor Gott, dem Herzenskündiger, betheuern, nie in meinem ganzen Leben, wo es mir gewiß nicht an Gelegenheit zu Menschenkenntniß gefehlt hat, drei solcher herrlichen Menschen mehr gekannt zu haben, als mein Vater, meine Mutter und unsre Regine (so hieß Bernhards Frau) waren. Gott! laß mich, wenn mein Stündlein kömmt, den Tod dieser Gerechten sterben, und so reines Herzens seyn, als dies Kleeblatt war! Ihre Grabschrift sey: selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen! — Da ich meinen Vater und Mutter schon an einem andern Orte *)

*) Er meint damit die Schilderungen des Predigers und seiner Frau in den Lebensläufen i. a. L.; aber auch Reminiscen-

einen Stein des Andenkens gelegt, so will ich bei Gelegenheit, daß ich des Bernhards als meines Vorarbeiters denke, auch seiner Regina erwähnen, die Ein Herz und Eine Seele mit Bernhard war, und die gewiß Gott ihm zugefügt hatte; wie sollt' wohl ich sie scheiden? Er selbst denkt ihrer in seinen genealogischen Nachrichten, ohne den Tag ihrer Verbindung zu bemerken, nur in Rücksicht ihres Geburtstages: Nata conjux chara mea foecunda Regina 1700 d. 20. Jan., als ob sie von Anbeginn Eins gewesen und ihre Verbindung keinen Anfang genommen. Ich nehme einige Züge zum Gedächtniß unseres geistlichen Paares von ihrem gemeinschaftlichen Leichenredner, dem Pred. M. Weber. — Er. Von dem Leben dieses Gerechten noch die Bemerkung, daß, wenn gleich er außer seinem Hause Lanzen brechen mußte, doch selten ein Ehemann so vielen Hausfrieden gehabt. Der Friede Gottes, der höher als alle Vernunft ist, war in und mit diesem Priesterhause. Er sprach den Segen über seine Gemeinde und sie zu Hause. Friede sey mit dir, war ihr Wesen und Seyn. Bernhard war Vater von acht Kindern, die alle kinderlos gestorben sind, bis auf einen Sohn, Andreas Christoph, der eine Tochter nachgelassen. So hat also dieser, für die Familie so besorgte Mann, mit seiner Nachrichtensammlung seinen eignen unmittelbaren Nachkommen keinen Dienst erweisen können, so wie auch ich, sein Nachfolger, wahrscheinlich chelos ster-

---

zen aus dieses Bernhards Geschichte hat er dort in die Züge mit eingemischt; man vergleiche die Melchisedeks-Neckereien der Herren Amtsbrüder im ersten Theil des Lebensl., mit der so eben erzählten poetischen Herausforderung; und so mehrere jetzt gleich folgende Parallelen.

ben werde. Bernhards Tod war gut und schnell. Da er am 4. Adventssonntage gepredigt und zur Freude in Gott bei dem bevorstehenden Weihnachtsfeste aufgefordert hatte, ging er ein zu seines Herrn Freude, und gab seinen Geist voll herrlicher Weihnachtsgedanken auf. — Sie. „Sie war so keusch, sagt ihr Leichenredner, und wenn ich mit Paulo reden soll, sie war so schüchtern, daß sie auf Rath ihrer Freunde Ja sagte; so wie die Pathen Ja sagen. Sie hatte ihren Bräutigam nur halb gesehen, allein sie sah auf Gott. Wahrlich, sie zog in Segen mit diesem Manne. In ihrer Ehe war sie eine exemplarische Priesterfrau und eine geduldige Kreuzträgerin.“ — Mit Wonne erinnere ich mich noch der jungen Hühner, die ich auf einem Besuche in ihrer stillen Wittwenhütte aß; noch riech' ich die gestreuten Tannen, noch entzückt mich die Simplicität ihrer Wohnung. Wie lebhaft schwebt dies Alles vor meinem Auge! Ich habe ein Bild hiervon auf den Hufen *) entworfen, wodurch indeß das Original bei weitem nicht erreicht ist, und so oft ich in mein sogenanntes Bauernstübchen komme, bin ich im Pfarrwittwenhause zu Löwenstein. Die Gemeinde hatte ihr gutwillig dieses Haus gebaut, und liebte sie als einen schätzbaren Nachlaß eines so unvergeßlichen Mannes. Sie war dagegen in ihrer Erkenntlichkeit so bescheiden, daß man sie fast für undankbar hätte halten können; sie wollte nicht die Eifersucht des Pfarrhauses auf sich ziehen und zum Mißvergnügen auch nur unschuldig Gelegenheit geben. Ihre Lebensart war fein, so fein als man sie sich nur denken kann. Freilich, wenn man einen gewissen Wortprunk zur Lebensart

*) Ein Landhaus Hippels, davon weiterhin mehr.

rechnet, so würde sie unfehlbar im Bloßen geblieben seyn; allein das, was wirklich den Namen Lebensart verdient, ist Allen eigen, die man, wie sie, eine Beterin nennen kann. Es giebt einen gewissen Umgang mit Gott, den man z. B. einigen Herrnhutern nicht absprechen kann. Die Ehrfurcht und Liebe zu dem Wesen aller Wesen, die christliche Verbindung von Majestät und Vaterschaft wirkt auf eine reine Seele, auf ein schuldloses Herz so schön und liebenswürdig, daß mir der Anblick solcher Kinder Gottes das Schönste ist, was ich je gesehen habe. Wenn ich bildlich reden wollte, so würde ich sagen: Gott neigt sich zu solchen Seelen; ein Strahl seines Lichtes fällt auf sie. Ihr fester prophetischer Glaube, daß ein Gott sey, der da lebet und regieret, macht sie so frei, so froh, so selig, daß eine gewisse Klarheit sich in ihnen spiegelt, die meine Beschreibung übersteigt. Es hat kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, es ist in keines Weltmenschen Herz gedrungen, was der Herr bereitet hat denen, die ihn lieben. Ihre Sprache des gemeinen Lebens wird durch's Gebet geheiliget, und ist, wenn gleich schön und deutlich, doch so edel, von Herzen kommend und zu Herzen gehend, daß man den Umgang nicht verkennen kann, dessen sie gewürdiget sind. Was ist die Hofsprache dagegen! Spreu, die der Wind verstreuet. Auch erhält das Gemüth einen solchen besondern Charakter, daß kein besserer und richtigerer Weg ist, die Leidenschaften zu besiegen, als das Gebet. Ich habe Gelehrte gekannt, die Weisheit lehrten, und aus deren Munde Milch und Honig floß; allein, wenn sie nur ein Wind der Trübsal anwehte, spieen sie Gift und Galle. Ungern bemerkt' ich, daß diese sonst so herrlichen Menschen in Schafs-

kleidern des Wissens zu uns kommen, inwendig aber zu reißenden Wölfen die Anlage hatten; ganz anders mit Gebetmenschen. — Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Quäker wenig beten; Regine klagte zuweilen auch, daß sie nicht beten könne, und eben diese Klage führte meine Mutter, die ich von nun an mit ihrem gleichfalls einzigen Taufnamen Eleonora, so wie meinen Vater Melchior nennen will. Und was wollte dieses fromme Kleeblatt, Melchior, Regine und Eleonora, mit dieser Klage, welche unser gewöhnlicher Schlag von Geistlichen unbegreiflich auflöset, so daß die Erklärung weit unverständlicher ist, als die Sache so hin unerklärt gesagt. Unsere Beter scheuten sich, mit einem Herzen zu Gott zu nahen, auf welches Zorn, Unzufriedenheit über uneingetroffene Wünsche, Neid über das vermeintlich unverdiente Glück des Nachbars einen Angriff gemacht, und es wirklich in seinem Zutrauen zu Gott und Ergebung in seinen Willen gestört hatte. Ist's nicht wider alle Lebensart, leidenschaftlich vor Jemand zu kommen, dem wir Ehrfurcht, und was noch mehr ist, Liebe schuldig sind? — So ist der Spruch: Betet ohne Unterlaß — zu nehmen, und so heißt ein Beter, eine Beterin nicht die in pharisäischem Wortpomp vor Gott auftreten und ihm Reden halten, sondern deren Seele in einer solchen Fassung ist, daß sie mit Gott sprechen könnten, wenn er da wäre. So kann es Beter geben, die es nicht zu Gebetsgedanken, Geberden und Worten kommen lassen, deren Gemüth aber rein und klar ist. Vielleicht ist dies der höchste Grad, den ein Kind Gottes erreichen kann.

Oft hab' ich mich mit Kant über das Gebet gestritten, und ich glaube fast, daß in dem gewöhnlichen

Sinn, in welchem das Wort Gebet genommen wird, ihm, der nicht beten wollte, nicht viel entgegen zu setzen seyn wird. Dieser exemplarische Philosoph, dessen Umgang mir allemal sehr schätzbar und lehrreich gewesen, ist der Meinung, daß es der Schwärmerei Thür und Thor öffnen hieße, wenn man Etwas Unsichtbares anreden wollte. Allein giebt's denn nicht Selbstgespräche, wider die nichts zu sagen ist? Reden wir nicht bei jeder Gedankenanstrengung mit uns selbst? Giebt's nicht eine Art von Umgang zwischen Seele und Leib, von dem man behaupten kann, daß eine gewisse Lebensart zwischen beiden statt finde? Ist nun jedes Principium der Moral ohne Rückblick auf Gott eine unüberwindliche Veste, so laßt uns doch ja Alles zusammennehmen, was uns dies Wort: Es ist ein Gott, sichert, was in uns den Glauben an Ihn befestiget und unsere Gesinnung an Ihn knüpft! Zugegeben, daß die Redekunst eine Kunst des Betruges und eine Gelegenheitsmacherin des Vorurtheils sey, und daß, wenn wir Sklaven der Worte werden, diese Sklaverei noch weiter gehe; zugegeben, daß jener Hokuspokus des Redners, nach welchem er verstorbene und leblose Dinge anredet, zu jenem je ne sais quoi und jener losen Speise gehöre, welche dem Verstande und dem Willen gleichen Schaden zuziehen *): ist es denn aber nicht ein himmelweiter Unterschied, leblose Dinge und den lebendigen Gott anreden? — Der Stifter der christlichen Religion betete nicht nur selbst zu Gott, als seinem Vater, sondern

*) Ich gestehe, daß ich nicht weiß, wie dieser unschuldige Trope, der ganz in der Natur des einfachen oder in Gemüthsbewegung gesetzten Menschen gegründet ist, zu einer so harten Anklage kömmt!

lehrte die Menschen auch also beten, um ein gewisses Familienband zu knüpfen, welches das natürlichste und erhabenste ist, und jenes zwischen Gebieter und Unterthan unendlich zurückläßt. Die Freiheit, womit Gott den menschlichen Verstand und Willen ausgestattet hat, verträgt sich auch am besten mit diesen so vortrefflichen Ideen des göttlichen Hausstandes. — Weg mit dem heidnischen Knieen; selbst mit dem Händefalten und andern bloßen Zeichen der Demüthigung. An Gott glauben, beten, Gutes thun um Gottes willen — ist Alles Einerlei! — Oft hab' ich mich gewundert, warum diejenigen, welche die Gottheit Christi leugnen, den Grund nicht für sich angeführt, daß Christus gebetet habe. — Doch, wo gerath' ich hin? — Ich will wieder zurück in's Kämmerlein gottergebener Beterinnen, die Gott nicht fürchten, sondern ihn lieben. Sein Leben durchgehen, um sich von der Vorsehung zu überzeugen, beten, um sich Gott zu vergegenwärtigen, ist philosophisches Manna, womit Gott nur seine Kinder sättigt. Man sagt, die Israeliten hätten, wenn sie ihr Manna genossen, sich eine Speise denken können, und darnach hätte es geschmeckt, so wie man von der Ananas behauptet, daß man sich jeden Geschmack dabei einzubilden im Stande sey. Es sey d'rum! So viel aber ist gewiß, daß man im Gebete, wenn es ernstlich ist, Alles hat, was man will und sich wünscht. Es danke doch Jeder, der sie empfangen hat, Gott für diese Gabe. Vater, so laßt uns diesen Gebetsartikel beschließen, Vater, stärke uns diesen lebendigen Glauben! —

Treu der Wahrheit muß ich bemerken, daß in Petersburg, bei gewiß sehr verführerischen Anträgen zu einer breiten, glänzenden Bahn, die Rückerinnerung dieser

Ruhe der Seelen, dieses stillen, dieses Gebetlebens mich, so jung ich war, zur Rückkehr in mein Vaterland bestimmte. Auch kann ich hinzufügen, daß ich ohne sonderlichen Kampf den stillen Lebensfreuden und den mit ihnen so nahverbundenen Wissenschaften gern und willig den Vorzug zuerkannt habe. Was hat die große und kleine Welt, das diese heilige Stille, Eleonoren und Reginen selbst als Weiber betrachtet, übertrafe? — Auch giebt's eine gewisse Conversation, gewisse Launen und Erquickungsstunden, so mit dieser Denkart gar wohl bestehen können; z. B. spaßhafte Anekdoten von Candidaten, die stecken geblieben waren. (Das Predigtamt selbst war jenen Frommen schon zu heilig; die Hand vom Altar! schien Losung bei ihnen zu seyn. Auch glaubten sie, daß ein Mann im Amte schon aus der Noth eine Tugend machen und die goldene Kanzelregel jenes akademischen Lehrers befolgen würde: Geredet, wenn's auch Nichts ist.) Dergleichen Scherze und Züge können wohl hie und da schon in einem Vademecum stehen; allein diese Art des Vortrages, die kein Ohrenzeuge zu Papier zu bringen im Stande ist, müssen sie, nach dem Ausdrucke des seligen D. M. Luthers, wohl lassen stahn. Ohne es darauf anzulegen, wurde das Predigtamt durch dergleichen Umstände schwer und sonach auch schätzbar dargestellt, und wahrlich, wenn es als ein Amt angenommen wird, welches das Reich Gottes verkündigt, so bestehet es nicht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist. — Nicht alle Erholungsstunden hatten diese Würze: in einigen ward gelesen, oft wie vom Himmel gefallen, gesungen und gebetet. — Familienwitz ist, so viel ich weiß, nie in unserm Geschlecht zu

Hause gewesen, und ich hab' es mehr wie einmal sagen gehört, daß uns ein gewisser Ernst eigen sey, den die Hippels besonders in ihrem Braut- und Bräutigamsstande bewiesen. —

Frau Regina, damit ich den letzten Tropfen Oels auf diesen Stein des Andenkens gieße, starb den 4. Sept. 1760, und ward den 13. Sept. zu den dortigen Gebeinen so vieler Meinigen versammelt. So oft ich zu meinem Bruder, der auch so viele Lieben in Löwenstein zurückgelassen, kam, feierte ich ein Fest dieser Seligen, ohne es dazu anzulegen, und dergleichen unbeläutete Feier ist die beste. Er besitzt viel Musik und spielte das Positiv in der Kirche, und ich ging Kirch' auf und nieder, und kam es mir vor, daß mich die Geister meiner verstorbenen Verwandten umschwebten. Mein Großvater hing in einem schönen Bilde in der Kirche vor meinen Augen. — Man sagt von Wieland, daß er ganz herrlich erzählen könne, und so viel treffliche Dinge selbst in leichte Mittheilungen seiner Lebensvorfälle einzustreuen verstände, daß nichts d'rüber ginge. Bause hatte, wie ich in Leipzig war, sein Bild auf der Thür hingespannt, und wir bewunderten Beide die Stirn dieses Mannes. Wenn ich doch, Frau Reginen zu Ehren, Herrn Wieland einen Fingerbreit von seiner Stirn zu der meinigen, die Gott Lob auch nicht die kleinste ist, nehmen könnte! wenn doch! nicht auf einem Hochaltar Frau Reginen Lob zu opfern, das thut Hr. Wieland auch nicht, sondern den patriarchalischen Stein mit mehr Feierlichkeit zu legen.

Zum Postscript eine Gespenstergeschichte, die ich aus dem Munde meiner sehr vernünftigen Mutter habe. Auf die etwanige Frage: warum vom Vater nicht? kann

ich so ganz genau nicht antworten; indessen weiß ich, daß er der Meinung war, es gebe Erfahrungen, die man für sich behalten müsse, weil sie individuell und von der Vorsicht nur auf Einen angelegt wären. Ich kehre mich nicht daran, daß nach diesem Grundsatz unsere Seelen-Nachsteller schwerlich ihren Endzweck erreichen und nicht viel von derselben bekunden können. Wenn unsere Seele ein Geist ist, so werden wir über ihn so wenig als von Gott bestimmen können; und selbst wird hier das principium indiscernibilium eintreten, und jeder Mensch sich ein anderes idealisches Bild von diesem geistigen Wesen machen; nur ein körperliches Bild von Gott zu machen, ist im a. T. verboten. — Damit ich indessen nicht nach der Weise unserer Geisterseher verfahre, welche den Recipiendum erst so lange vorbereiten und beräuchern, bis er in eine Wolke eingehüllt ist, oder ihm Sehen und Hören vergangen, so sey's kurz und gut erzählt, daß meiner Mutter, und nach ihrer Aussage auch meinem Vater, welche am Sterbabend ihres theuern Bernhards im Finstern ganz still und wie gewöhnlich einmüthig bei einander saßen, folgende Umstände vorgekommen. — Eben, da ich's niederschreibe, durchblitzt mich ein Schauder, und ihn ruf' ich zum Zeugen, daß ich schreibe, was ich gehört habe. — Jemand kommt mit eisernen schweren Tritten an das Haus meiner Aeltern, und will die Thür öffnen, ohne es zu können, worauf er wieder eben so schwer von dannen geht. Weder Vater noch Mutter sagen einander darüber ein Wort, obgleich Jedes sich selbst fragt, wie es zugegangen, daß dieser Jemand sich bloß mit dem Willen begnügt, und wie die Hausbedienten, welche der Thür so nahe waren, diesen Versuch,

in's Haus zu kommen, nicht gehöret. — Den folgenden Tag erfahren meine Aeltern den Tod ihres Freundes, der, wie meine Mutter auch hinzuzufügen pflegte, gerade um die nämliche Zeit erfolgt war. Vielleicht schrieb mein Vater diesen Vorfall auf eine andere Rechnung, als meine Muter; denn ein sympathetisches geistisches Gefühl ist wohl Alles, was man sich hier möglich denken kann. Kant, der ein treuer Streiter im Reiche der Vorurtheile ist, pflegt zu bemerken, von einem ehrbaren Manne, dem GR. D., eine ähnliche Gespenstergeschichte, wo immer eisenschwerer Gang vorzukommen pflegt, gehört zu haben. (Das Wort Eisen hat schon etwas Fürchterliches, und ich habe nie von dem Gefangenen mit der eisernen Maske, welcher der Herzog von Montmouth, ein Sohn Carls II., Königs von England, und der Lucia Waller gewesen seyn soll, gelesen, ohne dieses Eisenschrecken zu empfinden; kann auch wohl seyn, daß die Bastille, wo diese eiserne Maske ihre Rolle gespielet, dazu beigetragen hat.) „Getrauen Sie sich, fiel der Philosoph ein, getrauen Sie sich, Hr. C. R., diese Geschichte mit dem eisenschweren Gange zu beeidigen?" — Und diese Frage habe den Erzähler zum Nachdenken und endlich zu dem Geständnisse gebracht, daß er wirklich diese Geschichte auch wohl selbst nur gehört haben könne. Ich weiß nicht, ob meine Mutter den Eid acceptirt haben würde. —

Jetzt, da ich dem ersten Familienschriftsteller ein Andenken gestiftet, könnte ich gerade zu den Nachrichten unserer Vorfahren übergehen; allein ich will mich noch zuvor mit meiner lieben Familie über einige Dinge einverstehen und einige Umstände im Allgemeinen zum Vorberichte aussetzen.

Selten, meine lieben Verwandten, wird eine bürgerliche Familie existiren, die ihre Genealogie so hoch hinauf nachzuweisen im Stande ist, und eben so selten wird eine dergleichen Familie seyn, welche so lange bürgerlich, das heißt, bei'm Mittelstande geblieben. Laßt mich bei diesem Umstande einige Augenblicke verweilen, und eine Bitte herausziehen, die mein ganzes Herz an Euch hat. Es sind ganz unstreitig viele Data für unsere adliche Abkunft, die gewiß nicht täuschende Träume des Eigendünkels seyn würden, vorhanden *), und vielleicht könnte ich dieselbe noch mit verschiedenen andern Umständen oder Vermuthungen verstärken. Das Wappen, so der Matthäus Hippel selbst nach den Nachrichten des Bernhard geführet, welches sich auch zum größten Theil bei der Familie fortgepflanzet, bringt, so wie die Stelle, welche Matthäus bekleidet, auf Etwas, worüber sich die Familie indessen am wenigsten bemühen wird, wenn sie die Glückseligkeit des Mittelstandes bedenkt, den ihr die Vorsicht zugewiesen, und bei dem sie sich Jahrhunderte lang erhalten hat. Es ist wohl kein Wunder, wenn meiner Mutter bei dem Matthäus Hippel, dem ersten, den Bernhard in seinen genealogischen Nachrichten genannt, der Evangelist Matthäus, der Anfänger des N. Test., eingefallen! — Meine erste Bitte an die Familie, die von selbst aus dem, was ich bemerkt habe, abfließt, ist: bei'm Mittelstande zu bleiben. Vor Gott, der alle Dinge weiß, thue ich diese Bitte, und, damit ich mein ganzes Herz ausschütte, aus Ursachen, die ich der größten Prüfung bloßstellen kann.

*) Vergl. hiermit das Geheimniß, das der Prediger in den Lebensläufen von seiner Abkunft macht, und dessen Lösung im 4ten Theile derselben.

Jeder Mensch will so gern eine Ausnahme von der Regel machen; man siehet wohl ein, daß, wenn wir die andere Welt wie zweimal zwei sey vier wüßten, das Wesen der gegenwärtigen aufhören müßte; allein wer wünscht nicht, daß Einer nur seinetwegen, nur für ihn von den Todten auferstünde? Privilegien sind so etwas Menschliches, als gewiß sie etwas Unmenschliches sind. Freilich, so lange die Welt so bleibt, wie sie jetzt ist, scheint ein höherer Stand (an sich Unnatur), wenn man die Bedenklichkeiten desselben absondern könnte, eine gute Sache zu seyn oder es wenigstens werden zu können. Scheint, Freunde! wahrlich bloßer Schein; denn eben bei der gegenwärtigen Verfassung der Welt ist die Mittelmäßigkeit das Beste. Bis auf Staaten zu würde diese Behauptung Bestätigung finden. Ich habe es sonach recht gern gesehen, wenn meine Verwandten keine Heldenzüge in ihrer Physiognomie hatten, und kein wildes Feuer im Auge, das um sich greift und oft Leib und Seel' verzehrt, und, wenn ich so sagen darf, in Rauch aufgehen läßt. Unser Geschlecht hat es selbst zu keiner körperlichen Größe gebracht. Alle Hippels sind höchstens von mittelmäßiger Größe, viele d'runter. Wenn ich dies auch nicht als einen Wink der Vorsicht ansehen wollte, nicht nach hohen Dingen zu trachten, so ist's doch als ihr Geschenk in einem Staate zu verehren, wo man eine besondere Größe als einen göttlichen Ruf zum Soldatenstande ansiehet, und wo nach der kleinen Statur auch das Herz abgemessen oder vielmehr angenommen wird. Was ist's, was man heut' zu Tage durch sein Leben im Kriege erkauft? Nicht einmal Märtyrthum ist's, und doch hat Märtyrthum immer der guten Sache Schaden gethan. Laßt uns einmal

der Sache näher treten, um uns vollends zu überzeugen, daß nicht das, was wir sind, sondern wie wir sind, unsern Werth bestimme. Selbst ein regierender Herr, dem, so lange er lebt, Alles Weihrauch streut, wie klein ist er, wenn er bloß sich und seinen Staat bereichert, die Gränzen seines Reichs ausdehnt und alle Geographien und Landcharten umschafft, ohne bei dieser der Welt so sehr in die Augen fallenden Regierung zugleich Rücksicht auf das Beste der Menschheit zu nehmen! Dies ist der einzige Gang zur Größe und zur Unsterblichkeit, und ein Monarch selbst, wenn er sich nicht bei seinen Gesetzen und Einrichtungen die Frage vorlegt: Welch einen Einfluß hat dies auf's Wohl des ganzen Menschengeschlechts? ist begränzt, und wird nie die Krone der Größe vor jenem, Gott gebe bald eintreffenden jüngsten Gericht, oder unpartheiischen Gericht der späten Nachwelt, wo wir nur nach unserm Verdienst um's Reich Gottes, um das Wohl der Menschheit werden gerichtet werden, empfahen. Sehet da, warum ich glaube, daß nicht viel Hohe geschickt zum Reiche Gottes sind, und daß nur bloß der Mittelstand, weil er bei der Aufopferung an politischem Vorzug weniger verliert, unbemerkt fortwirken, mehr Zeit auf sich wenden kann, und Gelegenheit hat, dies Licht vor den Leuten leuchten zu lassen. Auch selbst jetzt, da man, des Trompetenschalls von Aufklärung unerachtet, noch nicht einmal den barbarischen Wahn ausrotten kann, daß Menschenblut erforderlich sey, Kronen zu befestigen und Reiche glücklich zu machen, und daß der Stand, der hierzu auserkohren ist, der eigentliche Stand der Ehren sey, — selbst jetzt suchet nie diesen Stand der gewiß falschen Ehre, vielmehr bemühet euch, so viel an euch ist, demselben auszuwei-

chen. Fordert es indessen die Nothwendigkeit, so bleibet auch hier Menschen und vergesset nicht, daß eure Feinde eure Brüder sind. Protestantische Denkfreiheit wäre eine Sache, die mich ohne Anstand zu den Waffen bringen würde; und so kann es Fälle geben, wo ihr euch mit Schwertern gürten müßt; allein je schlüpfriger der Weg, je vorsichtiger müssen wir seyn, wenn wir nicht straucheln und fallen wollen. Eure ganze Anlage sey in alle Wege nur bloß dahin gerichtet, daß ihr wahres Verdienst habet, das heißt, daß euer Geschäft auf das Heil des ganzen menschlichen Geschlechtes hinausgehe. Dies ist die Fahne, wo wir Alle dienen. Je weniger wir dabei in's Auge fallen, desto verdienstlicher sind unsre Bemühungen. — Selbst der Staat, aus dem die Aufklärung kommen soll, muß mittelmäßig seyn. Nehmt Preußen, und bittet Gott, daß dieser Staat nicht größer, nicht kleiner werde. Vielleicht finden diese meine wohlgemeinten Aufforderungen noch einen größern Eingang, wenn ihr sehet, daß mein Vater und ich auch Versuchungen gehabt haben, diesen Weg der Mittelmäßigkeit zu verlassen *).

Hiermit sey es genug, euch auf die Bahn, die da heißt die richtige, zu leiten und um euch darauf zu erhalten. Kein Maler kann Juwelen, Gold und Silber, wohl aber feines Leinen malen; und wenn ein herrliches Stück von Rubens oder Raphael in den prachtvollen Gallerien der Fürsten hängt, so giebt ein Kupferstich zum vervielfältigtern und allgemeinern Vergnügen Ge-

*) Siehe weiter unten den Antrag des Kaisers Peter I. an Hippels Vater; und die Veranlassungen, die ihm selbst gegeben wurden, in Petersburg zu bleiben.

legenheit. Seht da, liebe Verwandte, selbst diese Familiennachrichten mögen meine Zeugen seyn; sie sind nur tuschirt, nur im leichten Umriß. Stell't euch vor, daß ich euch bei'm warmen Ofen an einem Winterabend dies Alles erzähle, oder denkt, wenn ich hier und da zu langweilig werde, ich wandelte mit euch im Pfarrwäldchen! Sagt selbst, giebt's nicht ein gewisses Unter uns, eine gewisse Familiennachlässigkeit, eine gewisse Laune, die, wenn gleich sie an Muthwillen zu gränzen scheint, doch englisch rein ist und von Abraham, da er Engel tractirte, hätte beibehalten werden können? Dieser Geist wohnt nicht in Palästen, sondern in Privathäusern, und ist von der Hofnarrheit und dem Familienwitz gleich weit entfernt. O möcht' ich doch ganz in dieser Schrift von diesem guten Geiste getrieben seyn! Es ist ein Geist, den die Welt nicht kennt, ein Geist vom Vater, der es gern sieht, wenn seine Kinder fröhlich und guter Dinge sind; ein Geist von der Mutter Natur, die, wenn gleich sie schädliche Phänomene beginnen muß, die im Ganzen heilsam sind, doch gleich wieder fröhlich aussieht und Alles hüpfen und springen läßt. Dies Unter uns erlaubt sich Dinge, die man sonst nicht aus der Schule plaudern würde, obgleich auch ausgeplaudert sie Keinem Schaden noch Leides thun! Wer hat nicht mit Vergnügen Semlers ersten Theil seiner Lebensgeschichte (den er mir verehrte, als ich in Halle war) und des alten Mosers Leben, wer nicht selbst des Judenbekehrers Schulz Abentheuer gelesen? Und doch fehlt dort, dünkt mich, (da bei Aufsätzen dieser Art an keine Feile zu denken ist) eine Scheere, hie und da das Papier zu beschneiden! —

Warum sollt' ich euch, liebe Verwandte, noch mehr

über meine Aufforderung, nicht aus der Mitte, dem Gange des Weisen und Glücklichen, zu weichen, sagen, da ihr auch in diesem Stande so viele Gelegenheit zu wahren Vorzügen habt? und diese will ich in euch bei weitem nicht unterdrücken, vielmehr muntere ich euch dazu um Gottes und euer selbst willen auf. Sind die Hippels gleich nicht groß, so sind sie doch auch nicht klein, und es haben viele derselben schwarzes Haar und ein Auge, das, wenn gleich nicht blitzend, doch feurig genug ist, uns zum Lichte auf manchem finstern Weltpfade dienen zu können.

Erzieht eure Kinder hart *), setzt sie jeder Luft aus, verhüllt sie nicht vor der Sonne, damit sie sich gewöhnen, auch Königen in's Gesicht zu sehen; badet sie, selbst wenn sie noch klein sind, in kaltem Wasser, damit sie einen festen, gesunden Körper erhalten. Nur dann erst, wenn ihr mit dem Körper die Erziehung vollendet, geht von ihm zur Seele über, die wenigstens in einem gesunden, festen Hause wohnen will, wenn sie etwas leisten soll. Selbst die Tugend eines schwächlichen Menschen ist so verdächtig, als es die Bekehrung auf dem Sterbebette ist. Von der Schönheit des Körpers läßt sich zwar nicht auf die Schönheit der Seele immer ein richtiger Schluß ziehen, obgleich einige der Alten selbst diese Harmonie angenommen; allein von der Festigkeit, von der Stärke des Körpers ist der Schluß auf gewisse Eigenschaften der Seele unbedenklich und

*) Auf einem abgerissenen Zettelchen finden sich noch folgende abgerissene Noten als Textesworte, die er bei'm Ueberarbeiten weiter hatte ausführen wollen: „Zeitig heirathen. — Wenig Freunde. — Wenig Bediente; man selbst wird sonst träge und Einer verläßt sich auf den Andern.

untrüglich. Daß ich hierbei nicht Dicke meine, versteht sich von selbst; diese habe ich von jeher als eine üble Empfehlung angesehen, und freue ich mich, daß mir bis jetzt kein dicker Hippel vorgekommen. Auch ist mir das schönste Gemälde des Bacchus von jeher unleidlich gewesen, und ich habe keinen Bacchus unter meinen Gemälden, wenn gleich seine schöne Dicke, nach der Kunstverständigen Meinung, eine ganz andere Dicke als die gewöhnliche seyn soll. Die Schwangerschaft ist hier allein herrlich, und dieser Zustand bei einem die Reinlichkeit liebenden Weibe hat für mich allemal etwas Prachtvolles gehabt; so mütterlich würde ich die Natur malen!

Die beste Art, bei der euch empfohlenen Mittelmäßigkeit des Standes euch doch auszuzeichnen, ist das Studiren, und dies empfehl' ich euch als eine Folge meiner Hauptregel und als eine Regel selbst. Ich danke Gott, daß ich so viele Vorfahren zählen kann, die studirt haben. Wenn der Adel es recht bedenkt, so besteht sein Ahnenvorzug nur darin, daß er seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben fähig ist, und ein regierender Herr, wenn er zu regieren versteht, kann auch nur in so weit einen Majestäts-Accent auf ihn legen; denn er muß, wenn er seine Regierung auszeichnen will, durchaus annehmen, daß sein Zeitalter eben so gut wie die Vorwelt zu großen Thaten aufgelegt sey. Nehmt, liebe Verwandte, die Sache nur so, wie sie ist. Was wollt ihr lieber seyn, Dr. Luthers oder eine ganze Reihe Regenten, von denen man nichts weiter weiß, als daß sie lebten, regierten, d. h. viel, so sehr viel auf einmal lebten, daß sie sich den Lebensmagen verdarben. Ist's nicht, wenn gleich seine Jünger es nicht verstanden, ein

ganz anderes Reich, das Jesus Christus stiftete, als das heilige Römische? Sein Reich sollte eines werden, bei dem alle andere Reiche aufhören sollen und können. Sein Reich komme!

Die Kaufmannschaft kann und mag ich auch nicht empfehlen, weil, wenn gleich aus ihr Mäkler des Monarchen und seiner Räthe hervorgehen, wenn gleich sie Geld zu erwerben im Stande ist, womit viel Gutes an Land und Leuten gestiftet werden kann, jene Denk- und Handlungsart dennoch nicht in ihr erwachsen und zur Kraft kommen kann, die sich eher mit dem Studiren verträgt. Der Gelehrte zieht regierende Herren und seine Räthe. Ein einziger Professor hat oft einen solchen Einfluß auf die Provinz, daß man erstaunen muß. Er zieht Volkslehrer. Selbst der Umgang des Gelehrten hat Einfluß auf den General und Minister, Stadt und Land, und macht sich Alles zinsbar. Die Capitalien, die er austhut, bringen tausendfältige Früchte. — Um das Studiren in meiner Verwandtschaft zu befördern, geh' ich so eben damit um, ein Stipendium zu stiften, das hiezu meine Familie aufmuntern soll. Nicht, liebe Verwandte, will ich von euch Menschen haben, die den Focus der Studierstube zu allen Dingen brauchen; nicht sollt' ihr ein gelehrtes Klosterleben führen. Denn wahrlich, die gelehrte Einsiedelei ist zu keinem Dinge nütze; sie macht die Gelehrsamkeit verhaßt und verstellt ihre Geberde; sie macht ihre Anhänger blöde und ungeschickt, so daß sie Ausdruck und Gedanke oft da verläßt, wo beides der Welt förderlich uud dienstlich seyn und werden kann. Blödsinn und Blödigkeit sind Namensvettern und haben viel Uebereinstimmung im Aeußern; die Dummheit erzeugt durchgängig Furcht.

Die Einsamkeit ist eine wahrhafte Verzärtelung, die, sobald man in die Luft des gemeinen Lebens kömmt, Flüsse nach sich zieht; und wie schnell schießt aus der Wurzel der Schüchternheit, wenn Regen auf sie fällt, Unkraut über Unkraut, das den guten Gewächsen Luft und Leben nimmt!

So will ich auch aus euch just nicht Autoren ziehen. Zwar leugne ich nicht, daß ich gerne sehen würde, wenn dann und wann Einer einen göttlichen Ruf zum Schriftsteller erhalten und ihn mit Danksagung empfahen sollte; denn ein Autor ist ein Weltbürger, der über die handbreit Land seines Vaterlandes hinweg ist, und es ist ein köstliches Ding, ein Weltbürger, ein Bürger der Stadt Gottes, ein eigentlicher Weltmann zu seyn. So kann ich euch auch nicht bergen, daß ich schon in meiner frühesten Jugend immer den Buchstaben H im Wörterbuche und Bücherverzeichnissen zuerst besah, ob ich nicht Einen unsers Namens darin fände! Allein es sey euch genug, auch in einem kleinen und im Vaterlandszirkel zu wirken. Sokratische Philosophie ist Vaterlandsphilosophie, und das Studiren ist so zu allen Dingen nütze, daß es selbst ein gewisses Seelen-Decorum zu Stande bringt, was besser steht, als was der Tanzmeister den Körper lehrt. Glaubt nicht, Blutsfreunde, daß Alles Gold ist, was Gold zu seyn scheint. Was ist's denn mit unserm Wissen und mit unserm Thun? Unser Wissen ist Vermuthen und unser Thun ist Streben. Es scheint, die Vorsicht habe eine Masse Geist und eine Masse Wörter den Menschen ausgesetzt; aus diesen machen sie allerhand Figuren, oder dann wird auch wohl ein güld'nes Kalb von Buch, das man anbetet. Originalgedanken, die ohne Veranlassung von

Büchern so geradezu aus der Seele geflossen, wie sel-ten sind die! Das Meiste ist eine andere Composition. Sprachen? Freunde, sie gereichen zur Zierde, sie sind eine Art von Seelennaturgeschichte; allein wenn ich nun das Vaterunser in funfzig Sprachen wüßte, so weiß ich doch nichts mehr als das Vaterunser. Gott, mit den Worten! Was sich die Menschen darauf einbilden! — Da ihr indessen doch außer einem Regenrock auch einen täglichen und festlichen bedürfet, so ist's gut, daß ihr Sprachen lernt. Das Französische ist feines Tuch; das Englische saubere Wäsche; das Italiänische Tressen; das Deutsche ein Surtout. Auch ist's nöthig, die todten Sprachen zu lernen, weil der Umgang mit Büchern mehr Welt hält und redlicher ist, als der mit den lebendigen. Die Philosophie ist nichts weiter, als eine gelehrte Sprache. Sehr freute ich mich über Professor Kant, der gewiß ein sehr großer philosophischer Sprachweiser ist und bleibt, da ihm Jemand bei'm Gespräch von der andern Welt sagte: „Sie wird man denn da wohl wenig habhaft werden können, wenn Sie in der Gesellschaft aller Weisen alter und neuer Zeit einen himmlischen Clubb schließen werden!" — „Ach Freund, bleiben Sie mir weg mit den Gelehrten! wenn ich in der andern Welt meinem Lampe (so hieß sein alter Bedienter) begegne, so werde ich froh seyn und ausrufen: Gott Lob, ich bin in guter Gesellschaft!" —

Uebrigens, Freunde, bitt' ich euch, nicht in Gesellschaft mit Sprachen zu affektiren. Ihr wißt, Sprachen sind Kleider. Wie der Ausdruck fällt, so sey er auch willkommen. Poeten stottern fast immer, weil sie immer schön reden wollen. Ihr nicht also; und hätte auch Jemand unter euch die Gabe der Poesie, die Gabe Ge-

sichter zu sehen erhalten, so überhebe er sich dieser Gabe nicht. Die Poesie ist ein Schuß im Fluge, und der trifft nicht immer!

Ist je eine Lebensart, bei der ihr Mittelmäßigkeit und Studiren verbinden könnt, so ist's der geistliche Stand, und diesem, ich bitte euch, widmet euch, so weit es immer möglich ist. Wo ist ein Beruf in der Welt, der diesem gleichkommt? Zwar, ich gesteh' es, daß er besonders in den preußischen Staaten zum größten Theil wenig Einkünfte giebt und die vierte Bitte sehr einschränkt; allein dagegen bekleidet ihr eine Stelle, welche die nützlichste im Staate ist. Wahrlich, Geistliche sind Diener Gottes und bekleiden ein Amt, das die Versöhnung mit Gott und mit dem Gewissen predigt. Sie, die Einzigen, die zum Volk reden, wollen nicht durch Rednerkünste den Geist des Volks verblenden, nicht seine Kraft unterdrücken, ihn in ein politisches Netz ziehen, um ihn als Schlachtopfer der regierenden Herrschaft auszuliefern; sondern sie wollen ihn frei machen von dem Uebergewicht der Sünde, ihn aufklären, ihn erleuchten und ihm bei den vielen den Zeitläuften eignen Greueln das politische Uebel erträglich machen. Dazu ist das Amt eines Predigers; ein natürliches Amt, da es die Menschen zu Gott, dem Vater über Alles was Kinder heißt, hinführt, zur Mutter, der Natur, die so reichlich und täglich giebt, ohne daß wir unsere Kleinodien bei der Kunst, um Ueppigkeit treiben zu können, versetzen dürfen. Wahrlich, Künste sind Wucherer, die uns unter dem Schein der Hülfe verderben und zu Grunde richten, die uns zuerst schmeicheln und Beistand aufdringen, nachher aber verklagen und in Verlegenheit bringen. Vor allen diesen Galanterien und Eitelkeits-

kram warnt uns der geistliche Stand durch die Lehre Jesu, der nicht bloß den einzelnen Menschen, sondern das Geschlecht zu sich selbst, das heißt zu Gott, bringen wollte. Und so wie die Lehre, so das Leben dieses Standes. Sein schlecht und rechter Anzug, sein Hauswesen, Alles und Jedes giebt den ächten und wahren Ton des Mittelstandes an. Unter Predigerfrauen hab' ich bis jetzt noch die einsichtsvollsten des Geschlechts gefunden, und unsere Regine, welch ein Weib, welch eine Mutter, welch eine Gesellschafterin! — Ihr, die ihr das andere Geschlecht in den Puppengesellschaften der Höfe sucht, oder euch am Marzipan der weiblichen Empfindelei verschleimt, kommt und sehet ein Predigerweib in Denkart und Tracht, in Werken und Worten. — Der Ehestand hat wahrlich Empfehlung und Beispiel in dieser letzten betrübten Zeit nöthig, und wo, Menschenfreunde! werdet ihr Beides so unverfälscht, so paradiesisch-rein finden, als im Pfarrhause? Wo ist noch das patriarchalische Leben so rein und unbefleckt, als hier? — Immer leugne ich nicht, daß sich auch manche Tochter Lots nach der Stadt umsehe, und so hat das Ende vom Liede des so herrlichen Predigerromans, der Priester von Wakefield, mir allemal diese so natürliche Mahlzeit verdorben; allein Eine Schwalbe macht so wenig den Sommer, als zehn und zwanzig. Ziehen Predigerhäuser ihre Söhne zu Predigern und ihre Töchter zu Predigerfrauen auf, so werden dergleichen Textfehler und Harmonievergehungen wenig vorfallen. Ich wüßte, wenn ich Töchter hätte, sie nicht besser zu verheirathen, als an Prediger, und meine Söhne zu nichts Gott und der Natur Gemäßerem zu erziehen, als zu Geistlichen. — Befremdet euch die Art der Prediger-

Einkünfte? O, meine Lieben, ihr irrt euch! die regierenden Herren nehmen mit weit weniger Anstand, als ihr! Wer hat wegen seines natürlichen, nützlichen und exemplarischen Wandels mehr Recht auf Staatseinkünfte, als ihr? Und wenn hier ein Judas den Beutel trägt, seyd fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel eures guten Gewissens und in jenen Hütten der Gerechten Alles wohl gelohnt werden. Ihr erhaltet wenig, desto weniger fallt ihr beschwerlich, und desto leichter gewöhnt ihr euch, genug zu haben an dem, was da ist, und euch nicht gelüsten zu lassen. Ihr seyd auf Geschenke und freie Gaben gewiesen; o, wohl euch, wenn die eigne Einsicht eurer Kirchspielkinder eure Treue siehet und ehret. Christus, euer Vorgänger, aß auch bei Kirchenpatronen und Vornehmen. Hier kommt es nur auf die Art an, wie ihr euch nehmt. Wenn euer Umgang den, der euch leiblich bewirthet, erbauet, so gebt ihr ihm lebendiges Brod und Wasser des Lebens. Der Oberconsistorialrath Büsching ißt selbst bei der Königin nur von Einer Schüssel. Beweiset auch an den Tafeln der Großen, daß der Mensch nur wenig brauche. — Wer für Alles, was er thut, hier redlich belohnt wird, dessen Hoffnung auf jene Welt ist auch nur schwach; wenn ihr aber treu, nicht etwa einzelnen Menschen durch Schmeichelei und Beförderung der unmenschlichen Denk- und Handlungsart der Gewaltigen auf Erden, dienet, sondern die unsichtbare Kirche bevölkert und das Reich Gottes befördert, das nicht besteht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist; wenn ihr unvermerkt und allmählig durch Lehr' und Wandel die Menschen zu Bürgern dieses Reichs Jesu Christi bringet, o! dann

habt ihr Schulden auf die Menschheit! Ihr habt euch einem unsichtbaren Geiste gewidmet, und euer ist die Hoffnung einer andern Welt; euer ist das Reich Gottes!

Nehmt die Beschäftigungen eines Geistlichen auch noch von einer andern Seite. Er ist sicherer, als irgend Jemand, vor Neid, Anlässen zu Leidenschaften, vor Kränkungen, Bedrückungen. Sein Umgang ist mit seligen Geistern der Schriftsteller, wo nicht Falschheit, nicht böser Leumund, nicht Verrätherei die Unterhaltung zubereitet, und wo ihn Alles auffordert, natürlich zu empfinden und natürlich zu denken. Der Schooß der Natur hält euch für alle eigenthümlichen Besitzungen schadlos, die immer mit Verdruß, Angst, Furcht und Widerspenstigkeit verknüpft sind, weil ein Eigenthümer im eigentlichen Sinne Gott vorgreift und sich nur zu oft zu einem ungerechten Haushalter aufwirft. Den Weisen gehört die ganze Welt ohne ihren Kummer; den Reichen gehört nur ein Stück davon mit so viel Noth und Angst, daß um diesen Titel: Gutsherr, sie schon ihre leiblichen Kinder bei'm Leben beneiden. — Was geht über ununterbrochene Seelenruhe, was über Mäßigkeit oder eigentlichen Genuß? Beides ist dem geistlichen Stande eigen, ihm, der sich von Tage zu Tage läutert und säubert bei einfacher Kleidung oder Kost, sich zu einem ungekünstelten Sinn gewöhnt und sich so heiligen kann, daß er nicht hier, sondern dort ist. Die Kirche, welche Andere mit Schüchternheit ansehen, ist ihm wie ein ander Haus von Stein und Kalk; er ist, so wie es ein geistlicher Titel gewiß in anderer Beziehung besaget, wirklich in Gott andächtig! — Die Gewohnheit, Kranke und Sterbende zu sehen, macht ihn mit diesen letzten Lebensumständen so bekannt, daß er Leben und Tod zu

würdigen lernt. Seine Kinder, die nur seinen ehrlichen Namen zu erben finden, drücken ihm gerührt die Augen zu, ohne das Loos um seine Kleider zu werfen. Prediger lassen nur Bücher und Kinder nach, sagt man in einem alten Sprichworte, und kann je eine bessere Leichenrede auf die Geistlichen gehalten werden? Was ist's denn, was man Besseres nachlassen kann, als leibliche und geistliche Kinder? O ihr, die ihr diesen Spruch, dies wahre Wort in Spott verkehret, wisset ihr wohl, was ihr thut? — Wahrlich, liebe Verwandte, ich kann meinen Fehler, den ich beging, von der Theologie abzugehen, nicht inbrünstiger bedauern, als ich es durch diese Beichtandacht gethan. Und nun, meine Lieben, thut, wozu ich euch vor dem Herrn ermahnt habe; habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist; denn so Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, das ist, die Liebe zur Menschheit, die Liebe zum Reiche Gottes.

Es bedarf indessen keines Exceptionsverzeichnisses bei dieser Regel; denn so lange Stände sind, so lange müssen sich die Menschen in diese politische Zeit schicken und dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. So bin ich auch nicht dawider, daß, wenn gleich unsere Familie keine Kaufmannsfamilie seyn soll, jedennoch hier und da Einer aus derselben diese Bahn, Vermögen zu erwerben, einschlage. Vorzüglich würde ich anräthig seyn, daß Hippelsche Töchter dann und wann einen Kaufmann heirathen möchten. Die Vorsicht hat von jeher auch in dieser Rücksicht für unser Geschlecht gesorgt, und es ist immer einer und der andere Hippel gewesen, dem Glücksgüter zugefallen. So entstanden von den Söhnen des ältern Melchior Hippel besonders zwei

Häuser, oder besser Abtheilungen, die Rastenburgische und Löwensteinische. Der Stifter der letztern Abtheilung, Georg Hippel, mein Großvater, und seine Abkömmlinge hatten nur zu leben, Nahrung und Kleider; der Stifter der ersten Abtheilung, Melchior Hippel, war reich und hinterließ auch seinen Kindern viel Vermögen; und so ist immer Geld in der Familie gewesen. Meine Aeltern waren der Meinung, daß zwischen uns und dem Rastenburgischen Hause eine Kluft befestigt wäre; allein noch ehe ich einen einzigen meiner dortigen Vettern gesehen, war der Dr. Hippel so gefällig gegen mich, meinem Vater das Schema genealogicum zum Schimmelpfennigschen Stipendio zu behändigen und einige andere Nachrichten beizufügen, so daß ich auch wirklich zum Genuß dieses Stipendii kam. Bei der Verehelichung des Dr. Hippel ließ ich zur Erkenntlichkeit gegen diesen Verwandten von Vater und Mutter her mein erstes Gedicht drucken, „das christliche Ehepaar," ohne meinen Namendar auf zu setzen, obgleich ich mich höchlich freute, den Namen Hippel gedruckt zu sehen, welches mir eine besondere Erscheinung war. — Um indessen einzulenken, kann ich sagen, daß ich die Scheidewand völlig gehoben und Liebe und Zutrauen in unsre beiden Häuser eingeführt habe. Gern will ich den Schreibfehler Häuser in Hütten verwandeln, um keinen Stein des Anstoßes und Fels der Aergerniß denen in den Weg zu legen, die sich das Wort Haus ausschließungsweise zueignen, ohne zu bedenken, daß wir Alle Menschen sind und daß es von allen Guten heißt: Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd und der Geist Gottes in euch wohnet?

Wie ich (um auf das leidige Geld zurückzukommen),

mein Vermögen gesammelt, ist mir oft selbst ein Räthsel. Auf Wahrheit kann ich es behaupten, daß es mir zu oder vom Himmel gefallen. Spät und allererst nach etwa drei Jahren, da ich schon eine Bedienung bekleidete, fiel ich auf den Gedanken, Geld zu sammeln; denn bis dahin hatte es bei mir keinen Werth gehabt. Nach einem Jugendvorfall, wo meine Mutter mir mein gesammeltes und vergrabenes Geld confiscirte, war mir das Geld verhaßt, und so blieb ich gesinnet, bis ich in Erwägung nahm, daß ich mich bloß vom Studiren losgebeten, daß ich bloß in Ferien lebte, und daß, wenn diese beendigt wären, ich Etwas zur Leibes Nahrung und Nothdurft haben müsse; und wie freu' ich mich, so viel zusammengelegt zu haben, oder noch, ohne meinen Freunden Etwas, so zum frohen Mahl gehört, abziehen zu dürfen, nachsammeln zu können, daß ich der Familie ein Unterpfand meiner guten Gesinnungen zurückzulassen im Stande bin. Ich habe eine ordentliche Weltlust darin gesucht und gefunden, mich auf wenige Bedürfnisse zu setzen, und wenn mir Etwas unentbehrlich zu werden anfing, ihm zu widerstehen; so wie der Geschmack in allen Fällen eine gewisse Oekonomie hervorschimmern lassen muß, die Wenig giebt und mit Wenigem zufrieden ist. Uebrigens bin ich so wenig zur Geldliebe aufgelegt gewesen, daß ich nie Geld ausstehen und bei mir tragen, oder unmittelbar selbst sammeln können. Ich bekam einmal den Einfall, zum geneigten Andenken, daß ich in Rußland gewesen, mir eine Rubelsammlung anzulegen, wobei ich es auch schon sehr weit gebracht hatte. Diese Sammlung ward mir gestohlen und auch dies sah ich als einen Wink an, nichts in's Schweißtuch zu legen, sondern es aus den

Augen und aus dem Sinn zu bringen. Geld ist wie Wasser; wenn es steht, stinkt's; zum Ab- und Zufließen ist es da. Das Wenigste, Freunde, was sich Menschen einander zuwenden können, ist Geld, und soll ich noch den, den die Vorsicht mit Reichthum ausgestattet hat, bitten, seinen Verwandten nicht Liebesdienste zu versagen? Alle, die Einen Namen führen, stehen für Einen Mann, sind, wenn wir sterben, Eins, und wer in seiner Familie, in seinem eigenen Hause anstatt eines Fisches einen Stein giebt, was ist von dem in Beziehung Anderer zu erwarten, die so sehr nicht sein eigen Fleisch und Blut sind?

Da ist sie, die letzte herzlichste Bitte, die mein Herz an euch hat. Liebt euch unter einander. Daran soll man erkennen, daß ihr Hippels seyd, wenn ihr euch unter einander lieb habt! — Liebe ist der Gürtel der Natur, der Alles, Alles bindet, selbst Gott und Menschen. Nicht Gottes Ehre, sagte meine Mutter, sondern Gottes Liebe ist der letzte Zweck; und den merkwürdigen Spruch, wenn auch die Sprachen aufhören würden, die Liebe doch bleiben würde, deutete sie von dem Zeitpunkte, da die Menschen alle in Jesu Christi Lehre vereiniget werden und die Thorheit einsehen würden, in vierzig Sprachen weniger einer (sie verglich die Sprachen mit den bekannten Schlägen) dasselbe auszudrücken. Diese hiesige Vollendung war ihr ein Vorschmack der dortigen, da die vielen Sprachen auch als unnütze Behelfe angesehen werden würden, wo anstatt des auf so wenig Worte einzuschränkenden Wissens das Viel und Alles bedeutende Thun kommen würde, welches sie unter dem Worte Liebe begriff. O meine Lieben, wie rein und herzlich ist diese Erklärung! Laßt diese Gesinnungen un-

ter euch wohnen; liebet euch unter einander und seyd durch ein kleines Familienband ein Beispiel der, Gott gebe bald erscheinenden größern Vereinigung der Menschen, wo Schwerter in Sicheln werden verwandelt werden, wo Ein Herz und Eine Seele, und das ganze menschliche Geschlecht nur Eine Familie seyn wird! — Ist Jemand unter euch in Noth, den unterstützt mit Rath und That; bedarf er einer Wegweisung, helfet ihm zurecht; will er sich erheben, ermahnt ihn! — Es braucht nicht, daß ihr immer zusammen seyd; dergleichen Besuche stören Leib und Seele; Verwandte sind oft Zeitdiebe. Eure Gesinnungen und eure Denkungsart aber sey immer bei einander. — Nicht wer euch wieder aufnehmen kann, sondern dem, der's bedarf, sey euer Tisch gedeckt und euer Haus offen. Seyd mäßig und beweiset die besondere Liebe, die in der Familie herrscht, in dem, daß ihr euch nicht mit Ueberfluß, sondern mit Herzlichkeit bewirthet. So wie eure Rede Ja Ja, Nein Nein sey, so führe euer Tisch: Eins ist Noth — zur Bedingung. — Innige Jovialität sey bei euch zu Hause. Wenn ihr junge Hühner eßt, denkt an Frau Reginen, eine Hippelin, die werth war, es zu seyn. — Eure Kleidung sey rein und einfach, denn sie ist nur eine Decke der Decke eurer Seele und immer ein Ueberrock. Darum habe ich auch jederzeit Ueberröcke geliebt, weil sie dieser Idee am nächsten kommen. Ein ausgesuchter Anzug und eine ausgesuchte Tafel verrathen immer einen Mann, der sich ausnehmen will; und Ausnahmen sind nicht in der Liebe. Mein Tisch war immer so, wie meine Kleidung, einfach, und doch kann ich mit Wahrheit behaupten, daß es so froh bei ihm herging, als es möglich war. Wenigstens Ein vernünftiger Geistlicher war

jederzeit dabei, wenn ein Mahl bei mir war; Professor Kant aß gern bei mir, und mehr als einmal saßen wir von Mittags um 1 bis Abends 8 Uhr, nicht aber um des Leibes, sondern um der Seele zu pflegen.

Mit der Aufforderung, euch unter einander zu lieben, schließe ich diese Vorrede, mit den redlichsten Wünschen daß Gott mit euch sey! Und wahrlich, er wird mit euch seyn, wenn ihr nur so lebt, daß ihr nicht wünschen dürft: o! daß Er doch nicht allgegenwärtig wäre! Gerne, herzlich gerne wünschte ich, daß unser Name nicht ausstürbe, und daher hab' ich euch zur Ehe aufgefordert, obgleich ich selbst nicht verheirathet bin. Dies und daß ich kein Geistlicher geblieben, hat mir oft traurige Stunden gemacht, und eben daher hab' ich mich herzlich gefreuet, wenn einer meiner Verwandten ein Geistlicher ward und wenn einer heirathete. Nun Amen, Amen! Gottes Friede, der höher ist denn die Vernunft, sey mit euch! und wecke Jeden in meinem Geschlechte, der diese Herzergießungen lieset, zur edlen That auf. Ich beschwöre jeden Leser und jede Leserin bei dem Wunsche der Unsterblichkeit, bei allem Lieben und Guten, was ihm Gott im Leben erzeigen soll, und bei einem sanften Tode, daß er an dem Tage, wenn er dies lieset, ein gutes Werk thue, wovon Niemand als er selbst weiß, — und Ruhe der Seele wird sein Lohn seyn und das Bewußtseyn, nicht unwürdig zu seyn eines bessern Lebens! Nur, nachdem wir gottgefällig gelebt haben, können wir hoffen.

Mir selbst, der ich so eben im Begriffe stehe, mein Testament zu machen, und mein Wort, das ich der Familie gegeben, zu bewirken, wünsch' ich einen sanften, das heißt seligen Tod, wenn mein Stündlein kommt.

Kann es noch kürzer als ein Stündlein seyn, — Gottes Wille geschehe! Damit ich sorgenfreier lebe und mit frohem Muthe gesund und krank seyn könne, will ich meinen letzten Willen ohne Anstand besorgen. — Krankheit ist nicht ein Freund, sondern ein Feind des Todes; eine Feindin, muß ich sagen; denn sie heißt die, und wird vom Mann Tod doch am Ende überwunden. — Möchten wir doch einst uns wieder zusammenfinden, und an einem Orte, wo wirklich Reich Gottes ist!" —

Ich bin den 31. Januar 1741 geboren. Mein Großvater und Vater waren Geistliche *) und hatten, wie ich nicht anders weiß, aus dem Stamme Levi geheirathet. Indessen ließ mein Vater (meinen Großvater habe ich nicht anders als aus einigen lateinischen Aufsätzen kennen gelernt, auf die mein Vater weniger hielt, als ich) es sich oft merken, daß wir vornehme Ahnherren im Vermögen hätten, und die Familie aus adelichem Blute abstamme, die nur in zwei Generationen sich des ihr gebührenden Vorzugs nicht zu bedienen für gut oder für nöthig gefunden. Meiner Mutter galt dieses unverjährte Recht so wenig, daß sie sich vielmehr darüber wegzusetzen suchte, obgleich mein Vater mir und meinem Bruder die Adelserneuerung so wenig an's Herz legte, daß er uns vielmehr anfänglich Beide, nachher bloß mich, als die Erstgeburt, dem geistlichen Stande widmen wollte.

Mein Geburtsort ist Gerdauen in Ostpreußen, durch sonst nichts berühmt und merkwürdig, als daß es

---

*) Sein Vater war Rector der Schule in Gerdauen.

ein Stammhaus der Grafen von Schlieben heißen kann, und daß eben zu dieser Zeit hier ein Generalmajor Graf v. Schlieben wohnte, dessen Gemahlin eine geborne Prinzessin von Hessen-Homburg war. Unser kleines Haus, das gar keine Stimmung für Hofleben hatte, nahm, da ohnehin die Prinzessin sich zur reformirten Kirche (mein Vater pflegte zu sagen, zur veränderten, nicht verbesserten oder meliorirten) bekannte, wenig Antheil an den Festlichkeiten, die man, besonders wenn fürstliche Besuche vorfielen, zu veranstalten sich nicht entbrechen konnte. Indeß kann ich nicht läugnen, daß ich mir die Gnade der Prinzessin, wodurch sie mich in meiner ersten Jugend so beispiellos auszeichnete, ganz wohl bis auf den einzigen Umstand gefallen ließ, daß sie mich mit ihrer Gesellschaftsfräulein paarte, um über meine Verlegenheit und kindischen Antworten zu lachen. Daß ich den Bräutigam der Fräulein machen sollte, schien, so klein ich auch war, mir äußerst anstößig und unleidlich. Noch heute, indem ich dies schreibe, werden mir die widerlichen Empfindungen, welche mich damals beunruhigten, so lebhaft, daß ich die Ursache derselben gar zu gern entwickeln möchte, wenn ich nur könnte. War es Stolz, daß, so klein zu seyn ich mir gleich zugestehen mußte, ich doch kein Gegenstand des Gelächters seyn und keine komische Rolle übernehmen wollte; — war es das Gefühl der so baaren Unwahrheit, welche das Augenmaaß so auffallend bezeugte, oder Widerwillen gegen Alles, was mich fesselte? — Fast habe ich Lust, zu behaupten, daß jener Braut- und Bräutigamsscherz mit dazu beigetragen haben könne, daß ich mich zum ehelosen Stand bekenne, als welcher Confession ich, wie ich fast glaube, bis in den Tod getreu bleiben werde.

Ich kann mit Wahrheit behaupten, daß ich mein ganzes Leben hindurch nicht ohne Hauskreuz oder solches Leiden gewesen, das man Niemandem oder Wenigen klagen kann, und das desto empfindlicher wird, weil Niemand oder Wenige daran Theil nehmen. Dieser Bräutigamsscherz hat mir in der That so viel zugesetzt, daß ich schon damals Hauskreuz und einen innern Gram empfunden zu haben versichern kann. Ueberhaupt ist es in vieler Rücksicht anstößig, mit Kindern dergleichen Scherz zu treiben, wozu auch meine Mutter sehr geneigt war. Alle Augenblicke hatte ich durch ihre Güte eine Braut, und fast keine, die mir nicht bittere Stunden machte; und eben, weil sie selbst zu dergleichen Spaß sich herabließ, durfte ich ihr mein Leiden über die Brautschaft mit der Fräulein nicht klagen. Meinem Vater aber schüttete ich darum nicht mein Herz aus, weil er sich nie in diesen Scherz einließ, und weil ich fürchtete, diese Sache würde ihm zu klein seyn. Darum aber hörte mein Kreuz nicht auf, mir groß und fast übergroß zu bleiben. — Die Grafen von Schlieben sind edel und bieder, und gehören ohne alle Widerrede zu den reichsten und gutdenkendsten Kavalieren im Lande. Einer von ihnen, der Minister und Oberburggraf ward, hat mich besonders mit vieler Güte und Aufmerksamkeit behandelt, und ich habe frohe Tage in seinem gastfreien Hause gelebt!

Mein Vater hatte, ohne von Johann Jacob Rousseau diese Erziehungs-Weisheit gelernt zu haben, den Grundsatz, daß der Vater unendlich mehr als ein jeder anderer Lehrer, und wär' er auch der Gelehrteste unter den Gelehrten, bei Kindern fruchten könnte, und er entschloß sich, mich durchaus keinem Miethling zu überlas-

sen, sondern gern mein guter Hirte seyn zu wollen; und so bin ich denn auch wirklich aus seinen treuen Vaterhänden zur Akademie gediehen. Häusliche Umstände konnten nicht die Ursache seyn, warum er keinen Hauslehrer hielt, oder mich auf eine der so wohlfeilen Königsberger Schulanstalten that; denn er war nicht arm, und ich hatte überdies von einem Verwandten, von dem ich Gottlieb heiße, ein Capital geerbt. Ein Freund von mir, der als junger Prediger starb, und in einer jener Schulen erzogen war, konnte nicht aufhören, über seine Erziehung und die Verfassung seiner wohlhabenden Aeltern die bittersten Klagen zu führen, indem, wie er sagte, der Saame seiner frühzeitigen Zerstörung schon früh und zwar in jener Anstalt ausgestreut wäre.

Von meiner frühern Jugend erinnere ich mich wenig mehr, und es fehlt mir ganz an jener Erinnerung der Kinderfreuden, an denen viele Menschen sich noch in ihrem hohen Alter erfreuen. Mein einziger Bruder, Gotthardt Friedrich, Pfarrer in Arnau, sucht mir manche jener Vorfälle in's Gedächtniß zurückzurufen, von denen ich aber kein lebendiges Wort mehr weiß. Also hier nur das, worauf ich mich selbst noch besinne. — Uebrigens bin ich mit denen nicht einstimmig, welche die Kinderjahre für die glücklichsten des Lebens halten, indem ich so oft die Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt, daß diese Jahre gemeinhin wahrhafte ägyptische Dienstjahre zu seyn pflegen, wo man, wenn Kinder besonders in die Hände der Miethlinge kommen und nicht unter der Aufsicht der guten Hirten, Vater und Mutter, bleiben, außerordentlich tyrannisirt wird. Herr Kant, der diese Drangsale der Jugend auch in vollem Maaße empfunden hatte, obwohl er im Hause seiner Aeltern

blieb und nur eine öffentliche Schule, die damals sogenannte Pietisten-Herberge, das Collegium Fridericianum, besuchte, pflegte zu sagen, daß ihn Schrecken und Bangigkeit überfiele, wenn er an jene Jugendsklaverei zurückdächte. — Wie verschieden ist dieser Despotismus von jener Bemühung eines jeden denkenden Lehrers, seinem Zöglinge civiliter den Willen zu brechen, als welcher Willensbruch durchaus nothwendig ist, wenn man seinen Schüler nicht zum Mitgliede einer Nationalversammlung (ich schreibe dies 1790), sondern zum Bürger in der Monarchie erziehen will. — Mir fiel in dem Hause und bei dem Unterrichte meines Vaters das Loos freilich lieblich; indessen habe ich bei alle dem nicht die mindeste Neigung oder Beruf, die Kinderjahre zu wiederholen, die ich recht gern an ihren Ort gestellt seyn lasse.

Mein Bruder, zwei Jahre jünger als ich, konnte mit mir nicht gleichen Schritt halten, und eben so wenig ein Paar junge Edelleute, die mein Vater zu meiner Aufmunterung zugleich mit mir unterrichtete; sie verließen mich bald. Ich trieb mich selbst, und wollte durchaus von Leuten meines Alters weder geleitet noch begleitet werden. Ich glaube noch immer, daß junge Leute, die in Gesellschaft unterrichtet werden, das Meiste nur oberflächlich lernen. „Glaubst du an Gott den Sohn?" fragte der Prediger einen Bauerjungen, indem er das Confirmations-Examen in Gegenwart des Kirchen-Inspectors anstellte. „Nein," erwiederte der Knabe, „an den glaubt mein Nachbar Fritz." — Man lernt in Gesellschaft nur stückweise, und wird nie ein ganzer Mensch, sondern nur ein Stückwerk vom Menschen. Man wird weniger der Ich, zu dem es die Natur an-

legte; man wird ein Compositum von zehn Andern, von deren Jedem man ein wenig auffaßt, um sich zu allem andern zu machen, nur zu dem nicht, wozu man in gewisser Art durch die Natur selbst gemacht ist. Der meiste Unterricht bringt die Menschen um alles Zutrauen zu sich selbst. Die Lehrer der Religion machen den Menschen zum größten Bösewicht, um ihn desto sicherer gut zu machen; und die Lehrer anderer Wissenschaften wollen ihn zur tiefsten Unwissenheit herabwürdigen, um ihm mit desto mehr Ehre den Doctorhut aufsetzen zu können. Ist's Wunder, daß man einen so natürlichen Hang hat, sich selbst zu entsagen und bei Andern zu borgen? Nur spät kommen wir zur Einsicht der goldenen Regel: Intus est quod petis. Ich suche in dieser Vernachlässigung seiner Selbst die außerordentliche Neigung der Menschen, Andern beizutreten. Wäre nicht mancher Tyrannei und manchem Tyrannen gesteuert worden, wenn die meisten Menschen das Herz hätten, selbst eine Meinung zu haben, und wenn sie nicht zum Beitreten der Meinung Anderer erzogen würden? Das Eigenthümliche giebt bloß der Privatunterricht, und wenn gleich ich ganz gern zugeben will, daß Sprachen in Gesellschaft besser und leichter gefaßt werden, besonders wenn dieser Unterricht an zwei Zipfeln gefaßt wird, so ist doch keine Realkenntniß in einer öffentlichen Anstalt so begreiflich, als wenn der Privatlehrer, der mehr aus uns schöpft, als wir aus ihm, sich so mit uns einläßt, daß wir uns selbst vor uns zu haben und zu benutzen glauben, und Lehrer und Schüler wie Eins sind. Eben darum dringen wohlerfahrne Schulmänner auf Privatfleiß, und überall haben sie einige wenige Auserwählte unter ihrer Schülerheerde bei der Hand,

mit denen sie Ein Herz und Eine Seele geworden, und die meine Behauptung bestärken. Diese Lieblinge pflegen denn auch fortzugehen wie die Weiden an den Wasserbächen, da sie Sprachen in Gesellschaft und Realkenntnisse mit einem guten Hirten, einem väterlichen Lehrer treiben.

Die Sprachen wurden mir außerordentlich schwer. Ich lernte Lateinisch, Griechisch und Hebräisch von meinem Vater, der ein guter Lateiner und Grieche, allein ein nur höchst mittelmäßiger Hebräer war. Es verdroß ihn jederzeit, daß ich nicht mehr Hebräisch konnte, als er, und obgleich mein schlechter Fortgang sonach gewiß eher auf seine als meine Rechnung gehörte, so wandelte mir doch ein so großer Widerwille gegen diese Sprache an, daß, da mein Vater zu meiner Demüthigung durch unermüdeten Fleiß auch hier sich Kenntnisse errang, ich, wenn gleich ich ihm nachfolgen mußte, doch eine Todfeindschaft gegen diese Sprache behalten habe und jetzt gewiß um Vieles keinem Examen mich unterwerfen möchte.

Zwei Umstände versah mein Vater bei meiner Erziehung, nämlich, daß er über der Seele den Körper vergaß, und mich zu keinen gymnastischen Uebungen, nicht einmal zum Ballschlagen und Kegelspielen anführte. „Was hilft's dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!" war seine Losung *). — Nächstdem strengte er mich zu

*) Wer die Lebensläufe i. a. L. gelesen hat, wird bisher schon manchen Zug, unter andern im Charakter des Vaters, gefunden haben, den Hippel dort dem ehrwürdigen Pastor auch beilegt, z. B. die Unkenntniß im Hebräischen, die Erziehungsgrundsätze u. a. m. Hier kommt nun ein Zug, den Hip-

zeitig an, und ich mußte durchaus den Kopf haben, den ich hatte, um nicht sehr weit vor dem Ziele zu ermüden. Hiezu kam, daß, wenn gleich er mir Realkenntnisse unter den Hieroglyphen der Worte beibrachte, er doch der Meinung war, daß das Sprachstudium an sich schon eine Realität wäre, und eine so tiefe und hohe Philosophie in sich begriffe, daß einem Sonntagskinde ein Volk aus der Sprache recht aus dem Grunde kennen zu lernen weit leichter wäre, als aus allen Historienbüchern, in die der Geschichtschreiber jederzeit seine eigne Geschichte, seine eigne Denkart und überhaupt sein eignes Ich zu verwickeln und zu verweben pflegt *).

Ich hatte ein ganz außerordentliches Gedächtniß, aber von besonderer Art. Ich war im Stande, eine Predigt, wenn ich sie gehört hatte, ohne daß ich Etwas aufschrieb, fast wörtlich zu wiederholen; allein in diesem Fast liegt das Aber, ohne das nichts in der Welt ist; ganz wörtlich Etwas zu behalten, war mir völlig unmöglich. Ich habe nie eine Rede, groß oder klein, so wörtlich, wie ich sie einstudirt, gehalten, ohne ab-

---

pel in den Lebensläufen absichtlich verändert hat, um größere Consequenz in den idealischen Charakter des dortigen Pfarrers zu bringen. Denn dort (Lebensl. I. 41.) hält der Vater viel auf Gymnastik, und führt seinen Sohn zu Ball und Kegel an. — Die andern Züge aus dem Charakter seines Vaters und seiner Mutter, die Hippel in die Lebensläufe übergetragen hat, z. B. die Vorliebe für Gesang bei der Mutter, die ähnlichen Erziehungsgrundsätze des Vaters, kommen von selbst in das Gedächtniß. — Daraus, daß Hippel nicht früh zu körperlichen Uebungen war angehalten worden, entstand ein gewisses Embarras, in welchem er sich seines Körpers wegen befand. Er suchte sich das in der Folge abzugewöhnen; aber immer blieb ihm, besonders bei'm Eintritt in die Gesellschaft, eine gewisse Künstelei eigen.

*) Vergl. mit diesen treffenden Urtheilen die Lebensl. I., 45—47.

und zuzusetzen. Poesie hatte ich oft nur einmal zu überlesen nöthig, um sie auswendig zu sagen; allein auf eine Handvoll Worte mußte es hier nicht ausgesetzt werden, wenn ich nicht beständig die Wette verlieren sollte. Dennoch nenne ich ein solches Gedächtniß vortrefflich. Das buchstäbliche Gedächtniß lebt im Streit mit dem judicio; allein jenes nicht, das die Vocalen der Sache, wenn ich so sagen darf, behält, jenes nicht, welches die Schlagworte weiß, und sich mittelst derselben die ganze Sache in Erinnerung bringt. — Sobald ich Etwas ganz wörtlich behalten wollte, wußte ich nichts, und blieb bei einem Worte stehen, welches mir doch am Ende ungetreu ward, während ich Hände voll Gedanken verabsäumt und verträumt hatte *). — Es

*) Eine Anmerkung Hippels hierbei ist charakteristisch für diesen Mann der Phantasie, und erklärt seinen geringen Respect für die Geschichte, den er an mehr als einer Stelle in seinen Schriften äußert: „Ideen von Gegenständen, die individuelle Merkmale derselben enthalten, könnte man Gedächtniß-Ideen heißen, und ihnen die Ideen von Gegenständen ohne diese individuellen Merkmale entgegensetzen, die ich Phantasien heißen würde. Bei den Gedächtnißideen hab' ich die Sache in natura, bei der Phantasie im Bilde. Wenn meine Seele Ideen, welche individuelle Merkmale enthalten, als Depositum annimmt, das heißt, faßt und bewahrt, so heißt es, sie habe Gedächtniß; im andern Falle heißt es, sie habe Phantasie. Zur Phantasie gehören keine Fächer, bloßer Eindruck ist genug. Zum Gedächtniß hingegen sind verschiedene Fächer erforderlich, worin die Merkmale liegen; und so wie man Gedächtnißideen erneuert vermöge der Erinnerungskraft, so erneuern und vergegenwärtigen wir uns Phantasien vermöge der Einbildungskraft. Die Erinnerungskraft ist ein treugehorsamster Diener des Gedächtnisses; sie kann nichts, als die Zimmer des Gedächtnisses auskehren, und hier und dort, oft aus den Winkeln, Ideen hervorholen und sie der Seele näher bringen; wogegen die Einbildungskraft frei und fröhlich ist und mit den Phantasien herumspringt nach Herzenslust. Durch Theilung und Trennung ruft sie neue Ideen hervor, und um sich

lag in der Art meines Gedächtnisses, daß ich von jeher für Tagebücher war, und daß ich nie dem Gebete untreu ward, welches ich als ein Tagebuch mit Gott ansah. Gern schrieb ich mir von dem Etwas auf, was ich dachte, und gewöhnlich berichtigte ich, was ich des Abends niederschrieb, durch die Morgenrevision *).

Ich darf wohl nicht bemerken, daß ich nach keiner peinlichen Ordnung mein Leben schreibe; denn das wird der erste Bogen nicht mehr und nicht minder als der letzte beweisen; und wenn ich nicht irre, so wird meine Lebensbeschreibung bei dieser Unordnung eher gewinnen, als verlieren, wenn anders die Aufrichtigkeit, wie ich des treuherzigen Dafürhaltens bin, das Hauptstück einer Lebensbeschreibung ist. Man opfert bei weitem das dem Reime nicht auf, was man der Ordnung zu gefallen thut; und die Systeme, die faulen Knechte des Verstandes, haben gewiß nicht weniger geschadet, als sie

---

nicht schimpfen und verkleinern zu lassen, weiß sie diesen Ideen den Anstrich von Wirklichkeit, oft sogar von Individualität zu geben, so daß sie diese Ideen zu Gedächtnißideen zu künsteln versteht. Da hat sie denn eine herzliche Freude daran, wenn man nicht weiß, wie man mit diesen Ideen d'ran ist. Ohne Einbildungskraft, Gott, was würde der Mensch bei kalter Vernunft seyn!" —

*) Unter dem Chaos seiner nachgelassenen Papiere finden sich einige hundert Bogen, die er vom 25. September 1789 bis in die Mitte von 1792 vollgeschrieben, unter dem Titel von Tagesdenkzetteln, Glossen, Notaten in Selbstgesprächen und Vorsichs. — Er hatte in der That eine Sucht, sich Alles zu notiren. So waren ferner unter seinen Papieren ganze Stöße, überschrieben: Worte; unter dieser Rubrik notirte er Alles, was ihm bei'm Lesen oder in der Gesellschaft auffiel, beinah' jeden guten Gedanken seiner Freunde; oft ganze ausführliche Gespräche.

genutzt haben. Jeder Mensch sollte sich sein eigen System bauen und hierbei nur auf Steine und Kalk außer sich Anspruch machen. Ein gewisses Bewußtseyn von Ueberlegenheit, wo nicht an Geist, so an Herzen, tröstet bei den Vernachlässigungen so mancher Scrupulosität und Vorsicht mit der Hoffnung, daß man sein Ziel doch erreichen werde *). Mit einem Lebens-Compte rendu ist Keinem gedient, und würde auch völlig unmöglich zu stellen seyn. Meine Lebensbeschreibung ist eine Osterbeichte, wo nur angebracht ist, was das Gewissen, welchem das Gedächtniß mit unbedingtem Gehorsam unterworfen ist, verlangte. Mehr, als daß ein Lebensschreiber nach seinem besten Wissen und Gewissen verfahre, ist von ihm nicht erforderlich, und gewiß, was man vergißt, ist in Beziehung der Moralität vergeben. Und für wen schrieb ich denn? Für mich, vorzüglich für mich, wie ich auch mein Petersburger Tagebuch anfing; und nächstdem für meine Freunde, deren ich von jeher nur wenige auserwählte hatte. Der erste unter ihnen ist und bleibt Scheffner. Unsere Zunamen waren unsern Herzen schon zu schwerfällig; wir nannten uns sonach, der güld'nen Regel gemäß: „werdet wie die Kinder," mit unsern Vornamen Johannes und Theodor. Wäre Johannes anders, als er ist, er würde gewiß in

*) Ich stimme in diese Meinung über die Vernachlässigung der Ordnung nicht ein, und wohl Mehrere mit mir. Man sieht's diesem geistvollen, mit bürgerlichen Geschäften überladenen, humoristischen Manne wohl nach, wenn in seinen Schriften die Ordnung fehlt; aber verloren hätten sie sicher nicht dabei, wenn ihm Zeit und Neigung erlaubt hätte, sie noch in dieser Hinsicht zu überarbeiten. — Aehnliche Raisonnements von ihm, wie hier, finden sich in dem B. ü. d. Ehe, 3. Aufl. S. 402 u. 6. — Lebensl. III., 137 und mehrere Stellen.

dem Grade nicht Ein Herz und Eine Seele mit mir seyn. Und in Wahrheit, es waren bloß Schlacken der Menschheit, die zuweilen einen Mißlaut unter uns erregten! Sobald ich mir Zeit nahm, zu bedenken, daß Er blondes Haar hatte und ich schwarzes, hob sich der Zweifel von selbst, und wie wenig wird die andere Welt zu mustern und zu ergänzen haben, um jene reine Freundschaft, jene Liebe im höhern Chor unter uns zu Stande zu bringen, welche diese Welt nicht kennt, die nur Theil und Erbe der Künftigkeit ist, und vielleicht auch da nur ununterbrochen es seyn kann. Ununterbrochen, sage ich, denn ich habe mit Johannes Stunden und Tage gelebt, wo die reinsten Geister kein Bedenken gefunden haben würden, mitten unter uns zu seyn. Diese Stunden waren die besten, die seligsten meines Lebens. Mein Leben ist nur Leben durch meine Freunde, so wie ich denn auch versichern kann, daß meine ganze Autorschaft nur Scheffnern dedicirt gewesen *). —

In der Regel war ich, so lange ich mich in meines Vaters Lehre befand, verpflichtet, die Predigten durchaus nachzuschreiben, und zwar lateinisch, und dann war es üblich, daß ich sie des Sonntags Abends ihm entweder lateinisch oder deutsch wörtlich (fast subintelligitur) hielt. Ich sprach beständig mit ihm lateinisch; das Griechische übersetzte ich nach damaliger Weise in's Lateinische, ohne daß ich hiervon Nachtheile bemerkt hätte.

---

*) Vergl. Lebensl. IV. 136, 409, 432, 444. Und dann wieder der redliche Johannes, der in den Kr. u. D. Zügen II. vorkommt.

Mein Vater hielt es für vergebliche Mühe, demjenigen, der die Schönheiten in den Alten nicht von selbst schmecken und sehen könnte, solche auseinandersetzen zu wollen. Darnach richtete sich seine Erklärung der Classiker. Er hielt das Schöne überhaupt für etwas Subjectives, und war daher auch kein Herold der schönen Wissenschaften, die er nur als Schmuck ansah, um damit den Verstand etwa zu heben. Ich habe in spätern Jahren über diese Gegenstände recht gern mit ihm philosophirt. Er widerrieth mir zwar nicht die Poesie, die mich, ich kann es wohl sagen, aufsuchte; allein er ermahnte mich doch bei aller Gelegenheit, das dic cur hic nicht zu vergessen. Die Mythologie war ihm ärgerlich, und hätte ich die Alten ohne sie verstehen können, ich hätte gewiß dies Studium überspringen müssen. Auch mir kam die spaßhafte Art, wie die Alten ihre Götter einmischen, unanständig vor, und in noch frühern Jahren konnte ich durchaus nicht begreifen, was die Dichter zu solchen Lügen bewogen haben könnte. Den Streit über die Alten und Neuen unterstand ich mich in meinem vierzehnten Jahre ganz gründlich entscheiden zu können. — Die Römer waren mir damals viel lieber als die Griechen; ein Mensch mit Licht und Schatten, ein Römer mit seinem kriegerischen R und orum galt mir mehr, wenn er handelte, als ein Grieche mit all seiner Feinnasigkeit.

Die Dichter verstand ich eher ohne Lexicon und leichter als die Prosaisten, mit denen ich Schritt vor Schritt ging. Ich weiß nicht, ob es wohlgethan ist, jungen Leuten eigentliche Dichter in die Hand zu geben. — Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß mir Plinius anfänglich besser als Cicero gefiel, und daß, wenn die-

ser nicht de officiis und andere Schriften philosophischen Inhalts geschrieben hätte, ich mich nie mit ihm ausgesöhnt haben würde. Die Briefe konnte ich weder dem Cicero, noch dem Plinius so ganz vergeben, und eben so verdroß es mich, daß Gellert Briefe herausgab, da ich es für so leicht hielt, gute Briefe zu schreiben. O ich Großprahler! wie hat mich in spätern Jahren ein Neujahrsbrief an Se. Durchlaucht oder Se. Excellenz u. s. w. für diese Naseweisheit bestraft *)! Und wie bestraft mich Scheffner noch täglich, dem ich es nie in Leichtigkeit und einem gewissen Witz, den ich Briefwitz nennen könnte, gleichthun werde!

Ich lernte Vieles auswendig aus den Alten, sowohl im Griechischen als Lateinischen, unter andern auch aus Vorliebe zum Plinius seinen Panegyricus, der mir indeß nicht wegen seiner Schmeicheleien, sondern wegen seiner Einkleidung und seiner Wortfestlichkeit ausnehmend gefiel. — Der Seneca war mein Schatzkästlein. Gern hätte ich mich mit Jedem herumschlagen mögen, der ihm wegen seines moralischen Charakters oder wegen preciöser Schreibart den Proceß machen wollte. Ich begriff es nicht, wie man den Cicero für besser als den Seneca halten könnte. Nach meiner Ueberzeugung war Cicero nicht werth, dem Seneca die lateinischen Schuhriemen zu lösen. Oft übernahm ich daher Streitfragen mit meinem Vater, wobei ich denn allemal in die Flucht

*) Die Neujahrszeit war deshalb jedesmal eine sehr lästige Zeit für ihn, wo er seinem Briefkreuz fast unterlag. Er, der seinen Gedankenreichthum sonst so leicht auf das Papier hinwarf, machte zu allen diesen Briefen Concepte, die er sorgfältig aufhob.

geschlagen wurde; in meinem Innersten indessen hielt ich mich für den Sieger. Ich habe dem Seneca und Plutarch viel zu danken, und kann diesen Dank nicht treuer bewirken, als daß ich beide Schriftsteller allen jungen Leuten empfehle. So glaub' ich diesen trefflichen unsterblichen Männern durch's Leben zu danken.

Die ersten Aufsätze wagte ich, ohne noch die geringste Anleitung erhalten zu haben. Einiger Unterricht in der Form, den mir nun mein Vater gab, störte mich mehr, als er mir half. Oft dacht' ich, daß Niemand, als der liebe Gott, der aber, Gott Lob! nie Autor geworden, Regeln geben könne, die ja, nach meines Vaters eignem Geständnisse, nur aus den schönen Aufsätzen der Alten und Neuen abgezogen wären. Meine Mutter, die, wie alle Frauen, für einen Aufsatz, der bei der Vorlesung über eine halbe Stunde währet, eine natürliche Hochachtung hegte, und die mir gewiß nicht zutraute, daß ich einer solchen Gedankenanreihung fähig wäre, wurde durch eine Abhandlung überrascht, die ich ihr gewidmet hatte. Ungeachtet ich sonst alle Speisen ohne Unterschied zu essen gewöhnt wurde, konnte ich doch keinen Geschmack an einem gewissen Kohl finden, den meine Mutter aus dem ersten Ausschlag verschiedener Kräuter zusammenlesen ließ. Ich mußte mich mit der Hungerstrafe bedrohen lassen und der Kohl kam öfter als vorher. Da setzte ich mich und schrieb flugs ein ordentliches Buch wider den unzeitigen Kohl. Hier zeigte ich, daß es dem lieben Gott nicht gefallen könne, und daß es dem Menschen nicht wohl anstehe, wenn das göttliche Ebenbild sich mit den Thieren so gemein mache; daß Etwas, welches Menschen und Vieh mit

Füßen treten, unmöglich ein Nahrungsmittel für den König der Erdenschöpfung, vielleicht der ganzen Schöpfung, seyn könne; daß nach aller Wahrscheinlichkeit nichts, als was ausgewachsen wäre, dem Menschen dienlich sey; daß der Mensch zur Naturverschönerung, zum Feld- und Gartenbau berufen sey, u. s. w. Diese kindische Abhandlung gefiel meinem Vater und meiner Mutter; ich wurde nicht mehr zum Kohl gezwungen, und er kam selbst nicht mehr so oft auf den Tisch. Noch machte ich für mich und meinen Bruder Gotthard ein Paar Reden, die zum Michaelstag eingerichtet waren, und wovon ich meine auch wirklich und mit vielem Beifalle hielt. Auch Poesien machte ich ohne allen Unterricht, ein Klaglied der Jugend an das Alter, einige geistliche Lieder, und wozu mich sonst Natur drang und Gelegenheit reizte. Meinem Vater, der nicht den geringsten Hang zur Poesie hatte, kam das wie vom Himmel gefallen vor.

Meine ganz außerordentliche Liebe zur Einsamkeit war meinen Aeltern, meinem Bruder und meinen sonstigen Gespielen ein unauflösliches Räthsel. Die Stelle: „Ich muß seyn in dem, was meines Vaters ist," war mir sehr rührend, und auf dem Grund meiner ihr beigelegten Erklärung war ich im Sommer im Garten, den ich für Gottes Tempel hielt. Hier las ich, lernte auswendig, und brachte Alles in meinem Kopfe in Fächer. Oft dacht' ich, wenn ich Bienen um mich sumsen hörte, daß es meine Collegen wären. Der Fleiß dieser Kleinen stärkte mich sehr in meinem Vorsatze, nie müßig zu seyn, und ich kann als ein ehrlicher Mann betheuern, auch noch in meinem jetzigen Alter keinen Tag ge-

lebt und verlebt zu haben, an dem ich nicht wenigstens Etwas in den Bienenstock getragen und gelernt hätte *).

Im Sommer wagte ich selbst eigene Aufsätze, deren Anzahl ich auf den Rath meines Vaters sehr einschränkte. Im Winter hingegen war ich eingeschlossen in einem Stübchen, mit Büchern so umgeben, als wenn ich eine Disputation pro gradu zu halten hätte, und doch war es oft bloß ein Wort, dem ich nachjagte, und das ich bis auf seine erste Entstehung verfolgte. Dies war ein Fest für meinen Vater! Die Wortkritik hatte für mich viel Anziehendes. Wäre ich in meiner Jugend an einen Professor Heyne gerathen, und hätte ich von diesem großen Manne den Geist der Kritik der Alten gelernt, ich würde in diesem Fache es sehr weit gebracht haben, ohne, wie ich nach der Liebe hoffe, der Varianten-Jägerei und der prunkphilologischen Gelehrsamkeit mich zu ergeben, die gewiß nicht Heynens Sache ist.

In Absicht auf meine Spiele hielt mich mein Vater nicht ab, mit Kindern von meinem Alter Umgang zu haben, das heißt, zu spielen. Indeß wollt' ich mich mit Denen, die mir an Sprachen und Kenntnissen nicht gleich kamen, nicht gern in ein Spiel einlassen, und mein Vater nährte mit vieler Klugheit diese Gesinnung, daß ich mich mit Straßenjungen nicht gemein machte, und unter den Alltagskindern ein Sonntagskind bleiben wollte. Bei'm Ballschlagen würde ich auch sehr hinter diesen Kindern geblieben seyn, und ich konnte es sonach nicht vertragen, daß Jemand, der mich nicht im Grie-

---

*) Vergl. hiermit, was oben über seine Gewohnheit, Alles zu notiren, gesagt worden ist.

chischen und Lateinischen überträfe, mich im Ballspiel übertreffen sollte.

Ich erinnere mich, daß ich eine Akademie der Wissenschaften stiftete, die nicht aus vierzig, sondern fünf Mitgliedern bestand, welche auf dem Boden sich versammelten, ohne Lehrstühle sich behalfen, und von Zeit zu Zeit einen Aufsatz ablesen sollten; und da war ich denn außer mir, wenn es nach meinem Wunsch ging. Ich kann es indessen nicht bergen, daß ich auch eine innige Freude über die linke Art hatte, wodurch sich Dieser und Jener unter den Fünfen auszeichnete. Ich schreibe auf die Rechnung dieser Fünfer meine Abneigung gegen alle dergleichen gelehrte Verbrüderungen, zu denen ich mich entweder gar nicht oder ungern verstand.

Zuweilen spielte ich mit Bohnen, so daß ich gegenseitig Armeen von ihnen aufstellte und Kriege damit führte, nach Maaßgabe der jedesmaligen Geschichte, die ich eben lernte. An der Armee der rechten Hand nahm ich mehrern Antheil; Alexander hatte die rechte Hand, Darius die linke *). Die Kriege des Volkes Gottes mit den Kananitern, und wie die itern mehr heißen, habe ich nie mit Bohnen celebrirt, vielmehr mich nie mit diesen Kriegen vertragen können.

Auch erinnere ich mich, daß ich ganz allein mit einem Bücherspiele mich belustigen konnte, das von meiner eignen Erfindung war. Ich stellte nämlich meine Autoren auf und ließ sie unter einander reden und streiten, und daß hier Plinius gewiß nicht so leicht den kürzern zog, darf ich denn wohl nicht bemerken. Da-

*) Vergl. Lebensl. i. a. Lin. 1, 63 ff.

mit konnt' ich mich so hinreichend vergnügen, daß ich mich recht mit Wollust sehnte, den Herrn Seneca, der mitten im Worte stehen bleiben mußte, weil ich etwa zum Essen gerufen ward, seine Antwort vollenden zu hören. Zuweilen bat ich diese Ehrenmänner zu Gaste, und weihte ihnen Blumen und auch wohl Früchte, mit welchen letztern ich es indessen wie die alten Opferpriester machte, die das, was ihren Göttern geweiht war, in die Seele derselben verzehrten. — Je mehr ich der Akademie zureifte, je weniger ward zwar in der Art gespielt; indessen unterhielt ich doch immer einen geistigen Umgang mit meinen Büchern, der mir so von meiner Jugend eigen geworden war, daß ich noch jetzt mit den Geistern meiner Bücher umgehe, und sie zuweilen als meine Schutzengel und Geleitsmänner ansehe.

Ungern gesteh' ich, daß diese kleine Schwärmerei mir den Gedanken geläufig gemacht, daß man doch wohl ein Verkehr mit Geistern, etwa in Träumen u. s. w. treiben könnte, obgleich ich die Unbegreiflichkeit davon mir vorzuhalten im Stande war *). Daß ich unter so vielen Festen mir den Michaelstag, das Geisterfest, ausgesucht, um die erwähnte Redeübung anzustellen, floß aus dieser Quelle. — Ich danke Gott, daß ich in gewissen Grundsätzen mich auf's Reine gebracht habe, und

*) Diese seine Anhänglichkeit an die Möglichkeit der Geisterseherei war ihm unüberwindlich geblieben. — Vergleiche die Sterbescene seiner Mutter in den Lebensl. IV. 54 ff. — Kr. u. Qu. Z. II, 144, 145, woraus sein Schwanken über diesen Punkt erhellt. — Zu dem, was er auch hier und gleich hernach in diesen Bekenntnissen sagt, nöthigte ihn freilich die Vernunft in ruhigen Stunden; aber er war, wenn man alle Anzeichen und Beweise zusammennimmt, sicher gegen seine heimliche Herzensmeinung.

wenn ich auch a priori nicht so, wie von meiner Exi=stenz, von der Unmöglichkeit eines Geister=Umgangs ge=wiß wäre: so würde a posteriori schon der Umstand mir mit dieser Ueberzeugung an die Hand gehen, daß unsere Geister=Männer die Sterblichkeit mir nichts dir nichts ablegen zu können behaupten, obgleich sie der ausschweifendsten Sinnlichkeit fröhnen. Wie kann man Gott und dem Mammon, dem Fleisch und dem Geist dienen, und wie stimmet Christus und Belial?

Der wichtigste Punkt, den ich noch zurückbehalten habe, betrifft die Religion, oder das Verhältniß zu Gott und zum Guten. Wollte doch Gott, der Erzieher würde bald geboren, der die Maschine des Körpers so in Stand setzen oder drin zu erhalten verstände, daß der heilige Geist des Menschen sicherer vor Verleitung und Verfüh=rung bliebe, um nicht so leicht fleischlich gesinnt zu wer=den! Dieser Stoßseufzer sey ein Bekenntniß, das ich heute gewiß nicht zum erstenmal mit Betrübniß meiner Seele ablege, oft, oft schwächer als meine Leidenschaften gewesen zu seyn! Vielleicht indessen kann ich im Geist und in der Wahrheit sagen: Gott Lob! ich war nicht ganz unwerth, ein Mensch zu seyn!

Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sehr zeitig mit Gott und meinem Gewissen, seinem Macht=haber, bekannt geworden. Schon, ich sage nicht zu viel, im sechsten Jahre hatte ich angefangen, mit Gott einen Umgang zu halten, ohne damals nicht viel weniger, wie jetzt, zu wissen, wer er sey. Dies war indessen in meiner Kindheit mein wenigster Kummer. Ich wußte, was g u t war, und wer dies weiß, der ist nie fern von Gott. Es ist in der Kindheit am wenigsten möglich, den Begriff von Gott ganz in's Reine zu bringen und

ihn von allem Sinnlichen zu läutern. Die feste Versicherung Derer, die um mich waren, und die nicht etwa, gewiß zu seyn, bloß heuchlerisch vorgaben, sondern es auch durch ihr Leben so bewahrheiteten und bestärkten, ließ mich zu keinem Zweifel kommen; auch würde ich, wie ich fest glaube, verloren gewesen seyn, wenn ich ohne die sinnliche Gewißheit von Gottes Daseyn, welche mir das Gebet darbot, die Entsetzlichkeit des Gedankens an die idealische Möglichkeit des Gegentheils hätte fühlen sollen. Ich glaubte nicht bloß an Gott, sondern ich war seiner gewiß. Durch's Gebet lebte, webte und war ich in ihm. Auch weiß ich nicht, daß mir diese durch Autorität meiner Aeltern zur Gewißheit gewordene Existenz Gottes in dem Fortlauf meines Lebens irgend nachtheilig geworden wäre; vielmehr hat diese meine erste prüfungslose Annahme meinem philosophischen Glauben gute Dienste gethan. — Würden wir gewiß wissen, was doch unmöglich ist, daß kein Gott wäre, so würde unsere Erziehung, wenn sie ohne Täuschung sich behelfen sollte, mit wenigern Schwierigkeiten verbunden seyn, als wenn wir von der Ungewißheit dieses Satzes ausgingen. Doch warum dergleichen Ueberblick!

In meiner Kindheit führte ich mit Gott ein patriarchalisches Leben. Ich besinne mich, daß ich mit ihm im eigentlichen Sinne umging, wenn ich nichts unternahm, was nicht gut, oder, welches ich für dasselbe hielt, was nicht göttlich war. So dacht' ich damals. Mein Gebet war ein Selbstgespräch; ich sprach mit meinem Gewissen (ein anderes Selbstgespräch ist ein Unding) und war gewiß, daß, wenn ich mit diesem gut stünde, ich auch mit Gott in gutem Vernehmen wäre. — Ich habe mich oft gewundert, warum man nicht

eher das Gewiſſen, als die Heiligen verehret, und es zu gewinnen geſucht, um ſich zum lieben Kind bei Gott zu machen. Denn da ein Menſch zum andern Menſchen ein ſo ſchlechtes Zutrauen hat, daß er jeden nach ſich abmißt und abwiegt, ſo iſt es mir unbegreiflich, wie die Menſchen von der Heiligkeit anderer Menſchen im Ernſt eine ſo gute Meinung faſſen können.

Das Gewiſſen, da ſtimmen wir Alle überein, iſt das Ebenbild Gottes in uns. Mir war das Gewiſſen ein unwiderleglicher Beweis von der Exiſtenz Gottes; es zeigte mir ſein Daſeyn, ſein Wohlgefallen und ſein Mißfallen an. Es war mein ſokratiſcher Dämon, und, um chriſtlich zu ſprechen, mein Engel, mein Schutzgeiſt. Dieſen bat ich oft in meiner Einſamkeit zu Gaſte. Man muß, das lag mir in der Seele, mit dem, was man liebt, gemeinſchaftlich genießen; und da ſetzt' ich ihm, trotz dem Abraham, da er Engel bewirthete, gleichfalls Etwas vor, und zwar nie Etwas, das durch Menſchenhände gegangen war, ſondern rohe Früchte. Dieſe meinem Schutzgeiſt einmal gewidmeten Früchte eignete ich mir, wie ich mich ganz deutlich erinnere, nachher nie mehr zu, ſondern ich ſah ſie als ein geheiligtes und von meinem Magen abgeſondertes Opfer an. Ganz anders verfuhr ich, wenn ich in etwas ſpätern Jahren meine Autoren zu mir nöthigte. — Nie unterſtand ich mich, für meinen Schutzgeiſt Etwas hinzulegen, wenn nur das allerkleinſte unbedeutendſte Wölkchen in meiner Seele war; nur wenn wir recht gute Freunde, oder Freunde durch mein Gutſeyn waren, nöthigte ich ihn auf dieſen patriarchaliſchen Schmaus, auf dieſe geiſtige Schüſſel Gerngeſehen. Auch legt' ich mir dadurch, daß ich ihm Etwas widmete, keine Faſten auf. Ich that mir nie

wehe; ich sah diese Handlung als ein bloßes sinnliches Zeichen meiner ihm schuldigen Liebe und Zuneigung an und pflegte die Augen zuzumachen, wenn ich ihm einen sehr kleinen Theil dieser Gaben freiwillig darbot *). — Es ist so eine Sache mit der Uebersinnlichkeit! Wenn ich ehrlich seyn soll, so schloß ich von meiner Seele auf die Weltseele, ohne zu wissen, daß ich hierdurch mir an einigen Orten auch wohl das Märtyrthum des Scheiterhaufens hätte verdienen können. Ich dachte unter Gott Weisheit und Güte im höchsten Grade oder personificirte weise Güte, und nahm ihn als die wirkende Ursache alles dessen an, was sichtbar ist. Uebrigens konnt' ich mich ohne sinnliche Vorstellung in meiner Jugend nicht behelfen; vielmehr dacht' ich mir Gott als einen überall schwebenden Geist. Die Sonne wird als ein Menschengesicht mit Strahlen vorgebildet; so hätte ich Gott gemalt, wenn ich ihn hätte malen sollen; die andern Malerabbildungen waren mir von jeher anstößig und unwürdig. — Aus jener Ceremonie, nach welcher ich meinen Schutzgeist bewirthete, die ich aus mir selbst nahm und auf die mich kein Mensch gebracht hat, hab' ich mir die Opfer der alten Welt erkläret. Man bat die Gottheit zu sich; man bewies ihr seine Liebe dadurch, daß man, eben weil es die Gottheit war, den ersten und den besten Theil für sie ablegte und Verzicht

*) Vergl. Lebensl. II, 282. „Man sieht in gewisser Art Geister, und so, wie sie sich aus dem Körper herausschlauben, so werden sie sich auch zu seiner Zeit bei'm Weltgerichte aus dem Staube machen. — Wenn Minchen allein war, ging sie im besondern Sinn mit Gott um. Oft machte sie (S. 285) die Augen dicht zu, um, wie sie sagte, mit ihrer Seele in nähere Bekanntschaft zu treten und zu versuchen, wie es ihr nach dem Tode seyn würde," u. s. f.

darauf that; man celebrirte die Selbstüberwindung, man überwand sich in gewisser Art wirklich, und setzte sich gern nach, weil man sinnlich zu erkennen geben wollte, daß man dem göttlichen Wesen herzlich ergeben sey. Wenigstens hat mir dieser Opferanfang weit natürlicher geschienen, als die kunstvolle, äußerst überladene Idee, das göttliche Wesen durch Opfer und Kälber zu versöhnen. — So wie jeder Morgen den Anfang der Welt macht oder vorstellt, so macht jedes gute Kind die goldne Zeit oder den schuldlosen kindlichen Anfang der denkenden Geschöpfe der Erde.

Dieser Umgang mit Gott war nicht ein bloßes Kinderspiel; ein Vorfall, der mich noch jetzt ergreift, beweist es. Ich war einst in meinem 5ten oder 6ten Jahre Sonntag Nachmittags zu einem Hausfreund und seiner Schwester auf Besuch gebracht worden, genoß Thee und Gebackenes, sprach nach kindischer Art viel, und sagte da dem Bruder oder Schwester, ich weiß nicht welche unbeträchtliche Unrichtigkeit; indeß sagte ich sie doch wider besseres Wissen. Auf der Stelle quälte mich dieser Fall Adams; allein mein Stolz erlaubte mir nicht, zu widerrufen. Ich wurde nach Hause gebracht; ich war ängstlich, wollte nicht einen Augenblick allein seyn, und konnte meinen Aeltern, die mich fragten, was mir fehle, nicht antworten. Ich mochte nicht essen; eine Fieberhitze wandelte mich an, und ich wurde zu Bette gebracht. „Bitte Gott ab!“ sagt' ich zu mir selbst; allein ich konnte nicht beten, mein Schutzgeist rückte mir meine Unwahrheit vor, wollte weiter nicht mit mir essen und vergeben, bis ich hinginge und widerriefe. Ich ließ meine Mutter zu mir bitten, trug mit Händeringen das Verlangen vor, jetzt noch einmal zu unserm Hausfreund

hinzugehn. Sonderbarer Weise fragte weder sie noch mein Vater nach der Ursache. Kurz, ich kam hin, widerrief, und in diesem Augenblick war Fieberhitze und Angst dahin, Gott war wieder mein Vater, mein Schutzgeist, mein lieber Freund; ich erbat mir noch ein Butterbrod, schlief ein, und nahm mir fest vor, mich nie wieder mit einer Unwahrheit zu belasten. Noch bis diesen Augenblick ist mir ein Lügner der abscheulichste Mensch, den ich mir denken kann, und eine Lüge eins der gröbsten Verbrechen. Wären die nicht, was würde aus der Welt werden! — Mit wahrer Zufriedenheit meiner Seele erinnere ich mich jenes kindlichen Vorganges und des Standes der Gnaden, nachdem ich widerrufen hatte. Der Wahrhaftigkeit bin ich in meinem ganzen Leben nicht untreu geworden, obwohl ich in spätern Jahren mich zuweilen, wo ich Ursachen zu haben glaubte, durch Umwege von einer Unrichtigkeit loszumachen suchte, und mir dadurch den Vorwurf der Zurückhaltung zuzog.

Es ward in unserm Hause alle Abend gemeinschaftlich gebetet. Nachdem zuvor ein kurzes Lied gesungen war, betete mein Vater, wie es hieß, aus dem Herzen, dann wurden noch einige Gebete allgemein gesagt, und zum Beschluß wieder gesungen. Ich sang zwar gemeinschaftlich, allein ich betete nicht mit; meine scharfsehende Mutter bemerkte das, und da entdeckte ich meinem leutselig fragenden Vater kindlich frei, daß ich ganz andere Dinge mit dem lieben Gott abzuthun hätte, und daß er es mir übel nehmen würde, wenn ich ihn dieses auf mich nicht passenden Gebets halber vernachlässigen sollte. Mein Vater und Mutter erwiederten kein Wort, und auch nachher ist nichts unter uns darüber vorgefallen,

obgleich ich meine eignen Unterhaltungen mit Gott Andern nicht kenntlich machte. Ich liebte meine Aeltern sehr, und es war mir unerklärlich, warum ich Gott du und meine irdischen Aeltern, die mir das göttliche Wesen versinnbildeten, Sie nannte.

Im Gewitter glaubte ich zu dieser Zeit ganz vernehmliche Worte der Billigung Gottes zu hören, und es war mir ein Bathkol, wenn nämlich in mir selbst keine Wolken waren. Mein Bruder Gotthard, der voll Einfälle war und mich immer neckte, hatte hingegen die Furcht vor Gewittern mit meiner Mutter gemein, und alle sein Witz und Lustigkeit verschwand, sobald sich schwarze Wolken am Himmel sehen ließen. Da zeigte ich ihm das Thörichte dieser Furcht und jener Ausgelassenheit. — Meine Mutter ward nach meinem Bruder Gotthard noch einmal von einem todten Sohn entbunden. Beschäftigt mit der Kranken, hatte man den kleinen Todten (es that mir damals sehr leid, daß er so ohne Vornamen geblieben war, und ich hätte ihm gerne einen von den meinigen abgegeben,) in meine Stube gelegt, und erst Abends wieder an ihn gedacht, wo man ihn wegnehmen wollte, um mich nicht im Schlafe zu beunruhigen; allein man fand mich nicht nur sehr ruhig bei ihm stehen, sondern ich bat auch, ihn diese Nacht da zu lassen. Ich wüßte nicht, sagte ich, ob es mir nicht über ein Kleines, meiner zwei Vornamen ungeachtet, eben so ginge; ich wolle bei der Leiche einige Sterbensbetrachtungen anstellen und sodann ein Todtenfest feiern, nämlich schlafen geh'n. Hierauf hielt ich dem kleinen Todten auf eigne Hand eine Standrede, erbaute mich und feierte seinen Tod durch einen sanften Schlaf. Diese Umstände fielen meinem Vater und dem ganzen

Hause außerordentlich auf, obgleich ich es auf dies Außerordentlich nicht im Mindesten angelegt hatte, sondern Alles bei mir die liebe Natur war, die oft, besonders bei nicht gemeinen Kindern, Etwas hervorbringt, was außerordentlich scheint, und worüber sich Alte kreuzen und segnen.

Dies waren in meiner ersten Jugend die Vorstellungen, die ich mir von Gott machte, und einige Folgen derselben. Bei mehrern Verstandesbegriffen vertraten mir diese fast zur andern Natur und zur Gewohnheit gewordenen Vorstellungen nie den Weg; vielmehr hab' ich es jederzeit als das bewährteste Hausmittel und als ein moralisches Universale befunden, in allen kritischen Vorfällen meines Lebens an Gott oder an meinen Tod zu denken, um mich vor Thorheiten oder Betrübnissen meiner Seele zu hüten. Jetzt weiß ich denn nun freilich ganz schulrecht, daß, da ich von den körperlichen unter die Anschauung zu bringenden Dingen nichts mehr als Formen zu erkennen im Stande bin, wie Kant sich ausdrückt, ich von dem, was seiner Natur nach unbegreiflich ist und mir unerreichbar bleibt, mir keine Begriffe zu bilden vermögend bin; allein ist Gott darum fern von einem Jeglichen unter uns? Was braucht man sich doch die Gottheit unter die menschlichen Verstandesbegriffe zu bringen? Man lasse einen Jeden sich Gott denken, wie er will, wenn wir nur in der Moralität Ein Herz und Eine Seele sind.

Mein Vater, ein denkender Mann, schien es von jeher mit mir insbesondere auf die moralische Ueberzeugung, daß ein Gott sey, anzulegen, und es, kraft der existirenden Welt, zum voraus zu setzen, daß er seyn müßte. Das Reich der Allmacht war mir nun freilich,

besonders seitdem ich Fontenelle von mehr als einer Welt zu lesen Gelegenheit gehabt, keine Kleinigkeit; indessen war mir das Reich der Gnaden, wo ich mir alle vernünftige Wesen als eine besondere Gesellschaft und göttliche Republik vorstellte, so etwas Feierliches, daß ich zehn Reiche der Allmacht, wenn ich sie gehabt, für Ein Reich der Gnaden unbesehens hingegeben hätte. Ich verlor mich in den Betrachtungen, daß Weisheit und Tugend nicht von Gebot und Verbot, nicht von Belohnungen und Bestrafungen abhängen dürften, sondern nur, wenn sie zwanglos und unerzwungen geübt würden, ihren eigentlichen Werth behaupteten; daß Gott nicht an knechtischer Furcht, sondern an kindlichem Sinn Gefallen haben könne, und daß, wenn der Mensch nicht vermöge der Erfahrung und des Zusammenhanges seines Betragens mit seiner Glückseligkeit tugendhaft und weise würde, und sich von allem Bösen zurückhielte, nichts Positives, es sey Religion oder bürgerliches Gesetz, ihn dazu vermögen könnte. Der Ausspruch Christi: „daß die Zeit kommen müßte, wo man Gott nicht mehr in Tempeln anbeten würde," entzückte meine Seele zu jener unsichtbaren Kirche, zu jenem Reiche der Gnaden, und ich stellte mir vor, daß dieses Reich Gottes auch auf Erden sichtbarlicher kommen würde, so daß Tugend und die stete Bemühung des vernünftigen Geschöpfs, sich der Welt nützlich zu machen und für gemeinschaftliche Glückseligkeit zu leben, als die einzige Verehrung Gottes anerkannt werden würde! Mein Vater half mir auf diesen Chiliasmus (hat doch Kant auch einen philosophischen Chiliasmus), und wenn ich in ihm mir diese Welt als eine ganz andere Welt dachte, so that es mir bis zu Thränen leid,

daß ich nicht tausend Jahre später gekommen wäre, und nur bloß tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß es alsdann weit schwerer als jetzt zu sterben seyn würde.

Da ich bei dieser Gelegenheit meines Vaters erwähnt habe, so will ich ihn hier von der religiösen Seite schildern, um zu entwickeln, wie ich durch ihn und durch meine Mutter (sie arbeiteten sich in dieser Hinsicht in die Hand) sehr zeitig zu gewissen Grundsätzen in der Religion gekommen bin, die ich hoffentlich bis an das Ende meines Lebens behalten werde *). Kann die Versicherung, daß ich in meinem ganzen Leben kein unbescholteneres, wahrhaft frömmeres Paar als meinen Vater und meine Mutter gekannt habe, diese meine Schilderung desto mehr empfehlen, so ist es mir lieb, daß ich hier dieses Geständniß vor Gott mit meiner innigsten Empfindung ablegen kann.

Mein Vater gehörte zu der achtungswerthen Zunft der Pietisten, die nicht sobald als die neuen böhmischen Brüder oder Herrnhuter, die damals durch den Grafen Zinzendorf schon wieder auferwecket waren, mit Gott und sich fertig werden können, sondern im beständigen Bußkampfe sich befinden, um durch die enge Pforte einzudringen. Ob dieses System unphilosophisch sey, verlohnt einer kleinen Erwähnung. Ich habe mir jederzeit eingebildet, daß eine jede Religion durch einen denkenden Menschen, und wenn nicht durch einen philosophischen, so doch durch einen sich unterscheidenden Kopf gegründet

---

*) Mit dieser Summe seines religiösen Bekenntnisses kann man mehrere Stellen seiner Schriften vergleichen; besonders in den Lebensl. III, 112—159, die beiden Reden des Gottgläubigen und des Christen in dem Hause des Grafen mit den Todesgedanken.

worden, und man wird schwerlich eine einzige unter so vielen finden, in der nicht noch Etwas von dem Urbilde des Stifters geblieben wäre. In der christlichen ist dies so auffallend, daß sich gewiß die Philosophen neuerer Zeit durch die so einfache als hohe Lehre des Christenthums sehr bereichert haben; und wäre diese Lehre in ihrer eigentlichen Reinigkeit auf uns gekommen, und so, als ihr großer Stifter sie verbreitete, wir würden die schöne und erhab'ne Absicht der edlen, großen Stiftung aus ihren Früchten noch mehr als jetzt erkennen. Ohne Zweifel war es Christi Absicht, daß seine Lehre mündlich fortgepflanzt werden sollte, da er wohl wußte, wie viel Schaden bleibende, geschriebene und zu einem gewissen Ansehn gediehene Worte in dieser Hinsicht anzurichten im Stande wären. Da indeß seine Lehre und sein Leben, jedoch ohne Zuziehung seiner, schriftlich abgefaßt worden, so thun die verschiedenen Auslegungen und Erklärungen, nach welchen man paulisch, apollisch, kephisch und was Alles mehr ist, dem Christenthum bei weitem einen größern Schaden, als sie ihm Vortheil durch die verschiedenen Gesichtspunkte zuwenden, aus welchen man die Lehre Christi nimmt. — Es ist unleugbar, daß z. B. die Mennonisten in Hinsicht auf ihre schlichte, von allen Würden und Ehren entfernte Manier, in ihren Grundsätzen über den Eid und den Krieg, dem Reiche Gottes sich mit weit stärkern Schritten nähern, als irgend eine andere Secte. — So scheinen auch die Herrnhuter durch ihre Entfernung von der Welt, durch ihre Weise zu heirathen, welche alles Sinnliche von dem großen Werke, Gottes Ebenbild darzustellen, zu entfernen strebt, durch den schnellmöglichen Uebertritt zu den Gnadenkindern mittelst der starken und festen Einbildung, es zu seyn,

— den Menschen mit Einemmale zu bessern, und das wirklich zu können, was sie wollen. — Bei alle dem glaube ich, daß die Pietisten, denen mein Vater anhing, natürlicher und philosophischer zu Werke gingen. Sie hören nicht auf Menschen zu seyn, allein sie bestreben sich täglich, besser zu werden; sie berechnen sich in dieser Hinsicht mit sich, und ihre Losung ist: „Nicht als ob ich es ergriffen hätte, oder ein Herrnhuter, ein Stoiker, ein Vollkommener wäre; sondern ich jage ihm nach, ob ich's auch erreichen möge." Jene sind heilig aus Furcht vor Schande; sie wollen dem heiligen Geist, der über sie ausgegossen worden, nicht Unehre machen; auf diesem Wege verfällt man leicht in Heuchelei. Der Pietist fehlt mannichfaltig; er fällt, allein es kömmt mit ihm nicht bis zur Erde. — Diejenigen Leute, welche die geoffenbarte Religion von der Moral getrennt wissen wollen, mögen starke Gründe aus der gegenwärtigen Behandlungsart der Religion für ihre Behauptung entlehnen können; indeß war ich von jeher zu meinem Trost und Beruhigung anderer Meinung, und hielt die sogenannte Offenbarung für eine bloße Erziehungsanstalt, für eine göttliche Bestrebung, den Menschen näher zur Tugend, zu Gott, und zur menschlichen Natur zu bringen. Ich überzeugte mich, daß Gott, sobald er schuf, Alles sehr wohl machen, und alle Geschöpfe in der Art hervorbringen mußte, daß Alles in ihnen läge, was zu ihrer Bestimmung und zum Zweck Gottes mit ihnen gehöre. Die Vernunft sollte den Menschen entwickeln. Jede Offenbarung setzt in Gott ein Vergessen und im Geschöpf einen Mangel voraus, und was kann man sich von der übrigen Schöpfung für einen Begriff machen, wenn schon so viel am Menschen fehlt, daß es nachge-

holt werden mußte. Da ohnehin dieſe Nachholung nicht allen Völkern zu Theil geworden, ſo iſt es ja hart, ſich Völker Gottes zu denken, denen Gott mit einer andern Nationen ſo ſchädlich werdendrn Prädilection in Gnaden gewogen geweſen wäre. — Noch mehr überzeugte ich mich, daß die Offenbarung nicht in Poſtſcripten von Kenntniſſen beſtehen könne, die Gott in das dem Menſchengeſchlecht ertheilte Diplom der Vernunft einzutragen unterlaſſen hätte, aus dem Umſtande, weil man ſich von den göttlichen Anhängen und Zugaben nicht klar zu überzeugen im Stande iſt, und dieſe Religionsſätze nicht nur nicht mit der Vernunft völlig übereinſtimmen, ſondern auch von den Menſchen ſo verſchieden verſtanden werden, daß daher Zank und Zwieſpalt unter den Menſchen, die doch Gebrüder ſind, entſtanden ſind und noch täglich entſtehen. Will man einwenden, daß dies bloß an der göttlichen Kanzlei liege, welche die göttlichen Kenntniſſe nicht richtig gefaßt und aufgezeichnet habe, ſo hat man ſich nicht weiter gebracht, es wäre denn, man wollte behaupten, daß gewiſſen Leuten dieſer verborgene oder unrichtig verſchriebene Sinn entdeckt worden ſey und entdeckt werden könnte; allein alsdann nimmt man an, daß ſich Gott noch jetzt alle Augenblicke (unmittelbar!) offenbare, und jeder Menſch könnte es ſich herausnehmen, ſeine Träume als göttliche Offenbarungen geltend zu machen. — Sind denn aber die über die Vernunft hinausgehenden Kenntniſſe, wenn es deren giebt, auch von der Art, daß die Vernunft durch ſie bereichert und das Herz durch ſie veredelt wird? Man ſollte doch denken, daß das, was über die Vernunft iſt, auch über den Menſchen wäre, deſſen Höchſtes die Vernunft iſt. Die Moral beſteht vor jedem

unpartheiischen Richterstuhl, er sey göttlich oder menschlich; und um sie den Menschen nicht etwa bloß begreiflich, sondern auch annehmlich zu machen, sandte Gott von jeher Lehrer unter die Menschen, welche sie zur Lebensbesserung bewegen sollten. Da ferner einestheils der Mensch sehr eigennützig ist, anderntheils auch nicht reimen kann, daß der Tugendhafte hier oft Nichts gewinnt, sondern Verachtung und Hintansetzung zu erwarten hat, so stimmet zwar Vernunft und Offenbarung darin überein, wenn sie vorschreiben: Handle aus Achtung gegen das allgemeine Gesetz! wie Herr Kant und mit ihm seine Schüler sich ausdrücken, oder: Thue Alles um Gottes willen! wie die Schrift saget; allein die Religion setzt gerades Weges hinzu, was die Vernunft als höchst wahrscheinlich angiebet: „Die Zweifel, die dir aufsteigen, wird dir die Künftigkeit lösen.“

Wer giebt nicht zu, daß die alten Weisen vor der Geburt Christi Erkenntniß von Gott, Vorsehung und künftiger Welt gehabt; allein wer kann auch hingegen bestreiten, daß auch die reine Lehre Jesu so etwas Populäres, Faßliches und dabei Gott Anständiges an sich habe, wenn sie ihn als Vater, der alle Geschöpfe und Menschen liebt, darstellt; wenn sie, obgleich sie zunächst jüdischen Vorurtheilen entgegenarbeitet, doch eine allgemeine Bruderliebe unter den Menschen zu bewirken sucht, und zwar ohne Schwert und Revolution, bloß durch das Gebot der Liebe. Dies ist das Lieblingswort der Herrnhuter und es ist auch in Wahrheit das Hauptwort des Christenthums. Hiedurch wollte Christus ohne Geräusch eine politische Verfassung in der Welt allmählig und durch sich selbst einführen, für die bis jetzt noch kein Sinn vorhanden ist. Nach Montes-

quieu soll sich die monarchische Regierungsform auf Ehre, die republikanische auf Tugend gründen; die christliche, eine noch bis jetzt unbekannte Regierungsform, gründet sich auf Liebe. Da würde man sich denn nicht, gelehrt und ungelehrt, mit Federn und mit Waffen streiten, was und wie viel das Volk seinem Alleinherrscher übertragen habe. Die Ehre in der Monarchie und die Tugend in der Republik bringt die Toleranz hervor, die man sich überall zum Verdienst anrechnet; der christliche Staat (bis jetzt haben wir keinen im eigentlichen Sinn, wenn es gleich einen König giebt, der sich den allerchristlichsten nennt) siehet sie als eine seiner kleinsten Pflichten an. Dieser Zeitpunkt, wo Gott nicht in Tempeln mit Händen gemacht, sondern durch Tugend und den Gebrauch des Gesetzes der Freiheit geehrt wird, wo Jeder, der recht thut, ihm angenehm ist, und wo das Bewußtseyn moralischer Vollkommenheit der göttliche Beruf zum Priesterthum ist, ist noch nicht erschienen, weil noch nicht erschienen ist, was der Mensch seyn und werden kann; wir wissen aber, daß, wenn er erscheinet, Gott und das Gute regieren werden. — Der Herrnhutismus, recht verstanden und geläutert (Zinzendorf war so wenig ein Herrnhuter, als Ignatius Loyola ein Jesuit oder Epikur ein Epikuräer war), giebt hiervon ein Bild in Miniatur, und einen Beweis öffentlich geführt, daß es mit dem Christenthum Ernst werden, daß es moralisch und praktisch seyn und geübt werden könne. — Der Pietismus, gleichfalls ein Experimental-Christenthum, scheint der Absicht Christi näher zu kommen, weil er kein Geschrei macht, sondern in der Stille wirkt. Alle jene Träume von güldener Zeit,

tausendjährigem Reiche, entstanden aus der nämlichen Quelle, und wer träumt sie nicht gern? —

Daß mein Vater nach diesen Grundsätzen unter der Theologie nicht die Lehre von Gott, seinen Eigenschaften und der Art, ihm zu dienen, verstanden haben könne, darf ich nicht bemerken; und auch ich würde mich in die Zeit geschickt und die Theologie nach Schriftgelehrter-Weise gelernt und sie nach Christi Weise im Amte gelehrt und zur Uebung zu bringen gesucht haben, ohne eben ein Herrnhuter oder Pietist, oder deß Etwas zu seyn, wenn nämlich aus mir ein Geistlicher, wozu mein Vater es anlegte, geworden wäre. Die Lehre Jesu war mir eine Lehre der Moral und ein Fingerzeig, daß ich Gott nicht dienen könne, sondern daß ich durch Gutseyn mir selbst diene, und daß ich Gott in meinem Bruder ehre und liebe. Denn wenn die Theologie jener Art eine Wissenschaft von Dingen ist, die wir nicht wissen und nie wissen können, so ist die Lehre Jesu so wahr und gewiß, als irgend Etwas in der Welt. Er hat sie nirgend christliche Moral genannt; denn er wußte wohl, daß es bloß eine Moral des menschlichen Verstandes giebt, die das Erbtheil eines jeden Menschen ist. —

Nicht völlig so hätte ich mich erklären können; allein so dacht' ich, als ich noch unter der Aufsicht meines Vaters war, und ihm, diesem frommen Simeon, der auch auf das Reich Gottes wartete, hab' ich diese Fingerzeige (zu völligen Aufschlüssen ließ er's nie kommen) zu danken. Möchte er doch in einer bessern Welt das Reich Gottes finden, das er hier nicht erlebte, und das ich so wenig, als er, erleben werde. Das Gleichniß vom Senfkorn tröstet mich; allein noch sehe ich nicht ab, wenn es auf Erden kommen wird.

Ich würde durchaus noch sehr Vieles von diesem trefflichen Pietisten in theologischer Rücksicht zu sagen verpflichtet seyn, wenn ich mir nicht vorgesetzt hätte, dies nur hier nachzuholen. Ein Denkmal hab' ich ihm schon in den .... gestiftet, das zwar nicht völlig kenntlich, indessen doch kindlich und wohlgemeint ist *). Hier wollt' ich nur sagen, daß ein Pietist ein christlicher praktischer Philosoph sey oder werden könne.

Meine Mutter war eine würdige, edle Frau; sie war von Natur witzig und leichtsinnig, so daß, da sie in den Pietismus meines Vaters stimmte, dies mit ihrem Pietismus so übel zusammentraf, daß sie oft sich über Kleinigkeiten ein Gewissen machte. Sie fastete alle Freitage, ohne dabei im Mindesten mürrisch zu seyn, und war wirklich eine strenge Büßerin jedes sie überraschenden Leichtsinnes. Diese Abbüßungen hielten sie aber nicht ab, sehr bald wieder leichtsinnig zu werden. Eine Herrnhuterin hätte sie gar nicht werden können; eine Pietistin konnte sie mit genauer Noth abgeben. — Die ängstlich-Gewissenhaften halten oft eine gute, aber geliebte Neigung oder Handlung für schlecht, und eine in der That schlechte, ihnen aber schwer werdende, für gut; denn da ihre Furcht vorzüglich auf die ihnen angenehmsten Neigungen gerichtet ist, so kommen ihnen diese gerade als die sündlichsten vor, z. B.

---

*) Offenbar meint hier Hippel die Lebensläufe i. a. L., und er hatte das Wort wohl nur deswegen nicht ganz ausgeschrieben, damit der Copist ihn nicht als Verf. der Lebensläufe kennen lernen sollte. — Jeder Leser jenes Buches hat es wohl so schon gefühlt, daß bei dem großen Charakter des curländischen Pfarrers ein dem Verfasser werthes Original zum Grunde liege. Hier haben wir es nun durch Hippels eignes Bekenntniß bestätigt.

Geschlechtstrieb. Ein solches getäuschtes, ängstliches Gewissen erklärt Alles für gut, was recht große Schmerzen macht, sollte es auch der Vernunft noch so sehr entgegen seyn. Selbstpeinigung wird ihm Pflicht und Tortur der Weg zum Himmelreich. Da die Seele nicht zweien Herren dienen kann, und ihrer Eingeschränktheit wegen sich nur auf wenige Dinge zugleich zu verbreiten im Stande ist, so wird die Einsicht und Beobachtung wirklicher Pflichten in dem Grade vernachlässiget, in welcher sich ihre Aufmerksamkeit auf die Einsicht und Beobachtung jener eingebildeten Pflichten heftet. Leute dieser Art gewinnen oft das Ansehn der Scheinheiligkeit ohne wahre Schuld. Die Vieles wissen, verstehen oft das Alltägliche nicht, und die, deren Begriffe von der Tugend so überspannt sind, legen es gewöhnlich auf die gemeinsten Pflichten des gemeinen Lebens nicht an, und fordern, um nur etwas Uebertriebenes zu leisten, das nicht einmal, was eine sonst auch viel weniger strenge Moral verlangt. Sie sehen nach Sternen und brechen ein Bein. Allerdings fordert die Tugend stete Wachsamkeit über sich selbst; aber diese erzeugt bei solchen ein Mißtrauen gegen erlaubte Freuden, und übertriebene Bescheidenheit, die eine wirkliche Koketterie der Tugend ist. — Meine Mutter, um dies Allgemeine auf sie anzuwenden, quälte sich über tausend gleichgültige Dinge; dagegen machte sie sich nichts daraus, durch ihre Freigebigkeit und durch ihr Bestreben, daß Alles um sie im Ueberfluß und mit Wohlgefallen leben möchte, sich und meinen Vater mancher Verlegenheit auszusetzen, und in ihren Forderungen dessen, was sie als böse abgeschafft, oder als gut befördert wissen wollte, strenge, ja oft grausam zu seyn. Ihr Leichtsinn brach, wenn ich

so sagen darf, nie in Handlungen aus; aber ich glaube, daß sie auch schon manches witzige Wort traurig gebüßt habe, wenn es dann donnerte oder sie zur Communion gehen wollte. Wenn ihre natürliche Lebhaftigkeit sie fröhlich und guter Dinge seyn ließ, verdiente da wohl ihre gemäßigte Freude, daß ihr nachher das Herz fast zerspringen wollte?

Wenn diese Aengstlichkeit sie zur Strenge gegen sich selbst brachte, so verleitete sie sie gegen Andere fast zur Härte. So ward sie z. B. in der mindesten Kleinigkeit einen Ausbruch des Stolzes gewahr, den sie in Jedermann, vorzüglich in mir, nicht sanft unterdrücken, sondern mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte. Da hatte ich einmal die große Eitelkeit begangen, in einer Gesellschaft, wiewohl unter freiem Himmel, die Handschuhe nicht sogleich abzuziehen! Noch jetzt schmerzen mich die unverdienten harten Vorwürfe meiner guten Mutter über die zu spät entblößten Hände; und was ward ich nicht ermahnt, wie ich mich in Hinsicht der Manschetten zu verhalten hätte! „Lieber will ich sie ganz unterstecken!" Nein, das sollte ich auch nicht, und so war ich in der äußersten Verlegenheit mit diesem den Mannspersonen ganz unangemessenen Prunk *). Den Stolz verfolgte sie überhaupt unerbittlich bei mir, es sey nun, daß sie das adliche Blut in mir niederschlagen und mich durchaus als Novizen zu einem künftigen Kirchendiener erziehen wollte, oder daß wirklich dergleichen Keime des alten Adams sich bei mir gezeigt haben. — Sie war

*) Aus dieser Erinnerung, nur anders gewendet, sind also die oft in den Lebensläufen vorkommenden langen Manschetten entstanden. Vergl. I, 13, 71 u. a. m. O. Er selbst pflegte sie in der That gewöhnlich unterzustecken.

die bravste, edelste Frau, die ich in meinem Leben gekannt habe. Außer einem witzigen Einfall auf Kosten einer wirklichen Thorheit des lieben Nächsten, und außer einer Behendigkeit zum Zorn, der aber äußerst schnell überging, weiß ich keinen Fehler an ihr; man müßte ihr denn anrechnen, daß sie eine Todfeindin alles baaren Geldes und der fünf Species war. Da hatte sie immer eine Menge Kostgänger und kleiner Pensionairs bei der Hand, von denen sie behauptete, daß die guten Wünsche dieser Dürftigen (ich wette darauf, daß sie oft sich selbst durch ihre unberechnete Freigebigkeit in eine größere Verlegenheit gebracht, als diejenige war, in welcher sich der größte Theil dieser sogenannten Dürftigen befand) ihr Alles hundertfältig einbringen würden, was sie noch immer so kärglich aussäete. Sie aß wenig, Thee war ihr einziger Labetrank. Wenn irgend eine Person des Fastens hätte entbehren können, so war sie's. Allein nun durfte sie krank werden oder communiciren wollen, oder es durfte ein Gewitter aufsteigen, so that sie, als wäre sie die größte Verbrecherin. Gott, wie habe ich zuweilen ihre Seele ringen sehen, Dinge nicht erfüllt zu haben, die kein Mensch erfüllen kann. Wie hat sie gebetet, gewacht, gerungen und sich selbst gekreuzigt! Ihr liebevolles Herz verging in diesem Elende, weil es fürchtete, sich noch nicht genug wehe gethan zu haben. Wenn gleich sie mir unschuldig Manschetten-Leiden machte, wie herzlich gern verzieh ich ihr Alles, wie sehr bat ich Gott, daß er sie trösten möchte! Mehr durfte ich mich in den frühern Jahren meines Lebens nicht unterstehen. Späterhin nahm ich mir oft die Freiheit zu sagen: „Liebe Mutter, lassen Sie doch ab von Ihrer Aengstlichkeit! Wahrlich, Sie sind nicht bloß

in Gottes Händen, sondern in seinem Arm und Schooß!" — Sie hütete sich zu dieser Zeit, mir ihre Seelenleiden merken zu lassen; allein ich glaube gewiß, daß sie im Stillen zu kämpfen nie aufgehört hat, bis sie überwunden hatte. Ueberwunden! O! du mir unvergeßliche, theure Mutter, die du mich unter deinem Herzen getragen, und bloß darum nicht an deiner Brust gesäugt hast, weil es die Aerzte widerriethen, und weil alle meine mir vorhergegangenen Brüder darum als Kinder hinstarben, — genieße unter den Vollendeten des Herrn deinen Lohn! Du warst hier schon vollendet! Ein edles, gutes, würdiges Weib! Du warst es schon hier, und du wirst es dort ohne die marternde Furcht und Zittern seyn, womit du schafftest, daß du selig würdest. Abgewischt sind die Bußthränen von deinen Augen, und wahrlich, du bist eingegangen zu deines Herrn Freude *)! — Mein Bruder Gotthard, der ihr die Augen zugedrückt hat, versichert mich, daß sie fein sanft und wohl gestorben, und im Tode ruhiger gewesen sey, als wenn ein Gewitter aufstieg, oder sie zur Communion gehen wollte! Was vorzüglich mein Herz erhebt, ist das Glück, dessen Gott mich gewürdigt hat, ihre letzten Lebenstage angenehm zu machen, nicht als ob sie es bedurft **) hätte, sondern um sie zu erfreuen. Ich weiß gewiß, daß viele Hospitalitinnen von dem Thee getrunken, den ich ihr besorgte; denn sie brach nicht bloß ihr Brod, sondern Alles, was sie hatte, mit ihrem Nächsten, und gewiß auch den guten Thee. Wer ihr eine angenehme Stunde

---

*) Vergl. hiermit die rührende Stelle in den Lebensläufen I, 240 f.

**) Aus ein Paar vorhandenen Briefen von ihr ergiebt sich das Gegentheil.

machen wollte, mußte es gewiß und wahrhaftig nicht auf sie, sondern auf die ganze Gegend anlegen; mit ihrem bloß einzigen Vergnügen war ihr nicht gedient. —

Bei dieser ihr eignen Denkart konnte in unserm Hause nichts zurückgelegt werden, und wenn nicht Vetter Gottlieb für mich gesorgt hätte, so würde ich ein sehr schweres akademisches Leben geführt haben. Denn dergleichen Sorgen für den andern Morgen waren meiner Mutter wenigster Kummer, und sie tröstete sich, trotz ernster Vermahnungen und Bitten meines Vaters, mit den Lilien auf dem Felde und mit den Sperlingen, von denen keiner ohne Gottes Willen auf die Erde falle. Dies war auch der einzige Gegenstand, über den dies herrliche Paar in Uneinigkeit gerathen konnte, wobei meine Mutter, als der wirklich schuldige Theil, allemal zuerst wieder die Hand bot. Oft wußte sie meinen Vater durch seine Leibschüssel und Liebkosungen dahin zu bringen, daß er seinen Sparpfennig hergab.

Dies machte Eindrücke auf mich, die sich völlig auf die Seite meines Vaters lenkten. Ich sammelte mir meine zum Frühstück bestimmten Groschen, und da ich kein Schränkchen hatte, so vergrub ich dies Geld alle vierzehn Tage und setzte diese Sammlung etwa ein Vierteljahr fort. Ich weiß nicht, hatte ich mich verrathen, genug, meine Mutter erfuhr diesen Vorfall, nannte mich Schatzgräber, obgleich ich Schatzverwahrer hätte heißen sollen, und wollte durchaus wissen, wo dieser Schatz, der viel zu klein war, um sich durch Flammen zu verrathen, verborgen wäre. Ich führte sie zu dem Baume, und in wenigen Minuten lag das Geheimniß vor ihr. „Hast du denn Keinem begegnet, sagte sie, dem dieses Geld nöthiger gewesen wäre, und hättest du

es nicht deiner Mutter, die so oft in Verlegenheit ist, anbieten sollen?" — Dieser Umstand rührte mich so, daß ich ihr nicht einmal erwiedern konnte, ich hätte es von dieses Leibes Frühstückgeld erspart, um mir ein Seelenfrühstück zu bereiten, ein Buch, welches ich mir ankaufen wollte. In heiligem Eifer machte sie die Sache fiscalisch und trug sie meinem Vater vor, der aber in seinen eignen Busen griff und nicht das Mindeste erwiederte. Das Geld ward confiscirt, und ich habe nicht bemerkt, daß meiner Mutter dieser Vorgang je leid geworden wäre; sie schien vielmehr zu glauben, Gott einen Dienst damit gethan zu haben, und als der gewöhnliche Bücherlieferant, ein Buchbinder, am Jahrmarkte zu meinem Vater kam, mußte ich ihn ohne Bestellung ziehen lassen.

Noch eines Umstandes muß ich erwähnen, der mir eine ganz außerordentliche Beschämung zugezogen hat. — Alle Bücher, die über die Erzeugung des Menschen eine Erklärung enthielten, wurden vor mir geflissentlich versteckt. Da ich nun in die Jahre kam, wo sich der Geschlechtstrieb meldete: so erhitzten alle die Anspielungen, die ich in den Autoren und selbst in der Bibel hierüber fand, meine Einbildungskraft auf eine grausame Weise. Ich kann es als ein ehrlicher Mann betheuren, nicht eher als auf der Akademie mich aus den Träumen gebracht zu haben, in die ich mich in Hinsicht dieses so ehrwürdigen Geschäftes, Menschen zu schaffen, ein Bild, das uns gleich sey, verwickelte. Besonders war ich neugierig zu wissen, wie die Kinder aus Mutterleibe kämen, als wovon ich mir vollends keinen Begriff zu machen im Stande war. — In der That, die Frage: ob man Kindern nicht diese Sache auf eine gesetzte Weise

lehren soll, ist der Erwägung nicht unwerth, und ich kann sie aus der Erfahrung mit Ja beantworten. — Es befand sich im Hause meiner Aeltern ein völlig reizloses Mädchen; mit ihr rang ich einst in der Absicht, so meine unschuldige Neugierde über dies Geheimniß zu befriedigen; meine Mutter kam dazu, sah uns Beide an, ohne ein Wort zu sagen, und wenn gleich dieser Vorfall ihr weit eher, als das Geldbegräbniß und dessen Auferstehung, bedenklich vorkommen mußte, so hat doch weder sie noch mein Vater gegen mich jemals darüber ein Wort verloren; doch schien mir dieser ganz unschuldige Vorfall Veranlassung gegeben zu haben, daß meine Abreise auf die Universität beschleunigt wurde

Ehe ich das Haus meiner Aeltern verlasse, muß ich noch eines Vorgangs erwähnen. Mein Vater hatte mit einem, nachher bei der Accise angestellten Willudovius studirt, der ihm bei seinem Absterben seinen kleinen Sohn Martin vermacht hatte. Dieser liebe kleine Junge, ohne hervorstechende Fähigkeiten, war einige Jahre in unserm Hause; ich liebte ihn sehr und spielte mit ihm, wie man in dem Alter gern mit dem thut, der sich mit uns nicht messen kann; er ward mein Ball und meine Kegelbahn; ich erholte mich, indem ich ihn anstrengte, und Niemandem konnte der Ausruf: Alle Neune! so erfreulich seyn, als mir, wenn ich fand, daß meine Strahlen zündeten und Martin an meinem Feuer Licht ansteckte. Aber das Gesinde konnte sich nicht dazu bequemen, einem Kinde zu dienen, das nicht ein Kind des Hauses war, das Messer und Gabel nicht zur Rechten zu legen gewußt, den Löffel nicht festgehalten oder wohl gar das Brod hatte fallen lassen; und dies grausame Volk machte dem kleinen Martin und meinen Ael-

tern das Leben so bitter, daß wir zu meinem Leidwesen den Kleinen aus unserm Hause verloren, so jedoch, daß mein Vater seine Pflichten gegen ihn nicht aufgab. „Ach, sagt' ich meinem Vater, als der Tag seines Abschiedes kam, vielleicht wäre aus ihm ein Dr. Martin Luther geworden!" und weinte. „Das wohl nicht, erwiederte mein Vater; solch ein Schwan wird nicht alle Jahrhunderte geboren." — Indeß blieb ich sehr bewegt *). Oft hab' ich zu einer Zeit, da meine Erkundigung Folgen haben konnte, mich nach meinem Martin umgesehen; allein, ohne Zweifel wird er im fremden Lande die Ruhe finden, die er in unserm Hause nicht fand, oder vielleicht hat sie ihm das Grab verliehen. In allen Fällen sey ihm die Erde leicht!

Der Abschied meines Vaters bestand in einer kurzen Wiederholung dessen, was wir durchgegangen waren; über das Hebräische las er mir das Capitel, obgleich mir in der That nicht viel von dem fehlte, was er selbst wußte; über das Griechische und Lateinische bezeugte er nie seine Zufriedenheit; er beschwor mich, das Studium der Mathematik, der Philosophie und der Theologie von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, und die Griechen und Römer, über die wir so oft geredet hatten, nur nebenbei zu treiben, da sie nicht tägliches Brod, sondern Gebackenes wären, womit er auf meinen Hang zur Poesie zielte, den er stärker glaubte, als er wirklich war, und den er überhaupt für sehr verführerisch hielt, so daß die Grie-

*) Des kleinen Martins Bild scheint dem Verfasser der Lebensläufe vorgeschwebt zu haben, wenn er dort von Benjamin spricht, besonders im ersten Bande.

chen und Römer hier ganz unschuldig leiden mußten. — Ich will noch einige Ideen anheften, die entweder zu dieser Zeit, oder bald hernach mir eigen waren, wogegen ich jetzt Manches einzuwenden hätte; sie sind mit neuern Noten vermischt. — Es war mir ordentlich erbaulich, und ich ehrte die verborgene Hand einer höhern Führung darin, daß man Griechen und Römer mit einander zum Nutzen der studirenden Jugend paarte, den denkenden, empfindenden Griechen und den braven und männlichen Römer; wenn beider Nationen Denk- und Handlungsart zusammengebracht wird, ist man im Stande, einen feinen und artigen Mann zu bilden. Im Ganzen zog ich die Römer weit vor, und diese frühe Art, hierüber so zu denken, zeigte ihren Einfluß, als bei mir der innere Streit über die Wahl zwischen bloß gelehrtem und zwischen thätigem Leben ausbrach.

Ich spielte Clavier und lernte auch Flöte, weil der König Meister auf diesem Instrumente war, und nebenbei spielte ich Instrumente, wie sie mir vorkamen. Ich hatte ein so außerordentliches Genie zur Musik, daß ich Alles, was ich zu singen vermochte, auf allen Instrumenten, sobald die Handgriffe mir bekannt waren, auszudrücken und zu spielen im Stande war. Dies Naturgeschenk machte, daß ich es nie weit in der Musik gebracht habe; dazu kam, daß ich die Musik für eine, fast allen andern Gegenständen des menschlichen Berufs subordinirte Kunst, und also nie für wichtig genug ansah, um ihr große Zeitopfer zu bringen.

Geschichte und Geographie war ein Steckenpferd meines Vaters, und ich muß gestehen, daß er mich mit der Geschichte zuweilen zu sehr quälte, um ihr Geschmack abzugewinnen. Ich hege ketzerische Grundsätze über die

Geschichte, zu der ich noch diesen Augenblick weniger Zutrauen habe, als tausend andere Menschen, worin mich die Jurisprudenz und die Beweise durch Zeugen unwiderleglich bestärkt haben. (Wie viel liegt nicht noch in seinen Anfangsruinen! Es giebt deren, so wie es Erdruinen giebt; die pflege ich Amen- und jene Hallelujahsruinen zu nennen. Meine Schrift: Pyrrhonismus Historikus, die von dem historischen Unglauben handelt, möchte ich gar zu gerne vollenden *)! Wo Brod in der Wüste! Wo Zeit in meinem Erzamte!) In der That, der Augenschein lügt und trügt, und wenn man nun noch dazu auf Glauben schreibt, wie wenig ist, was vor dem strengen Richterstuhl der Wahrheit bestehen kann, was jetzt als Geschichte angenommen wird! Schon ist es schwer, seine selbsteigene Geschichte zu schreiben! Wie viel Fehler sind nicht Friedrich II. bei der Geschichte seiner Zeit angeflogen, einem Könige, der ein fürchterliches Auge hatte, dessen Blick Sonnenstrahl war, und dem Zeugenabhörungen und aktenmäßige Berichtigungen nur Ein Wort kosteten. —

So wenig mein Vater der französischen Sprache gewogen war, so konnte er ihr doch den Vorzug nicht bestreiten, daß sie sich zum Dietrich gebracht hätte, um mittelst derselben alle Schlösser der gesitteten Welt aufzumachen. Und so ward ich einem Tabakfabrikanten im Orte übergeben, Namens Diverné, einem ehrlichen Hugenotten, der, ausgenommen den Religionspunkt, ganz und gar für Frankreich und dessen Sprache war,

*) Von dieser Schrift haben ihn seine vertrautesten Freunde nie reden hören, und unter allen seinen Papieren ist nicht die geringste Spur von ihr.

und den nichts so sehr kränkte, als wenn sein Enkel von seiner einzigen Tochter, der junge Hortigam, das Französische eine Nasensprache nannte und meinte, er werde auch ohne sie Tabak fabriciren. Besonders warf er seinem Großvater vor, die Franzosen verständen nur bis 69 zu zählen, welches freilich mehr als bis drei wäre, indeß doch bei weitem nicht bis hundert ginge. Was, nicht siebzig? schrie Monsieur Diverné; soixante et dix — — Das heißt, sechszig und zehn, antwortete Hortigam, und quatre vingt nicht achtzig, sondern viermal zwanzig. — Ich möchte wissen, was aus diesem geworden ist.

Noch Eins habe ich auf meinem Herzen und Gewissen, das vielleicht in meinem Autorleben eine gewisse Anlage zur Satyre erklären wird, die ich nicht abläugnen will und kann. Ob nun gleich gemeinhin Anlage zur Satyre nicht viel besser angenommen wird, als eine Neigung zum subtilen Todtschlage, so daß auch Hans Jakob sehr wohlbedächtig die Satyre seiner ersten Schriften auf die Rechnung seiner Freunde schreibt und sich selbst einen ruhigern Styl zueignet — ob ich gleich diesen meinen Hang flugs auf die Rechnung der Erbsünde meiner Mutter schreiben könnte, so will ich doch meine Missethat, wenn es eine ist, selbst tragen, und nur bemerken, daß in gewisser Rücksicht auch der ernsthafteste Vortrag eine Satyre sey, wenn nicht mehr so auf's menschliche Geschlecht, doch in so weit man einen so schlechten Gebrauch von der ihm von Gott verliehenen Vernunft gemacht habe; daß die Satyre etwas Lebhaftes in den Vortrag bringe und ein schlafvertreibendes Mittel sey; daß es nicht auf das, was man sage, sondern auf das, was man thue, ankomme; daß zwischen

Pasquill und Satyre ein himmelweiter Unterschied sey; und daß ein unzeitiger Ernst nicht nur oft wenig bessere, sondern auch aus schwärzerem Blute entstehen könne, ja, daß ein übertriebener menschenfeindlicher Ernst gewiß die größte Satyre sey. — Damals ersuchte mich Jemand, einen Freund wegen des Ablebens seiner Frau zu trösten; da spielte ich jenem einen weinerlichen komischen Brief in die Hand, der, ohne daß ich mich dazu bekannte, und ohne daß mein Concept, das ich den vier Gegenden der Welt in ganz kleinen Stücken übergeben hatte, mich verrathen konnte, gelesen und als sehr witzig beklatscht wurde. Noch bewundere ich meine Fassung, daß ich nicht den Vorhang aufzog, so daß mein Name nie bekannt wurde. — Vielleicht wäre meine satyrische Anlage nie zu Kräften gekommen, wenn meine Mutter nicht an solchen Witzausbrüchen, sobald nämlich kein Gewitter im Anzuge war, Gefallen geäußert hätte. Nie verzog ich bei diesen Witzsprüngen den Mund zum Lachen *), und nie hab' ich Jemand dabei zu schaden gesucht! Meine Mutter verfolgte mit Feuer und Schwert den Stolz, ich satyrisirte über auffallende Narrheiten. Mein Vater selbst konnte sich über diese meine lustige Laune erfreuen, und nur sehr selten hab' ich Winke von meinen Aeltern erhalten, nicht zu weit zu gehen. Demokrit und Heraklit kamen mir von jeher als ein Paar übertriebene Klosterphilosophen vor; medium tenuere beati, und soll das medium hier nicht eine gemäßigte Satyre seyn? Je mehr ich die Welt kennen lernte, desto

*) Die leichte, lachende Satyre war nicht Hippels Sache; er schnitt immer bis auf den Knochen, wie unter andern sein Zimmermann der I. und Friedrich der II. zeigt.

mehr ward dieser Hang unterdrückt, so daß er nie die Gränzen der Schwachheitssünde übertritt.

Unser Abschied war sehr kurz und gar nicht auf Noten gesetzt. Meine Mutter war weniger bewegt, als mein Vater. Denn außerdem, daß sie noch ihren Liebling, meinen Bruder Gotthard, zurück behielt, ging ich hin, um mich zu einem Amte vorzubereiten, für das sie eine ganz vorzügliche Achtung hatte. Ich traue ihr indessen, Kraft ihrer Gott ergebenen Seele, die Fassung jener Spartanerin vollkommen zu, die über den erfochtenen Sieg den Tod ihrer bei dieser Gelegenheit gebliebenen fünf Söhne zu ertragen und den Göttern zu danken im Stande war.

Zweites Buch.

Post nubila jubila — pflegt es zu heißen, wenn man aus der Schule einen Sprung zur Universität macht. Ein wahrer Sprung; kein Wunder, wenn er nur selten gelingt. In der That, es sollte ein Fegfeuer zwischen Schule und Universität seyn. — Ich trat diese gelehrte Wanderschaft im funfzehnten Jahre an. Vielleicht hätte ich mehr wissen können; gesetzter indeß brauchte ich gewiß nicht zu seyn, so daß mich auch mein Vater keiner speciellern Aufsicht anzuvertrauen nöthig fand, sondern seinen Theodor, so nannte er mich, sich selbst überließ. „Du kennst, sagte mein Vater, den langen Weg, den du zurückzulegen hast; halte dich nicht ohne Noth auf; desto zufriedener und desto zeitiger wirst du dein Ziel erreichen." — Dr. Bahrdt versichert (und dieser Umstand ist mir sehr merkwürdig gewesen, da ich ihn an vielen meiner Zeitgenossen, denen in ihrer Jugend der Himmel voll Geigen hing, bestätigt gefunden), daß ein alter Bedienter in seinem väterlichen Hause, der ihm als Knabe lauter phantastische Glückwünsche vorschwatzte, den Grund zu seinem idiosynkratischen Leichtsinn und zu dem ihm zur andern Natur gewordenen Hang gelegt hätte, sich stets frohe Aussichten zu schaffen. In der That, weder mein Vater noch meine Mutter streuten mir Palmen auf den Weg. „Im Schweiße deines Angesichts wirst du dein Brod essen!" war ihr Segen, und dies memento ist mir auf meiner Lebensreise sehr nützlich gewesen. Einem von zu viel Erwartungen angeschwollenen Jünglinge

geht's so, wie einem zu furchtvollen; beide sinken durch ihr eigenes Gewicht.

Sehr oft pflegte Kant zu behaupten, daß eine gewisse Freiheit auf Universitäten den Jünglingen äußerst nöthig wäre; und wenn ich gleich selbst nicht läugnen kann, daß Bäume, und zwar Fruchtbäume, wenn sie im Freien stehen, so lange sie im eigentlichen Wachsthum sind, weit herrlicher fortgehen, sich weiter ausdehnen und höher steigen, so ist doch hierbei auf die Frage Rücksicht zu nehmen, ob, wenn gleich sie mehr Schatten geben, sie auch mehr Früchte bringen würden? Wenigstens glaube ich, daß eine Beschneidung des Gärtners in Hinsicht des üppigen Wachsthums hier nicht undienlich sey; und so wünschte ich denn im Ernste, daß die akademische Freiheit, die so leicht nicht nur zur Ausgelassenheit, im Punkt von wegen der Sitten, ausartet, sondern auch eine zu große Vernachlässigung des Studirens zur fast unausbleiblichen Folge hat, eingeschränket werden möge. Wie, wenn man die drei ersten akademischen Jahre als Gymnasiast gehalten und dieses Medium vor der akademischen Laufbahn eingeführt würde*)? Die Natur läßt sich keinen Sprung zu Schulden kommen; und warum sollten die sieben freien Künste sich mehr herausnehmen, die doch alle eheleibliche Kinder der Mutter Natur sind? Der Riesenwuchs eines excentrischen Kraftgenies macht so wenig eine Regel, als eine Schwalbe

*) Späterhin dachte Hippel hierüber anders; er hielt akademische Gymnasien, als Mitteldinge zwischen Schule und Akademien, für Zeit und Kopf verderbende Anstalten. Ja, wenn sie Fegfeuer-Dienste thäten! Das geschieht aber nicht. Sie sind ein Interim, und diese sind alle so geartet, wie das in der Kirchengeschichte bekannte. Man lasse die Knaben bis zum achtzehnten Jahre durchaus in der Schule.

den Sommer. Ueberhaupt gehören Genies (die ich für Leute von einem hohen Grade von Einbildungskraft, verbunden mit einem hohen Grade von Verstand, definire, indem ich die Verbindung beider Fähigkeiten in einem Genie so nothwendig wie Leib und Seele zum Menschen halte) zu den Ausnahmen, und können nichts entscheiden. Ich bin wahrlich kein Freund von Drahtpuppen; ich liebe nicht, daß man mir das zur Zwangspflicht mache, was ich von Herzen gern als Pflicht der Liebe zu erfüllen bereit bin; allein, da der Durchschnitt hier die Vorschrift macht, da es Dinge in der Welt giebt, die nicht anders als durch eine Art von Zwang und unwandelbarer Stetigkeit getrieben werden können, so würde mehr Einschränkung der Freiheit in den drei akademischen Jahren Wunder thun an uns und allen Enden. — Auch ist es ewig Schade, daß der Plan, die Königsbergische Akademie nach Wehlau zu verlegen, nicht durchgegangen ist. Königsberg ist zu groß, und der Zerstreuungen giebt's zu viel, als daß junge Leute ihrem Berufe Ehre machen können, besonders bei dem crassen Vorurtheile, daß man sie zeitig in Gesellschaft mitnehmen müsse, um ihnen Welt, das heißt, Zeitmord beizubringen. Auch für die Lehrer haben große Städte Nachtheil, indem sie gemeiniglich Nebenämter dabei verwalten, woher es kömmt, daß selten ein Collegium in einem halben Jahre vollendet, sondern, wie zu meiner Studierzeit in Königsberg, zu den nothwendigsten Vorlesungen oft ein und zwei Jahre Zeit, zum Nachtheil der Studirenden, gebraucht wurde, obgleich diese so ungebührlich ausgedehnte Länge es nur deutlich bewies, daß der Lehrer seine Wissenschaft sich selbst nicht eigen gemacht hatte und docendo lernen wollte.

Ich wohnte auf dem Altstädtischen Markte bei einem Kaufmann Lux, und zwar mit einem guten Jüngling, Rhode, der auch zu Michael 1756 angekommen war und der jetzt Prediger in Curland ist. Er war mir sehr ergeben und so gefällig, daß er täglich meine Haare frisirte, welches er auch that, wenn wir gleich mit einander zerfallen waren. Zwar sprachen wir alsdann kein Wort; indeß setzte ich mich auf den Frisirstuhl, und Freund Rhode stand keinen Augenblick an, meine Haare in Locken zu setzen, welche denn freilich auch nicht Schuld waren, daß wir in Uneinigkeit lebten. Ueber drei Tage glaub' ich indessen nicht, daß je eine unserer Uneinigkeiten gedauert habe, die durch meine peremtorischen Behauptungen und durch meine Intoleranz, ihn nicht bei seiner subjectiven Ueberzeugung lassen zu wollen, von Rhodens Seite aber durch seine außerordentliche Kleinfügigkeit, seinen Holzstich-Anstand, sein zu prosaisches Wesen, und durch seine Anhänglichkeit an unsern Hauswirth, der auch sein Speisewirth war, und dessen Lieder nur zu laut, und, wie ich zu sagen pflegte, höchst lahm und tactlos sang, veranlaßt wurde. Ich glaube im Ernste, daß die Gründe auf meiner und seiner Seite nicht commensurabel waren, und daß ich immer mehr Recht hatte.

In dem nämlichen Hause wohnten noch drei Studirende; der eine, Förster, ein Candidat der Theologie, verließ bald das Haus; die beiden andern, Borzim und Fischer, beehrten mich, obgleich ich noch ein angehender Student oder Fuchs war, mit ihrer Bekanntschaft, da sie hingegen schon durch alle Klassen der Beinamen zu der ehrenvollen Würde von Burschen oder eigentlichen Studenten gediehen waren. Mein Ruf war zu ihnen

auf eine mir günstige Art gekommen. Unser Wirth Lux, das geduldigste Geschöpf in der Welt, ward von seinem Weibe, einem wirklichen Satan, gegen mich in Athem gesetzt, weil ich, wo ich nicht irre, eine alte Person, die uns aufwartete, zu eben der Zeit weggeschickt hatte, wo Madam ihr auch ein dergleichen Geschäft aufzutragen Willens gewesen war. Dieser neue Vorfall hatte sie an alle vorige Verstöße erinnert, und so kam denn Hr. Lux, von Madam in Brand gesteckt, und wollte als exequirende Gewalt sein Ansehen geltend machen. Erlauben Sie einen Augenblick, sagte ich zu ihm, entfernte mich, und zog mich, ehe ich mich in die merita caussae einließ, um das formale zu besorgen, bis auf's Hemd aus, weil Herr Lux in dieser unerwarteten komischen Gestalt mir den Besuch machte, und nun fing ich an: Herr Lux, jetzt sind wir al pari (ein kaufmännischer Ausdruck); was steht zu Diensten? — Freund Lux, der an sich eine Rolle übernommen hatte, der er nicht gewachsen war, kam durch diesen unerwarteten Zwischenfall nicht nur blindlings aus derselben, sondern stürzte noch überdies in eine solche Verlegenheit, daß er vor seinem Scheerer verstummte, und froh war, wieder an Stelle und Ort und in seine Kleider zu kommen. Diese Geschichte, wobei Herr Lux durch seine eigenen Waffen geschlagen wurde, verzierte Madam durch mancherlei Exclamationszeichen, und erwarb ohne mein Zuthun, gerade wider ihre Absicht, mir den Ruf eines entschlossenen und dabei nicht unhöflichen jungen Menschen, dessen ich denn auch wirklich nicht unwürdig war. Gar nichts Böses wird nur von denen nicht gesagt, die nicht lobenswürdig sind; und es ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn man ganz von uns schweigt. Unter allen

Contubernalen ward von mir am meisten gesprochen, und ich befand mich nicht übel dabei, wenn gleich es nicht Alles gut war, was man zu sagen für gut fand. Es war weder Schwachheit, noch Bosheit, wodurch ich mich auszeichnete; es war ein gewisser natürlicher Gang, den ich wandelte, und was ist in der Welt, das nicht zweideutig zu beurtheilen ist? — Freund Rhode, ein Verwandter des Hauses, brachte Alles wieder in's Geleise; wir alle und einige Frauenzimmer aus der Familie wurden nach dem damaligen Lustorte Bedritten zu einem Versöhnungsmahl eingeladen, wie wir meinten, auf Kosten unsrer Wirthsleute. Indeß sendete uns Hr. Lux drei Tage darauf eine Rechnung zu, obgleich wir uns einen Sonnabends Abend, eine Nacht und einen Sonntag herzlich gelangweilet hatten. Ich brachte nach bezahlter Rechnung die komischen Züge dieser Spazierfahrt in dramatische Form, wobei ich alle theatralische Regeln übertrat, nur die Einheit des Orts und der Zeit nicht. Ich hatte die Gabe, einem Jeden sehr natürlich nachzusprechen, und wenn wir Contubernalen recht lustig seyn wollten, führten wir diese Farce auf. Niemand machte, wie es sich verstand, sich selbst; Rhode aber wollte bei diesem Greuel an heiliger Stätte nicht Theilnehmer seyn. Ich war hier Aristophanes, den sein Athen auch bei seinen aus der Natur geradezu ausgehobenen Charakteren und Scherzen gern hörte.

Fischer und Borzim wurden durch die Ihrigen sehr reichlich an Tisch und modischer Kleidung versorgt. Ich beneidete besonders Fischern vor allen Dingen den Vorzug der Unabhängigkeit, den, wie ich hier nur zu deutlich sah, das Geld giebt, und nächst dem das Glück, daß er alle Nachmittage seinen Kaffee trinken konnte,

wogegen ich mich gegen Abend allemal weit über ihn hinaussetzte, indem er alsdann täglich in ein Kaffeehaus ging, um dort zu spielen und seine Zeit weit schlechter zu verwenden, als ich, der ich bei Butterbrod und Wasser studirte. Borzim starb als Rector in Rastenburg, und Fischer*) ist Accise-Einnehmer in Heiligenbeil.

Ich studirte Mathematik und Philosophie mit außerordentlichem Eifer, und da ich leider weder im Lateinischen, noch weniger im Griechischen weiter zu kommen Gelegenheit fand, so mußt' ich mich anstatt der lebendigen Lehrer, nach denen ich ausgegangen war, mit todten behelfen. Kant fing damals erst zu lesen an **), und ich besuchte seine Schule nicht eher, als bis ich den ganzen sogenannten philosophischen Cursus bei Buck gehört hatte. — Bei'm Blick auf meine ersten akademischen Jahre muß ich einem lieben kleinen Menschen, dem einzigen Sohn des Oberhofpredigers und General-Superintendenten Arnold, ein Andenken stiften, das er so sehr verdient. Diesen sehr fähigen Jüngling hatte sein Vater übereilt, und da er noch keine theologischen Collegien hören sollte, so gab er ihm die Erlaubniß, sich ein halb Jahr lang ganz nach seiner Neigung zu beschäftigen, welches ich für einen unglücklichen Einfall halte. Er wurde mit Rhode und so auch mit mir bekannt, und ich gewann ihn wegen seines offenen Wesens außerordentlich lieb. Doch hatte ich das Studiren noch lieber als ihn, und wenn Rhode seinetwegen Stunden versäumte, und mit ihm nach der Neuen Bleiche und nach

---

*) Nun auch schon todt.

**) Doch hatte Kant schon seit 1753 Collegia gelesen.

Coffe und Holstein *), und wer weiß wo sonst hinging, so blieb ich zu Hause und ging den mir vorgezeichneten Weg. Dies hemmte indeß unsere Zuneigung nicht, vielmehr schien sich bei Arnold etwas Achtung beizumischen, die das Salz der Zuneigung ist, und ohne die selbst in der Ehe die Neigung wenig oder nichts sagen will. So lebten wir etwa drei Vierteljahre, gingen zusammen spazieren, machten Verse, lasen Dichter, die Arnold alle besaß und gerne lieh, unter welchen Haller bei mir den Preis erhielt; er war auch Arnolds Liebling. Politische Dinge bekümmerten uns wenig, selbst nicht der Einzug der Russen nach der Schlacht bei Jägerndorf. Einst ließ sich Arnold in acht Tagen nicht sehen; am neunten hörten wir, nicht daß er krank, sondern daß er todt sey. Gott, wie ging uns diese Nachricht durch's Herz! Noch höre ich in der Kirche die Trauertöne der Musik, die an seinem Begräbnißtage aufgeführt ward, und noch sehe ich ein edles Mädchen, J. M., die Arnold verehrte, und auf die so manches Gedicht gemacht ward, weinen. — Nie hat mir die rührende Melodie von dem Liede: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht," so das Herz erschüttert, als bei dem offenen Grabe meines Arnolds, und nie bin ich das Professoren-Gewölbe vorbeigegangen, ohne an dich zu denken, lieber guter Junge! Ruhe wohl! —

An der Lage Preußens konnte ich bei weitem den Antheil nicht nehmen, den ich an diesem lieben, edlen Jungen nahm, und fast möchte ich, wenn ich jetzt so äußerst politisch bin, und wenn jede Zeitungsnachricht

---

*) Lustörter ganz in der Nähe von Königsberg.

mich so außerordentlich angreift, jene Zeit zurückwünschen, in der mir dies Alles so gleichgültig war. Je älter ich werde, je politischer scheine ich auszuarten. Auszuarten? Durch diesen Ausdruck thue ich mir in der That zu viel; denn Gott weiß es, ich wünsche durch meine Politik nur, daß die Menschlichkeit auf Erden sich verbreite, daß Ehre würde Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen. Den Preußischen Staat halte ich für den einzigen, welcher dem Despotismus in Deutschland und einer deutschen Universalmonarchie entgegen zu arbeiten im Stande ist, und aus dem Menschenrecht und wahre Aufklärung ausgehen könnte; dies macht mich patriotisch, und aus Patriotismus werde ich politisch, so daß ich ein Mensch und ein preußischer Patriot zu seyn für eins und dasselbe halte. Allerdings können mein Amt und der Umstand, daß einige meiner Verwandten in der Armee dienen, Vieles hiezu beitragen, nicht minder meine Jahre. (Es scheint überhaupt Regel zu seyn, daß, je älter man wird, je mehr hält man sich an größere Begebenheiten, je leerer findet man die kleinen Vorfälle, die täglich vorkommen! Man hat des Alltäglichen genug!) Das Interesse, so ich mittelst meines Patriotismus an der Menschheit nehme, ist und bleibt denn doch immer die Hauptursache meiner jetzigen Denkart. Ich weiß Alles, was wider den preußischen Staat zu sagen ist, und zwar in mehr als Einer, und fast hätte ich Lust zu sagen, in allen Rücksichten, da ich bei der Polizei, der Staatswirthschaft überhaupt, und dann auch bei der Justiz nicht im kleinen, sondern auch im großen Dienste mich befinde; allein ich muß doch gestehen, daß, wenn die Freiheit nur durch allgemeine durchgängige Gesetzmäßig-

sich beliebig, die gewöhnlichen Farben, wie weiß, blau, schwarz, rosa, braun, violett, grün und roth, sind nicht selten, aber auch gelb, grau, gelbroth, gelbbraun, gelbgrün, blaugrün, gelbblau, violettblau, violettroth, ja sogar grünroth und blaugrün kommen vor. Die Farben sind entweder einfach oder gemischt, d. h. sie sind entweder gleichmäßig über die Oberfläche des Körpers verbreitet, oder sie bilden Flecken, Streifen, Punkte und Linien, welche sich in verschiedener Art, regelmäßig oder unregelmäßig, über den Körper vertheilen. Zuweilen sind sie auch ringförmig um den Körper herum gelegt, wie Gürtel, Ringe, Halsbänder, Armbänder, Fußringe, Binden, Kamm, Bart, Federbusch, Schopf, Mähne, Schweif, Flügel, Sporen, Hörner, Ohren, Augen, Schnabel, Füße, Schwanz, Federn, Haare, Schuppen, Stacheln, Panzer, Schild, Schale, Fühlhörner, Fühlfäden, Fühlspitzen, Fühlwarzen, Fühlfäden, Fühlspitzen, Fühlwarzen, Fühlfäden, Fühlspitzen, Fühlwarzen

Rom nur Einen Kopf wünschte, um ihn mit Einem Hieb vom Rumpf ablösen zu können! — —

— Die Theologie hörte ich bei einem Philosophen, dem größten Wolfianer, den Wolf erzeugt hat; wenigstens soll Bar. Wolf immer gesagt haben: Hat mich je Jemand verstanden, so ist's Schultz in Königsberg. Aller seiner unzubestreitenden Philosophie, die Kant sehr benutzt hat, unerachtet, war dieser Schultz dennoch ein großer Pietist, der sich sehr viele Mühe gab, Schulen in Litthauen zu errichten, in Königsberg das Coll. Fridericianum, dessen Director er war, zu pietisiren, und durch Armenschulen armen Studenten und armen Kindern zu helfen. Nachdem er aber sehr viele Jahre geglaubt hatte, er würde durch die Pietisterei, nach welcher man durch tägliche Reue und Buße den alten Menschen aus- und den neuen anziehen zu können glaubt, eine förmliche Revolution bewirken und das Gute herrschend machen, so fand er, daß, da er von der orthodoxen Seite die schrecklichsten, unerhörtesten Verfolgungen erlitten, die meisten seiner Anhänger Heuchler gewesen waren und ihn betrogen hatten. Da Friedrich Wilhelm I. seine Seite und die Seite der Pietisten überhaupt hielt, die Königin hingegen zur Fahne der Orthodoxen sich geschlagen hatte, so war es denn wohl natürlich, daß das Muttersöhnchen Friedrich II. den guten Schultz bei'm Antritt seiner Regierung aus dem Consistorio setzte, und ihm so sehr als möglich die Flügel beschnitt; indeß ließ er ihm die Professur und Predigerstelle bis an sein Lebensende. — War es dein Ernst, guter Friedrich, die Menschen moralisch besser zu machen, so hättest du diesen Versuch nicht unterbrechen, sondern befördern sollen, einen Versuch, der auf Ver-

nunft gebaut war, und der mindestens so viel bewirkt hat, daß im Preußischen unter den gemeinen Leuten weit mehrere, als irgend wo anders, England und Frankreich nicht ausgenommen, lesen und schreiben können! Wär es indeß bloß königlicher Scherz mit deinem Aufklärungswunsche, alsdann mußte Schultz freilich ohne Red' und Recht seine Flügel verlieren, und seinen Aufklärungsbemühungen Zaum und Gebiß angelegt werden!

Dieser gewiß gelehrte Mann lehrte mich die Theologie von einer andern Seite kennen, indem er in selbige so viel Philosophie brachte, daß man glauben mußte, Christus und seine Apostel hätten alle in Halle unter Wolf studirt. Und so ist allemal der Lauf der theologischen Welt gewesen, daß man nämlich anfänglich die neue philosophische Secte aus christtheologischer Liebe bis auf's Blut verfolgt, nachmals aber ihr, als seiner beschützenden Macht, huldigt. Wie viel Weisheit muß in der Lehre Jesu liegen, da bei aller ihrer Einfachheit sie sich doch zu allen Vernunftsanstrengungen paßt! Die Kantische Philosophie hat ein gleiches Schicksal erfahren, und allen künftigen philosophischen Secten, so lange noch die Krempen am Hute anders gestutzt oder der Hut umgewandt und umgeformt werden kann, wird es nicht besser, nicht schlechter ergehen. Die Consubstantiabilität, die Ubiquität u. dergl. sind freilich hohe Meister- und Kunststücke, die man aus der lautern, reinen und äußerst leichten Christuslehre errungen und erzwungen hat, und das significat, est quia oder quatenus ist ein Subtilitäten-Kram, den Christus so wenig als den Taubenhandel im Tempel gelitten haben würde; indeß sah ich, Kraft meines Lehrers, ein, daß, da Alles ordnungsmäßig behandelt wird, ich auch ein

Meisterstück würde machen müssen, ehe man mich in die Zunft aufnehmen könnte. Die meisten Meisterstücke der Handwerker bestehen aus Sachen, die Niemand im gemeinen Leben brauchen kann, die aber vielleicht ehemals gebraucht worden. Pia recordatio! Die Perückenmacher-Innung war verpflichtet, noch immer eine Allongen-Perücke zum Meisterstücke zu machen, obgleich sich Niemand mehr unterstanden haben würde, ein dergleichen Monstrum aufzusetzen. — Nachdem ich auf dem Schifflein der Theologie in mancher Noth und Gefahr und oft voller Verzweiflung gewesen war, faßte ich folgende Grundsätze: Es muß eine gewisse Allgemeinheit in der Lehre zur Norm angenommen werden, wenn nicht in Einer Provinz Paulisch, Kephisch und Apollisch gepredigt und katechisirt werden soll. Alle Worte sind vielerlei Deutungen fähig; wer sie so verstehen will, verstehe sie so, wer sie anders deuten will, deute sie anders. Hat man doch die Bibel über alle Leisten der philosophischen Systeme, die sich doch so entgegen waren, als Wolf und Crusius, geschlagen! Wenn der Mensch sich mit dem göttlichen Wesen verbinden soll, muß er der Heiligkeit nachjagen, und da er hier, er mag es nun machen, wie er will, doch immer zu kurz schießen wird: so mag der Mensch ein Ergänzungsmittel annehmen, welches er nur immer will, nie wird er sich beruhigen, wenn er nicht auch nach allen seinen Kräften Gutes zu thun sich bestrebet. Es heißt: Thut Buße und glaubet an das Evangelium; bemüht euch, bessere Menschen zu werden und Gott wird euch gnädig seyn! Von dieser Seite genommen, kann die Zurechnung eines fremden Verdienstes um so weniger schädlich seyn, als der Bürge nur das, was uns zu leisten unmöglich fällt,

zu bezahlen übernommen hat. Dem beneficio excussionis ist nicht entsagt bei dieser Bürgschaft. — So ungefähr glaubte ich auch durch die Thür des Systems Licht und Leben zeigen zu können. In dieser Stimmung dichtete ich geistliche Lieder, die sich sogar die Herrnhuter-Gemeinde durch eins ihrer Mitglieder ausbitten ließ, ohne indeß Gebrauch davon zu machen *). — —

Ich kann versichern, daß ich auf der Universität aufhörte, meine Seele in meinen Händen zu tragen **); daß mich jede Comödie über die oben erzählte (S. 90) Spazierfahrt hintennach schmerzte; daß jedes unnütze Wort, das ich geredet hatte, in mir Vorwürfe erzeugte, und daß ich sogar, vorzüglich um mich nicht mit meinen Grundsätzen zu compromittiren, gänzlich der Theologie

---

*) Seine nachher (1772) gedruckten geistlichen Lieder schickte er vor dem Druck unter dem angenommenen Namen Gerhard an Gellert, der ihm darauf einen sanften, Hippeln sehr erfreuenden Brief schrieb, vielleicht seinen letzten; denn es war kurz vor Gellert's Tode. — Späterhin war Hippel gegen die Allgemeinheit und Uebereinstimmung der vorzutragenden Lehre bei'm öffentlichen Cultus, wie sie Semler, Nicolai (Berl. Mon. Schr. Jan. 1791) und Andere vertheidigen, und er disputirte hierüber oft gegen Kant. Er meinte, die Gefahr, daß dann viele der Gemeindeglieder, die sich bei den alten Vorstellungen nicht beruhigen könnten, mit einemmale Alles verwürfen und zur Sittenlosigkeit übergingen, sey dann zu groß; drum müsse der öffentliche Vortrag der Religion allmählig immer reiner und vernunftmäßiger eingerichtet werden, und der Staat sich so wenig als möglich durch Religionsedicte u. s. w. um den öffentlichen Unterricht bekümmern, damit die Volkslehrer nicht genöthigt würden, Heuchler zu werden.

**) Hippel liebte diesen Ausdruck. S. Kr. und Qu. Züge II, 191. und Lebensl. i. a. L. III, 135 f., wo es heißt: „Der Ausdruck: seine Seele in den Händen tragen, heißt, wenn ihn Philosophen brauchen, so viel, als gute Gestus machen." Um diese letzte Stelle zu verstehen, muß man den Gegensatz nicht übersehen: Wir wollen u. s. w.

Abschied gab. Im Selbstüberwinden, worein ich die Tugend von jeher setzte, übte ich mich oft bei ganz gleichgültigen Dingen. Denn nicht selten entzog ich mir Lieblingsdinge und befand mich dann äußerst wohl. Je ärmlicher ich meinen Leib hielt, je reicher ward meine Seele; je mehr ich Fleisch und Blut überwand, je stärker ward mein Geist. O! wer es je empfand, wie glücklich diese Palmen machen, der wird die Hände nicht in den Schooß legen, sondern darnach ringen. Ein anerkannter Fehler ist so gut, als ein vergebener, und ein überwundener Feind ist so gut, als keiner. Der mit Recht bedauerte General Wolf ist bei Quebek von einem zu den Feinden übergegangenen Unterofficier seines Regiments aus Rache getödtet worden, und wer bloß auf große Feinde sieht, kann durch leichte unbeträchtliche in die Flucht geschlagen werden. Es mag also Jeder, der da steht, wohl zusehen, daß er nicht falle. — Ich überzeugte mich auf der Universität ganz unwiderlegbar, daß ein Studirender vorzüglich der homme en place sey, um Herr über sich zu werden. Denn es sey nun der objective Endzweck der Philosophie Befreiung des Gemüths und Erlösung von dem Schrecken der Imagination, Tod und Teufel und von der Herrschaft der Vorurtheile, — oder aber Erkenntniß übersinnlicher Dinge, so ist doch mit allen diesen Stücken Einsicht in den Zusammenhang der Welt und des Verhältnisses, in welchem sich der Mensch gegen sie befindet, verbunden. Denn aus dieser Einsicht folgt die einzig wahre und vollständige Einsicht in seine Bestimmung, und die genaue Schätzung und Würdigung der Mittel zur Glückseligkeit. Unsere Bestimmung ist ein glückliches Haus, eine glückliche Staatseinrichtung, ein beglückendes Völ-

kerrecht. Der Ausbildung unseres eignen Denkvermögens ist der objective Zweck der philosophischen Erkenntniß so untergeordnet, als der Selbstliebe die Liebe des Nächsten. Um seinen Nächsten zu lieben, muß man sich selbst lieben, und jenen objectiven Zweck der philosophischen Erkenntniß auszuüben, muß man erst selbst ein Philosoph seyn. — Die Absicht des Stifters der christlichen Religion war nun zwar freilich nicht, ein System (wie mein Freund Kant) aus der Vernunft vorzutragen. Nicht bezweckte er eine allgemeine Sittenlehre, sondern eine allgemeine Moral für Jedermann; er legte indeß keine neuen und andern Pflichten auf, als welche die Vernunft schon Jedem auferlegt hat. Pflichtsprivilegien giebt's nicht. Was nicht allgemeine Pflicht ist, ist keine Pflicht. Der Inbegriff unserer Pflichten als Pflichten ist die natürliche; der Inbegriff unserer Pflichten als göttliches Gebot ist die geoffenbarte Religion. —

Nie vergeß' ich einen Vorfall, der mir eine außerordentliche Seelenwonne bereitet hat. Ich ließ mich von der Altstadt zum Kneiphofe überfahren *), und sah, daß ein armer Pole, der mich so wenig, als ich ihn verstand, indem er den Ueberfahrer bezahlen wollte, seinen kleinen Vorrath von Scheidemünze in den Pregel fallen ließ. Die Verzweiflung dieses Unglücklichen ist über alle Beschreibung! Vielleicht gehörte ihm dieser Vorrath nicht allein, vielleicht war er der Beutelträger einer ganzen Wittine; und bei diesem ihn zu Grunde richtenden Vorfall hatte er noch das Unglück, allgemein ausgelacht zu werden. Mein Herz wollte zerspringen. Ich

*) Der Uebersatz geschieht vermittelst einer Fähre, die den ganzen Tag in Bewegung ist.

ging ihm eine ganze Strecke nach, und gab ihm, was ich bei mir hatte, das freilich nicht viel war, vielleicht aber mehr, als er verloren hatte, wenigstens so viel, um sich trösten zu können. Wild sah er mich an, als wäre ich die Seele des Flusses, die ihm Erstattung angedeihen ließ. Ich lief, was ich konnte, um weder seine Erholung, noch seinen Dank abzuwarten, und war so froh, als wenn mich eine Engelschaar in ihre Gesellschaft auf- und angenommen hätte. — Diese Freude habe ich oft erfahren. Jetzt ist sie mein Theil nicht mehr; denn ich brachte durch dies Geschenk ein Opfer, ich entzog mir das Nothwendige, ich gab es in dem festen Zutrauen, es einem Würdigen zu geben. Mensch und würdig galt mir damals eins. Dies kann ich, nachdem ich den Menschen näher kennen gelernt, nicht mehr behaupten. Wie gern hätt' ich den fast verlornen Glauben an den Menschen wieder! An die Menschheit glaub' ich noch jetzt; denn wer an diese nicht glaubt, der ist nicht nur unglücklich, sondern macht auch unglücklich. Herr, stärke mir diesen Glauben! Amen!

Es existirte bei Dr. Buck eine Disputirgesellschaft, die vorzüglich aus dem Kern seiner Zuhörer bestand. Dieser Phalanx hielt außerordentlich zusammen; man ward gewählt von den Mitgliedern und mittelst feierlicher Reden aufgenommen. Noch denke ich an die Redeangst, die mir vor meiner Aufnahme eine schlaflose Nacht zuzog. Den jetzigen talentvollen Hauptmann von Neumann, den Freund Scheffners, die sich Beide damals als Dichter zu zeigen anfingen, lernte ich in diesem Zirkel kennen. Es drang sich um jene Zeit ein junger Mensch, Warth, unsrer Disputirgesellschaft auf; ich erhielt den Auftrag, seine Rede am Tage der Auf-

nahme zu beantworten. Warth drang mir seine Rede vorher zum Durchlesen auf, und befriedigte unter dem Vorwande, daß ich mich desto besser in Verbindung setzen könnte, seinen Stolz, der überhaupt niemals die Zeit abwarten kann. Ich fand so viel mir schon Bekanntes in diesem beflügelten poetischen Aufsatze, daß, da ich mich recht besann, ich ganze Seiten aus Youngs Nachtgedanken entdeckte, getreu und sonder Gefährde aus Eberts Uebersetzung abgeschrieben. Ich nahm meinen Young mit, machte dem Herrn Recipiendo ein Compliment, daß er uns mit einem Kernschriftsteller zu unterhalten die Güte gehabt, um uns von unsrer eben nicht poetischen Bestimmung, die sogar zuweilen auf grammatikalische und lexikalische Bemerkungen Jagd mache, abzuleiten und unsern Ideen-Reichthum zu vermehren. Jedes Wort seines Vortrages hätte einen reichhaltigen Sinn, und ich wüßte nichts Angemesseneres, als da fortzufahren, wo unser neues Mitglied aufgehört hätte. Hier las ich denn ein Paar Seiten aus Young und schloß, nicht in poetischer oder tollgewordener Prosa, sondern fein prosaisch, mit einem Glückwunsche. Warth nahm anfangs diese Procedur nicht übel; indessen konnte er nie zu Kräften unter uns kommen, welches zuverlässig und ohne meine Beschämung der Fall gewesen wäre. Einige Jahre darauf ward er Rector in Pillau, wo er ganz übersprang. Einmal habe ich ihm im Irrenhause begegnet, und meine Receptionsrede hat mir so viel traurige Empfindungen erregt, daß ich den ganzen Tag zu Nichts kommen konnte. Ich wünschte sehr, ich hätte diese Rede nicht gehalten.

Uebrigens hat mich diese Disputirgesellschaft gelehrt, daß der beste Zweck von dergleichen Klubbs selbstische

Leidenschaften der Einzelnen nicht verhindern kann, daß in jeder Gesellschaft immer Einer oder Mehrere sind, die mit den Andern ihr Spiel treiben; überall ist ein General, überall Etwas de propaganda. Ich faßte hier (obgleich ich hier keine kleine Figur vorstellte) den Entschluß, in keine Gesellschaft zu treten, welches ich auch in Hinsicht gelehrter und ungelehrter Gesellschaften, aller Anlagen und Nachstellungen unerachtet, treu gehalten habe. Von der Maurerei allein hab' ich Handgeld genommen. In Wahrheit, in jedem Orden, in jeder Gesellschaft dienen gewöhnliche Menschen zu Absichten, die sie nicht übersehen; große, ungewöhnliche Seelen aber thun am besten, frei und vor sich allein ihren Weg zu wandeln. Ich kenne keine Gesellschaft, wo nicht angebliche Größe der vornehmsten Mitglieder ihnen unnatürlich war, und etwa so stand, als ein Staatskleid, das man nach der Vorstellung wieder ablegt.

Eine unsrer vorzüglichsten Erholungen bestand darin, daß Borzim, Fischer und ich, zuweilen auch Neumann, in Hessens Garten gingen, der sehr romantisch in einer Vorstadt liegt. Dies geschah im Sommer etwa alle vierzehn Tage, Mittwochs oder Sonnabends. Jener Garten war damals in seiner ihm angemessenen Schönheit, das heißt, er war wild. Wir spielten hier Kegel, und ich ward immer ausgelacht, daß ich mich hierbei so ungeschickt als möglich nahm. Der Inspector D* hat diesen Garten nach der Zeit gekauft und ihn nach seiner Weise verschönert; indeß habe ich alle Jahre das Andenken jener unschuldigen Freuden durch ein Paar Wallfahrten in diesen Garten gefeiert. Ehe ich eine eigenthümliche Besitzung hatte, miethete ich mir in seiner

Nachbarschaft einen Garten, damit ich den weiland Hessischen Morgens und Abends, wenn es kühle worden war, und sich der Inspector mit den Seinigen zurückgezogen hatte, ungestört benutzen konnte. — Formey läßt Friedrich II. nicht die Ehre, der Erfinder des Namens Sanssouci gewesen zu seyn; vielmehr behauptet er, daß der König durch den Grafen Manteufel aus Pommern, der ein kleines Lustschloß Namens Kummerfrei hatte, auf Sanssouci gebracht worden wäre. Zu viel büßet der König denn eben hierbei nicht ein, der überhaupt mit den Namen in keinem guten Vernehmen war; alle Augenblicke lebte er mit VS und mit KY und mit sonst andern ihm widerlichen Namen im wirklichen Streite, und das neue Schloß blieb sogar ohne Namen! — Ich glaube, der Hessische Garten hat nach Hesse vier oder fünf andere gehabt; allein ich würde ihn so genennt haben, wenn Scheffner ihn selbst auf seinen Namen gebracht hätte, wozu er nach dem Verkaufe seines irdischen Paradieses Sprindlacken Lust bezeigte. —

Einer der wichtigsten Vorfälle des ersten Theiles meines akademischen Lebens ist wohl mein Einzug zum holländischen Justizrath Woyt, dem mich mein Vater, sein alter Universitätsfreund, gleich anfänglich empfohlen hatte. Dieser Mann, den ich von Zeit zu Zeit besuchte, trug mir von freien Stücken Haus und Tisch an, wenn ich ihm, so oft es mein Studiren litte, Gesellschaft leisten wollte. Ich sagte sehr laut Ja, weil ich hier freie Luft, herrliche Aussicht, ein schönes Zimmer, einen nicht unebenen Garten zu meiner Disposition hatte. Ueberdies gefiel mein Fleiß und meine Eingezogenheit einer alten Hausjungfer so sehr, daß sie mir Abends auch so viel Licht gab, als ich haben wollte. Ich fühlte mich

weit größer, als gewöhnlich, wenn ich außer dem Lichte auf dem Tisch noch eins auf dem Leuchter haben konnte, und so nahm mein Muth zum Studiren mit dem Lichte zu, das ich in meinem Zimmer verbreitet hatte. Mit Vergnügen denke ich an diese Zeit zurück, wo ich viel lernte. Selbst der Umgang mit Woyt war mir sehr lehrreich, weil er ein sehr eleganter römischer Jurist war, wodurch sich, ohne daß wir es dazu anlegten, eine Neigung zur Jurisprudenz bei mir einschlich, die meinem nachherigen Entschluß, mich dieser Wissenschaft zu widmen, ohne allen Zweifel Vorschub leistete. Woyt hatte einen kleinen Stief-Enkel, Sohn des Kriegraths Lübeck, den ich nicht eigentlich unterrichtete, der aber zuweilen auf mein Zimmer kam, wo ich mich mit ihm abgab, oder ihn spatzieren führte. Unter den andern jungen Officiers und Personen, die in's Haus kamen, wurde mir bald der Lieutenant von Keyser, Sohn des russischen Vice-Admirals und ein Verwandter der Madam Woyt, am wichtigsten; unsere Bekanntschaft ging bald in enge Freundschaft über.

So lebte ich eine geraume Zeit, reisete zuweilen zu meinen Aeltern, für die Woyt mir allerlei Weine mitzugeben die Gewohnheit hatte. — Um diese Zeit nahm mich Woyt einst zu einer Staatsvisite bei'm Dr. Schulze; noch lebhaft erinnere ich mich, daß die Kälte, welche dieser gegen mich, seinen ihn so verehrenden Schüler, blicken ließ, ein Stich in das Herz war; denn ich glaubte, er würde mich mit offenen Armen empfangen! — Ohne Zweifel wollte Woyt durch diese Visite mir den Weg zu einer baldigen Versorgung erleichtern, zu der ich mich in bester Form schickte. Ich hatte nämlich in Königsberg über die Worte: der Ge-

rechte ist auch in seinem Tode getrost — gepredigt. Bald darauf predigte ich in meines Vaters Kirche zu Gerdauen, über „den Frieden Gottes, höher als alle menschliche Vernunft." — Das folgende Jahr am Oster-Montage in Gerdauen, über das Evangelium von den Jüngern, die nach Emahus gingen, von den Pflichten der Rechtschaffenen zur Zeit des Unglaubens. In dieser Predigt nannte ich die Jünger, die mit Christo von Jerusalem sechszig Feldwegs gingen, Jünglinge. Als ich wieder in's Haus kam, fragte mich mein Vater, wie ich zu der Entdeckung gekommen wäre, daß diese Jünger Jünglinge gewesen? „Ich, setzte er hinzu, halte sie für Männer." Der Maler eines meiner besten Gemälde, welches diesen Gegenstand vorstellt, ist, wie ich niemals ohne Lächeln sehen kann, meines Vater Meinung. — Es war mir nicht angenehm, diese wahre Kritik zu hören; ich hatte diese Jünger so lieb, daß ich mir sie durchaus in meinen Jahren dachte, als Jünglinge, die aus Königsberg gen Gerdauen gezogen waren, um die Kanzel zu besteigen. — Noch predigte ich am Sonntage Trinitatis nach dem gewöhnlichen Evangelio über die Unbegreiflichkeit Gottes, und am 9ten Sonntage nach Trinitatis, auch nach Maßgabe des Evangelii, über die Rechenschaft, die einem jeden Menschen bevorstehet.

Mehr als diese fünf Male habe ich mich nicht hören lassen, um den Ausdruck meiner Mutter beizubehalten. Es fielen diese fünf Predigten in den Zeitraum von Einem Jahr und Etwas drüber. Eine Dame von vornehmer Geburt schickte nach meiner ersten Predigt in die Sakristei, und ließ sich meinen Namen erbitten. Voll Selbstgefühls und in der festen Zuversicht, ihr

Herz gerührt zu haben, sagte ich ihn dem Boten, der mich indeß mit dem Seufzer verließ, daß seine Herrschaft auch kein Wort verstanden hätte. Da diese Kritik nicht auf die Rechnung meiner Brust, sondern meiner Behandlungsart gehörte, so gereichte dieser Vorfall nicht zu den angenehmen meines Lebens. Dagegen belohnte mich der competentere Woyt mit außerordentlichem Beifall, als er die beiden letzten Predigten in Königsberg anhörte. Ich besitze noch jene fünf Beweise meiner damaligen Denkart, die darauf hinausging, den Menschen, ohne ihn durch Heterodoxie abzuschrecken, zum Ziele zu bringen. Schon war ich Willens, diese fünf Predigten, der Dame von vornehmer Geburt zum Trotz, herauszugeben, mit dem Motto: Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrode; — allein ich will diese Ehre gern dem M. v. W. abtreten. Seitdem Spalding diesen Weg einschlug, würde ich eine Sünde, wo nicht wider den heiligen Geist, so doch eine wirkliche begehen, das Publikum damit heimzusuchen. Den sonderbaren Poeten Lauson *), der unter meinen Freunden damals eine Rolle spielte, gewann ich durch die Predigten, die ich in Königsberg hielt. Ein wunderbarer Charakter! Er legte es mit gutem Vorbedachte darauf an, gefürchtet zu werden; denn er gab sich nicht die mindeste Mühe, sich aus dem Ruf eines Satyrs zu setzen. In der That, ein Gelehrter, der keine andere Rolle im Publico übernehmen will, bringt qua talis weit mehr vor

*) Er gehört zu den deutschen Improvisatoren, und die längsten Impromptu's glückten ihm oft besser, als viele Verse, die er für Geld und gute Worte machte. Uebrigens war er ein Sonderling im allerhöchsten Grade, dabei aber ein rechtschaffener Mann.

sich, wenn er gefürchtet wird, als wenn man ihm die Ehre erweiset, ihn zu lieben. An Höfen vorzüglich ist dies die beste Rolle, die ein Gelehrter übernehmen kann. Friedrich II. fürchtete Voltairen und liebte D'Argens; wer würde indeß nicht viel lieber Voltaire als D'Argens bei Sr. Majestät gewesen seyn *)! —

Scheffnern kannte ich damals nur noch wenig. Einst traf ich ihn bei'm Buchhändler Kanter, als ich dorthin eben Scarrons komischen Roman zurückbrachte. Kanter fragte mich, ob mir das Buch Vergnügen gemacht hätte? — „Nein, nicht das mindeste," — erwiederte ich; und Scheffner fand für gut, so laut, daß ich's hören konnte, hinzuzufügen: „Mich hat es entzückt." Dieses Urtheil verdroß mich um so mehr, als es wahr und richtig, das meinige aber schief und relativ war. Mala causa patrocinio pejor fit. Da der Zeitpunkt in die Tage der beliebten Orthodoxie fiel, so konnt' ich nicht umhin, im Feuer-Eifer eine Abhandlung über Theatermanie hinzuwerfen, wo denn so manche unzeitige Bannstrahlen auch auf den Vertheidiger des Scarron gefallen seyn mögen. Ich armer Junge! die äußere Luft dringt in ein Gefäß, unter welchem die innere weggenommen ist. Ich verstand die Sache zu wenig, worüber die Preisfrage war, und freilich ist Feuer-Eifer das Beste, wo es mit Gründen nicht fort will! — Dies giftige Ding hab' ich nicht unter meinen Papieren gefunden, und es verdiente, daß es an dem theologischen Gallenfieber dahin starb, wiewohl ich es jetzt gern zum Andenken hätte, um mich mit Scheffnern darüber lustig

*) Es giebt doch wohl Viele, die hierauf mit Nein antworten würden.

zu machen. Das Merkwürdigste war, daß der Mann nach der Uhr mich mit Scheffnern wieder aussöhnte; denn als er nach überstandenem Soldatenleben heim kam, war es das erste liebliche Wort, womit er mich begrüßte: Ihr Mann nach der Uhr hat mir recht wohl gefallen. — So geht's in der Welt! jetzt, da ich dieses schreibe (1791), bin ich wieder in Versuchung, über Theatermanie auszubrechen, fest überzeugt, daß Scheffner mein Gegner nicht seyn würde. Denn wahrlich, unser Theater ist eine Schule, wo Koketterie den Schönen, und Liebesintriguen den Jünglingen beigebracht werden, wo man zu künstlichen Betrügereien, Kabalen und andern dergleichen feinen Dingen Anleitung giebt, wo Jedermann, insbesondere unsere Bedienten, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, durch Beispiele verführt werden, und wo es hundert und tausendfältig wahr wird, daß böse Exempel gute Sitten verderben, wiewohl, und mich dünkt, das ist das Uebelste eines Uebels, unter dem Schein des Rechts, unter der Firma: Sittenschule! — Freilich könnte mehr durch Theater, als durch Kirchen ausgerichtet werden, wenn sich Beide das Ehrenwort geben und es halten möchten, daß man hier mit edlem Ernst, dort mit edler Satyre das Laster befehden, überall aber die Tugend beschützen wollte. Wie gar anders würden alsdann unsere theatralischen Arbeiten ausfallen! Wie gar anders müßten unsere Akteurs und ihre Rollen seyn! Will man mir einwenden, daß unsere Kirchen und deren Diener (oder eigentlicher Herren) sich einer, wo nicht größern, so doch gleichen Reformation unterwerfen müßten, so hab' ich wenig oder nichts dagegen. Der Zeitpunkt, wo überhaupt dem Dichter Ehre und Verdienst gebührt,

ist der, wenn die Nation anfängt, aus der Barbarei herauszugehen, als wobei es, wie Herr Campe ganz recht sagt, rathsam ist, daß man die Wahrheiten der Philosophie mit dem Laternenglase der Poesie umgebe. Sobald die Nation über die erste Periode der Aufklärung hinausgezogen, ist es, setzt er eben so wahr hinzu, weder schwer, noch nützlich, Gedichte zu machen. — Ein jeder Kopf nehme sein eignes Leben, und er wird finden, daß ganze Staaten, so wie einzelne Menschen, aufgeklärt werden. Verstand kommt nicht vor Jahren. Wer nicht in seiner Jugend Verse gemacht hat, ist wenigstens kein Kopf. Ich habe von Kant Verse gelesen; quaeritur, ob Wolf welche gemacht hat? — Ueberhaupt ist der Mensch der Mikrokosmus; wie es mit ihm im Kleinen ist, so ist's in der Welt im Großen. Würden unsre Aufklärer werden wie die Kinder, so würde ihrer gewiß das Himmelreich gewisser seyn, als jetzt. —

Uebrigens lebte ich bei Woyt auf eine Art, die ich nicht besser wünschen konnte. Kein Nahrungskummer ließ mich für den andern Morgen sorgen. Ich war gesund, und fast hätt' ich Lust, hinzuzufügen, ich konnte Alles, was ich wollte. War es eine Predigt, die mir anwandelte, so war sie da; sollt' es ein Gedicht seyn, es war auch da. Mathematik, Philosophie und Theologie schienen mir nicht anstrengende Wissenschaften, sondern liebliche Gespielen; und da ich mit Woyten, einem alten weltklugen Manne, über Alles reden und mit meinem Wissen einen Umsatz machen konnte, so gewannen wir Beide. Halb im Spielen lernte ich die holländische Sprache von ihm. Er äußerte über alle Anlagen, die er bei mir bemerkte, eine sichtbare Freude,

und hätte ich noch die zu einem guten Wirth *) gehabt, wie glücklich hätt' ich ihn gemacht. Um diesen eleganten Juristen durch einen Zug kenntlich zu machen, will ich nur noch anführen, daß wir einmal an Ostern Nachmittags in die neue Kirche gingen, wo der Verfasser der guten Sache, der gelehrte Lilienthal, über die Leiber, die wir nach der Auferstehung haben würden, predigte. Das war Etwas für Woyt, so wenig er auch zu den Orthodoxen gehörte **)! Seine Juristerei bestand in ähnlichen gelehrten Fragen; es waren juristische Leiber nach der Auferstehung, mit denen er denn die praktischen Herren Juristen, die uns zuweilen besuchten, erschrecklich in die Enge trieb.

Ehe ich zu Woyt zog, und also in meinen frühern akademischen Jahren, gehörte es zu meinen Eigenheiten, daß ich oft Wochen lang im Bette blieb, um zu studiren und durch Nichts mich stören zu lassen. Indeß war es auch bei Woyt noch meine Gewohnheit zu lucubriren. Jetzt gehe ich früh zu Bette, und stehe früh auf. Dies schreib' ich um 5 Uhr, den 14. April 1791, an einem schönen Morgen, an dem ich das Fest meiner jetzigen Weise mit Dank feiere! Ich habe mich gefreut, als ich in den Nachrichten über Basedow in einer perlodischen Schrift fand, daß auch er im Bette wochenlang zu studiren die Gewohnheit gehabt. — In den Ferien verschloß ich mich und war für Keinen zu Hause, da-

---

*) Woyt, verwöhnt an holländische Reinlichkeit und häusliche Ordnung, fand nichts hiervon auf Hippels Stube, und so hielt er ihn für einen schlechten Wirth.

**) Verglichen die seltenen Fragen der Pastorin und ihrer Mutter in den Lebensläufen i. a. L., besonders I. 184.

mit ich im Ganzen überschlagen möchte, was ich stückweise von meinen Lehrern eingesammelt hatte.

Jene jugendliche Einsamkeit und jene Spielwerke, womit ich mich in derselben so herrlich unterhalten konnte, ohne mich zu quälen, wie etwa Leute, die allein Schach ziehen, folgten mir auch auf die Akademie nach. Da ersann ich mir Gelegenheiten, bei welchen ich eine Leichenrede halten; Kinder confirmiren oder Sterbenden Muth zusprechen sollte; und dies war mir so angenehm, als es mir in der Wirklichkeit schwerlich gewesen seyn würde, indem die eingebildete Scene vor der wirklichen den Vorzug hat, daß dort kein Kritikus uns ein Bein stellt, den Redeplan pfändet, unsere Pfeife verdirbt oder unsere Trommel durchlöchert! O! was hab' ich für herrliche Casualstücke geliefert! Um mich zu denselben in Geist und Leben zu setzen, erweckte ich mich durch die Musik, durch Choräle. Wenn alle Einsamkeiten so unschuldig wären, so würden sie mehr zu empfehlen seyn, als es jetzt der Fall ist. — Es ist Zeit, daß ich auf Reisen gehe! —

Drittes Buch.

Jetzt komme ich zu einer der angenehmsten Epochen meines Lebens, zur Reise nach Petersburg, die einer Entzückung ähnlicher, als einer irdischen Wirklichkeit war, indem ich mich, den Fesseln der Verhältnisse meiner Lage, dem Conventionsjoche u. s. w. entrissen, in eine andere Region und ein höheres Chor der Existenz versetzt fühlte. Ich habe diese Extase meinem unvergeßlichen guten von Keyser zu verdanken, die mir um so merkwürdiger geblieben ist, als sie meinem Leben ohne allen Zweifel eine ganz andere Richtung gegeben hat. In dem Hause des Batavischen Justiz-Raths Voyt ist mir keine Bekanntschaft leicht so angenehm gewesen als die ich mit dem Bruders-Sohn seiner Frau, dem Lieutenant von Keyser machte, der in russischen Diensten war und in Königsberg sein Winterquartier hatte. Da Keyser oft zu seiner Tante kam und fast täglich bei ihr speiste, so konnt' es wohl nicht fehlen, daß wir beide gute Freunde wurden. Voyt war ein außerordentlicher preußischer Patriot, und oft so ungerecht gegen die Russen, als viele unserer jungen Officiere, die beim Anfange des Krieges von den Russen mit einer fast unglaublichen Verachtung sprachen, die ihren Schönen Zobelpelze versprachen, die ihnen zur Beute regnen würden, und die, ohne roth zu werden, behaupteten, daß die Russen die Gewehre mit den Füßen loszuschießen die Gewohnheit hätten. Haben die Russen, dachte ich, solche Thaten mittelst der Füße gethan, was

wird aus der Welt werden, wenn sie den Kopf gebrauchen! Sobald ich einen Theil der russischen Armee kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ward mein Glaube je länger je lebendiger, daß uns die Russen zu schaffen machen würden, und daß die jungen preußischen Helden in der Weise von ihnen sprachen, wie der Muthwillen beim Glase Wein über Weiber gewohnt ist. Wenn gleich mein großer König und die Ueberlegenheit seiner Feinde, nicht minder seine gerechte Sache, die mir aus dem Memoire (Manifest), das zu dieser Zeit herauskam, ganz sonnenklar einleuchtete, mein ganzes Herz erfüllten; so konnt' ich doch dieser patriotischen Denkungsart halber nicht ungerecht, und sogar spöttisch gegen eine Macht seyn, die außerdem, daß sie Gewalt über uns hatte, und daß wir ihr in bester Form Rechtens unterthan waren, Land und Leute menschlich behandelte, und zum Siegen oder Sterben geboren zu seyn schien. Ich ward sogar fest überzeugt und bin es auch noch, daß die russische Nation zu Soldaten erkoren sey. Eine Nation, in die, wie in einen rohen Erdenkloß, nur eben ein lebendiger Odem des Geistes eingeblasen ist, schickt sich eher zum Soldatenleben, als eine solche, wo Geist und Leib schon so gut mit einander bekannt und vertraut geworden, daß eines das andere nicht lassen kann, wo eins das andere auf Händen trägt. Der Umfang der Grenzen und die Größe der Nation veranlaßen, daß bis auf die wenigen deutschen Officiere alles aus Staatskindern und nicht Miethlingen besteht, alles für einen Mann steht, und für sich selbst, oder für Gut, Vater und Mutter, Weib und Kind streitet. Es ist eine Armee wie aus einem Stück, so wie die preußische dagegen aus allen Zungen und Völkern zusammengesetzt ist, so daß,

wenn man nur eine einzige preußische Compagnie sprechen hört, man vermuthen sollte, es wäre eine Schule der zwölf Apostel und ihr Ausguß der Sprachen. Es wird in jedem Regiment französisch, englisch, polnisch und so verschiedenes deutsch gesprochen, daß der Verschiedenheit des Vaterlandes halber eine Verschiedenheit der Denkart und Sitten natürlich entstehen muß. Man sollte glauben, daß in jeder Compagnie Sieger und Gefangene beisammen wären; denn da kein allgemeines Interesse herrschen kann, so ist der Hauptdienst in der preußischen Armee, die Ausländer und Nichtpreußen zu bewachen, so daß die Einländer durch diese Wächterdienste mehr, als durch ihren wahren und eigentlichen Beruf, schon im Frieden und noch ärger im Kriege geplagt werden. Es wäre natürlich, die preußische Armee als eine Menge Sprachmeister anzusehen, und in der That geben sich auch die meisten mit diesem Unterricht ab, indem in jeder Compagnie fast alle lebenden Sprachen ihre Herolde haben. Man sagt, die französische Armee bestände aus lauter Fecht- und Zeichenmeistern. Außerdem kostet die russische Armee wenig zu unterhalten. Die Frugalität, die einem Russen eigen ist, geht über alle Vorstellung. Sein rauhes Clima macht ihn zu allen Strapazen fähig. Selbst seine Religion trägt dazu bei, daß er Soldat ist. Sie quält ihn nicht mit Lernen, sondern ist so einfach in ihrem Unterricht, daß man in sehr kurzer Zeit damit fertig ist. Das Beten verdrängt auch nie das Arbeiten, und der sogenannte Gottesdienst macht kein Kopfbrechen, und hält Niemand im Handeln auf. Die Fasten sind diesem zur Härte gewöhnten Volke auch keine drückende Sache, das Zwiebeln, schlechter Heringe und Brandweins bedarf, um fröhlich und guter Dinge zu seyn. Hiezu

kommt, daß ihre Popen, als solche und im wirklichen Dienst äußerst verehret, außer demselben aber nach Herzensluſt podaggirt (geprügelt) werden, so daß sie theils in dieser Hinsicht, theils weil sie durch Studiren gewiß nicht hypochondrisch geworden, dem gemeinsten Mann nicht so leicht Angst und Furcht einjagen, und ihn nicht, wie wohl bei vielen andern Nationen der Fall ist, außer dem politischen Joch mit einem geistlichen kasteyen. In Fasten und Beten besteht ihr häuslicher Gottesdienst. Sie haben längere und strengere Fasten als die Katholiken, und Mittwoch und Freitag sind die ordentlichen Wochenfasttage, allein die Nichtfasten sind von den Fasten wenig unterschieden. Die Russen haben weder Gesänge noch Gesangbücher, so sehr das Volk auch zum Gesange geneigt ist, und in den Kirchen selbst dient ihnen Ghospodi pomilui statt aller Formeln. In den Kirchen singen die Chöre der Sänger Psalmen ab. Auch wird keine Instrumentalmusik in den Kirchen gestattet. So tragen auch die weltlichen Priester außerhalb der Kirchen gemeinhin blaue oder braune lange Röcke. Wenn unsere Geistlichen anfangen werden, andere als schwarze Röcke zu tragen, und sich zu kleiden, wie unser einer, so muß ein großer Theil der Mystik sich von selbst legen. Kleider machen so wie überhaupt so insbesondere geistliche Leute. Man würde, so wie in jedem Staate, wo die Rechtsverwaltung nicht an gewisse beständige und eben daher aufgeblasene Personen gebunden ist, und wo man nicht die richterlichen Personen, sondern das richterliche Amt in Ehren hält, nicht den Priester, sondern die Religion ehren, das heißt fürchten und lieben. In der That, es hat auf die Russen einen großen Einfluß, daß sie an ihren Popen sehen, daß sie Wesen ihrer Art sind, —

Menschen zum Podaggiren wie sie selbst. Jetzt können die Russen-Layen nicht glauben, daß sie in die Hände von Heiligen gefallen sind, die alle die Bosheiten, die sie unter dem pharisäischen Scheine des Rechts begehen, obgleich sie solche nicht vor ihrem selbsteigenen Gewissen verbergen können, — dadurch gut zu machen suchen, daß sie weit kleinere Fehler an andern strafen. Es thut mir leid um die Anekdote, nach welcher Karl XII. dem schwedischen Senate einen Stiefel senden wollen, der ihm gebieten sollte, denn ach! wie viele Stiefel gebieten von Gottes Gnaden; und ist's mehr als ein heiliger Pantoffel, der das Volk in geistlichen Sachen regiert, wenn man der Clerisey das Recht läßt, sich und ihr Amt für eins zu halten? Der Charakter der Russen ist Nachahmungssucht und eben darum zum Handeln aufgelegt. Ich wundere mich sonach, daß die große Catharina II. die Litterairmethode in den russischen Schulen einzuführen beschlossen, die dem russischen Charakter nicht angemessen zu seyn scheint, obgleich sie freilich einen gewissen Zwang begünstigt, mittelst dessen der Russe, seiner Nachahmungssucht und Lernbegierde unerachtet, bis jetzt noch gezogen wird. Man schlägt ihm sogar Genie zur Musik ein, und brave Officiere haben mir versichert, daß der Stock hiebei Wunder thäte. Wenn es wahr ist, daß die Männer durch Schläge den stärksten Beweis ihrer Liebe zu ihren Weibern führen, so wird man den Stock beim Unterricht um so erklärlicher finden, als auch im Philantropin selten einer ohne Schläge durchkommt. Hiezu kommt, daß der Russe bei seinen Heldenthaten auf nichts weiter es anlegt, als nur blos um seine Schuldigkeit erfüllt und hiedurch gegeben zu haben dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist. — Ich glaube sogar, daß

den Subaltern-Officier selbst eigene Ehre bei seinem Kriegsdienst nicht leite; vielmehr wirft er so gut wie der gemeine Soldat seinen Ehrtrieb zusammen. Nicht ihm, nicht ihm, sondern der Armee, der Kaiserin will er Ehre zuwenden. Seine Kriege sind ihm alle eine Art von Religions- oder Staatskrieg, an dem er nicht als gedungener Soldat, sondern als Mitbürger Theil nimmt. Was Capitulation heißt, weiß die russische Armee nicht; und in Wahrheit, es ist einer der wunderbarsten Kontrakte, sein Leben auf 12 Jahre zu vermiethen. Es ist hiebei etwas Widersinniges, wenn die Capitulation von der Seite des Herrn gehalten wird. Uebertritt man sie sogar, wie dies gewöhnlich der Fall ist, was für einen Ausdruck soll man hier in Anspruch nehmen, um diesen Greuel zu bezeichnen. Ich darf nicht bemerken, daß ein Feldherr bei Religions- und Staatskriegen, wo Verstand und Herz theilnehmen, gewonnen Spiel habe. — Da der Civilstand in der russischen Monarchie von Bedeutung ist, und wider die Gewohnheit der despotischen, oder so zu sagen, monarchischen Staaten mit dem Militair gleichen Schritt hält, und nicht so wie besonders im Preußischen der beständige Zankapfel und Neidesgelegenheitsmacher ist, so entsteht hieraus eine gewisse Uniform des Geistes, eine gewisse Mannigfaltigkeit, die zu einem strebt und anzeigt, daß in den Russen ein außerordentlicher Stoff zur allgewaltigen Monarchie liegt. Diderot, der den Russen Ehre und Würde abspricht, ohne sich einmal die kleine Mühe zu geben, sie wegzuphilosophiren, hat ohne Zweifel nur blos die Nation nach gewissen großgewordenen Russen beurtheilt, die in so kurzer Zeit als die Früchte, des flüchtigen Sommers halber, reif werden, und bei denen es denn freilich heißt: ex

omnibus aliquid. Dieser Fehler indessen ist im Ganzen von keiner Bedeutung, da man ein glückliches Land nicht nach der Leichtigkeit, einige Ananas zu ziehen, sondern aus gutem Waizen, Roggen und dergleichen Haupt- oder täglichen Brod-Eigenschaften beurtheilt, und die Aufklärung von unten hinauf, nicht aber von oben herab erwartet. Noch einen Rückblick auf die Armee von dem Umstande, daß die Russen nicht sagen können: Unser Leben währet siebenzig Jahr, wenn es hoch kommt sind's achtzig Jahr, sondern daß sie sich auf 60 bis 70 einschränken müssen, und daß die Mortalität von 50 bis 60 in Rußland ganz unproportionirlich größer als bei allen andern europäischen Nationen stattfindet. Dies hab' ich gehört und gelesen, und scheinen mir Clima, Brandwein und Bäder die Ursache von dieser Erfahrung zu seyn; indessen weiß ich wohl, daß Hofrath Hermann in seiner statistischen Schilderung von Rußland von 1790 S. 22 behauptet, daß in dem Tobolskischen Gouvernement unter 605 Todten einer über 100 Jahr erreichet.

Da man nun nach unserer jetzigen Kriegsweise durchaus mehr für junge Soldaten zu seyn Ursache hat, und die lieben Veteranen, weil sie die Gefahren kennen und durch Erfahrungen klug oder, welches fast einerlei ist, behutsam geworden, um so mehr ihren alten Credit verloren haben, als je älter man wird, desto lieber man sein Leben hat, und es schon seiner Hinfälligkeit halber zu schonen sucht —; so ist die russische Armee fast in einem beständigen Frühlinge von Jahren, — in der ersten Stärke, in einer kühnen Unerfahrenheit der wirklichen Lebensgefahr, obgleich sie durch die beständigen Kriege seit Peter I., dem Anfänger und Vollender ihres Reichs, alle übrigen dem Soldaten so nöthigen Erfahrungen zu er-

lernen die beste Gelegenheit gehabt. Frische Fische, gute Fische. Lustlager und Paradeexerciren scheinen weniger der Russen Sache, als Feldlager und Einnehmen und Schlagen zu seyn, und ich überzeuge mich je länger je mehr, daß wahre ächte Soldaten durch zu große Peinlichkeit im kleinen Dienst eher verdorben werden, als daß sie zunehmen und wachsen sollten, denn sonst würde zwischen Corporal und Feldherr am Ende ein Rangstreit aufgeworfen werden. Hat man je gehört, daß ein großer Grammatikus eine Epoche zu Stande gebracht? Vom General von Usedom erzählte mir der geheime Rath von Harlem, daß er bei den Mockerau'schen Lustmanövern seufze und stöhne, und nun nicht mehr gefragt würde, warum? da man seine Antwort schon weiß: weil es nicht Ernst ist. So hab' ich es vom Adjudanten des General Möllendorff, dem Major v. Meyrinck, daß Möllendorff im Feuer der Lustmanöver sich durchaus einbilde, es sey Ernst, und wer kann denn auch so viele Jahre nach einander spielen, ohne daß aus Parade-Kindern Kriegs-Leute werden?

Ich schreibe diese Stelle im 12. Martii 1791, da die Russen mit den Türken machen, was jene nur wollen, und da der Kriegsrath Lilienthal eine schwimmende Batterie baut, und zwei von meinen Kanonen, die ich als Prellsteine an mein Haus gesetzt, von Staatswegen abkaufen will, um sie auf dieser Batterie anzubringen; endlich da ich mit dem curschen Landrath von Behr, einem sehr vernünftigen klugen Manne, gesprochen, der den Russen Unerfahrenheit im Exerciren vorwarf und völlig entschlossen ist, seinen Sohn Seiner großen Nachbarin nicht anzuvertrauen, vielmehr ihn entweder in preußische oder noch lieber in hannöversche Dienste geben will.

Ich hatte eine patriotiſche Anhänglichkeit zu Preußen, und weiß nicht, was ich gegen Rußland fühlte. Wer kann ohne ein gewiſſes Anſtaunen in Rückſicht eines Staats bleiben, welcher die nordöſtliche Grenze der alten Welt ausmacht, und den größten Theil des nördlichen Erdſtrichs auf unſerer Erdkugel einnimmt; indeſſen wenn gleich ich nicht, wie der bataviſche Juſtizrath Voyt, patriotiſch febricitirte, ſo glaubte ich doch, was Friedrich II. dem Leibarzt Zimmermann geſagt haben ſoll, daß dieſer große Staat ſeiner Größe erliegen würde. Es iſt gewiß nicht der erſte, der durch ſeine Größe klein geworden. Der Goliath und der kleine David ſind mir immer im Kopfe, wenn ich Rußland und den preußiſchen Staat vergleiche, und die heilige Staatskunſt iſt auf meiner Seite, welche ſchon lange über ein Reich die Köpfe ſchüttelt, das nach ſeiner gegenwärtigen Ausdehnung einen Umfang behauptet, dergleichen noch keins, auch nicht eins, ſich durch die Geſchichte bekannt gemacht hat. Das alte, oder wie ich es zu nennen pflege, das unheilige römiſche Reich und das jetzige China iſt mit der ruſſiſchen Monarchie nicht zu vergleichen, und Alexander der Große würde ſich gewiß nicht nach dem Monde umgeſehen haben, wenn er ſeine Welt mit der ruſſiſchen verglichen hätte; vielmehr würde er die Augen beſchämt zur Erde geſchlagen und auf ſeine Gottheit menſchlich Verzicht gethan haben. — Gern hätt' ich dieſem Großen dieſe feurige Kohle aufs Haupt gegönnt; nicht als ob er im Curtius etwa eine unleidliche Rolle ſpielte, und ſeine Größe auch ſelbſt für jede Provinzialſchule nicht das Maaß hielte, ſondern weil ſo viele kleine Fürſten ihn ſpielen, wobei ſie ſich ſelbſt und ihr Land verlieren. Catharina II. hat bis jetzt ſo wenig den mindeſten Anfall

zu dieſer alexandriniſchen Mondſucht gezeigt, daß ſie vielmehr noch vieles auf unſerm Erdboden findet, wo ſie Brücken anwenden kann. Es ſey nun, daß etwas von jenem Anſtaunen für Rußland, deſſen ich oben erwähnt, mir in meinem 20. Jahre anzuſehen geweſen, oder daß der preußiſche Hofrath und Ober-Secretair Nicolovius, der zum Heil des Landes des ruſſiſchen Gouverneurs in Preußen, von Korff, anderer Kopf und andere Hand war, einige Vorliebe und einiges Zutrauen zu mir hatte, welches ihm indeſſen meine unſokratiſche Phyſiognomie beigebracht haben muß, weil ich ihn blos von Anſehen kannte; ſo war es mir doch befremdlich, daß er mir den Paß nach Petersburg zu reiſen verweigern wollte. Freilich fand ich mich dadurch beehrt, daß dieſer berühmte und zu jener Zeit mächtige Mann mich nicht für eine völlig unnütze Pflanze des Vaterlandes anſah. Wenn ein Menſch von meinen Jahren indeſſen auf der Stufenleiter der Erwartung von Reiſen die Sproße erſtiegen, auf der ich mich zu befinden die Ehre hatte, ſo würde ihn kein Menſch, am wenigſten einer wie der ſonſt brave Nicolovius, herabzuleiten im Stande geweſen ſeyn. Man hört den andern beſſer, wenn man ihn ſieht, oder beſſer, wenn man die Worte an ſeinem Munde ſieht, und ſo giebt die Parthie um den Mund den Worten eine nicht auszudrückende Süßigkeit, einen Nachdruck, der ſeines gleichen nicht hat. Sobald ich dem braven Nicolovius verſicherte, daß ich zurückzukommen entſchloſſen wäre, hielt er mich nicht weiter auf, ſondern ertheilte mir den erwünſchten Paß, über den ich ſo froh war, als wenn er mir eine ruſſiſche Provinz verſchrieben hätte. Ich kann es nicht leugnen, daß ich bis dieſe Stunde noch immer einen Antheil an Rußlands Schickſal und dem, was dieſen

Staat angeht, nehme, und daß mich besonders Catharina II. außerordentlich interessirt, die, so oft ich sie in Petersburg sah, einen so großen Eindruck auf mich machte, daß ich ihr außerordentlich anhing. Auch müssen ihre Worte ihres Mundes halber von großer Wirkung seyn. Ich habe sie nur reden gesehen, nicht aber gehört. Immer bild' ich mir ein, daß ich ihre ganze gegenwärtige Größe schon in ihr, als Großfürstin, erblickt habe; wenigstens können es mir alle meine Freunde bezeugen, daß, so jung ich gleich war, ich jedennoch allen Menschen versicherte: Peter III., der sich mir damals als ein üppiger preußischer Fähndrich vorspiegelte, würde entweder gar nicht den Kaiserthron besteigen, oder sich nicht auf demselben erhalten. Man sagte in Petersburg, die Kaiserin spräche allerliebst russisch, und in dieser Sprache könne man die größte Zärtlichkeit ausdrücken. Eben dies hat man mir aber auch verschiedentlich von der polnischen Sprache versichert, zu der sich doch keine deutsche Zunge ohne Hängen und Würgen bequemen kann. — Ich gebe gern zu, daß alle Sprachen gleichviel Kürze und Länge haben, das heißt, daß ein Meister in denselben im Durchschnitt so viel Sachen von der einen, als von der andern auf einen Bogen bringen kann, im Durchschnitt, sag' ich, denn was in einer Sprache lang, ist vielleicht in der andern kurz. Und es eröffnet dieser Umstand zu vielen schönen Reflexionen über Völker und ihre Denkart die herrlichste Gelegenheit. Wenn man aber dagegen behaupten wollte, daß alle Sprachen eine gleich angenehme Mundart und Aussprache hätten, so kann ich nicht beitreten. Vielleicht klingt das Russische und auch wohl das Polnische darum in manchem Munde so schön, weil der Verstand und das Herz, die zu diesem Munde ge-

hören, den schweren Stellen auszuweichen, sich ihnen zu entschlängeln verstehen, so wie ein mit der Gegend bekannter Reisender oft durch kleine Umwege sich der Knittelbrücken und anderer Unannehmlichkeiten entübriget. In Petersburg ward ich auf eine äußerst auffallende Weise gewahr, daß man mit Mannspersonen nicht zu ökonomisiren verstände, denn ich sah die schönsten, größten Kerls Brod und dergleichen herumtragen und ausrufen, was in Königsberg Mädchen zu thun pflegen. Dieser Umstand befremdete mich um so mehr, als der Krieg auch in Rußland gewiß schon viele Menschen aufgerieben hatte. Wenn diese Menschen das Feld gebaut hätten, wie sehr hätte durch sie die Population befördert werden können, wozu jetzt um so mehr alle Aussicht verloren ging, als in einer so großen Stadt es auch bei dem gemeinen Mann zu diesem Ehrenwerk nicht angelegt zu werden pflegt. Wenn man den Angaben glauben darf, so hat während der Regierung Catharina's II. das Reich 10 Millionen an Volkszahl gewonnen, wovon, wenn auch die neu eroberten Länder und die Colonisten 3 Millionen betragen sollten, doch immer ein Plus von 7 Millionen entstehen würde, welches der Ueberschuß der Gebornen gegen die Gestorbenen herausbringt. Wird Catharina II. fortfahren, die bisherige mütterliche Fürsorge für ihren Staat zu tragen, so wird die Menschenzahl in ein angemesseneres Verhältniß mit der Flächengröße kommen, da jetzt noch, die Bevölkerung mit der Flächenzahl des ganzen Reichs verglichen, auf eine Quadratmeile nur 93 Menschen kommen, im europäischen Theile auf eine dergleichen Meile 347, im asiatischen Theile aber nur 12 Menschen. Was würde aus Rußland werden, wenn jede Quadratmeile, wie in vielen europäischen Ländern,

mit 3000 Menschen bewohnt seyn wird? Ich wünsche, daß die jetzige Kaiserin dies erleben könnte, die ihr Reich schon in 42 Statthalterschaften eingetheilt und nothgedrungen eintheilen müssen, da deren zu Peter's I. Zeit nur 8 waren, und bis 10 nicht stiegen, obgleich sie 1758 schon bis auf 16 vermehrt oder zertheilt waren. Es thut mir sehr leid, daß es mir mit meinem Journal, wie dem verstorbenen Lord Marschall mit seiner Correspondenz, die er mit Johann Jacob Rousseau geführt hat, gegangen ist. Es übergab sie der treffliche Mylord dem königlichen Bibliothekar Stosch in Berlin (ich habe diese Anekdote von meinem Freunde, dem Kriegsrath Deutsch), und sie ward so schlecht aufbewahrt, daß, als man von ihr Gebrauch machen wollte, sie völlig unleserlich geworden war. Sie hätte es aus Gefühl und gerechtem Verdruß von selbst und ohne alles Zuthun werden müssen, wenn sie Empfindung gehabt hätte. Von Voltaire wird in Berlin zur Lebenszeit Friedrich's II. gewiß kein Witzanwurf verrottet seyn. Das nämliche Schicksal hat sans comparaison mein Journal erfahren, und so muß ich mich denn aus den wenigen Stücken, die mir Ratten und Mäuse noch übrig gelassen, und aus den wenigen Briefen, die ich zu Beilagen dieses Journals gemacht, zu helfen suchen. Kürzer wird denn freilich durch diesen Umstand meine Erzählung werden. Doch ehe ich nach Petersburg komme, muß ich natürlich hinreisen. Ich glaube, es war im September 1760, als wir die Reise von Königsberg nach Petersburg antraten, und zwar als Couriere, weil mein Reisegefährte, von Keyser, vom Gouverneur, Generallieutenant von Korff, den Auftrag erhielt, den ersten Bernstein als ein Opfer des eingenommenen Landes zu den Füßen der Kaiserin Elisabeth zu legen.

Ohne Zweifel wollte der Gouverneur dem Sohne eines Viceadmirals hierdurch einen Dienſt erweiſen, und ihm zu einem Fortſchritt in der Armee verhelfen; indeſſen ſchlug dieſe Erwartung, wenn es wirklich auf ſie angelegt geweſen, fehl, und mein guter Keyſer, den ich noch in Petersburg zurückließ, kam, ohne einen Schritt weiter gekommen zu ſeyn, als Lieutenant zurück. Ich kann meine Reiſe nur ſo, wie ich ſie machte, das heißt, als Courier beſchreiben, und nur auf das, was auf mich Eindruck machte, Rückſicht nehmen. Denn alles Uebrige hab' ich, da ich nicht ins Concept ſehen kann, in den Tod vergeſſen. In Kunzen, der erſten Poſtſtation, wo wir die Nacht blieben, waren wir ſehr froh. An einem Sonnabend kamen wir an und trafen den Herrn Paſtor hier in ſeinem Filial an, der blos auf Droſſeln vocirt iſt. Er erzählte uns von ſeiner traurigen Lage, und wir ließen ihn an unſerer Abendmahlzeit theilnehmen, die ihm wohl behagte. In Rutzau, nahe bei Polangen, ließen wir, nicht weil das Wirthshaus uns nicht behagte, indem deren auf der ganzen Straße kein einziges zu verachten war, ſondern weil wir einen Paſtor von anderer Art ſehen wollten, uns bei demſelben melden. Mich dünkt, er hieß Reimer und war Praepositus. Gewiß weiß ich, daß er ein Preuße von Geburt war, und daß er uns ſehr artig den Abend bewirthete. Da er nicht wußte, wie er ſich gegen uns nehmen ſollte, ſo warf er blos verſtohlene patriotiſche Blicke auf mich, ohne ſich mit einem Wort herauszuwagen, indem die Ruſſen zu dieſer Zeit in Curland ſo regierten, als in einer eigenen Provinz. Ich erwiederte ihm dieſe hieroglyphiſchen Zeichen und wir ſchieden, ſehr von einander erbaut. Daß doch die Menſchen ſo ſehr zum Glauben an einen National-

gott geneigt ſind —! In Mitau kehrten wir im erſten Gaſthofe ein, wo wir bis auf einen Mitgaſt eine ganz gute Aufnahme fanden. Dieſer unſer Mitgaſt war ein ächter curſcher Junker v. W—f, der uns ſo viel von Hauen und Stechen erzählte, daß wenn ich nicht ſchon auf der Univerſität mit dieſer Sprache bekannt zu werden Gelegenheit gehabt, ſie mir befremdlicher geweſen ſeyn würde. Jetzt blieb alles in der Ordnung und unſer curſcher Vorfechter drang uns kein Rapier auf, um an uns ein Experiment zu machen. Ich beſuchte meinen Landsmann, den Prof. Wachſen, der als Rector bei der Schule in Mitau ſtand, konnte mich an dem biron'ſchen Schloſſe, das inwendig eine wahre Wüſtenei war, von außen indeſſen ein herrliches Gebäude iſt, nicht ſatt ſehen, und betrat in wenigen Stunden den eigentlichen ruſſiſchen Boden. Schwerlich wird man innerhalb 7 Meilen, denn ſo weit liegt Riga von Mitau, einen ſo gewaltigen Unterſchied von Menſchen finden, als mir hier ſo auffallend war. Im Freiſtaat herrſcht eine ganz andere Denk- und Sprechart, als in der Monarchie. Dieſe Theorie ward mir hier augenſcheinlich, und ich muß, um die reine Wahrheit zu ſagen, bemerken, daß mir die Monarchie in meinem damaligen Alter (ich war im 20ſten Jahre) weit beſſer, als ein Freiſtaat, gefiel, und vielleicht läßt ſich das, wo nicht leichter, ſo doch eben ſo leicht erklären, als warum Tragödien für die Jugend mehr Reiz als Comödien haben, oder warum man in der Jugend leichter ſtirbt, als im Alter. Ohne Zweifel würde indeſſen meine von je her nach Freiheit ſtrebende Seele ſich doch mehr in ihrem Element gefühlt haben, wenn nicht die ariſtokratiſche Weiſe, welche in Curland gang und gebe iſt, mir die Freiheit (wenn

Aristokratien anders diesen Namen verdienen) gerade von keiner empfehlenden Weise gezeigt hätte. Unser Mitgast war kein hinreißender, sich und die Sache empfehlender Cicerone der Freiheit — da der Mensch Nichts, dagegen der Edelmann bei ihm Alles galt. Ist da Freiheit, wo nicht einmal die Gesetze der Menschheit gelten? Mein Reisegefährte, der Holländer zu Vater und Mutter hatte, indessen in Rußland geboren und erzogen, und ein ganzer Königscher war, fand nichts abgeschmackteres als einen prahlhansigen curschen Edelmann. Die curschen Edelleute nennen sich ohne Zweifel in Rücksicht der ihnen gebührenden großen Freiheit Barone oder Freiherrn. In Riga blieben wir nicht zur Nacht, speisten in einem guten Gasthofe zu Mittag, tranken Punsch und aßen Caviar kurz vor unserer Abreise; und dies kostete nicht weniger als 10 Thaler Albert's, wogegen unser bedrückter curländischer Gastwirth für einen wirklichen Ueberfluß von Schüsseln kaum den achten Theil forderte. Noch höre ich das Posthorn, das uns rief, und selten bin ich so froh von einem Mahle aufgestanden als hier. Obgleich es finster war als wir abfuhren, so ging doch eine Feuersäule des herrlichsten Wohlbehagens mir voraus. — Die erste Station machte mein Reisegefährte mir zu Liebe in Papendorff bei meinem Landsmanne, dem Pastor Blank, dessen Vater Bürgermeister in Gerdauen gewesen, und jetzt mit seiner Tochter zu Sohn und Bruder gezogen war, um hier ruhig ihre Häupter zu legen. Der Pastor besuchte vor vielen Jahren seinen Vater, der eben seinen Abschied erhalten hatte, und da sein Nachfolger, der regierende Bürgermeister, ihm die Oberhand im Kirchenstande streitig gemacht hatte, so konnte Pastor Blank sich nicht entbrechen eine Gastpredigt

am Sonntage: Wenn du von Jemand geladen wirst zur Hochzeit, so setze dich nicht oben an — zu halten, und den Rangstreit dieser beiden Häupter zum Vortheil seines Vaters nach buchstäblichem Inhalt des Evangelii zu entscheiden. Dieser kleinen Schwachheit unerachtet, wodurch der gute Pastor Blank sich in meinen Augen, obgleich ich noch ein junger Mensch war, nicht wenig herabsetzte, und die er ohne Zweifel seiner Schwester zu gefallen beging, welche eine Pietistin war und zu den Schäflein meines Vaters gehörte, fand ich doch in Pastor Blank einen guten braven Mann. Ich habe unter den geretteten Briefen einen von ihm vom 27. April 1761 gefunden, der mir viel Freude macht. Wenn ich die Züge seiner Buchstaben mittheilen könnte, so würd' ich ihn, wie er von den Stühlen der Hochzeitsgäste predigt, leib- und seelhaftig darstellen. Ich fand das Kleeblatt, Vater, Sohn und Tochter, am Ofen sitzend. Die Frau Pastorin dagegen bereitete das Abendbrod. Daß ich allen dreien wie vom Himmel gefallen vorkam, darf ich nicht bemerken, wohl aber, daß die Pastorin eine schöne liebenswürdige Frau war, dergleichen ich in Preußen unter den Weibern Lobesan, wie ich die Predigerfrauen aus dem Liede: „Erstanden ist der heilige Christ" zu nennen pflegte, nicht gefunden habe. Ich debutirte nicht eben zu meinem Vortheil, indessen zeigte selbst diese Spielerei, welche ich ausführte, daß ich voll Zutrauen und Freundschaft zu Pastor Blank kam. Ich hatte die vorige Nacht nicht geschlafen, und so war es denn kein Wunder, daß es mit meinem ersten Auftritt hinkte. Kann sich doch der gute Homer, wenn er lange gewacht hat, des Schlafes nicht erwehren. Mein Reisegefährte wollte aus Müdigkeit nicht essen, nicht trinken, sondern ließ sich sogleich

beim Posthalter sein Lager bereiten; ich dagegen stürmte das Pastorat, und da ich endlich durch Hülfe des v. Keyser'schen Bedienten die hölzernen Mauern erstieg und den guten Pastor beantlitzte, so fiel mir ein, ihm zu sagen, daß ich ihm etwas auf Befehl Ihrer kaiserlichen Majestät zu lesen zu geben hätte. (So fing sich mein Paß an.) Er entblößte sein Haupt, und als er an meinen Namen kam, fiel er mir um den Hals und führte mich mit beiden Händen zu den lieben Seinigen, ohne ein Wort zu sagen. Ich konnte dem guten Pastor den langen Bart nicht verzeihen, nachdem ich die artige Frau Pastorin kennen gelernt hatte, und hielt meinen Landsmann, dessen Pastorat eben nicht schön, dessen Kirche höchst schlecht war, jedennoch für so glücklich, daß die beste Kirche und das wohleingerichtetste Pfarrhaus in Preußen mir nichts dagegen gegolten hätten. Keyser holte mich des Morgens, nachdem er weidlich ausgeschlafen hatte, ab, trank Kaffee und aß ein Frühstück mit uns, und so reisten wir an einem nebligen Tage aus Papendorf mit dem Entschlusse, nirgends weiter anzuhalten, unsere Reisekost (die Frau Pastorin lieferte zu unserm Vorrath keine unbeträchtliche Beilage) unter freiem Himmel zu verzehren, und wo möglich damit bis Petersburg zu reichen. Wir hielten Wort, blieben selbst in Dorpat und Narva nicht länger als es höchst nothwendig war, und langten in St. Petersburg gegen Abend an. Den Tag haben, so wie alle andern pünktlichen Umstände, die Mäuse verzehrt. Etwa 10 Meilen (70 Werste) von Petersburg hatte ich mit meinem Reisegefährten ein mir noch unerklärliches Gespräch, zu dem ohne Zweifel meine, der Pastorin Blank bewiesene Achtung die Gelegenheitsmacherin gewesen seyn kann. Er bat mich nämlich, gegen seine

Schwestern nur nicht auf seine Kosten artig zu seyn. Wenn er die Einschaltung „auf meine Kosten" nicht angebracht hätte, so würd' ich diesen Vorbehalt, der mir äußerst unerwartet kam, als eine Beleidigung anzusehen im Stande gewesen seyn, wogegen er mich jetzt zum Lachen brachte. Er war mit seinen Schwestern nicht ganz zufrieden, weil sie, seiner Meinung nach, die Gunst seines Vaters unrichtig theilten, und ihm davon zu wenig zukommen ließen. Er wird gefunden haben, daß, so sehr ich seine Schwestern ehrte und schätzte, er gewiß hierbei keinen Verlust gelitten hat. — Obgleich der Schwager meines Reisegefährten, v. Lobry, jetzt wieder in St. Petersburg war, so kehrten wir doch in dem Hause des Nicolai Andreetz, zu deutsch, des Gouverneurs von Preußen, Generallieutenants v. Korff ein, an dessen Castellan Keyser Briefe hatte, und der uns mit Caminfeuer und einer willkommenen Mahlzeit bewirthete. Den andern Morgen ging mein Reisegefährte zu seinem Schwager, und erst am Abend zog auch ich in das Lobry'sche Haus, ohne daß ich das Quartier der Stadt, wo es liegt, bestimmen kann. Ich werde von dieser Kaiserstadt, dem Alexandrien Peter des Großen, der Haupt- und Residenzstadt des ganzen russischen Reichs keine Beschreibung machen, die bis 1703 aus ein Paar kleinen Fischerhäusern bestand, und die Peter so groß machte, als er selbst war, so daß er schon 1714 den Senat, und 1718 die andern Collegia hierher verlegen und den vornehmen und reichen Familien befehlen konnte, sich hier Häuser zu erbauen, welche ein großer Theil des Adels erst unter der Kaiserin Elisabeth, zu verkaufen die Erlaubniß erhielt, so lästig sie ihm auch waren, indem sie für Moskau, eine in der Mitte des alten Rußlands liegende Stadt,

eine unzuverleugnende Vorliebe haben und behalten. Petersburg ist über eine starke deutsche Meile lang und eben so breit, ist offen, und wenn gleich die breiten und geraden Straßen die Luft nicht hindern, sondern deren Reinigkeit befördern, so behaupten doch die Fremden einstimmig, daß Petersburg nicht der gesundeste Ort sey. Alles muß hier Pferde und Wagen halten, und in den Miethscontract eines jeden Informators gehören zwei Pferde und eine halbe Kutsche oder Schlitten, weil wegen der Entlegenheit kein Mensch mit einem Paar Beinen auskommen und mit einem Paar Füßen sich behelfen kann. Der Newastrom ist zwar 4, 5 bis 800 Schritte breit, indessen nicht überall tief genug, so daß die großen Kauffartheischiffe in Kronstadt erleichtert werden müssen. — Mit Entzücken nenne ich diesen Namen, wo ich herrliche vier Wochen gelebt habe, und nie habe ich Pillau gesehen, ohne mich an dieses, für mich unvergeßliche Kronstadt zu erinnern. Die Kaiserin Elisabeth hatte einen Pallast von Holz (das Haus des Nicolai Andreetz war von derselben Materie), und so hab' ich eine außerordentliche Menge dergleichen Häuser gefunden, die ich gewiß nicht dafür angesehen haben würde, wenn ich nicht von meinem Reisegefährten davon wäre unterrichtet worden.

Die zwölf Linien auf Wasili Ostrow oder so viel herrliche breite und gerade Straßen fanden meinen Beifall, so wie das Gebäude der Akademie, welche Peter I. stiftete, und mit der eine Universität verbunden ist. Nächst dem Universitätsgebäude ist ein langes steinernes Gebäude, wo die hohen kaiserlichen Collegia ihren Sitz haben. Bei Grot — ich werde ihn bald näher bezeichnen — ward ich mit einen Collegen-Junker (Referendarius) Kramer bekannt, der mich in den Kammern der Collegiorum her-

umleitete, und hier sehen ließ, was nur erlaubt war; allein es wandelte mich jederzeit, so oft ich mich an diesen Orten befand, eine solche Bangigkeit an, als wenn ich in die Bastille, unseligen Andenkens, gebracht werden sollte.

Auf der Admiralitätsseite ist der Winterpallast, welchen die Kaiserin Elisabeth von Steinen prächtig aufbauen lassen. Es ist ein längliches Viereck, — in der untersten Etage sind jonische, und in der obersten korinthische Säulen, welche das Entresol durchgehen. An der Südseite ist das Portal. Noch war dieser Pallast nicht bewohnbar, und wie ich nicht anders weiß, hat ihn Peter III. allererst bezogen, obgleich er auch bei seinem Einzuge noch nicht völlig vollendet gewesen seyn soll. Die Millionenstraßen, deren es eine große und eine kleine giebt, habe ich noch wie das Perspectiv behalten und zwar alles so lebhaft, daß, obgleich ich nach der Zeit so manchen großen Ort, und besonders Berlin gesehen, dennoch nichts das Andenken von Petersburg in mir geschwächt hat. Noch sehe ich die vergoldeten Thürme blitzen, noch rufe ich einen Ischwoschik nach dem andern, und lasse mich herumfahren, noch bewundere ich die herrliche frische Winterluft, in der man immer wie im kalten Bade ist. Die Kaiserin Elisabeth bewohnte einen hölzernen Winterpallast, und, wo ich nicht irre, war es hier, wo ich den Geburts- oder Namenstag des damaligen Großfürsten celebrirte. Ich setzte mich in prächtige Kleider, zu denen mir Freund Borchard, mein Landsmann (auch er wird sogleich präsentirt werden), verhalf, weil die meinigen zwar sehr reinlich und gut, indessen nicht hofmanierlich waren, und fuhr, von Lobry und Keyser begleitet, an Hof, wo alle fremden Minister, die russischen und andere Hohen versammelt waren. Regen, wollt' ich

nicht Platzregen, dacht' ich, als ich die Heiligthümer des Hofs betrat. — Ich war verblendet und hatte mein gesundes ehrliches Auge verloren. Nach ein Paar Stunden indessen kam ich zu mir selbst, welches vielleicht das lange Stehen verursachte, welches mich zur rechten Zeit an meine Menschheit erinnerte, die mit der Hofheit gemeinhin nicht in gutem Vernehmen lebt. Kaum hatte ich meine Müdigkeit empfunden, so ward ich so sinnig oder übersinnig, daß jene Hofschuppen von meinen Augen fielen, und ich mein Augenlicht so hinreichend wieder erhielt, daß ich den Tand über Hals und Kopf gewahr ward. Wie Mücken kam mir der größte Theil dieses hohen Schwarms vor, der sich über die Adler zu setzen und Glaskronen für Sonnen anzusehen kein Bedenken fand, als welche dem Adler zu umfliegen so leicht wird. Große Noth und Verlegenheit sind die Mysterien, wodurch Menschen groß und erhaben werden! — Der französische Minister, Marquis de L'hopital, war ein so galanter Mann, daß er sich, wie man sagte, alle Ecorts mit einem Instrumente ausriß und sonach entwurzelte. Der englische Minister v. Keith sah mir wie ein alter Bürgermeister aus, und hatte an diesem Tage ein rothes Kleid, Sievers ein Kleid mit Edelsteinknöpfen. Iwan Iwanowitz, der jüngste, (Schuwalow) der damalige Liebling Elisabeths, sprach über eine Stunde mit der Großfürstin, und so vertraut, daß man vermuthen sollte, sie hätten die geheimnißvollste Verabredung vor, obgleich beide sich nicht ausstehen konnten; wie er denn auch gleich nach Elisabeths Tode Petersburg verließ und in Italien lebt. Man verachtet und, wie mich dünkt, mit Bestande Rechtens, Comödianten, weil sie etwas sind und etwas anderes vorstellen. Höfe unterscheiden sich

von ihnen, weil sie zwar das nämliche, allein nicht für klingende Münze thun, und weil sich die handelnden Personen immer besser zeigen als sie sind, wogegen die Comödianten sich gut und böse, je nachdem ihnen die Direction das Schnupftuch zuwirft, zeigen müssen. Man sagt, die beste Art für ein Frauenzimmer, sich vortheilhaft an einen Mann zu bringen, sey, aufs Theater zu gehen und lauter gute Rollen zu spielen, und man sagt die reine Wahrheit. Wie viel Komisches und Tragisches müßte es abwerfen, wenn man Hof und Theater vergliche. Der Hof wird durchs Theater travestirt; und wenn ich es gleich nicht ertragen kann, daß durch die Umstände, unter denen man sie stellt, oder des Mannes, der sie vorbringt, die schönsten, edelsten, witzigsten Stellen lächerlich gemacht werden, so könnte man doch wohl dem Hofe dergleichen Demüthigung gönnen. Wenn nach dem Ausspruche des goldenen Mundes Voltaire's die Geschichte nichts als eine Schilderung von Schandthaten ist, so kann ja wohl der Hof zufrieden seyn, wenn er mit dem Theater verglichen wird. Die Maitresse Peter's III. gefiel mir am wenigsten, die jetzige Kaiserin am meisten. Welch' ein Gesicht! welcher Geist in ihren Augen! — Große, und ich setze mit Wahrheit hinzu, gute Frau! schon oft und besonders in den Lebensläufen hab' ich dir ein Monument errichtet, allein in meinem Innersten steht eines, was mehr gilt als schwache Worte! Du hast nicht unmittelbar Schuld am Tode deines Gemahls, gewiß nicht, und wenn es nach deinen menschenfreundlichen, mütterlichen, edlen Gesinnungen ginge, wie glücklich wäre dein Reich, und wie glücklich die Welt! —

Ich bin noch, ehe ich nach Kronstadt reise, verpflichtet, meine petersburg'schen Bekanntschaften zu beschreiben.

Den guten Männern, Grot und Borchard, habe ich es schon oben versprochen. Die Majorin Lobry, eine Schwester meines Keysers, ist eine liebenswürdige Frau, häuslich, haushälterisch und doch zuvorkommend und artig. Auch nicht mit einer Miene hat sie mir zu verstehen gegeben, daß ich ihr lästig wäre; vielmehr hörte sie mich gern, wenn ich etwas erzählte oder vorlas. Ueber meinen Patriotismus pflegte sie zu lachen, wenn ihr Gemahl darüber empfindlich schien. Lobry hatte einen besondern Gesichtszug in seiner Gewalt, und konnte so aussehen, als wenn die Sonne durch Donner- und Blitzwolken bricht; sonst aber war er seiner Gemahlin werth, und er und sie ein seltenes Paar! Uebrigens besaß Lobry Muth und Verstand, und wenn er gleich in Hinsicht des letztern meinen Reisegefährten nicht übertreffen konnte, so ließ er ihn doch in Hinsicht des erstern zurück. Die Eltern des Lobry waren Engländer und hatten sich nach Petersburg verpflanzt. Ihre ganze Einrichtung bewies, daß sie nicht aus dem Stande waren, in den sich ihr Sohn gebracht hatte, allein dieser ehrte sie so, als wären sie fürstlich. Wir gingen eines Sonntags in die englische Kirche, die wegen des Ablebens Sr. englischen Majestät ganz schwarz behangen war. Der Prediger las eine Predigt, nachdem vorher eine Art Glaubensbekenntniß von der Gemeinde katechetisch war abgelegt worden, wobei Keith so gut wie Alle antwortete, und wo er, wenn der Takt es wollte, so gut wie Alle kniete. Das Beste, was mir an Keith gefiel, war, daß er sich von lauter Schwarzen bedienen ließ; selbst sein Kutscher war ein Schwarzer! Nach der Predigt aßen wir bei den Lobryschen Eltern, einem grau gewordenen Paare, das uns unter anderm einen schönen Pudding vorsetzte. Eine

schöne Mahlzeit, bei der mir des Sohnes und der Schwiegertochter Betragen mehr, als die sonst herrliche, wiewohl nach englischer Art eingerichtete Mahlzeit behagte!

Grot war Informator in einem sehr ansehnlichen Hause, und obgleich ich diesen Mann als Cabinets- oder Gouvernements-Prediger des preußischen Gouverneurs von Korff nur blos in der Ferne in Königsberg kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, als zu welcher Zeit er auch ein Trauerspiel in Versen den Schauspielern gab, das einigemal nicht mit sonderlichem Glück gegeben ward, so empfing er mich doch so, als ob wir die heißesten Freunde gewesen wären. Er erkundigte sich sehr nach Scheffnern, Borowski und Neumann. Der erste und der letzte waren zur Armee gegangen. Borowski stand, wo ich nicht irre, schon zu dieser Zeit als Lehrer im Knobloch-Schulreim'schen Hause. Grot war ein lieber guter Mann, der gern Alles, was nur in seiner Gewalt war, mir zu Gefallen gethan hätte; indessen da er gemächlich war und gut zu leben liebte, so wäre nicht viel in seiner Gewalt gewesen, wenn auch das vornehme Haus, wo er lebte, ihn nicht ganz außerordentlich gefesselt hätte. Er machte mich mit Pastor Treffort, der bei der lutherischen Kirche Prediger war und mit dem Collegen-Junker Cramer, seinem Landsmann, einem Holsteiner bekannt; und ich habe so manchen schönen Nachmittag in seiner Gesellschaft verlebt, die Freund Borchard, ein Preuße, verstärkte. Dieser Mann stand in dem Hause eines Kaufmanns, hatte 400 Rubel, freie Station und Equipage; indessen legte er sich selbst den Zwang auf, den die Umstände dem guten Grot auflegten; denn er war unzufrieden, furchtsam und schien vom Heimweh übel geplagt zu werden. Grot kam nachher nach Narwa in das Haus des Hofmarschalls

von Dücker, wie er mir unterm $\frac{7}{18}$ Aug. 1762 schrieb, und ist nach der Zeit Prediger in Petersburg geworden. — Wir haben eine lange Zeit mit einander Briefe gewechselt, und nur vor einem Jahre hatte er mir seinen Vetter, der nach Leipzig als russischer Consul ging, empfohlen, dem ich indessen, da er seinen Brief zu spät abgab, keine Höflichkeit zu erweisen im Stande war. Wie gern hätt' ich ihn länger als die eine Stunde festgehalten, in der er mir die Nachricht gab, daß sein Onkel von der Schulbehörde viel erlitten und das Inspectorat über diese ganze Anstalt aufgegeben hätte.

Ich hatte mich zwar mit Geld auf diese Reise versehen, indeß hatte Keyser in Königsberg kurz vor unserer Abreise 800 Rubel in einer Lotterie gewonnen, in der man im Augenblick sein Schicksal wußte, weil gegen den Empfang des Rubels gedreht ward, und da kam denn Glück oder Unglück in wenigen Augenblicken zum Vorschein. Ich war noch nicht ganz arm, indessen glaubte ich kaum mit meinem Gelde bis Preußen zu reichen, und ließ mich also verleiten, in ein dergleichen Lotteriehaus in Petersburg anzufahren und in dem Vorsatze, etwa 5 Rubel aufs Spiel zu setzen, verspielte ich, durchs Verlieren erboßt, meine ganze Baarschaft bis auf 10 Rubel, die es denn nun wohl freilich nicht ausmachen konnten. Borchard streckte mir auf eine großmüthige, edle Art Reisegeld vor, sonst würde ich nothgedrungen gewesen seyn, in Petersburg zu bleiben und mich irgendwo unterzubringen. Ich setzte es auf diesen Umstand aus, und habe es oft in zweifelhaften Fällen in der Art gemacht, daß ich bei mir beschloß: tritt dieser Fall ein, so thust du so; tritt jener ein, so thust du anders; wohlverstanden, alsdann hingen jene Fälle des Looses nicht

von mir ab. Hätte Borchard Nein gesagt, so würde ich in Petersburg geblieben seyn und angenommen haben, daß es Gottes Stimme sey. Jetzt da es Ja war, hätte so leicht nichts mich halten können! —

Ich habe noch andere Freunde zu nennen, allein ich muß zuvor nach Kronstadt, um sie kennen zu lernen. Lobry, seine Gemahlin, v. Keyser und ich fuhren dahin, und der Seltenheit wegen fuhren wir an ein Wirthshaus an, welches auf dem Eise des Flusses erbaut war. Ein dergleichen Anbau würde auf unserm Pregel auch im stärksten Winter nicht der Mühe werth seyn, und obgleich der Winter von 1760 bis 1761 fast so schlecht als der von 1790 und 1791 in Preußen gewesen ist, wo das Eis des Pregels kaum den Fußgänger überhielt, so ist doch nach Hermann die Newa in Petersburg am 18. Novemb. 1760 mit Eis bedeckt gewesen, und den 4. April 1761 ist erst das Eis aufgegangen. Wir kamen in ein hölzernes Haus in Kronstadt an, wo ich den guten Viceadmiral v. Keyser und seine Töchter antraf. Ich wollte den Damen die Hand küssen, allein sie waren so gütig, mir alle den Mund zu reichen. Man nennt sich in Rußland blos mit dem selbsteigenen und dem väterlichen Vornamen, und so ward ich in Kronstadt wie in Petersburg nicht anders als Theodor Iwannowitz vorgestellt. Zwar hieß mein Vater nicht Johann, sondern Melchior, indessen hat man diesen Namen nicht im Russischen, und alsdann hilft Iwan aus aller Noth. Theodor Iwannowitz lernte sonach Anna Antonna, Catharina Antonna, Sophia Antonna und Dorothea Antonna kennen, und es war den ersten Abend unter uns so, als wenn wir uns schon viele Zeit gekannt hätten. Mit Entzücken seh' ich diese Namen alle aus einem Briefe,

den ich zu den heiligen geretteten Ruinen rechnen kann, einem Briefe, den ich Keysern nach meiner Rückkunft wegnahm, den sein Vater, Judith Lobry und seine Schwester Anna Justina geschrieben hatten und wo nur blos Tag, Monat und Jahr fehlen! Ach, wenn sie doch nicht fehlten! Der Brief ist holländisch, in der Vater- und Muttersprache dieser so guten Familie abgefaßt, und in dem Briefe der Anna Antonna bemerkt — in einem Briefe, den mir ihr Bruder nach unserer Zurückkunft geschickt hat — daß den 14. dieses Keysers Geburtstag gewesen, den sie mit einem Pokal über Tisch gefeiert haben. Nur leider ist der Monat auch zerstört, und ich kann also jeden Monat den 14. meines Freundes Geburtstag feiern. Ich bin nie zu Scheffnern nach Sprindlacken gefahren, ohne an das hölzerne Haus des guten Viceadmirals in Kronstadt mich lebhaft zu erinnern, wo ich so frohe Stunden gelebt habe! — Das scheffner'sche hatte in der That etwas ähnliches von diesem, in meiner Imagination ganz wie in natura stehenden Hause. Auch werd' ich nie ein Haus in dieser Welt bewohnen, wo nicht in piam recordationem ein Zimmer mit papiernen Tapeten ausgeschlagen seyn sollte, weil ich dort die ersten papiernen Tapeten sah, die meinen Beifall hatten. Ehe ich nach Kronstadt kam, hatte ich nie einen Tropfen Brandwein über meine Lippen gebracht; indessen versicherte man mich, daß ich dieses Gelübde gewiß in Kronstadt brechen würde, und ich habe es leider! zu meinem Schaden erfahren, daß man in Kronstadt diesem Getränke nicht zu widerstehen im Stande ist. Ein Heiliger hätte sich von so brav unwiderstehlichen Leuten verführen lassen. Es war nichts mehr nöthig, als den würdigen Viceadmiral zu sehen, um ihn zu lieben. Desto

kränkender indeß war es mir, gleich den folgenden Tag zu bemerken, daß man ihn ganz trunken zu Bette bringen mußte, welches alle Tage der Fall war, und es kann ihm nicht anders als grausame Ueberwindung gekostet haben, sich den Tag unserer Ankunft aufrecht zu erhalten. Bis auf das erstemal, als der Viceadmiral trunken in sein Bett gebracht werden mußte, war mir ein Betrunkener ein Unmensch, ein Ermensch, und wenn gleich ich noch bis diesen Augenblick es unausstehlich finde, gemeine Leute und Untergebene betrunken zu sehen, so hat doch das Beispiel dieses sonst so würdigen Mannes mich in Hinsicht des Trunkes, wenn Leute vom Stande sich ihm ergeben, milder gemacht. Das Trinken mit Wohlgefallen, das Jesuiterräuschchen schließt oft Herz und Seele auf, und mögen denn auch hier Kleider Leute machen, so ist doch einem Menschen, der von seiner Vernunft oft so übel geplagt wird, nicht ganz zu verargen, wenn er sich durch ein Räuschchen eine bessere Aussicht veranlaßt. Trunk ist Seelenschlaf, und wer ließe sich den Schlaf wohl nehmen, wenn er auch jede Stunde des Wachens zu benutzen verstände. Im Rausche verschläft man so viele Staatsübel und so manche üble Behandlungen derer, die sich ans Staatsruder zu bringen gewußt, den Neid und die Bosheit und den Spleen über verkanntes Selbstverdienst. Die Lebensart des Viceadmirals war: des Morgens gleich nach dem Aufstehen hatte er die Gewohnheit Kaffee zu trinken, sodann nahm er Rapporte an, bei denen schon immer ein Schälchen gegeben und genommen ward, so daß der brave Mann fast immer in einer Art Schwindel zu Tische kam. Vor Tische fuhr er zuweilen aus; und da ich oft das Vergnügen hatte, ihn zu begleiten, so traf mich auch mit

die Ehre, daß Fahne und Spiel ihre Schuldigkeit thaten. — Ob ich nun gleich dieſe Honneurs ſchon in Petersburg entbehren mußte, ſo ließ ich mir dieſe Kürzung zwar am Hofe zur Noth gefallen, nahm es aber entſetzlich übel, daß, als ich in Königsberg den erſten Tag meiner Ankunft die Hauptwache vorbei ging, man ſich ſo ſehr vergeſſen konnte, einem Studenten den militäriſchen Ehrenpreis zu verſagen. Ich wollte mich mit der Sentenz, daß kein Prophet in ſeinem Vaterlande im hohen Cours ſtehe, tröſten; allein ſo ganz konnt' ich mich nicht beruhigen. Die Tafel beim Viceadmiral war nicht übertrieben, allein ſchmackhaft und gut. Hier ward wenig, und gewöhnlich Franzwein getrunken. Ueberhaupt ſteht der Wein in Rußland dem Punſch ſehr nach, den man dort mit Fleiß und Kunſt ſo hoch als möglich getrieben hat. Allgemein ward behauptet, daß die Engländer in die ruſſiſche Punſchſchule, ohne ſich zu ſchämen, gehen könnten; beſonders brauchte man eine rothe Beere, halb ſo groß als eine Kirſche, allein ohne Stein, die man Kluguwa nannte und die einen ſäuerlichen Geſchmack hatte, zur Erhöhung dieſes Getränks. Von einem Profeſſor Fiſcher der Akademie der Wiſſenſchaften war eine Geſundheit naturaliſirt, deren er ſich, wenn er nicht weiter im Diſputiren kommen konnte, zu bedienen die Gewohnheit hatte: Ergo bibamus. Hundertmal habe ich im Stillen gewünſcht, dieſe Kluguwa *) zu beſitzen, um mit meinem Freunde Johannes, der, je tiefer er in die 50 kömmt, je mehr mit ſtarkem Getränk ſich ausſöhnt, davon beim Punſch, den mein Johannes, wenn gleich er

*) Iſt wohl die Berberitze, die auch in Preußen wächſt und beim Punſche angewendet wird.

nicht in Petersburg gewesen, vorzüglich liebt, Gebrauch zu machen! Seit einiger Zeit zanken wir nicht mit einander und als wir zankten, konnten diese Disputе mit ergo bibamus nicht beigelegt werden; so wie Prof. Fischer verzeihen wird, sein Andenken mit diesem Amen feiern zu können. Nachmittags waren in der Woche dreimal Kränzchen, wo die holländischen und englischen Seeoffiziere von gewissem Range zusammen kamen, und hier ward erzählt, disputirt und getrunken. Nach Endigung einer jeden Bowle Punsch reichte man ein Gläschen Danziger Brandwein herum, und so ging's bis 11 Uhr, da dann ein jeder Mühe hatte, sein Bette zu finden, um von des Tages Last und Hitze sich auszuruhen. Zum Schluß ward etwas kalte Küche herumgereicht. Ich bin nur ein oder zweimal bei diesem Punschkränzchen gewesen, und wenn ich gleich immer im Rest blieb, so hatte ich doch über Gebühr getrunken. Indessen kann ich mir hier das Zeugniß nicht versagen, daß ich in meinem ganzen Leben nie betrunken gewesen, daß ich nie meine Vernunft in diesem falschen Spiel verloren habe, und daß, wenn gleich mir ein Gläschen über Durst den folgenden Tag unangenehme Hitze und Wallung im Blute gemacht, ich doch, des Lebens Bitterkeit zu vertreiben, noch zuweilen nicht ermangeln kann, mit Wohlgefallen ein Glas drüber zu nehmen. Oft bin ich in der Verlegenheit gewesen, außerordentlich viel trinken zu müssen, allein nie hat man es bei mir bis zur Trunkenheit bringen können.

Kronstadt ist eine Stadt und Festung auf der Insel Ritzkar. Peter der Große legte Hafen und Stadt an, und es dient das Kastell Kronschlot zur Beschützung der Stadt, welche nach der Länge und Breite der Insel an-

gelegt ist. Im Winter konnte ich den Mangel des Pflasters nicht bemerken, indessen sind diese mit hölzernen Häusern bebauten Straßen nicht gepflastert, wogegen der große viereckige Platz, welcher nach dem Kauffartheihafen geht, diesen Vorzug hat; dieser Platz wird durch den großen Kanal durchschnitten, und ist von drei Seiten mit großen Häusern von Stein bebaut, die jedoch eben so, wie die zwei kaiserlichen steinernen Paläste, verfallen. Wir aßen einmal hier bei einem englischen Kaufmann, der sich seiner Geschäfte halber in Kronstadt aufhielt, wo drei große und bequeme Häfen neben einander liegen, nämlich der Kauffartheihafen, der Hafen der Kriegsschiffe, wo der größte Theil der russischen Flotte sich befindet, und noch ein Hafen, wo die aus- und einlaufenden Kriegsschiffe ausgerüstet und wieder abgetackelt werden. — Der General v. Lubras hatte unter der Regierung der mächtigen Kaiserin Elisabeth vor wenigen Jahren einen Kanal zu Stande gebracht, wo die größten Kriegsschiffe in den darinnen befindlichen Doggen ausgebessert werden, den Peter I. zwar beabsichtigt, allein nicht erreichen können. Engländer und Holländer sprachen von diesem Kanal als einem halben Wunder, den man Peter I. getauft hatte. — Zwischen dem Kastell Kronschlot und dem Hafen Kronstadt gehen die Schiffe nach der Residenz St. Petersburg, welcher Kronstadt und Kronschlot zur Deckung dienen.

Da ich mich mit der Mathematik auf der Universität beschäftigt hatte, und hier die mir angebotene praktische Gelegenheit benutzte, so ward mir der Antrag gemacht Seedienste zu nehmen, und mir verheißen, daß ich, wo nicht gleich, so doch bald eine Officierstelle erhalten sollte. Auf den ersten Anblick mochte vielleicht diese-

Anlage mir nicht unangenehm gewesen seyn; indessen werde ich, wenn ich nach Petersburg zurückkomme, bemerken, mit wie vieler Mühe ich mich hievon losgemacht. Ich war, so bald man meine Person in dergleichen Anspruch nahm, oft zu leicht mit dem Ja fertig; allein es kamen mir die Nachwehen des zu eilfertigen Zuschlagens alsdann gemeinhin so theuer zu stehen, daß ich mir tausendmal vornahm, mich nicht aus der Hand sogleich wegzugeben, sondern es zu einer Verabredung und Punktation auszusetzen. Der alte Viceadmiral war ein sehr großer Liebhaber der Musik. Er und alle seine Töchter machten ein allerliebstes Concert. Das Fräulein Dorothea Antonna, die jüngste Tochter, spielte das Baßetell; und da mir dieses Instrument in ihren Händen außerordentlich gefiel, so erbot sie sich selbst, mir darin Unterricht zu geben, worin ich auch um so mehr zunahm, als ich Musik verstand und von meiner Jugend an alles, was ich singen konnte, auf allen Instrumenten zu spielen im Stande war. So lebte ich leider! nur 14 Tage. Die Unbefangenheit meines Herzens und meiner Seele, und die edle Dreistigkeit, die daraus entstand, daß ich auf einmal aus einem blöden Jünglinge ein freimüthiger, in die große Welt gestoßener junger Mensch ward, und eine Seelenmanumission erfochten hatte, machte, daß ich wie Schwester und Bruder in dieser mir ewig theuren Familie lebte, und mich von ihr nicht ohne die lebhafteste Empfindung trennen konnte. Die Unbefangenheit steht freilich auch dem gemeinsten Mädchen nicht übel; allein Personen von einer bewährten Erziehung kleidet sie zum Entzücken. Man schätzt sie hoch, allein man bewundert diese Unbefangenheit, wenn sie das Eigenthum eines wohlerzogenen Mädchens ist. Dort ist sie Genie,

hier Geſchmack. Die Trennung hätte mich noch weit mehr angegriffen, wenn ich nicht in der feſteſten Hoffnung, noch einmal nach Kronſtadt zu kommen, oder dieſe Lieben alle in Petersburg zu ſehen, Abſchied genommen hätte. Es iſt nichts Beſonderes, daß ich in Kronſtadt mein Vaterland vergaß, und über den Beſchäftigungen mit der Mathematik und der Muſik nicht den entfernteſten Gedanken hatte, wieder heim zu kehren. — Ich that auf mein Vaterland nicht Verzicht, allein es kam mir nicht in Sinn und Gedanken. Wäre ich länger in Kronſtadt geblieben, ich fürchte faſt, daß ich es ganz zu vergeſſen im Stande geweſen wäre; allein es war ein Glück für mich, daß ich wieder nach Petersburg kam, wo ich aus einer Zerſtreuung in die andere geſtürzt wurde, und wo ich ſchon den dritten Tag in mir beſchloß, zurück nach Preußen zu gehen, und den Hofrath Nicolovius nicht warten zu laſſen. Man darf nicht eben verliebt ſeyn, ſondern nur unbeſorgte Frauenzimmer kennen lernen, um ſeinen Lebensplan, wo nicht völlig zu vergeſſen, ſo doch ihn nur beiläufig in Erwägung zu ziehen. Seht die Lilien auf dem Felde, und ſie bekommen doch Männer! Man ſuchte mir in meinem Quartier den Gedanken nicht aufzufriſchen, ſondern ihn dringend ans Herz zu legen, daß ich mich dem Kriegsdienſt zur See widmen möchte, und eben dieſe Dringlichkeit ſchlug den eilfertig gefaßten Vorſatz vielleicht am meiſten nieder. Ich überzeugte mich, daß es mit meinem Studiren gethan ſeyn würde, und blos dieſe unüberwindliche Liebe zu den Wiſſenſchaften beſiegte alle meine Zweifel, die mir indeſſen gerade in dem Verhältniſſe, als man die Zudringlichkeit, mich dort behalten zu wollen, höher trieb, ſchwer fielen. Was kann aus dir in Preußen werden? und ehe

dies kleine Lichtlein aus dir wird, wie viel Wüsten mußt du durchkreuzen, wie viel rauhe Wege einschlagen? Deine Glücksumstände sind nicht die besten, studiren kann man überall; deine Eltern sind alt und werden sich in dieses Loos finden, wenn es dir auch nur leidlich und nicht lieblich fallen sollte. Du hast hier eine Familie kennen gelernt, die dich liebt und die du ehrst. Wer ist Bürge, ob Preußen je aufhört russisch zu seyn? und wie lange währt das Leben? — Clima kann nur für Kränkliche eine Bedenklichkeit abgeben; wer gesund ist, ist überall zu Hause. Welche herrliche Wintertage giebt's hier, die gewiß eben so gut stärken, kräftigen und gründen müssen, als ein kaltes Bad. (Man wollte durchaus, daß es in Petersburg gesünder als in Preußen wäre, und ich habe es nach der Zeit auf Zahlen berechnet gefunden, daß, nach 14jährigen Beobachtungen über die Menge des in Petersburg fallenden Regens und Schnees, der neunte Theil des Jahres Schnee- und Regenwetter sey, und daß es nach 10jährigen Beobachtungen während 103 Tagen regne und während 72 Tagen schön, und daß, wenn das Jahr zwölf mal getheilt wird, ein Viertheil schönes Wetter, ein Drittheil Regenwetter, ein Fünftheil Schneewetter sey.) Gegen die Kälte deckt man sich mit Pelzen; und sind es gleich nicht Zobel von Jakutsk und Nertschinski, und von den schönsten, von denen man mir erzählt hat, daß selbst das Stück 50 und mehr Rubel in Sibirien kostet, so sind es Pelze von anderm Werth, dem Winter gleich respectabel. Es ist theuer in Petersburg und in den russischen Städten, allein man braucht hier auch nur wenig, wenn man Verstand in Rechnung bringt, und ohne den muß man keine Lebensbilanz entwerfen. Ich weiß nicht, ob es in der Welt einen fruga-

lern gemeinen Mann giebt als hier, der sich mit Stieh, einer Schüssel, die sogar auch vom Vornehmsten nicht verschmäht wird, behilft und Quas, seinen Haustrank, selbst braut. Wird nicht der Caviar, den die Störarten, die Sewr Sewrjugen und die Belugen von der besten Gattung geben, durch die ganze Welt und selbst ins gelobte Land, nach Italien, verfahren? Was schadet es, daß am kürzesten Tage (den 10. Decemb. alten Styls) die Sonne um 9 Uhr 15 Minuten auf-, und um 2 Uhr 45 Minuten untergeht. Die Nacht, sagt man, ist keines Menschen Freund, allein der gesellige Mann findet eine Freundin in ihr. Auch selbst der Gelehrte kann mittelst ihrer Stille sich in ein Elysium zaubern, und ist denn der gelehrte Stand der erste und beste in der Welt? Wird nicht ein jeder, der bis ans Ende beharrt, leichter selig, als der Gelehrte? Es gab Stunden, wo diese Zweifel schwer auf mir lagen, und Stunden, wo sie mir leicht wie eine Feder fielen. Am Ende überwand ich alle Schwierigkeiten, und dachte an Herkules, als er zwischen Wollust oder Weichlichkeit und Tugend oder Tapferkeit eine Inauguraldisputation hielt. In der That, ich möchte den Jüngling kennen, der in meinen Jahren und meiner Lage, bei so vielen ihm gelegten, ehren- und reizvollen Hindernissen doch so viel Ueberwindung gehabt hätte, eher üble Gerüchte zu wählen, und nur den schmalen Weg, der zur Tugend und zum Studiren führt, zu wandeln, als den breiten, der mir gewiß nicht ganz zu verachtende Vorzüge eröffnete. Das gezogene Loos ließ sich bei meinem Kämpfen das letzte Wort nicht nehmen. Borchard hatte mir Geld verheißen, und ich reiste. Nie hat mich mein Sieg gereut, und wenn er mir auch noch weit schwerer zu erringen gewesen wäre. Noch nach 30 Jah-

ren gewährt er mir nicht nur Zufriedenheit mit mir selbst, sondern auch eine Rückerinnerung, die ich um eine Viceadmiralstelle nicht weggeben möchte, und um ein Beliebungsschreiben, deren die jetzige Kaiserin so häufig nach den heutigen Zeitungen ausgestellt hat. Was wird denn aus Ihnen in Preußen werden? sagte mir die Majorin, als wir beide ganz allein waren, und dies einfache Wort, aus dem Munde einer so liebevollen, mir unvergeßlichen Frau als die Majorin v. Lobry war, schnitt durchs Herz — und würde mich vielleicht zu einem eben so schnellen Rückfall gebracht haben, wenn ich in Kronstadt und mein Entschluß jetzt nicht so felsenfest gewesen wäre. Warum waren Sie denn in Kronstadt anderer Meinung? — sagte mir die Majorin bei einer andern Gelegenheit, allein dieser Vorwurf that weniger Dienste; — ich suchte mir zu helfen, so gut ich konnte, und mußte **nolens volens** eine List erfinden, bei welcher mir Borchard Vorschub leistete, mittelst deren es mir gelang, mich denn endlich **bonis modis** von Petersburg völlig loszureißen. Borchard sandte mir einen Brief, den ich vorzeigen konnte, wodurch mir gemeldet ward, daß man in meinem Vaterlande mich versorgen wolle, und dagegen verlange, daß ich mich zu meinem Hausgötzen ohne den mindesten Anstand einfinden möchte. Wir brauchten oder mißbrauchten vielmehr den Namen des Vicepräsidenten und Prof. der Physik, Teske, den man in Petersburg kannte und schätzte, und ich ward ausgetrommelt, in die Zeitungen gesetzt, und sodann endlich mit einem Paß ausgerüstet, den ich aus den Händen des Großkanzlers v. Woronzow erhielt, dessen Inhalt mich zwang, binnen 10 Tagen abzureisen.

Da ich die wenigen mir noch übriggebliebenen Pa-

piere durchſuche, finde ich ein Recept zum Pudding, das mir die treffliche Majorin in die Feder dictirt hat. Eine Erſcheinung die mich ganz in jene Zeit zurückverſetzt. In der That, ich ſah dieſen Zettel wie ein Heiligthum an, und hatte nichts dringenderes zu thun, als ihn ſogleich in Wirklichkeit zu ſetzen, — und bei dieſer Mahlzeit ein Glas Punſch, wiewohl ohne Kluguva, zu Petersburg's und Kronſtadt's Gedächtniß zu trinken, zum Gedächtniß aller jener guten Seelen, denen es wohl gehe immerdar! Auch habe ich verſchiedene Recepte zu Birkenwaſſer und zu Meth aufgefunden, die in Rußland gang und gebe ſind, die mir alle heilig ſeyn ſollen. —

In Petersburg las ich die mitgenommenen Dichter, Virgil und Ovid, die mir auch unterweges zur Geſellſchaft dienten. Etwas Mathematik ließ ich mir durch den Kopf laufen, und von deutſchen Büchern hatte ich den Haller mit. Dieſe meine beſonders lieben getreuen Reiſegefährten beſitze ich noch. Mit Dank und Erkenntlichkeit werden ſie als bereiſt und erfahren von mir in Ehren gehalten. Waren ſie doch bei meiner Rückreiſe die einzigen, mit denen ich einverſtanden war, da das Schickſal es mir verſagte, mich mit meinem Autor, der zum claſſiſchen Manne ohnehin keine Anlage hatte, unterhalten zu können. Nur der Tod ſoll mich von jenen lieben Getreuen trennen.

Ehe ich Petersburg verlaſſe, noch einige Denkwürdigkeiten, die ich mir, wiewohl nur mit einem Worte, angezeichnet habe. Es iſt fürchterlich, was für Holz in Rußland verbrannt wird! Jedes Haus ſcheint einen ganzen Wald für den Winter zu bedürfen. Obgleich ich auch die Ehre habe, aus den Norden zu ſeyn, fiel mir doch dieſer Vorrath außerordentlich auf, den vielleicht der nicht

eben außerordentlich kalte Winter noch bei ungewöhnlichen Kräften erhalten hatte. Damals fürchtete ich mich weniger vor dem Winter als vor dem Sommer. Jetzt da ich 30 Jahre älter bin, würde sich dies Blatt umkehren; obgleich es immer fürchterlich bleibt, daß im Julius die Hitze auf 27 Grad Reaumür im Schatten, und 33 in der Sonne ist. Ich habe Sommerkleider gesehen, und diese sind so contrastirend gegen die Winterkleider, daß man der Russen warmes Bad im strengsten Winter daraus zu erklären im Stande ist. Ich glaubte, es müßte auch eine solche auffallende Unbeständigkeit den Russen eigen seyn, allein mit nichten. Die Stelle aus der Offenbarung Johannes: daß du kalt oder warm wärest, scheint bei dieser Nation in Erfüllung zu gehen. — Die Oefen sind original und dem Clima angemessen. Wenn doch unsere Herrn Ofenreformatoren diesen Umstand beherzigen möchten, die bei ihren Ofenvorschlägen das Clima so selten mit in Rechnung bringen. Die russischen Oefen beleidigen wegen ihrer unförmlichen Größe das Auge, sie bestehen gewöhnlich aus einem von Backsteinen aufgemauerten länglichen Viereck und haben eine außerordentliche Peripherie; indessen sind sie nicht nur in dem kaiserlichen Palais, sondern auch in Privathäusern so ausgeziert und verkleidet, daß dem Auge kein weiterer Einwand übrig bleibt. Es ist weit mehr als eine Stunde erforderlich, ehe der geheizte Ofen Wärme spüren läßt, indessen giebt er was er empfangen hat, desto länger wieder, und man heizt auch in den kältesten Tagen selten mehr als zweimal. Die doppelten Fenster und doppelten Thüren sind so luftwiderstehend eingerichtet, daß man an den Fenstern weniger Eis, als hier, sieht. Die Oefen, deren sich Peter I. so gut wie aller Sachen von Bedeu-

tung landesväterlich angenommen hat, werden nie anders als im Zimmer geheizt und dienen obendrein zu Ventilatoren, welche wegen der Entfernung aller Luft, die bei uns durch Thür und Fenster zuströmt, äußerst nothwendig sind. Die Newa, welche das einzige Trinkwasser in der ganzen Stadt liefert, ist hell und gut; doch werden auch viele auswärtige Wässer getrunken. Dem jetzigen Großfürsten (Paul) habe ich, als er in Königsberg war, mit meinem Vorrath bristoler Wasser, wovon ich einzig und allein in Königsberg einen kleinen Vorrath besaß, aus tiefer Noth geholfen. Das Admiralitätsgebäude hat einen hohen Thurm, der ganz spitzig in die Höhe läuft und mit Dukatengold stark vergoldet ist. Die Vergoldung soll über 50,000 Dukaten gekostet haben. Zur schuldigen Erkenntlichkeit dient denn auch dieser Goldthurm zum Wegweiser, da er in der Mitte der Stadt liegt und überall gesehen werden kann. Das Palais des Stroganoff hat mir außerordentlich gefallen, wenigstens erinnere ich mich an keines mit einer solchen Lebhaftigkeit. Das Haus Peter's I. interessirt wegen seiner Einfachheit und Unbeträchtlichkeit.

Im Naturaliencabinet werden viele Kleidungsstücke von Peter I. aufbehalten, und es ist ihnen ein besonderes Zimmer gewidmet. Er selbst sitzt auf einem Throne in einem Gallakleide. An einigen Kleidungsstücken, und besonders an den Strümpfen, findet man zum Beweise seiner Oekonomie Ausbesserungen, andere mit Gold gestickte Kleider dagegen zeugen von seiner Pracht. Es ist lobenswürdig, daß König Friedrich Wilhelm II. die Kleidungsstücke seines großen Vorgängers den Kammerlakaien überließ. Friedrich II. war uns nicht Peter I., und durfte es uns gottlob nicht seyn. Wir sind sichtbarlich über

dergleichen Reliquien hinaus. Ich mißgönne auch Gleimen den alten Königshut nicht, den er gekauft hat. Christus hauchte seine Jünger an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist. Um seine Kleider warfen die Kriegsknechte das Loos. — Wie lebhaft fiel mir im Naturaliencabinet mein Vater ein, der Peter I. gesehen und gesprochen hat, als er in dem Pfarrhause meines Großvaters ein Mittagsmahl auf königliche Kosten gehalten. Oft pflegte mein Vater zu erzählen, daß er ganz dreist gewesen mit dem Kaiser zu sprechen, der ihn so lieb gewonnen, daß er ihn durchaus mitnehmen wollen. Zwar sind meinem Großvater die Liebkosungen nicht anlockend gewesen, die der große Peter seinem Koch, der bei seiner Ankunft sogleich erscheinen mußte, allerhuldreichst angedeihen ließ, indem er ihn so geohrfeigt und den Kopf des armen Kochs so übel behandelt, daß nur ein russisches Cranium diese Begegnung liebreich und sogar schmeichelhaft finden können; indessen war mein Vater, nach seiner Versicherung, nicht im Stande, der Herablassung dieses edlen Wilden gegen seine Wenigkeit zu widerstehen, da mein seliger Großvater diese kaiserliche Anwerbung und die Bereitwilligkeit seines Sohnes begünstigte. So habe ich es blos meiner Großmutter zuzuschreiben, daß ich in Preußen geboren worden, indem sie ihren Melchior in einer Federtonne unterm Dachboden versteckte und ihn sonach hinderte, in Rußland vielleicht eine große Rolle zu spielen. Meine Mutter mochte diese Geschichte ungern hören; mir indessen war sie unschätzbar, obgleich ich jederzeit durch sie veranlaßt wurde, ein crimen laesae matris zu begehen. Denn natürlich wäre meine Mutter alsdann meine Mutter nicht geworden. So war es denn Bestimmung für meinen Vater und für

mich, nur mit genauer Noth dem russischen Scepter zu entkommen. Mein Vater mochte diesen Lebenszug herzlich gern erzählen und es war gewiß, ohne daß ich eben daran gedachte, der Hauptbestimmungsgrund zu meiner Reise nach Petersburg, an der mein Vater sonach mehr Schuld war als ich; obgleich er gewiß wenigstens im Anfange keine geringe Verwunderung über diese meine unbegreifliche und aus allem Lebenszusammenhange gerissene Ausflucht gezeigt haben wird. Könnten unter andern die Herrn Criminalisten ihre Untersuchungen so weit anlegen, welch' ein Halsrichter würde sich wohl mir nichts dir nichts herausnehmen, Stäbe zu brechen und den sogenannten Frevler mit einem: Gott sey seiner Seele gnädig, dem Scharf- und Nachrichter anheim zu stellen. Aus den Kleidungsstücken ist ersichtlich, daß Peter groß von Körper gewesen, und so hat ihn mir auch mein Vater beschrieben. Seine Beschreibungen haben mich mehr als alle Geschichtschreiber von Peters Größe überzeugt und erschüttert, denn sie hatten sich von Jugend an bei mir eingedrückt, und es ist mir unerklärlich und unbegreiflich, warum König Friedrich II. Petern I. in seinen Schriften so unbrüderlich begegnet. Konnte er wohl seinem Urtheil so viel zutrauen, daß es die Verehrung so vieler Millionen, die in Peter dem Großen den Schöpfer seines Volks bewundern, entkräften könnte? oder ist's leichter, in einem aufgeklärten Staat sich einzubilden, allein aufgeklärt zu seyn und sich auch so zu nehmen, als einen rohen Staat und sich selbst mit gleicher Allmacht und gleichem Allfleiß aus einem Chaos zum Licht zu tagewerken, welches Peters Nachfolger so überschwenglich verstärkt haben.

Ich will diese letzte Delung mit einem herzbrechen-

den Vorfall beschließen, der meine Lust und Liebe zum Vale et fave in Hinsicht Petersburg's befördert haben dürfte, ohne daß ich ihn zu jener Zeit bei meinem Entschluß unter die rationes decidendi auf- und anzunehmen gewürdigt habe.

Den dritten Tag, als ich in dem Quartier des Majors v. Lobry eingezogen war, besuchte ich den braven Grot. Unterweges beim Rückfahren vertauschten sich die Iswoschicks, und nun verlangte der neue Iswoschick von mir zu wissen, wohin er mich bringen sollte. Ich konnte dem guten Menschen das um so weniger sagen, als ich selbst in Königsberg nur während der Zeit, da ich Polizeioberer bin, mir die Straßenreviere bekannt gemacht habe; und doch gehe ich noch bis jetzt nie allein, weil ich jederzeit auf der Straße meinen Gedanken mich überlasse. Nachdem wir nun ein Paar Stunden in der höchsten Kälte herumgeirrt, und bald in dieses bald in jenes Haus eingesprochen waren, indem ich dachte, es wär' es; so kamen wir endlich in ein Wirthshaus, wo eine ganze Menge meinem bärtigen Iswoschick ähnlicher Menschen mich umringten und mich keiner kleinen Angst aussetzten. Ich sah nur zwei Wege ab, entweder auf der Straße zu erfrieren, oder mich meinem gegenwärtigen Iswoschick auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und dahin zu gehen, wohin er mich zu führen belieben würde. Ich nannte Major Lobry, allein von ihm wußte der Iswoschick kein lebendiges Wort. Ich wollte zurück zu Grot, allein er verstand mein Zeichen so wenig, daß wenn ich auch hätte annehmen können, der vorige Iswoschick hätte ihm diesen Ort genannt, ich doch nicht zu glauben vermochte, daß er meine Handzeichen zu verstehen im Stande wäre. Die Bangigkeit, die mich überfiel, schwarzkünstelte Alles vor

meinen Augen, und es war schrecklich, daß ich immer bezeichnete und er immer fuhr, ohne daß wir, wie es schien, vom Fleck kamen. Zum Glück fiel mir, nachdem ich schon in der That dem Erfrieren äußerst nahe war, Nicolai Andreetz ein, und nun wiederholte er: Nicolai Andreetsch und brachte mich in das Haus des preußischen Gouverneurs v. Korff, wo denn der freundschaftliche Castellan, bei dem ich mich zuvor zu Wärme und Leben brachte, ihm beschrieb, wohin er mich bringen sollte. — Man war bei Lobry sehr um mich bekümmert gewesen, und hatte dazu um so mehr Ursache, als zu dieser Zeit die petersburgische Polizei noch nicht so weit als jetzt gekommen war, und die Iswoschicks nur bis zu einer gewissen Stunde zu fahren die Erlaubniß hatten. Man fand 4 Tage vor meiner Abreise, ohnweit dem Lobry'schen Quartier, einen erschlagenen Menschen, den man, da nichts seinetwegen auszumitteln war, blos zu begraben sich bemühte. Das ist denn nun freilich das Geringste, was die Polizei in solchen Fällen thun kann, dem Todtengräber nämlich aufzutragen, das Polizeiscandal aus den Augen zu schaffen, und wo möglich aus dem Sinn. Mein Vorfall hat mir, ich leugne nicht, eine widrige Idee gegen Petersburg beigebracht, ohne daß Petersburg dafür konnte, daß ich nicht russisch verstand und daß ich nicht vorsichtiger gewesen war. So muß oft der Ort den Vorwurf übernehmen, der dem Fremden gebührt. Die meisten Reisenden kommen schon mit fertigen Gedanken an den Ort, wie Friedrich II. zu seinen Revüen. Noch einen Rückblick aufs Vorige.

Der verstorbene Kanzler v. Korff erzählte mir oft, daß, als er in Petersburg zum Besten des occupirten Landes gewesen, er jederzeit ein Testament bei sich ge-

tragen, worin er angeordnet hätte, auf den Fall seines Todes nicht in Petersburg oder Rußland begraben seyn zu wollen. Und da ich dieses Antirussen mich erinnere, noch einen Zug. Iwan Iwannowitsch erklärte sich wider den König. — Ewr. Excellenz, sagte Korff, Regenten zu beurtheilen sind wir alle beide zu schwach. — Und in Wahrheit, wir haben auch genug mit uns zu thun, ohne uns an diese majestätische Arbeit zu wagen. Auch hat er ihm bei Gelegenheit, daß von der höchst beträchtlichen Bibliothek des Iwan Iwannowitsch gesprochen worden, den Herrn und den Diener von Moser vorgeschlagen, als ein Buch, das ihm unterwegs viel Vergnügen gemacht hätte, und das er auf seiner Rückreise noch einmal lesen würde. — Daß dies alles Muth zeigt, ist offenbar; ob es aber dem Zwecke angemessen war, den der damalige Legationsrath v. Korff sich vorgesetzt hatte, ist eine andere Frage.

Die Papiere meine Rückreise betreffend lege ich bei, um dieses mir unschätzbare Andenken nicht im mindesten zu stören, so wie ich sie gefunden habe. Das Fehlende soll durch einige Postscripte ergänzt werden. Uebrigens werde ich mit einer Vorrede anheben, die ich in Königsberg präludirt hatte, um auf selbige das Textlied meiner Reisebeschreibung zu gründen, denn nie habe ich, ohne den Vorsatz zu einer Reisebeschreibung zu fassen, eine Wallfahrt unternommen, und so ging es auch hier; allein ich habe auf meiner Hinreise nach Petersburg nur data, todte Worte und kein lebendiges aufgezeichnet. Darf ich meine Reise jovialisch nennen, um sie pünktlich zu treffen? Warum nicht? Jove aperto, in freier Luft hat man nicht Zeit an Tinte und Feder zu denken. — Man genießt nicht, wenn man den Genuß bemerken und ihn

ſchriftlich auffaſſen will. Er bleibt unter den Händen. Hier iſt die Vorrede quaestionis, die, wenn ſie unterwegs hätte fertig werden ſollen, nicht exiſtiren würde. Es iſt eine beſondere Sache um die Freude. Wahrlich man lebt ſich, wenn man ſich freut, und will ſich auch immer ſelbſt leben. Es giebt viele Schriftſteller, die ſich ſelbſt kopiren und ihr eigenes Leben unter fremden Namen herausgeben. Faſt möchte ich behaupten, daß kein Buch in der Welt ſey, in welches der Autor nicht Abdrücke von ſich gelegt, und in welches er nicht ein Paar Linien von ſich angebracht hätte, an denen ſich Meiſter ſchon kennen werden, wie ſich Protogenes und Apelles an ihren gezogenen Strichen beſſer, als durch Viſitenkarten kannten. Außer jenen Meiſtern, die die Kunſt verſtehen, werden auch Fremde, wenn ſie gleich in jener Linienkenntniß unerfahren ſind, wiſſen, woran ſie mit dieſen Meiſterzügen ſind. — Ueber jene, welche hören, quod Jupiter Junoni in aurem susurrat, muß man ſich wegſetzen, denn dieſe finden, wo kein kluger Menſch etwas fand, ja wo er nicht einſt etwas ſuchte, hören Gras wachſen und Maulwürfe huſten. — Wer hat dergleichen Leute nicht kennen gelernt, wer aber auch nicht eine andere Art Menſchen, die ſich nicht mit Deutungen abgeben, indeſſen Stellen für die ſchönſten im Buche, für die lebendigen halten, wo der Schriftſteller ſich ſelbſt aufſtellte. Der Schriftſteller iſt fröhlich und guter Dinge, den Weg eines ſo gut gewählten Incognito's eingeſchlagen zu haben, auf welchem er ohne irgend Jemand mit ſeinem Ich zu beſchweren und ins Gehege zu kommen, dieſe Lieblingsneigung von ſich ſelbſt zu reden, die mit dem Lebens- und Erhaltungstriebe ſo nahe verwandt iſt, befriedigen konnte. Wie oft hört man von dem reden, was dem Verfaſſer eigen iſt,

vielleicht ist eben dieses Eigenthümliche in den meisten Fällen eben das, was er aus sich selbst nahm. Jeder Mensch unterscheidet sich vom andern. Ein jeder irrt nicht nur anders, wie mein Vorsänger Haller behauptet, sondern Jedermann hat auch im Nichtirren eine besondere Weise. Jeder ist anders, hat etwas Individuelles, das heißt, jeder ist ein Mensch, das heißt ein Geschöpf, wo das **principium indiscernibilium** recht zu Hause ist. Da sehr wenige sich zu beobachten im Stande sind, so haben wir auch so wenig Fixsterne, die ihr eigenes Licht haben, so wenig Selbstlauter, die todte Buchstaben beleben und sie in den Stand setzen, daß sie ausgesprochen werden können.

Dies, was ich von einem jeden Buch, den Euclides selbst nicht ganz ausgenommen, zu sagen mir getrauen könnte, findet noch mehr von einer gewissen Art Bücher statt, die es recht mit gutem Vorbedacht, doch **sine ira et studio**, dazu anlegen, Menschen zu treffen. Man sagt, daß jeder Mahler sein Weib, seinen Sohn, seine Tochter, seine Verwandten in seinen Gemälden portraitire. So kenne ich einen, dessen Simeon seines Vaters Bruder, und dessen Maria Magdalena seiner Frauen Schwester ist. Sollte man dem Schriftsteller nicht den Namen eines Seelenmalers beilegen können? Zwar giebt's auch Landschaftsschriftsteller wie es Landschaftsmaler giebt; allein wenn hier kein Bauer Holz fährt, die Brücke bessert, vor seiner Gartenthüre gähnt, oder wenigstens aus einer Bauerhütte Rauch steigt (der Rauch beweist nur das Daseyn eines Menschen); so wird der beste Baumschlag wenig Liebhaber finden. In dem romanhaftesten Roman kommt eines aus der Familie des Verfassers vor. Das alles finde ich nicht besonders, wohl aber den

Umstand, daß nicht noch weit mehr Menschen betreffende Stellen in unsern Büchern sich hervorthun. Es ist dies dem Anschein nach, und vielleicht auch in der That die leichteste Art lesenswerth zu werden. Ein System, es betreffe gleich den unbedeutendsten Gegenstand (man sagt, daß das Licht selten des Spiels werth seyn soll, allein was sagt man nicht alles) ist mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft, wenigstens müssen ein Systematischer und ein Systemkopf, so wie ein Dichter und Maler, geboren werden. Ich habe mir sehr oft die Frage aufgegeben: warum die Menschen sich so selten selbst sitzen? Man sieht gern in die Ferne, heißt es, man verachtet das, was handgreiflich ist, was uns nahe liegt. Niemand ist mit den Produkten des Climas seines Landes zufrieden. Wenn nun gleich der angestammte Trieb des Menschen, ins Weite zu gehen und nicht einheimisch zu bleiben, an sich nicht zu bestreiten ist und vielleicht die Ursache seyn kann, warum der Dichter seine Natur lieber aus Büchern, als aus den Erb- und Lehnsgütern seines excellenten Mäcenas auftreibt, so scheint es doch bei der Beichte, die der Mensch von sich selbst ablegt, eine andere Bewandtniß zu haben. Denn in der That, der Mensch liegt sich nicht so nahe, nicht so als es Leute glauben, die mit sich zwar herumspringen, allein nicht Schritt zu halten verstehen. Nosce te ipsum, ist eine philosophische Aufgabe, schwerer als zehn pythagorische Theoreme, majora und minora. Jeder Mensch, der über sich nachdenkt, findet einen Knäuel unauflöslicher Räthsel, an die er, ohne unwahr zu werden, sich nicht wagen mag. Dies demüthigt seine Vernunft; er findet Hang zum Eigennutz und Eigendünkel, so daß, wenn er mit einem andern in Collision kommt, er immer recht, der andere

aber immer unrecht behält; und dies demüthiget sein Herz, und da er nebenher befürchten muß, es könnten denn doch Zeitgenossen wider ihn auftreten, wie jene Magd wider den Petrus am Kaminfeuer, so will er sich decken, so viel er kann, und nach Weise des Apelles hinter dem Vorhange über sich urtheilen hören; und in Wahrheit, es ist ihm so ganz nicht zu verdenken. Wenn die Physiognomik so klar wie die Mathematik werden könnte, was würde da der Mensch gelten? Man fürchte nicht blos für den Bösartigen; ich wette Eins gegen Zehn, es geht den besten unter uns, wie den Auguren, die sich nicht des Lachens enthalten konnten, wenn sie sich begegneten. Könnte man Gedanken hören, wie Worte, Gott! wie würden sich die Menschen verachten, da sie schon jetzt bei den melioribus compositionibus ihrer Gedanken, bei den Worten, zur Verabscheuung so viel Ursache finden! Diese Umstände scheinen uns von uns zu entfernen, und es nothwendig zu machen, entweder gar nicht oder nur verblümt von uns zu reden, wenn gleich wir dazu auch alle Fähigkeiten besitzen. Daß Fähigkeiten dazu gehören, wenn man das Capitel Ich und das Capitel Ich selbst aufschlägt, ist außer Streit. Der Mensch ist die höchste und schwerste Natur, eine kleine Welt. Young sagt: der halbe Weg vom Nichts zur Gottheit; man sagt mehr, wenn man bei der reinen Wahrheit bleibt: Geist und Fleisch, zwei Naturen in einer Person, die göttliche und thierische. —

Es ist gewiß, daß sogenannte Genies sich mehr als andere mit sich selbst beschäftigen. Man könnte fast ein Genie auf diese Art definiren. Die besten unter ihnen reden von sich, die weniger guten suchen sich auf eine andere Art mit sich abzugeben und was zu gut zu thun

wie z. B. die Hofnarren. Ich bin so wenig wider Empfindsamkeit, daß ich vielmehr glaube, sie sey die Morgenröthe einer guten Seele. Es muß indessen nicht beim Morgen bleiben, sondern Mittag werden. Doch warum hol' ich so weit aus? Meine Absicht war, zu bemerken, daß der Mensch, um es theils mit sich, theils mit andern nicht zu verderben, am besten thäte, es auf sein ganzes Ich nie anzulegen — das hat noch Niemand von sich entschattet —;

daß er sonach nur gewisse Seiten von sich beherzige und verständige und diese gewissen Seiten preisgebe;

daß er sich im Handeln, das heißt, in wirklicher Beschäftigung mit andern zeichne, also in einer Reisebeschreibung, in seinem cursu academico, in einigen seiner Helden-, Liebes- oder Staats-Actionen;

daß er sich wohl überzeuge, wie die Contemplation und Beschaulichkeit der geradeste Weg sey, sich zu verfehlen. Wer beständig lange und unablässig an einen Ort sieht, wird am Ende nichts gewahr. Es wird völlig Nacht vor seinen Augen oder Dämmerung. Da jeder Spiegel uns verkehrt zeigt, so hat man sich bei weitem noch nicht getroffen, wenn man sich aus dem Spiegel nimmt, oder wie man zu sagen pflegt, aus dem Spiegel stiehlt. — Würde ich die Hinreise beschrieben haben, so wäre es ein immerwährendes Halleluja gewesen. Gut also, daß es die Rückreise ist. Soll ich den 4. Mai 1791 eine Kritik über meine Reisebeschreibung machen, so lebet, schwebet und ist in ihr eine gewisse Empfindsamkeit, die wirklich zeitiger existirte, als ihr jetzt beschriener Name. Ich glaube nicht, mich der Empfindsamkeit schämen zu dürfen, vielmehr halte ich sie für eine Fertigkeit, sich mit Allem, was geschieht, in Verbindung und Theil-

nehmung zu ſetzen, und da iſt ſie denn kein zu verachtendes Erbtheil eines gutartigen Jünglings. Dem ſchönen Geſchlecht ſteht ſie gut, ſo bald es zu figuriren anfängt, bis Leib und Seele ſcheiden. Im Ganzen finde ich zu meiner Wonne, daß ich 1761 ſo dachte wie 1791, und daß ſelbſt mein Ausdruck nur männlicher und feſter geworden. Wer mich mit dem Vorwurf beſchleichen wollte, daß dieſe Einerleiheit mir nicht zur Ehre gereiche, der verſteht nicht, was Selbſtſtändigkeit für eine treffliche Sache iſt! — Nun auch kein Exordium weiter, ſondern die Predigt ſelbſt:

St. Petersburg, den 14. Febr. 1761.

Bis jetzt hab' ich nicht gewußt, was Hypochondrie iſt, jetzt fang' ich an mich zu überzeugen, es ſey ein Seelenleiden, mittelſt deſſen uns Umſtände zurückſetzen und behindern das zu ſeyn, was wir ſeyn zu können des Dafürhaltens ſind. Wir werden, glaub' ich, hypochondriſch, wenn wir in unſerer Selbſtſtändigkeit geſtört werden, und wenn ich mich recht beſinne, ſo müſſen jederzeit Frauenzimmer mit im Spiel ſeyn. So ſieht die Hypochondrie aus, wenn junge Menſchen über das malum hypochondriacum klagen. Kommt es aber in ſpäteren Jahren, ſo liegt es oft in der Schwachheit, die Männer und Weiber haben, mittelſt deren ſie von Geſchlechts wegen verlangen, daß man ſich in ſie verlieben ſoll, wenn gleich beide weit entfernt ſind, dieſe Liebe mit Gegenliebe zu vergelten, oder ſie zum größten Punkt zu bringen. Denn wenn die Jahre kommen, von denen es heißt: wir gefallen nicht, — ſo werden wir närriſch und unzufrieden. Am Ende iſt die Hypochondrie mit der Koketterie in der That verwandt, und will man mir die Gelehrten einwenden, die, ohne daß das

andere Geſchlecht mitſpielt, hypochondriſch ſind, ſo weiß ich einestheils nicht, ob und in wie weit dieſe Behauptung ſo unbezweifelt richtig ſey, anderntheils aber iſt denn doch Eigenliebe der Grund davon, und das war doch zu erweiſen. Iſt die Hypochondrie etwas anders, ſo will ich gern Alles zurücknehmen, und den Namen lieber nicht wie das Podagra ausſprechen, das etwas magiſches an ſich haben ſoll. Anſtatt Podagra ſagt man: ein Fluß, ich will ſtatt Hypochondrie Melancholie ſetzen. So viel weiß ich, daß in dieſem Zuſtande der Menſch alle Kleinigkeiten fühlt. Jeder Umſtand drückt ſich ſeinem Herzen ein und will bemerkt werden. Eine Hauptbemerkung, die ſich mir recht ungeſtüm aufdringt und über die ich noch hypochondriſcher zu werden in Gefahr bin. Immerhin! — Kleinigkeiten, über die andere ehrliche Leute weit weg ſeyn würden, ſtehen vor meinen Augen wie babyloniſche Thürme. Ein Glück für mich, daß ich nicht für die Welt, nicht für Johann Jacob Kanter, auch nicht einmal für Freunde ſchreibe. Ein wunderbarer Scribent! Kann wohl ſeyn, und doch bin ich nicht wenig ſtolz auf einen Einfall, der gewiß einzig iſt. Ich ſchreibe für mich, ich halte ein Selbſtgeſpräch zu meinem ſelbſteigenen Vergnügen und Mißvergnügen. Was weiß ich, was für eine Ahnung in mir die gemeine Sage beſtätigt, daß die Wege bis Narva unſicher wären. — Ganz allein, ohne die Geſellſchaft eines einzigen deutſchen Geſchöpfes, — in den Händen eines Iſwoſchicks, der Himmel ſtehe mir bei! — — Kurz und gut, jedwede Scene, die mir bevorſteht, ſie ſey wie ſie wolle, glücklich oder traurig, ſo lange ich lebe, fühlen zu können, das iſt alles, was mich zu gegenwärtigen Blättern bewogen hat. Jetzt lächle ich, daß ich eine Vorrede an mich gemacht habe. Doch! ein Jüngling könnte ſo

wie ich an der Hand eines Freundes nach Norden eilen — glücklicher seyn und auf der Stelle, die mein vergossenes Blut bezeichnet, diese zerstreuten Blätter finden, — das könnte dieser Jüngling, er könnte noch mehr, er könnte der Freund eines Menschen werden, der ohne allen Freund war und starb, er könnte durch menschliche Thränen mein Blut fließender machen. Für ihn sey diese Vorerinnerung.

Petersburg, den 15. Febr. 1761,
um 12 Uhr Mittags.

Es ist mir völlig unmöglich, die Empfindungen anzugeben, womit ich Petersburg verlasse. Die Masselnizza, Festtage, die alle Bosheiten übersehen und im ganzen russischen Reiche über zwei Tage ihren schrecklichen Anfang nehmen, machen die Befürchtung in mir noch lebhafter, die man mir von der Unsicherheit des Weges bis Narva beigebracht hat. In der achten Woche vor Ostern, welche die Butterwoche heißt, ist das russische Carneval und wirkliche Saturnalien. Ich spreche nicht russisch und habe Mühe es zu hören — ohne Freund, ohne Reisegefährten, in den Händen eines Iswoschicks — — — bis Narva 140 Werste, und wie kann ich Alles aussprechen, was mein Herz schwer macht. Konnt' ich denn aber wohl, ohne meinen Studien, dem liebsten, was ich habe, zu entsagen, hier bleiben? Konnt' ich, wenn ich auch in Petersburg so wie in Kronstadt gewollt hätte? Mein Paß ist da, und die Gewohnheit in Rußland, daß gegebene Pässe nur 10 Tage ihre Gültigkeit behalten, wenn man nicht innerhalb dieser 10 Tage Ort und Stelle verläßt, gab keinen Aufschub meiner Reise nach. Desto besser! ich will, ich muß. Lieber Keyser, ich würde doch gar zu gerne den Iswoschick sehen, zu dessen getreuen Händen

ich mich befehlen werde. Der gute Keyser bringt seine Schwester und seinen Schwager mit, und alle sind bemüht, mich mir selbst zu entreißen, um mich aufzuheitern. Ich habe, wenn es trübe rings um mich herum aussah, am allermeisten studirt und dies nenn' ich: invita Minerva. Nichts zerstreut besser, als dieses Hineinwerfen ins Studiren. Mathematik thut hier die besten Dienste. Wenn Grillen nicht schlafen lassen wollten, haben die 5 Species der Arithmetik mir oft gute Dienste gethan. — Jetzt aber hält nichts Stich. Kein Kraut vorn Tod gewachsen ist! Was kann ich denn zu hundert Projekten, deren Gegenstand Petersburg ist, — was kann ich mehr sagen, als: Vergeben Sie, ich muß. In meinem Leben hab' ich nicht muthiger gekämpft, als hier. Es galt die Frage, ob Rußland oder Preußen. Leute vom Stande, die hier meine Freunde sind und mir mit einer Achtung begegnen, die ich in Preußen vorerst gewiß nicht zu erwarten habe, und außerdem gewisse Vorschläge, mich bei der Flotte oder bei der Academie anzugeben, empörten sich wider mein Vaterland, und wollten mich durchaus zum Russen einjordannen. Es ist überwunden, und der Liebe zu den Wissenschaften und zu einer ruhigern Lebensart, als die hiesige durchgängig ist, habe ich den Sieg zu danken. 165 Meilen, ein Iswoschick, ein unsicherer Weg und desgleichen — — sind Bedenklichkeiten; allein sie sind zu schwach, meinen Entschluß zu erschüttern. — Da kommt er denn auch in Lebensgröße, mein Iswoschick und kriecht an meinen Tisch. Wie zerstreut ich bin! Ich versteckte diese Papiere vor einem Menschen, in dessen Augen auch russische Buchstaben Wunderdinge seyn würden. Ist er mein Fuhrmann? wie heißt er? oder haben Iswoschicks keinen Namen? — Man übersetzt ihm meine Fragen, und

seine Antwort verstehe ich ohne Uebersetzung. Anton, sagt er. Gottlob! ein christlicher Name. Nun will ich gerne vergessen, daß du ein Iswoschick bist, mein lieber Freund. Du heißt Anton und kannst lächeln. — Ich bin fertig. Die letzte Mahlzeit für mich in Petersburg ist angerichtet, und der letzte Punsch. — Heute also wieder ein Preuße!

Krasnoe Selo den 15. Febr.

Es war um 6 Uhr Nachmittags, als ich St. Petersburg verließ. Die Frau Majorin läßt mir Wein und kalte Küche in meine Kibitka legen und sowohl sie, als ihre älteste Schwester Anna Antonna, die eben aus Kronstadt ankommt, sind für meinen Magen mit beiden Händen bemüht; denn bis Narva ist weder Essen noch Trinken zu haben. — Die russische Mode erlaubte mir, diese beiden edlen Frauenzimmer zu küssen, ich sah sie zugleich als Bevollmächtigte aller ihrer Schwestern an. Keyser und der Major umarmten mich außerordentlich freundschaftlich. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mit so vieler Standhaftigkeit Abschied nehmen konnte, als wenn ich in preußischen Diensten meine eigene Compagnie gehabt und so gar einige Jahre als Hauptmann commandirt hätte; allein mein Herz konnte diese Helden-Rolle nicht lange aushalten, dies war kein Preuße und am wenigsten ein Hauptmann. Kaum war ich in meinem Kibitka, so weinte ich so herzlich wie ein Dichter, und wie mir vorkam, nicht ohne Ursache. Es war immer ein Wagstück! — aus dem Umgange so guter Seelen zu scheiden, und wohin zu gehen? Ach Gott wohin?

11 Werste von St. Petersburg.

Stoi! Hier hielt uns eine Wache an und ließ sich meinen Paß vorzeigen! Dergleichen Stoi's vertheuren

den Reisenden die Pässe außerordentlich. — Kaum sah ich aus meinem Kibitka, als mein Anton mir seinen Collegen, einen Iswoschick präsentirte, der natürlich seine Fracht hatte. Gott! dacht' ich, dürfen denn da Rasboanicks sich bemühen, wo zwei Iswoschicks wider dich sind, und noch einer, der vielleicht ärger, als zehn solcher Iswoschicks ist, die Fracht des Collegen deines Antons seyn kann. Die Entwickelung dieser Lage enthält der anliegende Brief. — Wenn ich ihn nur hätte — ich habe aber von diesem Briefe nur blos ein Stück gefunden und muß mich also kurz, der Himmel gebe, auch gut fassen, ich finde auch hier eines Mannes Tomson gedacht, der ohne Zweifel Grots Freund gewesen seyn wird; allein ich weiß mich auf nichts von ihm zu besinnen. Mein Iswoschick fuhr ins Wirthshaus, und kommt an meine Kibitka, mich zum Aussteigen zu bewegen. — Ich bedachte mich lange, denn ich wollte bis Narwa nicht aussteigen, endlich Ja! Nun kam ich in ein entsetzlich langes und im Verhältniß der Länge schmales Zimmer, von dessen Ende eine Stimme erscholl: Guten Abend, Brüderchen! Willkommen. So lieblich haben mir keine Worte in der Welt geklungen. Gottlob, schrie ich zurück, daß Sie deutsch können, nun bin ich froh und guter Hoffnung; allein: Guten Abend, Brüderchen, willkommen — war Summa summarum alles, was die menschliche Figur, in einer Talubbe (Schlafpelz) gekleidet, sprechen und verstehen konnte, und nun ließ die Figur den langen dünnen Span von Kienholz auslöschen, der in dieser Wurst von Stube brannte und eins von den Lichtern anzünden, die sie mit sich führte. Noch mehr als dieses Licht ließ sie leuchten. Da die Fasten schon angegangen waren, so ließ sie sich Fische (ich glaube es waren Stör) und Oel geben, und zwang mich, oder

legte es mir so nahe, daß ich mich selbst zwang, mit zu essen. — Ich hatte nicht den Muth, von dem, womit man mich begabt und ausgestattet hatte, etwas geben zu lassen, oder ihm anzubieten. — Er verlangte meinen Paß zu sehen, und zeigte mir den seinigen, woraus ich denn zu meinem Erstaunen ersah, daß er Officier war, ohnerachtet er weder mit einem Degen, noch sonst einem Officierzeichen versehen war, so daß ich in Versuchung kam, zu glauben, daß er auch kein Kleid mit hätte. Die Vertraulichkeit des Herrn Officiers oder Adjudanten (vom Fürsten Dolgoruki, dem Gouverneur in Riga), wie er sich nannte, gegen unsern Herrn Wirth, gegen den mein Iswoschick ein Hofmann schien, brachte meine einmal mißgeleitete Phantasie noch mehr in die Irre; ich glaubte gewiß, daß es um mich gethan sey, und wollte mehr als einmal ihm die Karte aufdecken und ihm meinen nothdürftigen Zehrpfennig hingeben, um sie von mir abzubringen. — Ich finde in den Ueberbleibseln des Briefes bemerkt, daß ich, um mir des Todes Bitterkeit zu vertreiben, zu Tinte und Feder meine Zuflucht genommen, und daß der Adjudant das Wort Mathematik gegen mich gebraucht, worauf ich ihm allerlei Figuren auf das Papier gemalt hätte, die er beifällig anzusehen geruhet hat. Hatte mich der Adjudant beleuchtet, gespeiset und mit Beifall **in Puncto** der Mathematik beehrt, so wollte er mir auch zum Schlaf Vorschub leisten, in welcher Hinsicht er mir ein Kissen unter den Kopf anbot, während welcher Zeit er mit unserm Wirth sich so brüderlich zu begehen fortfuhr, daß es für einen jeden Russen eine Herzenslust gewesen seyn muß, es anzusehen. Nur mir und meinem Herzen nicht also. Ein Adjudant ohne Degen! war ein mörderlicher Gedanke für mich!

und er war es um so mehr, da er meinen Anton und seinen Iwan (so hieß sein Iswoschick) mit zur Conferenz zog, und so nachten denn mein Wirth und diese beiden Iswoschicks.

Hier ist die Fortsetzung.

Ich lebe, und mein Adjudant soll auch leben; ich lebe so vergnügt, daß ich mit meinem Schicksale anfange zufrieden zu seyn. Ich komme in Peterskirche an, und finde unter Finnen und Undeutschen, bald hätte ich Unthieren geschrieben, Spuren von Menschen. Die Wirthin in Peterskirche spricht deutsch; und ob sie's gleich sehr schlecht spricht, so bin ich doch über ihre Sprache so entzückt, daß ich mir die größte Mühe von der Welt gebe, so schlecht zu sprechen, wie sie. Die gute Frau! Es fehlte nicht viel, daß ich sie umarmte, als sie das erste deutsche Wort ausgehen ließ; und doch ist sie ziemlich bei Jahren. Jetzt muß mir das liebe deutsche Weib warme Speisen zurichten, und ich verlasse sie selbst in der Küche nicht, so lieb und werth sind mir sie und jedes deutsche Wort, das aus ihrem Munde geht. Brüderchen — Brüderchen — — Zu dienen, Herr Adjudant. Worin kann ich Ihr Brüderchen seyn? Er ruft mich in ein Stübchen, und in der That, ich begreife nicht, was ihn eigentlich zum Aufschluß seines Herzens und zur Entdeckung eines tiefen Geheimnisses bringt. — Vielleicht weil ich sein Fürsprecher bei unserer deutschen Wirthin seyn mußte, indem er trotz der Fasten braten lassen und, wenn ich ihn anders recht verstanden habe, recht vornehm thun wollte. Alle seine Gerichte habe ich bei meiner Landsmännin bestellen müssen, und solch' ein Liebesdienst ist denn wohl ein Adjudanten-Geheimniß werth. Ein Geheimniß, lie-

ber Freund Cramer — ein Geheimniß — das man so leicht nicht findet. — Sie wissen schon, daß wir in einem Stübchen ganz allein sind; allein das wissen Sie noch nicht, daß dieses Stübchen mir zu Ehren aufgeputzt worden. Unter uns gesagt, man macht in einem deutschen Wirthshause nicht viel von einem Herrn, der so wie mein Reisegefährte aussieht, und wenn er auch General-Adjudant wäre. — — Warum sehen Sie so furchtsam sich um, Herr Adjudant? es ist Niemand hier. Brüderchen — — — und nun zeigt er mir, und was? 7 Ducaten, und unterhält mich von seinem Reichthum. Ich bewundere seine Schätze; denn an ihm, wie Crösus am Solon, ein Hofprediger zu werden, habe ich keinen göttlichen Beruf. — — Mein warmes Essen ist fertig. Wollen Sie mitspeisen, Herr Adjudant? Er setzt sich und thut mir die Ehre, keine schlechte Mahlzeit zu thun. Gewiß, Herr Adjudant, Sie erniedrigen sich wohl, denn ein deutsches Weib hat gekocht und ich, ein Deutscher, habe die Ehre, Ihr Wirth zu seyn. — — Der Herr Adjudant konnte, wie ich nach der Liebe hoffe, wohl gesättigt seyn, allein es blieb merklich, daß er noch mit Schmerzen auf seine bestellten Schüsseln wartete, und da sind denn eine gebratene Gans, seine Fastenfische, Butter und Salz — seine Schüsseln. Ich werde nicht mitspeisen, Herr Adjudant. Sie sind sehr höflich, daß sie mich nöthigen; ich speise in 2 Stunden nur einmal. Er ißt so stark, als wenn er gar nicht mit mir gespeist hätte und ich habe das Vergnügen ihm zuzusehen.

Fortsetzung.

Wenn ich der Chronik meiner Wirthin glauben kann, so hat Peter der Große hier eine lutherische Kirche, in welcher finnisch gepredigt wird, angebaut und sie nach

seinem Namen getauft: Peters-Kirche! — Diesen Augenblick kommt ein Bauerknabe in unser Wirthshaus, um Morgen seinem Oheim das letzte Geleite zu geben. Zu diesem Umstande gehören 3 Schlüssel. Peterskirche ist ein Filial, heute ist Sonnabend, Morgen kommt der Herr Pastor mit einer Predigt. Die Trauer sieht wie ein Ordensband aus. Der Junge hat nämlich ein breites weißes Band über der linken Schulter, das unten zusammen gebunden ist. Die Mädchen allhier tragen lauter Doctor-Hüte statt Mützen, und diese Tracht hat etwas sehr einnehmendes.

Keine Haupthelden und Staats-Action, werden Sie sagen; allein ich schreibe, so lieb ich Sie gleich habe, nicht blos für Sie, sondern auch für mich; und wenn auch ich diese Nachrichten eben nicht für denkwürdig erachte, so wird es mir doch hoffentlich Freude machen, nach vielen Jahren meine Wirthin in vidimirter Abschrift zu sehen. Alles gefällt mir hier so außerordentlich wohl von wegen meiner deutschen Wirthin. So eben habe ich von diesem herrlichen Weibe Abschied genommen, und nun bin ich hier bei meinem Schreibzeug, auch von Ihnen Abschied zu nehmen. Ich bin so zufrieden und so voll guter Dinge, daß ich ein Gedicht projectire. Dem Himmel sey Dank! ich habe immer gedacht, ich würde zu denken vergessen, weil ich nicht reden konnte. Ein gutes Zeichen! daß sogar mein poetischer Puls schlägt.

Doch sehen wir nicht Dichter reimen,
die die Gedanken oft versäumen,
die arm am Geist der Wollenschaft
und ärmer an Vollbringungskraft
sich rühmen zünft'ger Meisterschaft?
O Musen! geht, um euch zu rächen
und diese Afterzunft zu schwächen,

ohn' blind zu hauen und zu ſtechen,
den Rezenſentenſtab zu brechen,
ein viel probat'res Mittel ein.
Erkennen dürft ihr nur und ſprechen:
Ein deutſcher Reimer ſoll ſich nicht entbrechen,
ein Finne zu ſeyn,
und Deutſchland iſt von Stümpern rein!

Ein Finne! immerhin, nur keine deutſche Finnin. Leben Sie wohl, Kramer. Einen Kuß und meinen Segen. Gott lohne Ihr Herz. Leben Sie wohl.

Peterskirche, den 17. Febr. des Nachmittags um 4 Uhr.

Noch finde ich hier einige Generalien über die ruſſiſche Nation, womit einem jeden, der je dieſe Papiere leſen ſollte, mehr als mit einem projektirten Gedicht gedient ſeyn, und an welchen ſich die Ratten am meiſten vergriffen haben. Wer konnte in den Häuſern ſo liebenswürdiger Menſchen in Petersburg an dergleichen Generalien denken? Das ſtrenge Clima, das viele Baden, nach welchem die Ruſſen aus der größten Hitze in die größte Kälte ſich wälzen, härtet Leib und Seele des Volkes ſo ab, daß der Ruſſe zu einer völligen Fühlloſigkeit inclinirt, und nur ſelten krank iſt. Der Tod iſt ſeine Krankheit. Rüben, Kohl, Erbſen, Gurken, Schwämme ſind die eigentlichen ruſſiſchen Schüſſeln, Zwiebeln ſind Gewürz und Fiſche Feſttagskoſt. Man hat mir geſagt, daß eine rothe Jungfer im Ruſſiſchen eine ſchöne Jungfer bedeute, und ſonach iſt es kein Wunder, daß ſich von der Kaiſerin bis zur letzten Bäurin alles ſchminkt. Die vielen Badeſtuben und die Kälte laſſen die Ruſſen nicht zur Unreinlichkeit der Juden kommen; indeſſen iſt mir

der Gedanke des russischen Erzvaters Peter's I. tausendmal eingefallen: „ich brauche keine Juden in meinem Staat, jeder meiner Unterthanen ist Jude genug." — Auf der Brust wird ein Kreuz getragen, das sie bei der Taufe bekommen und, je nachdem die Person ist, von Gold, Silber oder Blei zu seyn pflegt. Alle Russen sind also Ordensleute. Kein Wunder, dachte ich oft in Petersburg, daß der Staat so viele Orden hat. In meinem Leben glaubt' ich nicht so viel Bänder zusammen zu sehen als hier. Ehe die Russen in Häusern sich grüßen, macht der Ankommende ein Kreuz und bückt sich vor dem Hausgötzen, der im Zimmer aufgestellt ist. Die Dörfer sind groß, und ein Haus am andern. —

Ein Brief an Freund Grot.

67 Werst von Dorpat, den 18. Febr. 1761.

Cramer wird Ihnen meine Reisegeschichte vorlesen, und bis zum 17. Febr. weiß er Alles, was mir zugestoßen ist. Heute den 18. Febr. bin ich in einem Wirthshause, wo keine Seele deutsch versteht. Ich esse hier Eier und bin zufrieden. Meine Seele nähre ich mit meinen mithabenden Autoren, die ich, wie Sanct Ambrosius die Bibel, bald auswendig wissen werde. Ein Alter, den ich wohl zehnmal gefragt habe, ob er deutsch könnte, fängt ein Abendlied an. Ich kann ihn unmöglich aussingen lassen. „Ihr könnt ja deutsch, Vater, warum habt Ihr denn zuvor Nein gesagt. Ihr singt deutsch, und natürlich werdet Ihr's reden?" Der Sänger beschwört mich auf finnisch, ihm keine Vorwürfe zu machen und ruft den Himmel zum Zeugen, daß er kein Deutsch verstehe. Ohnfehlbar glaubt er, daß der liebe Gott kein Finnisch wisse, sonst würde er nicht deutsch singen. Jetzt

fängt er den letzten Vers aus dem Liede: Herr Gott dich loben wir, an: Täglich Herr Gott wir loben dich. —

Fortsetzung den 19. Februar.

Dank sey dem Himmel, ich bin in Dorpat, und habe eben mit Essen und Trinken vollbracht. So schön mein Bette auch aussieht, so geneigt bin ich doch, mein Journal fortzusetzen, und noch eine Stunde mit Ihnen zu reden. Ein für allemal müssen Sie wissen, daß ich hier abscheulich vornehm logire und eben so vornehm gegessen und getrunken habe: Punsch und 5 Schüsseln; ja, mein lieber Grot, wie es einem Menschen von Stande eignet und gebühret, der von Höfen zurück kommt, und rathen Sie doch, wie viel ich für alles dieses bezahle? Ein paar Kopeken weniger, als einen Rubel. Gesegnetes Dorpat! — — Mir war bang, und es mußte mir nothwendig der grausamen Anstalten halber bange werden. Eine schöne Stube, ein schönes Bett, eine schöne Wirthin, Punsch, 5 Schüsseln; — — ich hätte gewiß nicht schlafen können ohne zu wissen, wie viel zu bezahlen wäre. Ich frug den Wirth nach meiner Rechnung und er bat mich, seine Frau zu fragen. Frau Wirthin, ich reise Morgen früh ab; wollte der Himmel ich könnte länger bei Ihnen bleiben — was bin ich Ihnen außer meinem Dank und meinem Andenken schuldig? Geben Sie mir einen Rubel und ich gebe Ihnen 5 Kopeken wieder, oder wenn Sie Haselhühner auf den Weg wollen, können Sie mir die 5 Kopeken auch lassen. — Von Herzen gern, Frau Wirthin, und dann noch etwas von Ihrem Citronensaft und Franzbrandwein zu Punsch. „Zu dienen.“ Schlafen Sie wohl, meine liebe Frau

Wirthin! Wie heißt doch dieſes Haus? Die Riegiſche Herberge! Und Ihr Name? Mein Mann heißt Teller. Leben Sie beide wohl. Ich danke Ihnen für alle Höflichkeiten. — Wie wohl werd' ich mir in dem ſchönen Bette thun, wie wohl! So hab ich, ſeitdem ich aus Petersburg bin, nicht Gelegenheit gehabt zu ſchlafen. Dorpat kommt mir nun übigens wie ein verwünſchtes Schloß vor. Ueberall Ruinen von einer großen und ſchönen Stadt.

Dorpat des Abends, den 19. Februar 1761.

N. S.

Der Herr Adjudant kommt nicht in mein Zimmer. Ohnfehlbar weil ihm vor der Bezahlung bange iſt. Was ich noch ſagen wollte, hier finde ich auch 3 lahme Officiere, die mit ihrem Abſchiede nach Petersburg gehen, Bedienungen zu ſuchen. **Tout comme chez nous.**

Den 20. früh fuhr ich aus Dorpat, und ſah dieſe Stadt, welche damals noch im Schlafe war, nicht ohne jene Rührung an, welche in uns Ruinen anſehnlicher Oerter zu erregen pflegen. Wie ein eingefallener Tempel erſchien mir Dorpat, und nun ſtieg ich, wie gewöhnlich, Mittags zum Eſſen und Abfuttern der Pferde und Abends zum Schlafen aus meiner Kibitka. Der Herr Adjudant deſſelbengleichen. Den 21. ohngefähr um 3 Uhr Nachmittags kamen wir in Wolmar an, einem Flecken, der bei der Aa liegt, ein paar Werſte von Papendorff. So klein dieſer Ort iſt, ſo exiſtirte doch hier ein Kauf- und Handelsmann, der an ſeine Boutike ſo viel ſchöne Sachen hatte hinmalen laſſen, daß man ſich kaum entbrechen konnte, von dem vielen Angemalten etwas in natura zu ſehen. Wir hielten noch nicht an, als der

Ehrenmann schon bei der Hand war und uns aus dem Schlitten half. Kurz, wir waren freiwillig gefangen und erfuhren, daß der Höfling ein Altgesell war, der bei einer Wittwe in Diensten stand, die er, geliebt's Gott, zu ehlichen nicht abgeneigt schien. Haben sie rothen Wein? Zu dienen. Ich ließ mir geben und fand ihn leidlich. Arrak? Zu dienen. Citronen? Zu dienen. Herr Adjudant, wir sehen uns heute vielleicht das letzte Mal in unserm Leben. Ich werde in Papendorff über Nacht bleiben, und Sie ohne Zweifel gerade oder Morgen sehr früh nach Riga fahren. Lassen Sie uns Abschied nehmen. Hier ist Punsch. Ihre Gesundheit. Dank für alles Gute. Gott lohn es Ihnen, und schenke Ihnen für jede Probe der Menschlichkeit, die Sie an mir bewiesen haben, einen Freund und gebe Ihnen, so lange Sie leben, deren viele! In einer bessern Welt sehen wir uns wieder. — Die letzten Reden waren Gesundheiten, die ihm unser Kaufmann übersetzen mußte. Er ließ mir sagen, er bäte sich das Vergnügen aus, ihn in Riga zu besuchen, und zu dem Ende sagte er mir seinen eigentlichen Namen Koblokow und seine Wohnung. Unsere Bowle war aus, und ich bezahlte Alles und sogar den Brandwein, den der Herr Adjudant getrunken hatte. Nimmermehr! rief der Herr Adjudant. So. Ich bat ihn seine Dankbarkeit bis nach Riga auszusetzen, allein nein, es half nichts, er ließ noch eine Bowle Punsch machen, die ihm 1 Thaler kostete. Sie war fertig und ich mußte trinken, so ungern ich's auch that und so sehr ich merkte, daß es zu viel war. Unser dienstfertiger Kaufmann trank nun freilich mit, und, wie mir vorkam, mit Wohlgefallen; indessen war es zu viel. Die Zeit zum Aufbruche erschien. Herr Adjudant, ich bin sehr gerührt, Ihnen

Lebewohl zu sagen. Kommen Sie in meine Kibitka, damit wir die 3 Werste, die wir noch bis Papendorff haben, zusammen bleiben. Ja Brüderchen. — Es ging indessen nicht, meine Kibitka war zu enge. Die Ihrige kommt mir größer vor, nicht wahr? Ja Brüderchen. Ich setzte mich zu ihm. Stupoi, Stupoi! Wenn wir doch zusammen reden könnten. Der Himmel würde sich über unsern Abschied freuen. Ich bin Ihnen sehr gut, und Sie haben sich auch gegen mich als ein Mensch bewiesen. Wollen Sie nicht in Papendorff beim Pastor einige Höflichkeiten annehmen? Der Herr Adjudant schlug Alles aus, und bald schrien wir vor Freuden, ohne daß einer den andern verstand, bald saßen wir tiefsinnig. Unsere Herzen verstanden sich buchstäblich. Papendorff. Ich bat den Adjudanten noch einmal, mit zum Pastor zu kommen, allein er konnte sich nicht aufhalten, sondern wollte den andern Tag in höchster Eile in Riga seyn. So nahmen wir denn im papendorffschen Wirthshause Abschied. Gott segne Sie. Wir umarmten uns, und ich eilte zum Pastor. Man erstaunte, mich wieder zu sehen, denn man hatte mich nie wieder zurück erwartet. Es mag nun seyn, daß der Punsch mich zu sehr angegriffen, oder daß die Beschwerlichkeiten der Reise hier mit dem ersten Schritte ins Pastorat ihr Recht behaupten wollten, kurz es mag seyn, was es wolle, ich war herzlich krank; ich mußte ein paar Stunden ruhen, und die Frau Pastorin verband mir mit ihrer schönen Hand den Kopf, über den ich am meisten mich beklagte. Ich will nicht länger abschreiben, sondern epitomiren und mit Anwendung verfahren. Ich thue der Pastorin Blanck weder zu viel noch zu wenig, wenn ich behaupte, daß sie der Kriegsräthin Deutsch außerordentlich ähnlich war.

Oft hab' ich bemerkt, daß Alles, was mir im Leben denkwürdig war, im alten und neuen Testament mir erschien, im Vorbilde und in der Wirklichkeit. Das Vorbild der Kriegsräthin Deutsch war diese Pastorin Blanck, — und es müßte mich Alles trügen, wenn ich nicht auch behaupten könnte, daß ihre Charaktere nicht weit auseinander gewesen. Der Pastor hatte wieder einen langen Bart — der mich des guten Weibes halber verdroß! Sein Vater und seine Schwester konnten nicht von mir lassen. Hätte mein Iswoschick gewollt, ich wäre gern mindestens 8 Tage bei Blanck geblieben, allein theils wollte dieser nicht warten, theils wollte ich den guten Voyt nicht versäumen. Ich blieb eine Nacht und den andern Tag bis Mittag, und nun war ich bereit. — Die Schwester des Pastors Blanck gab mir ein Geschenk zum Andenken an meine Mutter mit, an die sie mit Thränen dachte. — Wir umarmten uns alle. —

Dieser Abschied und der Abschied von meinem braven Koblokow hat ohne Zweifel gemacht, daß es eine herrliche Scene für mich ist, die ich mir nicht leicht entziehen lasse, Abschied zu nehmen. Der Rest meines Briefes an Grot, den ich des Abschreibens nicht werth halte, faßt eine poetische Beschreibung des blanckschen Pastorats auf Rechnung dieses braven Mannes in sich, der denn doch gewiß nicht Schuld war, daß mir seine Frau besser als er gefiel — ich schloß diesen poetischen Brief an Grot:

Möchte doch die Vorsehung es so eingerichtet haben, daß gute Seelen sich einander citiren könnten, um — und wären es auch nur wenige Stunden — sich einander genießen zu können, o! Grot, Sie wären alsdann gewiß in Papendorff, und gälten bei der Frau Pastorin zehnmal mehr, als ich. — Grüßen Sie ganz Petersburg

und Ihre Freunde doppelt von Ihrem ꝛc. Erlauben Sie diesen Brief, wenn gleich ich wahrlich nicht Zeit hatte, in Papendorff zu schreiben, ihn, der eine so treue Wiederholung ist, bezeichnen zu können: Papendorff, den 22. Februar, Nachmittags um 3 Uhr.

Wäre doch auch heute, heute ich noch im Stande, meine Empfindungen, indem ich dieses schreibe und abschreibe, im Schreiben auszudrücken. Von allen diesen guten Menschen ist, bis auf die Pastorin, die aber, nach dem Ableben ihres bärtigen Mannes, einen Weltlichen in Riga geheirathet hat, Niemand mehr unter den Lebendigen, und alle sind auf dem ruhigen papendorffschen Kirchhofe in der Nähe begraben. Ruhet wohl, ihr Dreiblatt guter Seelen, ich kann an euch nicht ohne eine heilige Thräne denken. Wie gut ich dem Pastor *bin*, beweiset mein Entschluß, den Brief voll Uebermuth, den ich auf frischer That auf seine Kosten schreibe, zu zernichten! Ruhet wohl! Leicht sey Euch die Erde eines andern Landes, in dem es noch Frauen, wie die Pastorin, und Männer, wie Koblokow und mein Anton, giebt! Die gute Pastorin hätte durchaus nicht heirathen sollen. —

Riga. Ich will in höchster Eile erzählen, daß ich, als ich nach Riga kam, sogleich zum Rector Lindner ging, von dem ich, nach der mir bei meiner Hinreise versicherten Freundschaft, annehmen zu können glaubte, er würde mir in seinem Hause einen Aufenthalt verstatten; allein ich irrte. Er begnügte sich mit der Bemühung, mir einen Gasthof vorzuschlagen, der mir außerordentlich gefallen würde und mich den folgenden Tag zu Mittage bei sich einzuladen. Wir hatten 3 Schüsseln und unter diesen einen Puter. Nachmittags waren der Herr Rector

ausgebeten, — und da ich schon den Tag vorher nur zu genau berechnet hatte, daß meine Börse nicht bis Königsberg langen würde, auf dem Wege von Riga bis Königsberg auch auf keinen Borchard gezählt werden konnte, so war mein Entschluß der klügste, den ich stehenden Fußes nahm, nach verzehrtem kalekutischen Hahn von Herrn Lindner Abschied zu nehmen, in dem mir von ihm empfohlenen Gasthofe meine Rechnung zu fordern und zu bezahlen, und mich so lange auf eine wohlfeilere Art im Stillen aufzuhalten, bis es dem Riga-Königsbergschen Fuhrmann gefiel, Wort zu halten und mich heim zu bringen. Diese Fuhrleute haben die Gewohnheit, denen, die sie dingen, Hoffnung zu machen, daß sie Morgen zu reisen sich vorgesetzt hätten. Ist aber einmal der Contract mit ihnen abgeschlossen, so halten sie den armen Reiselustigen, den sie mit kaufmännischem Stolz für nicht viel mehr als Ballast halten, so lange auf, bis sie ihre Fracht vollwichtig gemacht, welches oft länger dauert, als es der Beutel des Reisenden verstattet. Sonnabends also zog ich zu Struck ein, ließ mir von den schönen Töchtern des Hauses vorsingen und vorspielen, verbat die Heizung meines Zimmers aus Oekonomie, und aus Abscheu vor dem Rauch, und hatte eben dadurch die natürliche Veranlassung, die ich gar nicht in Anschlag gebracht hatte, mit der Familie des Herrn Hofwirths zusammen zu seyn, der sich nichts Kleines dünkte, ein Weinhändler seines Glaubens war, dessen Töchter auch, wie ich nach der Zeit hörte, recht beträchtliche Männer geheirathet haben. — Die schönste unter diesen Mädchen hieß Caroline und hat einen gewissen Schrötter zum Eheherrn, der hier auf der Akademie als Baron passirte. Zu guter Letzt will ich noch ein Paar Briefe beilegen,

die sonst kein anderes Verdienst haben, als daß sie mich lebhaft an meine damalige Lage zu erinnnern im Stande sind.

Riga, den 24. Februar.

An von Keyser.

Lieber Keyser.

Du wirst Dich wundern, warum ich nicht eher an Dich geschrieben habe; allein Du kennst mein Herz und weißt, daß weder Undank noch Falschheit in demselben wohnen kann. Du begreifst alle dergleichen Schand und Laster unter dem allgemeinen Namen Niederträchtigkeit, und ich lobe Dich wegen dieses Decalogus Deines edlen mir unverfälschten Herzens. Nimm meinen Dank, mein ganzes Herz und alle meine Empfindungen. Alles, was ich habe, ist Dein, mein Bruder, mein Freund. — Laß gut seyn! denn sonst kann ich Dir kein Wort von meiner Reise erzählen. Da seh' ich Dich schon recht weidlich laden, um ein Lachen nach Deiner Weise abzuschießen! Mach' Dich nur fertig, schlag nur an, und gieb Feuer, so viel Du willst. — Ich bin freilich etwas weniger als tausendmal in Lebensgefahr gewesen, und daß ich am Leben geblieben bin, soll Dir dieser Brief beweisen. Er soll Dir betheuren, daß ich Dir! Dir! mein Bruder, lebe! Dein Iswoschick hat, ehe ich mit ihm bekannt war, allerdings mancher Befürchtung Vorschub gethan; nachdem ich ihn aber kannte, war ich mit ihm, bis auf seinen ehrwürdigen Bart, völlig ausgesöhnt. Könnte ich zeichnen, er sollte, so lang ich lebe, in allen meinen Schlafzimmern hängen, und bis ins letzte würde ich ihn mitnehmen, wenn es nicht besser wäre, ihn meiner Nachwelt zum Beweise zurück zu lassen, daß Alles, was von Dir

kam, bis auf einen Iswoschick, sehr gut war. Lieber Keyser, wenn ich Dir Alles erzählen sollte, was mir begegnet ist, so würde ein Buch daraus, das Du nach Deiner edlen Gewohnheit Roman nennen würdest. Nun freilich, ganz Unrecht hättest Du nicht, denn ich selbst kenne noch keine, auch die allergetreuste Geschichte nicht, wo nicht der Roman zum Fenster hinaussieht. Ich habe bis Papendorff den Adjudanten vom Fürsten Dolgoruki, von Koblokow, zum Begleiter gehabt; aber stelle Dir vor, dieser Mann hatte keinen Degen, und nun sage selbst, ob ich nicht Ursache hatte, mich seinetwegen zu fürchten. Es sey nun, daß er ihn aus Demuth in Riga zurückgelassen, oder daß er ihn aus Geiz gespart (er war brennend geizig) oder aus Eilfertigkeit vergessen hatte — kurz und gut, er hatte keinen Degen, und wie ich nicht ohne Ursache vermuthe, auch keinen Rock. — — Aber Schälchen von allen möglichen Arten. Ein schmutziger Schlafpelz und eine Mütze waren seine ganze Bedeckung. Für einen Adjudanten viel Frugalität! Sein Herz war bei dem Allen gut, und wenn gleich wir uns kein lebendiges Wort verstanden, so haben wir doch sehr viel gesprochen. In der That, Freund, es kommt nicht auf Worte an, wenn gute Menschen mit einander umgehen. Wie oft hab' ich's erfahren, daß Worte nur schlechte Uebersetzer unserer Empfindungen sind. Du, mein lieber Keyser, wirst nach Deiner gewöhnlichen Art bei dieser Gelegenheit an den Pastor in K*zen denken, dem ich in einer Viertelstunde die crusianische Philosophie glücklich beibrachte, obgleich er mich so wenig verstanden hat, als der Adjudant Koblokow ohne Degen. Daß ich den meinigen gewiß nicht vergessen habe, sey Dir noch unverhohlen, und ich rede von meinem russischen Theodor

Iwannowicz, mit welchem mich die Deinigen getauft haben. Es hat mir in Papendorff außerordentlich gefallen, und warum soll ich es Dir bergen, daß die Frau Pastorin Dir nicht abgeneigt ist. Ich habe ihr gesagt, daß Du sie im guten Sinn verehrest. Wenn Friede wird und Du in diese Gegend zu stehen kommst, — wird der Herr Pastor oft das ausgeschriebene Gebot erklären, oder sich öfterer des Bartes entledigen müssen, als jetzt. Auch der Pastor ist Dir gut. Ich sagte ihm, Du würdest Capitain werden, und der kannst Du vielleicht auch jetzo schon seyn, da Du diesen Brief erhältst. Sey General und sey Feldmarschall — — ich traue Deinem Herzen viel zu viel zu, als daß ich nur wähnen sollte, Du würdest mich zu lieben aufhören. Ist doch Dein Vater eine so gute Excellenz, als man sich eine nur denken kann. Wäre doch nur ein Drittheil in der Welt so gut! Der Kaufmann Reichel, mein Landsmann, erweiset mir viele Dienstfertigkeit, die ich hier sonst von Niemanden zu rühmen habe. Den braven Major Rosenberger hab' ich gesprochen. Der Capitain Wunsch ist unsichtbar geworden und hat halb Riga hintergangen. Ich logirte in dem vornehmsten Wirthshause in ganz Riga; allein da ich nicht Bernstein nach Preußen bringe, wie Du nach Petersburg, so hab' ich nach genauer Ueberlegung meinen Stab weiter gesetzt, um mit einem preußischen Anton heim zu reisen, der sich aber schwerlich dieses Namens, wie Dein Anton, würdig machen wird. Schon ist's kein feiner Zug seiner Antonschaft, daß er mir versprach, den andern Tag abzureisen, und jetzt seine Reise noch vier Tage verschiebt, blos weil ich sein Gewicht nicht vollzählig mache. Lebe wohl, Keyser, bester Freund! Bruder! — — Hat man süßere Namen, so gehören sie Dir.

Lebe wohl und weihe mir so viel Andenken, als ich Dir bis in mein Grab widmen werde. Auch Deiner künftigen Gemahlin vergiß nicht zu sagen: ich habe einen Freund, den ich so ehrlich, nur so zärtlich nicht liebe als Dich. An Sr. Excellenz Deinen Vater und Alles, was Dir lieb ist und was Dich Vater und Bruder heißt, meine herzlichen Empfehlungen u. s. w.

An Fräulein Dorothea Antonna.

Mein gnädiges Fräulein.

Wenn ich nicht wüßte, daß Sie die Güte selbst sind, so würde ich nicht wissen, womit ich diesen Brief anfangen sollte. Die Gnade, die mir Ihre Fräulein Schwestern erwiesen haben, verdient tausend Danksagungsschreiben und eine immerwährende Erinnerung; allein Ihre Gnade gegen mich verdient noch mehr. Ja, meine gnädige Lehrerin, wenn ich an die edle Großmuth denke, mit der Sie einen Fremden, dessen ganzes Verdienst die Bekanntschaft Ihres Bruders war, in Ihre Gesellschaft aufnahmen, wenn mir die edle Herablassung einfällt, mit der Sie mir auf einem Instrument Unterricht ertheilten, das Sie gewiß unnachahmlich spielen, was kann ich mehr, als Ihnen ehrerbietigst die Hand küssen und Ihr ewiger Bewunderer bleiben. Oft kommt mir vor, daß der Abschied, den ich von Ihnen nahm, der letzte gewesen in dieser Welt. Sollte es so seyn, so werden wir gewiß uns in jener Versammlung wieder finden, wozu alle Guten ein angebornes Recht haben, in jener Versammlung, welche das Vaterland der Harmonie ist. Ich darf einem der schönsten Fräulein, welche die Welt aufzuzeigen hat, den Tod nennen, ohne zu fürchten, ihr zu nahe zu treten oder sie zu beleidigen. Die Andante's

waren Ihnen lieber, als die Allegro's, und wem ſind ſie es nicht, der ſo edel denkt als Sie! Ich werde nie Ihre Wünſche vergeſſen, mit denen Sie mich begleiteten, und möchten doch auch alle meine Wünſche für Sie erfüllt werden. Die Verdienſte Ihres edlen Herzens, meine Gnädigſte, ſind freilich über alles Glück der Welt erhaben, und dergleichen beſitzen, heißt entweder glücklich ſeyn, oder des Glückes nicht bedürfen; allein an der Hand eines Freundes, der Ihre Vorzüge zu verehren weiß, an der Hand eines Freundes, der Ihren hohen Werth empfinden und verehren kann, das Vergnügen genießen geliebt zu werden, das iſt ein Stück von jenem Wunſche, den ich nur einſilbig zurücklaſſen konnte. Verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit. Muſik, Leben und Tod ſind unter einander nahe verwandt. Daß Sie manchmal Ihren Herrn Bruder, an den ich oft aus meinem Vaterlande ſchreiben werde, fragen: „ob der Preuße noch lebt, mit dem Du uns bekannt gemacht haſt?“ das iſt Alles, was ich von Ihnen verlange, Alles, was ich bitte. Leben Sie wohl, meine gnädigſte Dorothea Antonna, und empfehlen Sie mich Sr. Excellenz Ihrem Herrn Vater und Ihren Fräulein Schweſtern. Wenn Ihr Bruder an Preußen zum Ritter werden will, ſo erinnern Sie ihn an die Geſchichte ſeiner Poeſie, die Ihnen die Frau Majorin aus der erſten Hand erzählen kann. Dieſen poetiſchen Abend, der durch dieſe Geſchichte verewigt ward, ſchenkte mir der Himmel in Petersburg zu Preußens Ehre! Wenn er dieſer Ehre, die Sie ſo großmüthig in Schutz nahmen, zu nahe tritt, geben Sie ihm auf, Verſe zu machen, oder ſpielen Sie ihm etwas vor, damit der Geiſt der Läſterung von ihm weiche! — Auch in Preußen wohnen gute edle Menſchen, wenn ich gleich keine Dorothea Antonna kennen

gelernt! — In der That, Sie haben das Recht und die Gewalt, ihn in die Flucht zu schlagen, bis er zum Ruhm der Menschheit zugesteht, daß alle guten Menschen Ein Vaterland auf Erden und im Himmel haben. Es gefallen Ihnen meine schwärmerischen Ideen von der unsichtbaren Kirche; allein in Wahrheit, es ist schön, zu denken, daß wir alle in diese Kirche gehen, wenn gleich wir uns nicht sehen. — Beim Kirchengehen fällt mir jener Pfandabend ein, an welchem Sie behaupteten, daß ich beim Pfänderspiel so ehrbar lustig wäre, als wenn ich zur Kirche ginge! — Es war die allgemeine, die unsichtbare Kirche, — in der ich mich befand, wo man denkt und handelt und nicht **Gospodi pomilu** singt. —

Von meiner Rückreise nur noch im Fluge, — so viel Zeit sich gleich mein preußischer Anton nahm, seine Pferde und sich selbst zu schonen.

Der brave Kaufmann Reichel, ein Preuße, war so gut mir ein Logis anzubieten, dessen ich in dem Briefe an Keyser, mit Uebergehung des Lindnerschen Namens, erwähnt habe, und allerdings bin ich Reicheln dieses Andenken schuldig, da ich mit meiner Casse sehr zu Rath gehen und meine Beköstigung an einem so theuren Ort, als Riga, ihr gemäß einzurichten beflissen seyn mußte. Lindner sagte mir, daß hier lauter Epikuräer wohnten; allein in Wahrheit, er machte den Epikur in seinem Hause und zwar aus lichterlohem Geize; das heißt, er machte ihn sehr schlecht. Noch hatte ich eine Aussicht, an die ich durchaus noch denken muß. Mein Vater pflegte eines Oberfiscals Dwander mit vieler Wärme zu erwähnen, mit dem er studirt hätte und der sein engster akademischer Freund gewesen war. Diesen Mann glaubte ich wenigstens zu einem Darlehn zu bequemen; wenn ich

aber mit Begeisterung meine Dichter las, konnte ich mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß er mich zum Erben einsetzen und glücklich machen werde. Besonders bildete ich mir ein, daß er mir einen schönen Pelz verehren würde. Diese Berge von Hoffnungen, bis auf den Pelz, wurden indessen, obgleich ich den Herrn Owander ausfragte und ihm meinen Namen ließ, nicht im mindesten erfüllt; denn der Herr Ober-Fiscal fand es nicht für gut, nach mir fragen zu lassen; und es blieb mir außer dem reichelschen Zimmer und dem lindnerschen Truthahn und seiner Empfehlung des struckschen Hauses, die mir viel Geld zu stehen kam, nichts weiter übrig, als haushälterisch mit dem wenigen Gelde, das mir noch übrig war, zu verfahren. Außer dem Rathhause in Riga hat mir nichts gefallen. Die Straßen sind finster und enge, die Herren des Raths, die, so lange sie im Rathe sitzen, adlich sind, bilden sich nicht wenig ein. Der Handel nach England und Holland ist sehr beträchtlich. Die Prediger tragen Kragen wie in den freien Reichsstädten und sind gewiß ehrwürdiger in Schritt und Tritt und dem ganzen Aeußern, als die unsrigen. Obgleich der Ort klein ist, so fährt doch auch hier Alles, und haben die gemeinen Bürger eine Art von Wagen mit zwei Rädern, die mir nicht gefiel.

Der königsbergische Fuhrmann hatte einen schönen bedeckten Wagen nach Memel zu bringen, und trug mir an, mich desselben zu bedienen, welches ich unter der Bedingung, daß ich nicht mehr bezahlen dürfte, annahm, und so ging denn unsere Reise — nicht nach Königsberg — sondern von Riga aus der rechten Stadt in die Vorstadt und die sogenannte königsbergsche Herberge. Hier blieben wir noch eine Nacht und ich schlief in dem

Zimmer und auf der Stelle, wo die Generalin v. Fermor vierzehn Tage logirt hatte, die aus Ursachen dies Incognito zu beobachten nöthig befunden hatte.

Aus dem Erbsenkruge, zwölf Meilen von Libau, schrieb ich nach Königsberg und noch erinnere ich mich mit Vergnügen an die Stunden, die ich hier weilte, weil ich mir meinen Lebensplan hier zeichnete, der eben so schön ausfiel als der, den ich des Herrn Owander wegen entwarf. Ich hatte von je her gewisse Entzückungen bis in den dritten irdischen Himmel; diese Entzückungen hielten jedoch nicht lange an, und ich war denn auch wieder gefaßt, wo nicht eine Höllenfahrt zu halten, so doch mich von des Lebens Last und Hitze geduldig drücken zu lassen. Jene Entzückungen waren nur Engel mit einem Labetrunk, wobei ich dennoch fühlte, daß der Kelch der Bitterkeit mir nicht vorüber gehen würde. Ich bin überzeugt, daß diese Entzückungen die besten Tröstungen in sich fassen, deren Menschen nur fähig sind. Denn nur der, der keine Hoffnung weiter hat, ist todt an sich selbst; wogegen die Fähigkeit, sich bessere Vorstellungen zu machen, als unser gegenwärtiger Zustand wirklich ist, noch immer beweiset, daß wir nicht elend sind. — Wenn der Consistorialrath Dr. Pisanski diese Ideen in Anwendung gebracht hätte, er würde von dem Vorgeschmack der künftigen Welt eine vielleicht nicht weniger schulgelehrte, aber vernünftigere Disputation entschattet haben. Jetzt soll das Frühstück der künftigen Welt mir weit schlechter ausfallen, als mein heutiges, welches ich meinem Stobbe*) zu verdanken habe, der mir den Honig

*) Stobbe war sein Lieblingsdiener, mit allen seinen Eigenheiten vertraut und sich in dieselben fügend.

vergessen heraus zu geben. Wie ich bei dieser Abschweifung auf die Nachschrift kommen werde, daß ich in St. Petersburg Opern und zwar herrlicher Art, ich weiß nicht ob gesehen oder gehört, ist sehr begreiflich, da es einmal meine Weise ist, nicht nach der Uhr zu schreiben, sondern mein Herz auszuschütten! — Die Kaiserin Elisabeth, die entweder im Kriege nicht in die Oper gehen wollte, oder durch ihre Krankheit daran gehindert ward, hatte allen, die bei der Oper waren, nicht nur den völligen Gehalt gelassen, sondern ihnen auch das Haus und die Kleider bewilligt. Blos wegen noch sonst zu bestreitender Kleinigkeiten suchten sie sich durch ein mäßiges Entree zu entschädigen; und da diese Menschen sonach vom Hofe und vom Publicum zugleich abhingen, so gewann diese Anstalt außerordentlich, und es haben mir Leute versichert, die dergleichen Wesen oder Unwesen an verschiedenen Orten zu sehen Gelegenheit gehabt, daß die damalige petersburger Oper von nichts in dieser Art übertroffen worden sey. — Ich ward, so oft ich dieses Vergnügen genoß, entzückt; allein sobald ich heim kam, sah ich ein, daß man mich betäubt hatte. Die Ballete, unter denen eins die Geschichte mit dem **Pomo eridos** vorstellte, wo der Götterrath vom Himmel hoch herabfuhr, thaten bei mir noch mehr Wirkung, als die Sänger und Sängerinnen. Hätte ich in meinen gegenwärtigen Jahren zu dergleichen Vergnügungen die nächste Gelegenheit, ich glaube kaum, daß ich sie benutzen würde. Dem Johann Jacob Rousseau, diesem Mann nach dem Herzen der Natur, kann ich es nun und nimmermehr verzeihen, daß er einen so großen Werth auf Opernarbeiten legt, die nicht etwa blos künstlich, sondern überkünstlich sind. Die Opern scheinen ihn in der That so verdorben zu ha-

ben, daß in allen seinen Schriften eine gewisse Kost der Ohren aufgetischt wird. Doch warum kehre ich nicht lieber zu meinen selbsteigenen Opern und Entzückungen zurück in den Erbsenkrug, zwölf Meilen vor Libau, von denen die Züge, die ich aufgezeichnet, noch ganz lebendig in meiner Seele sind, und wie eine Wünschelruthe anschlagen. Die Wahrheit zu gestehen, war es keine Oper, die ich aufführte, sondern ein Selbstgespräch, dessen ich mich zu schämen nicht Ursache habe. Jedem Sonntagsmenschen schwebt ein Ideal vor der Seele, ein Bild von Vollkommenheit, das oft dem Fleiß und selbst dem Genie unerreichbar ist. Begehrungskräfte, auf das Ideal angewandt, machen den göttlichen Ruf zu einer Sache; sie schaffen Wollen und oft auch Vollbringen. Wer echt will, kann auch — was der Mensch von ganzem Herzen, ganzer Seele und von ganzem Gemüthe will, geschieht wirklich. So wenig aber der Mensch das schöne Bild der sittlichen Vollkommenheit erreichen kann, und so sehr oft er sich begnügen muß, ihm blos nachzujagen; so geht's auch hier. — Eine nicht nur erlaubte, sondern edle, nützliche Schwärmerei ist's, in Gedanken sich diese Ideale so geläufig zu machen, daß man mit ihnen bekannter und vertrauter wird. Auf Worte lassen sie sich selten setzen. Man muß sie so wenig, wie die Schönheit, anatomiren. Mir war im Erbsenkruge, als wollte ich sagen: das Mißvergnügen liegt nicht in den Gegenständen, sondern in der Art, wie man sich diese Gegenstände vorstellt und in uns selbst. Nicht auf die Sache im Ganzen, sondern auf das, was wir uns aus derselben vorzustellen eben aufgelegt sind, kommt es an; und sind wir nicht subtile Selbstpeiniger, subtile Selbstmörder, wenn wir die widrigen Dinge anders anschlagen, als es sich eignet und ge-

bührt. Es sind bloße Mittel und nicht Zweck, — Mittel, daß wir die Heiligung erlangen. Warten denn aber wirklich Leiden auf mich? — Was gebricht mir im Hause des braven Voyt? Hier will ich studiren; denn was hilft's dem Menschen, wenn er Admiral würde, selbst die ganze Welt zu Wasser und zu Lande gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele! Und wie froh werde ich seyn auch bei mäßiger Kost, und wie glücklich einst in dem Arm eines tugendhaften, gesunden und frischen Weibes. — In der richtigen Absonderung dessen, was in der Welt Mittel und was Zweck ist, beruht die Weisheit. Auch alles Sinnliche ist nur Mittel und bei weitem nicht Zweck. Ist's denn so etwas Herrliches, ein Mädchen von Stande zum ehelichen Gemahl zu haben, — oder ist eine Feldblume nicht oft besser und reizender, als eine aus der Stadt und, wowider Gott sey! wohl gar von Hofe. Hofweiber-Liebe ist ein Regenbogen, schön, allein bald vergänglich. Nicht das Bittere, nicht das Süße ist angenehm, eine verhältnißmäßige Vermischung ist gesund; und so wie der Hunger der beste Koch ist, so legt die Gewohnheit auch dem, was uns widrig war, Geschmack bei. Zerstreuungen bestehlen den Menschen auf eine entsetzliche Weise, sie stehlen ihn sich selbst, man verliert sich unter den Händen und hat nicht Lust, nicht Zeit, sich mit übersinnlichen, mit geistigen Dingen abzugeben. Wer das Beste will, ist weise; und warum also die Hülse statt des Kerns, die saure, bittere Haut statt des Traubensaftes, — ich sollte um ein schnödes Linsengericht meine Erstgeburt verkaufen und die Veredlung meiner innern und höhern Natur gegen bloße Flittern aufgeben. Nicht also! Mein Entschluß sey, das beste Theil, das Marien-Glück zu wählen, das nicht von

uns genommen wird, und das uns ohne allen Zweifel in die andere Welt das Geleite giebt. Iſt's ein Strahl der göttlichen Natur, daß auch der ſchlechteſte Menſch den edlen bewundern kann, wenn gleich er beim Unedlen verbleibt; ſo iſt die Lebensart leicht, auch ſelbſt bei ſeinen Feinden wohl angeſchrieben zu ſeyn. Gottes Wille geſchehe —! Mit der Theologie wird's ſchwerlich gehen; allein muß es denn durchaus ein ordinirter Prediger ſeyn? Predigt nicht Alles, was Leben und Athem hat, das ſüßeſte Evangelium von der Liebe des himmliſchen Vaters? Iſt nicht das akademiſche Brod das ehrenvollſte, das man eſſen kann, und der Beruf, junge Apoſtel zu ziehen, verdienſtlicher als eine fette Pfründe, die man taliter qualiter verdient und wobei man mir nichts dir nichts eine Nonne beim Pſalter iſt. Es giebt Leute, die keine Milch verdauen können, denen aber das Kalbfleiſch wohl bekommt. In Frankreich blühte die Literatur am ſchönſten unter dem ärgſten Despoten, und gewiß eben ſo ſchön als in Athen beim Genuſſe der Freiheit. Und wie gar anders kann noch mit dir Alles kommen. Ueber 100 Rthlr kann man nicht gebrauchen, wenn man ſeinen Bauch nicht zur Gottheit erheben, den Leib kanoniſiren und den Geiſt devalviren will. Kann ich denn dafür, daß mich die Vorſehung nicht auserſehen will, der Familie nützlich zu werden? Sind Vater und Großvater nicht ehrliche Leute geweſen! und haben die reichen Kaſtenbürger bei ſo viel Geld als Stolz es für gut gefunden, zu ſeyn und zu bleiben, was ſie ſind, warum ſoll denn ich einer Thorheit den Sporn geben und ihr die Erlaubniß ertheilen, meinen Kopf oder mein Herz zu verderben, ſelbſt nur einen Augenblick zu beunruhigen? Iſt denn ein anſpruchsloſer Menſch, der nichts für ſich, und Alles fürs

Allgemeine thut, nicht ein erhabener, ein wahrer Christus-Mensch? und ist er nicht verhältnißmäßig erhabener, je weniger er sich in seinem Wirkungskreis beengt, je weiter er ins Allgemeine dringt. — Waren je Brücken, um nach dem Monde zu kommen, zu wünschen, so sind sie es hier. O Gott! wie viel kleinliche und unförmliche Schnörkelei und Verzierung, wie viel Menschen mit goldenem Schnitte giebt's nicht in der Welt! — Alexander der Große wollte ein Gott seyn und sagte es. Klügere Alexander sagen es nicht und sind stolzer noch, wie dieser Mensch-Gott. Die Familie Levi dünkt sich mit Jungfrau Maria aus einem Stamme. Man sieht auf einem Gemälde einen aus dieser Familie mit Maria sprechen: Guten Tag, Maria, — guten Tag, Cousin! — Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Amen.

Dergleichen Entzückung ist kein effort de genie, allein wie oft hat mich ein dergleichen Selbstgedanken, ad analogiam mit Selbstgespräch, gestärkt und getröstet. Auch im Erbsenkruge ging ich gerechtfertigt in meinen Wagen, sah den Himmel offen und mich glücklich auf Erden. Was giebt's außer dergleichen Gedanken-Obelisken für andere Ernten einer weisen Selbstüberlassung einer ächten Einsamkeit? Lange, lange waren dies die aufrichtigsten Gesinnungen meines Herzens. Auf hundert Reichsthaler jährlich hatte ich meine Rechnung gemacht, und selbst als ich nach einiger Zeit schon in Bedienung stand, wollte ich nur so lange dienen, bis ich zehntausend Gulden preuß. eingesammelt hätte, um nur leben zu können. — Nicht wie jener Kornjude, der sich große Schätze gehäuft hatte und sich anredete: Du hast nun, liebe Seele! Vorrath auf viele Jahre, iß, trink, spiele und laß spielen. — Meine Idee war zu dieser Zeit noch nicht, bei der Themis

Dienste zu nehmen, sondern blos den Musen zu folgen. Ich pflegte alle Sachen in fast allen gedenkbaren Modificationen mir vorzustellen und in Gedanken durchzukneten. Mein künftiger Stand in der Welt inzwischen war mein geringster Kummer, und wahrlich, wenn jemand auf einen göttlichen Ruf bei dem, was er ist, rechnen kann, so bin ich's; — denn nie ward ich das, was ich werden wollte, sondern immer etwas anderes.

In Schrunden schrieb ich an den Candidat Rhode, den Coßianer, meinen akademischen Contubernal, weil ich ihn hierher citirt hatte, er aber, ohne seine Abwesenheit durch Ehehaften zu entschuldigen, ausgeblieben war. — Nach diesem Urtheil **in contumaciam** ging ich auf dem Kirchhofe spazieren, besah die Treskammer, die zwei Fenster hatte, aus deren einem der Herr Pastor **loci** ein zerstörtes Schloß und das Wirthshaus, und aus dem andern ein Gesträuch und in demselben einen hervorragenden Baum sah! Werden Sie dieser Baum, schrieb ich meinem Rhode zum Postscript, und gab ihm zum Wahrzeichen, daß ich Alles gesehen, einen Brief mit der Aufschrift: An den Wohlehrwürdigen und Hochwohlgelahrten Herrn Jeschke, Pastor zu Schrunden

Dienstfrdl. im

Fürstl. Affairen. Schrunden'schen Pastorat.

Nicht minder bezeichnete ich ihm den mit grünem Tuch beschlagenen Lehnstuhl, den gewiß keiner anbringen lassen, der zur Hektik Anlage gehabt. Nicht minder drei Papiere beim fürstlichen Briefe, welche der Pastor **loci** ohne Zweifel beschrieben hatte, und nach welchen eine Frau, und dann wieder eine Frau, und dann noch eine Frau die schrundensche Welt mit Söhnlein christlicher Secten bevölkert hätten.

In Memel besuchte ich den Erzpriester Wolff, der wie eine Rose blühte, indessen schon lange Zeit eines Gehilfen, Namens Böhme, sich bediente, der, wo ich nicht irre, sein Schwiegersohn war. Ich traf in Memel zu Ostern ein. Auf den Abend des dritten Ostertages ließ der Herr Erzpriester mich zu Tische nöthigen, und ich habe es nicht vergessen, daß sein kleines Töchterchen den Collaborator, der auch zum Essen war, Herr Kalter Braten nannte. —

Aus Melsen, der letzten Station vor Königsberg, schrieb ich einen Brief nach Petersburg, den ich nur stückweise gefunden habe. Gern hätte ich ihn ganz, da die Ahnung, die auch selbst in dieser Reliquie herrscht, denkwürdig ist. Fast wegen Alles, was mir begegnet ist, habe ich Vorbilder gehabt, und so sind mir immer gute und böse Engel erschienen. Ich kam gegen 5 Uhr (den Tag finde ich nicht bestimmt, ein Fehler den ich oft begangen habe und der mir noch eigen ist. Gemeinhin vergeß' ich das Datum. Es ist bei mir immer Heute) in Königsberg an und ging zuerst zu meinem Bruder, der damals in der altstädt'schen Hofgasse mit Arndt, der ehemals im russischen Cabinet arbeitete, und jetzt Hof- und Collegen-Rath in Petersburg ist, logirte. Von ihm wollte ich erfahren, was Voyt mache; denn ich hatte ihm aufgetragen, sich fleißig bei meinem Substituten darnach zu erkundigen, um sodann mit Freuden in mein irdisches Elisium einzuziehen, dessen Andenken mir so werth gewesen war; und siehe da, ich erfuhr Dinge, die mir, um nur das Wenigste zu sagen, völlig unerwartet seyn mußten. Es hatte nämlich Voyt meinen Bruder zu sich kommen lassen, und sich über meinen Entschluß, den ich gefaßt, nach Petersburg zu reisen, beklagt, auch ihm

eröffnet, daß er einen andern Gesellschafter sich zuzulegen sich entschließen müßte, der gewiß nicht auf den argen Einfall fallen würde, in der Welt herum zu irren. Außerdem schiene ich nicht die mindeste Anlage zu einem Kinderlehrer zu haben, und da er auf den Unterricht seines Enkels denken müßte, so wäre er entschlossen, den Posten eines Gesellschafters mit einem Lehrer für seinen Enkel zu verbinden, — doppelte Schnur risse nicht — u. s. w. Mein Bruder, der, so lieb er mich gleich hatte, dem Herrn Justizrath in Allem, und besonders in den Umständen beizupflichten nicht umhin konnte, daß ich ein eigensinniger Mensch von Kindesbeinen an und durchaus kein guter Wirth gewesen, erzählte mir diesen Vorgang ganz ehrlich haarklein, und so war ich denn verlassen, ohne Geld, ohne Aussicht, in Erwartung der gerechtesten Vorwürfe meiner Eltern, denen ich nicht eher, als wie ich schon abgereist war, über diese Reise zu schreiben gewagt hatte. Wahrlich, das war ein Krasnoe-Selo anderer Art, besonders ging es mir nahe, daß mein ganzer Plan, hier so ganz mir überlassen zu seyn, und von ganzem Herzen und von ganzer Seele und mit allen Kräften studiren zu können, vereitelt war, und zwar durch einen Menschen, den ich selbst mit Voyt bekannt gemacht, und den ich dem Voyt, weil selbiger sich beklagte, daß ich ihn besonders im Winter verließe, zu meinem Substituten in Vorschlag gebracht hatte. Aller dieser Umstände unerachtet habe ich nie meinem Successor den mindesten Vorwurf gemacht, oder ihn auch nur angefeindet. Daß ich aber diesen Zug nicht billig, am wenigsten edel nennen konnte, war mir wohl nicht zu verdenken.

Ich bin außer Stande, die Seelenlage zu schildern, in der ich mich befand; — doch diese Jeremiade gehört

zum vierten Buche. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe. Da ich indessen meinen Freund Keyser seit unserer petersburgischen Trennung in meinem Leben bis heute, den 13. Mai 1791, nur noch ein einziges Mal und, wo ich nicht irre, in der Loge gesehen, so muß ich noch bemerken, daß ich ihm hier sogleich gestand, aus Liebe zu den Wissenschaften Rußland verlassen zu haben. Er vergab mir unter den heißesten Wünschen, die ich auch ihm von ganzer Seele erwiederte, diesen Schulenentlauf, und wie gern wüßte ich, wo diese theure Seele jetzt walle? Ueberall geh' es ihr wohl in dieser und der andern Welt! — Wie lieb mir sein Andenken gewesen, können meine Gedichte beweisen, die ich dann und wann verlor.

Im Jahre 1761 ließ ich ein kleines Lehrgedicht: Ueber die Unzufriedenheit, in die öffentlichen Blätter einrücken und noch besonders abdrucken. Ich dedicirte diesen Bogen aus Wesselshöfen an Keyser mit den hallerschen Worten:

„O! daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte
daß meine Asche sich mit deiner mischen könnte.

Ich will zum Andenken meiner damaligen Denk- und Versart einige Stellen der letzten Seite hersetzen:

Ich gönne Fürsten gern die Ehre und den Thron.
Der Scepter ist kein Glück, der Reichthum ist kein Lohn.
Mich darf kein Lobgedicht mit Ehrerbietung nennen,
ich lebe unbekannt und lern' mich selber kennen:
hier, wo kein Thor mich sieht, und mit Avisen stört,
empfängt mich die Natur und machet mich gelehrt.
Zwar süßer ist die Luft, im eignen Schatten liegen,
doch auch ein fremder Wald hat Schatten und Vergnügen;
ein ruhiges Gemüth findt auch im fremden Klee,
was nie die Unruh fand, ein sanftes Kanapee.
Und will des Winters Wuth mir Klee und Wald verheeren,
soll doch sein Uebermuth nicht meine Ruhe stören.

Statt einer Nachtigall rührt mich dann das Klavier,
dort lockt die Laute mich, und Bücher liegen hier.
Wie mancher stolze Wunsch bleibt nicht ohnunterschrieben
Wer jung Minister war, ist Candidat geblieben,
und wer ein Präsident in seiner Jugend ist,
wird oft mit vieler Müh treufleißiger Copist.
Wer in der Jugend schon den Mosheim übertroffen,
von diesem hat die Welt kein Predigtbuch zu hoffen;
und wer als Säugling siegt und Türken überwindt,
scheut, wenn er größer wird, den Degen, wie ein Kind.
Zeugt ein erhab'nes Amt auch von erhab'nen Gaben?
Wer wenig Tugend hat, kann viele Titel haben.
wenn mancher König schläft, so denkt sein Unterthan:
Ich kenne meine Pflicht — — und seh' den Himmel an.
Den Reichthum will ich nicht im Zählen unterbrechen,
ich höre Narren zu, wenn sie von Ahnen sprechen,
ein übertriebner Stolz macht keinen Thoren klug,
wenn mich ein Weiser lobt, so hab' ich Lob genug,
und hab ich einen Freund, den edle Sympathieen
in meinen offnen Arm bei Glück und Unglück ziehen,
der auch empfinden kann, wenn er philosophirt,
den meine Lust entzückt, den meine Klage rührt,
versteh' ich jeder Noth gelassen zu begegnen,
den Neid zu übersehn und meinen Feind zu segnen.

Die Rhapsodie, die 1763 bei Herrn Johann Jacob Kanter herauskam und die ich dem Herrn v. K* zugeschrieben hatte, schloß sich:

Sey K** glücklicher. Ein bess'rer Freund als ich,
den Scherz und Wein ergötzt, ein Tejer lohne dich.
Tiefseufzend nenn' noch ihn in hellen Abendstunden,
wenn ihr den stillen Hain harmonisch durchempfunden;
fällt dann ein welkes Blatt auf deinen Schooß herab,
so sey voll Redlichkeit dein Wunsch für mich: das Grab.

Aus dem poetischen Schreiben, welches ich im Jahre 1764 den 23. October an Herrn V. L. Ruffmann, am Tage seiner Verlobung mit M. E. Collins,

drucken ließ, ist folgende Stelle ein Monument für meinen Keyser:

Freund! blicke, wo du willst, nichts als Verräthereien.
Die Treue überlebt kaum einen Abendschmaus,
man schläft die Zärtlichkeit, wie and're Räusche aus.
Doch was auf ihrem Thron oft Könige vermissen,
ließ mich bei schwerem Gram ein gut Geschick genießen.
Noch denk' ich an die Zeit, da mich von ** Hand,
mit unverletzter Treu' dem Vaterland entwand,
Er, der in tiefer Fern' ein Herz im Busen träget,
das treu der Sympathie heut' dreimal stärker schläget,
der seinen Schultern selbst erhab'ne Thaten traut,
und sechzehn Ahnen nicht blos Mausoläen baut,
hat meines Lebens Gram und manche trüben Stunden
durch Redlichkeit versüßt, durch Freundschaft überwunden.
Einst, wenn des Herzens Wunsch das Schicksal ihm erhört
stirbt er fürs Vaterland, des Heldentodes werth,
und wenn er römisch groß in seinem Blute lieget,
und sein erbittert Heer auf Leichen klimmt und sieget,
schreibt er mit warmem Blut noch meinen Namen auf,
und schließt, wie er gelebt, groß seinen Lebenslauf —
Wie wann verzweiflungsvoll ein wilder Tauber girret,
wenn durch des Jägers Hand die Gattin er verlieret;
im Haine Philomel, vom Trauerton bewegt,
ein sanft Adagio für meine Schwermuth schlägt
so sah auch ich gerührt von ** mir entfliehen,
und meine Muse sang ihm lange Elegien;
als mich ein schön Geschick —

Das Absichtlose, das Uninteressirte, das Natürliche, welches man so oft in Poesien vermißt, wodurch eine Poesie eine reine Poesie wird, ad analogiam des Begriffs: reine Tugend — ist diesen Stellen eigen. Drang des Gefühls hat sie erzeugt, denn nie ist es mir eingefallen, meinem Keyser eine Zeile darüber zu schreiben. Daß indessen etwas herzlich seyn könne, ohne schön zu seyn, versteht sich am Rande.

Doch dieſe Beweiſe ſind wie gar nichts gegen die ſanfte Thräne, die nach ſo vielen Jahren auf dieſes Blatt fällt. Meinem Keyſer ſey ſie heilig! Nie kann und werde ich ihn vergeſſen, und es ging ein zweiſchneidiges Schwert durch meine Seele, als mir Criminalrath Lübeck, bei dem ich mich nach dieſem Edlen und den Seinigen erkundigte, mir zur Antwort gab, daß er ſeit zwanzig und mehreren Jahren nichts weiter von allen dieſen wüßte*).

Ich will ſchließen. In Memel hatte ich zwar das Gelübde gethan, keinen Tropfen Branntwein weiter über meine Lippen zu laſſen; allein durch den bereits getrunkenen war mein Magen geſchwächt, — und ſo fiel ich, durch Gram und Kummer gebeugt, in ein heftiges Fieber, das ſich bald zu einem kalten bequemte und mich acht Wochen auf der Folter hielt, — und dies war das Ende meiner Reiſe, die ſich mit Entzücken, mit einem hitzigen Fieber der Seele anfing und mit einem kalten Fieber des Körpers endigt. —

Mit Hippel's Rückkehr aus Petersburg endigt dieſe Autobiographie. Daß ſie von ihm nicht fortgeſetzt worden, iſt ein Verluſt, der durch nichts erſetzt werden kann. Was ihn an der Fortſetzung hinderte, kann nur errathen werden: vermehrte Geſchäfte, ein wichtiger Auftrag zur Einrichtung der unterdeſſen dem Mutterlande einverleibten Stadt Danzig, und nachher Kränklichkeit, die ihn zum Tode führte.

Eins nur iſt uns in ſeiner Autobiographie aufgefallen,

*) Es liegt uns ein Brief von Grot vom 24. Feb. 1792 vor, aus welchem wir weiter unten einen Auszug geben werden, woraus ſich das weitere Geſchick der keyſer'ſchen Familie ergiebt.

daß er nirgends des Vorsatzes gedenkt, im Heere Friedrich's zu dienen, wohin Scheffner und Neumann schon gegangen waren. Er hatte, wir wissen es aus dem Munde seines Bruders, der unterdessen auch schon die Universität bezogen, wirklich diesen Vorsatz gefaßt — wahrscheinlich gleichzeitig oder bald nach der Abreise der beiden Genannten *). Nach der Erzählung des Bruders sandte ihm Hippel eines Vormittags ein kurzes Billet, worin er ihm seinen Vorsatz, zum preußischen Kriegsheere zu ziehen, anzeigte. Dieser, — ein junger und frommer Candidat — alles Herzeleid der Eltern überlegend, das ein solcher Schritt ihnen bereiten werde, eilte zu seinen Freunden, berieth sich mit diesen und war gegen Abend eben zu dem Entschlusse gekommen, das russische Gouvernement (v. Korff) um Verweigerung der Pässe, ja sogar um Arretirung des Bruders zu bitten, als er diesem begegnete, der seinem Ungestüm mit der ruhigen Versicherung entgegen kam: er habe sich besonnen.

Das völlige Verschweigen dieser Thatsache läßt sich bei Hippeln in späterer Zeit nur aus der Besorgniß erklären, daß ihm, dem nichts verhaßter war, als Leichtsinn und Inconsequenz, die Liebe, die er der Reise nach

---

*) Beide suchten, wie mehrere Studirende jener Zeit — wie Günther, Lestocq, Glaser, ꝛc. — den glorreichen Kriegsdienst Friedrich's II., was nicht ohne Gefahr und nicht ohne einigen Glanz des Auftretens im Feldlager auszuführen war. Friedrich empfing die beiden Freunde, durch ihr stattliches, schönes und geistreiches Aussehen empfohlen, persönlich, und ernannte sie mit großer Freundlichkeit beide zu Offizieren, Neumann bei den Frei-Dragonern, Scheffnern bei einem Linien-Regiment, v. Ramin, zuletzt Möllendorff. Der ehrenwerthe Name des ersten, des bekannten Vertheidigers von Cosel, wo er als General starb, ist auf die Nachwelt gekommen.

Petersburg gewidmet — verglichen mit jenem so contrastirenden Entschlusse — zum bittern Vorwurf gereichen werde. Selbst der Bruder wagte nie, ihn an jenen Vorfall zu erinnern.

Die Reise nach Petersburg, der Blick in den Glanz des Hofes und des Großlebens, die freundschaftliche Art, mit welcher ihm die Töchter des Viceadmirals begegneten, hatten Empfindungen und Wünsche in der jungen Seele zum Keimen gebracht, die bis dahin unter der Liebe zu Wissenschaften und Büchern schlummerten. Zwar hatte er — wohl am meisten im Gefühle seiner Verschuldung, ohne elterliche Beistimmung das Wagstück der Reise unternommen zu haben — die Anträge, dort zu bleiben, abgelehnt; aber er kehrte mit einem sehnsuchtsvollen beklommenen Herzen nach Preußen zurück; es war eine Krise in ihm vorgegangen, die sein Brief an Fräulein Antonna und das Selbstgespräch im Erbsenkruge, wenn es auch spätere Phantasie etwas verschönert haben sollte, hinlänglich beurkunden. Der Kreis seiner Empfindung und Phantasie hatte sich erweitert; es trat für ihn der Zeitpunkt ein, wo Wahl des Standes und liebende Ahnungen den edlen Jüngling es fühlen lassen, daß die sorglose Kindheit zu Ende ist, und sein sehnsuchtsvolles Herz mit der Schwermuth bekannt machen.

Wiedergenesen von der oben erwähnten Krankheit, einer Folge der Gemüthserschütterungen nach seiner Reise, ward er Hauslehrer bei einer angesehenen adelichen Familie, die den Winter hindurch in Königsberg, und den Sommer über in W., unweit jener Stadt, sich aufhielt. Einige Züge dieses Ehepaars, das ihm seine Kinder anvertraute, findet man in den Gemälden wieder, die er von Herrn und Frau von W. in den Lebensläufen auf-

stellt. Er ward von den Eltern geachtet, von seinen Zöglingen geliebt, und er war dieser Achtung und Liebe werth. Bei allem Gefühl ihres höhern Standes zogen die Eltern ihn durch gesellschaftliche Traulichkeit an sich; er ward hier in das eingeweiht, was man gemeinhin gute Lebensart und Weltton nennt; er lernte die guten und minder guten Seiten derer, die durch Geburt und Stand über andere gehoben zu seyn glauben, an dieser Familie und ihren Freunden näher kennen, und es ging ihm hier ein Jahr hindurch in jeder Beziehung wohl. Doch verließ er schon 1762 dieses Haus, um sich in Königsberg dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, von welchem er sich praktischeres, lebendigeres Wirken in der bürgerlichen Welt, Ruhm und Vermögen eher als von einem geistlichen Amte, versprach.

Beides dünkte ihm jetzt mehr als bisher wünschenswerth. Er liebte! Diese seine erste, und wie alles bei ihm, heftige, begeisterte Liebe zu einer äußerst schönen, sehr sanften Person in seinem Vaterlande ward nun die gewaltigste Triebfeder in ihm. Der Gegenstand seiner zärtlichsten Neigung war aber in Ansehung des Standes und Vermögens weit über ihm. Welche gewaltsame Kämpfe entstanden nun in dieser feurigen Seele! Schauerlich genug tönt seine tiefe Melancholie aus der 1763 gedruckten und von ihm oben angeführten Rhapsodie hervor:

Nehmt, Klüfte, wo besorgt kein Landmann Garben bindt,
Kein Schäfer Kränze flicht, kein Dichter Reime findt,
Wo nie ein Pilgrim sich, von Eulen aufgewecket,
Matt von des Tages Last zum Schlafe niederstrecket, —
Nehmt einen Jüngling auf, der, seines Lebens satt,
Gewiß beglückter stirbt, wenn er geklaget hat.
Zeigt seinem trüben Blick nie bei dem Dampf der Sorgen
Der Freude Ebenbild, die Sonne und den Morgen, u. s. w.

Indeß gab es doch wieder Stunden, wo er sich ermannte, und, so hoffnungslos auch diese Neigung seinen Freunden schien, eine endliche Verbindung mit seiner Verehrten nicht für unmöglich hielt. Er fing nun an, den Gedanken zu fassen, ihr einst in Ansehung beides, des Standes und auch wohl des Vermögens, gleich zu kommen; und von hier an der unverrückte Plan, das unablässige Bemühen, sich in jeder Weise auszuzeichnen. Seit der Bekanntschaft, die er mit der größern Welt gemacht hatte, strebte sein mächtiger Geist ohnedies schon nach großer, sichtbar wirkender Thätigkeit, und es brauchte daher gerade nur noch dieses Anstoßes, um den kraftvollen Jüngling dem Berufe des bloßen Studirens und Speculirens, des bloßen Denkens und Lehrens zu entführen. Er fing in Königsberg unter zwei damals berühmten Rechtslehrern, Funk und Schinemann*), sein neues Studium mit dem Glück und dem Erfolg an, der aus offen daliegenden Gründen so oft diejenigen zu begleiten pflegt, die von einer soliden Beschäftigung mit den Sprachen, der Philosophie und Theologie dorthin übergehen. Vielleicht that er diesen Schritt nicht mit der vollsten Zufriedenheit seines Vaters, — oder konnte ihn dieser auch nicht weiter unterstützen, — genug, Mangel und Armuth wurden nun sehr fühlbar für ihn. Er kämpfte gegen sie an; mit einer Resignation, die Bewunderung verdiente, schränkte er sich anderthalb Jahre auf eine fast unglaubliche Art in Ansehung der Kleidung und des täglichen Unterhaltes ein. Er sagte damals, mit dem Dichter Uz, von sich, und schrieb es in mehrere

*) Der Gruft des Erstern widmete er eine Poesie, die von Dankbarkeit und Verehrung für ihn zeugt.

Stammbücher: „Nackt flieh in der Weisheit Arme" — welches auch als Motto über seinen poetischen Gedanken von der Unzufriedenheit steht. Was einen schwächern Jüngling zur Hoffnungslosigkeit niedergedrückt hätte, ward für diesen Talentreichen und Muthvollen nur stärkerer Antrieb zum Fleiß, sich aus jenem Druck des Mangels empor zu arbeiten; und siehe, in Kurzem war es geschehen.

Er selbst erzählte im vertrauten Kreise, daß er die letzten zwei bis drei Monate vor seiner Prüfung und Zulassung als Advokat nur in seinem Zimmer gelebt und seine Baarschaft so genau berechnet und eingetheilt habe, daß ihm am Tage seiner Vereidigung und Einführung nur noch die Zeche für eine einzige Mahlzeit in der Tasche geblieben. Der erste Tag seines öffentlichen Auftretens änderte seine Lage. Sein durchdringender Verstand, seine Logik, seine starke sonore Stimme und seine richtige, oft bewunderte Declamation mußten in dem damals noch mündlichen Gerichtsverfahren ihm die wichtigsten Klientelen erwerben und seine Gegner einschüchtern.

Alles, was er vorhatte, schien ihm gelingen zu müssen. Er wußte, was er seiner Kraft vertrauen konnte, und war er einmal, sein Ziel im Auge, mit sich selbst über die Mittel dazu einig, so schien für ihn das Mißlingen unmöglich. Es war daher auch sein Lieblingsthema gegen seine Verwandten, daß dem fähigen Menschen, unterstützt von der Kraft des Willens, nichts unmöglich sei, daß schon das Wort: „Unmöglichkeit" jungen Leuten gar nicht gestattet, daß keine Entschuldigung wegen Unmöglichkeit geduldet werden dürfe. Gedacht hatte er auf alle Mittel, um sich zum öffentlichen Redner auszubilden in den beiden Bahnen, die es damals dafür gab, als Kanzelredner oder als Advokat.

Die Neigung für öffentliches Auftreten und Reden war ihm angeboren. Uns liegt ein Blatt von ihm vor, und die Erzählungen seines Bruders stimmten damit überein — daß er als Knabe, mit einer schwarzen Schürze seiner Mutter umgethan, sich von Stühlen eine Kanzel erbaut und mit donnernder Beredsamkeit dem Gesinde und einigen Schulkameraden gepredigt habe. „Auch soll ich, schreibt er selbst auf einem abgerissenen Zettel, wie mein Bruder erzählt, zuweilen Leute zusammengebracht und ihnen Bußpredigten gehalten haben. Sie möchten doch bedenken, hatt' ich z. B. bei einem glühenden Backofen ausgerufen, wie schrecklich dies Feuer sey, und doch sey es nichts gegen das Gewissensfeuer, als welche Hölle hier und dort auf uns warte, — zu geschweigen, daß wir das Seelenhöllenfeuer eigentlich nicht zu bestimmen wüßten, welches diese irdische Pein bei weitem verstärken könnte. Sie möchten nur einen wüthenden Menschen beobachten, und einen solchen Seelenhöllenbrand auf jene Spruchstelle deuten: ihr Feuer wird nicht verlöschen."

Als er zu der weltlichen Brodwissenschaft übergegangen, schloß er eine enge Bekanntschaft mit der Familie der Schauspielunternehmerin Schuch, deren Privilegium noch in ihren Nachkommen für die neuere Zeit galt. Er übte mit ihnen Declamation und Mimik, und so wie er überall zu lernen und zu ernten wußte, so hatte dieser Umgang zu seiner ausgezeichnet richtigen Declamation und seinem vornehmen Anstande beigetragen, der jedoch, wenn er repräsentiren wollte oder sollte, etwas Gesuchtes an sich hatte und an die Lehrer-Mienen erinnerte. (Nur in großen und Damenzirkeln soll er, wie gewöhnlich Leute von sehr kurzem Gesicht, im Augenblicke des Eintretens Verlegenheit gezeigt haben,

im Dienſte und bei feierlichen Gelegenheiten war ſie nicht ſichtbar, ſo wie überhaupt nicht, ſo bald er wußte, wen er vor ſich hatte.) Der Sohn der Madame Schuch, — jung und im Anfange ſeines Künſtlerlebens geſtorben, — hatte dagegen die richtige Declamation, durch die er ſich bemerkbar machte, dem Unterrichte und den Uebungen Hippel's zu danken *).

Wenn er nun gleich, jede Gelegenheit zu ſeiner Ausbildung benutzend, ſeine Laufbahn ſich ſelbſt bereitete, ſo hätte ſie doch, ohne eine ganz beſondere Gunſt des Glücks, eine andere Wendung nehmen können. Es liegen uns aus den Jahren 1762 und 63 zwei Briefe vor, aus Riga und Potsdam. In dem einen wird ihm die Stelle des Erziehers im Hauſe des Grafen Fermor mit 150 Silberrubeln Gehalt, andern Emolumenten und reichlichem Reiſegelde angeboten, — allein in Smolensk. In dem andern beſchwört ein Feldprediger Preyß ihn bei ihrer Jugendfreundſchaft, die dargebotene Stelle eines Sekretairs bei dem General v. Kruſemark nicht auszuſchlagen.

Er erinnert daran, daß Kruſemark (wahrſcheinlich der Vater unſers verſtorbenen Geſandten zu Wien, edeln Andenkens) ein Freund Möllendorff's, ein Günſtling des Königs ſey, daß Hippel dem General ſeyn und der Literatur werden könne, was Leſſing für Tauenzien und für Deutſchland war; daß außerdem lachende Ausſichten für ihn vorhanden wären, daß ein Auditeur für die Garde fehle, der Garde-Regiments-Quartiermeiſter alt ſey, daß er ſich nur zeigen dürfe ꝛc. Es findet ſich keine

*) Th. Mundt würde hier an Goethe erinnern, und — mit Unrecht?

Spur einer Antwort, allein dem Erfolge nach muß Hippel beide Anerbietungen ausgeschlagen haben. Und sonderbar ist diese Wiederholung seiner Begegnisse zur Zeit seines ersten Auftretens in der Welt. — Petersburg und Smolensk, das preußische Kriegsheer in Sachsen und die Garnison zu Potsdam.

Sein festes, stattliches Auftreten in der neuen Bahn, sein Geist, seine Zuversicht und sein Fleiß gaben ihm Ruf und Ansehen. Er übte eine besondere Kraft auf die Gemüther, und schien zum Befehlen geboren. Er durchlief oder durchsprang daher nur die Zwischenstufen als Kriminalrath, Stadtrath bis zum Criminaldirektor (Hofhalsrichter) und ersten Beamten der Stadt Königsberg. Im Jahre 1780 ward er von Friedrich II. zum Polizeidirektor und Oberbürgermeister mit dem Titel eines Kriegsraths ernannt. Er vereinigte in sich beide Aemter, die jetzt unter den Oberbürgermeister und Polizei-Präsidenten getheilt, jedem der Dirigenten allein volle Arbeit, Verantwortlichkeit und Ansehen geben.

„Mein Consulat," schrieb er einem Freunde, „ist auf mich wie vom Himmel gefallen." Denn er war erst der jüngste unter den Stadträthen gewesen, und nur kurz vorher aus dem Stadtgericht in den Magistrat gekommen; aber der schnellsehende Minister von Gaudi, der damals das preußische Departement im General-, Finanz-, Kriegs- und Domänendirectorium besorgte, wählte ihn zu jenem Posten, für welchen Hippel, mit seinem Befehlshabertalente, wie geschaffen war. — 1786 ehrte man ihn noch mit dem Prädicat eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten. Hippel ließ bald hierauf den Adel seiner Familie erneuern, die nach den von ihm sorgsam gesammelten Nachrichten, und dem vom

Kaiser Joseph ertheilten Diplom vor 300 Jahren in Schlesien die Güter Zehrbeutel und Tschirndorf besessen und würdige Vorfahren gehabt haben sollte. Dieser Schritt ist von seinen Freunden und Zeitgenossen vielfach getadelt worden. Aus seiner Eigenthümlichkeit allein sind die Motive zu erklären, die ihn dazu vermochten. Seinem richtigen Blicke war es nicht entgangen, daß die furchtbaren reißenden Fortschritte der französischen Revolution, nachdem ihre Licht- und Blüthenseite abgestreift war, nur durch die Abschaffung des Adels und das Einkammersystem herbeigeführt und beschleunigt waren, und daß es in dem Interesse der Fürsten, wie der Völker liegen müsse, sich durch eine auf Grundeigenthum fester basirte Aristokratie dagegen zu bewahren. Er hielt es für die heilige Pflicht eines jeden mit Glück und Verstand Ausgerüsteten, sich an sie anzuschließen. Durch beides schienen ihm die Mittel zu Theil geworden, die Dauer seiner Familie zu gründen. Er hatte zu jener Zeit junge Verwandte um sich versammelt, in denen er — einen wohl übertriebenen Werth darauf legend — die sichtbaren Spuren einer großen Familienähnlichkeit an Muth und Geist gefunden zu haben glaubte, unter ihnen seinen Neffen, den er der Bestimmung fähig hielt, fortzusetzen, was er begonnen. Er sorgte für ihre Bildung und freute sich, als er in vieren von ihnen die Neigung zum Soldatenstande entdeckte.

In dieser Zeit war es — im Jahre 1790 und 91, als er die Adelsrenovation beim Kaiserhofe zu Wien, und die Landesherrliche Confirmation für alle seine Verwandte nachsuchte und erhielt. Hieran schloß sich nun die Absicht, die Dauer seines Namens an die Errichtung eines Majorats zu binden, und durch Stiftung

von Stipendien die wissenschaftliche Bildung eines Theils seiner Verwandten möglich zu machen. Ohne Besitz des persönlichen Adels war aber damals der Besitz von Rittergütern unmöglich. Nicht also persönliche Ehrsucht — denn es konnte ihm von keinem seiner Verwandten verdacht werden, wenn er sie sich selbst überließ — sondern die Idee, seinem Namen, seiner Familie die alte Ehre und den vermeintlich verlornen Glanz wieder zu geben, war es, die ihn zu den mühsamen Anstrengungen und Forschungen trieb, durch die er seine Anträge begründete. Um zu höhern Aemtern hinaufzusteigen, wäre Mangel der Adelsvorrechte für ihn kein Hinderniß gewesen. Adelsverleihungen waren für verdiente Männer damals keine seltene Auszeichnung, wie z. B. für die Familien Carmer, Goldbeck, Göcking, Kircheisen, Klewenow, Lamprecht, Eysenhardt, Fohrenhild, Beyer, ꝛc. Auch seiner alleinigen Person war der Adel bereits zugesichert. Wenn er ihn für sich allein, wie es wirklich geschehen, ablehnte, um ihn allen mitzutheilen, die seinen Namen führten, so offenbarte sich dieser Egoismus wenigstens nicht in gemeiner und unedler, sondern in seiner idealen Weise.

In die Jahre 1792 und 93 trifft ein anderes, für Hippel wohlthätiges und ihn erfreuendes Ereigniß, der Besuch eines Jugendbekannten, des Hofraths Christian Gottlieb v. Arndt. Um etwa drei Jahre jünger als Hippel, in der nämlichen Schule zu Gerdauen, und von dem nämlichen Lehrer, Hippel's Vater, gebildet, hatten sich beide auf der Universität wieder zusammengefunden. Arndt, von der Natur mit einem außerordentlichen Gedächtniß für Sprachen ausgestattet, war zuerst als Erzieher in einem großen polnischen Hause nach Warschau, und von da nach Petersburg gerathen. Dort der Koi-

serin Katharina bekannt geworden und bei ihr als Cabinets-Sekretair einen Zeitraum von etwa 20 Jahren hindurch beschäftigt, war er der Redacteur und gewissermaßen der Schriftsetzer für die Arbeiten und Ideen dieser großen Frau. Alles, was sie schrieb oder was sie Selbstgedachtes ausgedrückt wissen wollte, ging durch seine Hände oder durch seinen Kopf und seine Feder. Er sprach und schrieb alle in Europa gangbaren Sprachen, die eine eigene Literatur besitzen. Der angestrengte Dienst als literarischer Gehilfe der großen Fürstin hatte ihn fast um sein Augenlicht gebracht. Die Kaiserin gestattete ihm, — durch Orden, Adelsprädikat und einen reichlichen Ruhesold belohnt — in wärmern Ländern seine Genesung zu versuchen. Auf seiner Durchreise verweilte er den Winter von 179⅞ in Königsberg, und war der tägliche Tischgenosse Hippel's. Als der Frühling kam, verließ er Königsberg, besuchte seine Brüder, den Pfarrer zu Schwansfeld und den Justizrath Arndt, Rittergutsbesitzer von Kanten, und trat von da seine Reise nach Deutschland an, wo er endlich die ersehnte Ruhe in Heidelberg fand. Dort hat er heiter und geachtet sein Leben bis auf 87 oder 88 Jahre gebracht. Noch etwa 14 Jahre vor seinem Tode, in der Zeit des Befreiungskrieges, soll er, wie uns berichtet worden, die Freude erlebt haben, den Enkel seiner Gebieterin, den Kaiser Alexander und seinen Freund Laharpe, den Erzieher des Kaisers, wiederzusehen. Auch ward bald darauf ein von seinem Freunde Pallas geachtetes und revidirtes Manuscript: „Ueber den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen"; durch Klüber der Vergessenheit entrissen und zum Druck gegeben (Frankfurt a. M. bei Brönner).

Die Briefe, die Arndt auf seiner Reise nach Süd-

deutschland an Hippel richtete, enthalten ein zu treues Gepräge der Persönlichkeit dieses geistreichen, gelehrten und humoristischen Mannes, und zugleich zu viel Achtung und Ergebenheit für Hippel, als daß wir nicht dem Andenken Beider die öffentliche Mittheilung dieses Briefwechsels schuldig halten sollten.

Die nämliche Zeit von 1790 bis 1794 ist außerdem so reich und wichtig für Hippel, daß sie als die Sonnenwende seines Lebens betrachtet werden kann. Sie scheint uns zugleich der Anfang seiner Versöhnung mit sich selbst. Er war, so wie das Menschengeschlecht und der Mikrokosmus, als Mensch, der an seiner Seele arbeitet, die drei Stadien des Lebens durchgegangen.

Die Zeit der Unschuld, sein Jugendalter beschreibt uns seine Selbstbiographie. Ueber das Alter seines Kampfes mit den Leidenschaften, des Ringens und Emporstrebens liegen uns die wenigsten Nachrichten vor: und der Genossen aus jener Zeit giebt es keine mehr. Es umfaßt die Blüthenzeit seines Lebens, von seinem fünf und zwanzigsten bis zu seinem acht und vierzigsten oder fünfzigsten Jahre — von 1765 bis 1790. In dieser Zeit war ihm geworden, was er erreichen wollte. Nun kam das Stadium der Besinnung, der Selbsterkenntniß, der Versöhnung mit sich selbst.

Der Vorsatz, seinen Lebenslauf sich, seinen Verwandten und seinen Freunden als einen Spiegel vorzuhalten, deutet auf die klare Anschauung seines Lebens. An sie schlossen sich nun die Plane, alles, was er durch sich geworden und erworben, als ein Gemeingut auf seine Familie zu übertragen. Darum versammelte er immer mehr von seinen Angehörigen um sich, die er an sich zu gewöhnen und in seiner Weise zu bilden suchte. Auch

seinen Bruder, den er in die Nähe von Königsberg gezogen hatte, sah er gern und öfter als sonst. Scheffner hatte sich unterdessen in Königsberg niedergelassen, und die Freunde sahen sich fast täglich. Hippel schien eines Familienlebens zu bedürfen. Arndt, zwar ein Hagestolz wie er, aber von tiefem und kindlichem Herzen, bestärkte ihn darin.

In jene Zeit trifft auch die Einrichtung, allwöchentlich an einem Abende seine Verwandten zu einer Leseübung zu berufen. Es waren damals zwei Cousinen, beide über die Jahre der Flatterhaftigkeit hinaus, beide, irren wir nicht, Damen des Marienstiftes, die eine sehr verständig, und außer seinem Neffen zwei Vettern am Orte. — Sie sollten durch den Oheim mit dem Geiste der besten deutschen Dichter bekannt, und durch ihn zu richtiger Declamation, oder vielmehr zu richtigem, einfachem Lesen der Dichter angeleitet werden.

Man versammelte sich um sechs Uhr. Mit Dramen von Lessing ward der Anfang gemacht. Der Oheim führte den Vorsitz, horchte auf den Ton jeder Sylbe, tadelte, oft unaussprechlich bitter, verbesserte, lobte, dies jedoch nur selten. Als Lessing's Dramen gelesen waren, die bis zum Auswendigwissen wiederholt wurden, kamen der dankbare Sohn von Engel, Aufsätze aus dem Philosophen für die Welt, zuletzt auch einzelne, damals noch ungedruckte, Aufsätze aus den Handzeichnungen nach der Natur an die Reihe. Jedesmal wurde diese Leseübung mit einem Aufsatze von ihm begonnen *).

Ein frugales Mahl, an dem er jedoch nur geistigen Theil nahm, machte den Beschluß. Unterdessen wurden auch häufig noch Uebungen von ihm aufgegeben, Cha-

*) Er folgt unter den Beilagen vor Arndt's Briefen.

raden, Logogryphen und Texte oder Worte zu Erzählungen aus dem Stegreife, worin er Meister war. Aus allem ging hervor, daß er sich einen freundlichen Lebensabend zu bereiten vorhabe. Es sollte nicht seyn. Ein Auftrag nach Danzig, den ihm sein früherer maurerischer und Studien-Gefährte, der Oberpräsident Freiherr v. Schrötter (vom Jahre 1796 bis 1807 Minister von Preußen) gab, warf ihn in eine neue Art von Thätigkeit. Nach einer ungefähr achtmonatlichen Abwesenheit, während welcher er alle Behörden — außer der Justizverwaltung — in Danzig organisirt hatte, kehrte er mit angegriffener Gesundheit und der verlornen Sehkraft seines rechten Auges nach Königsberg zurück Die außerordentliche Anstrengung, die Abweichung von seiner gewöhnlichen Diät, die, was Dienststunden, Essen-, Schlaf- und Erholungszeit betraf, einem Manne nach der Uhr Ehre gemacht haben würde, und vielleicht kleine Kränkungen hatten seine Lebenskraft untergraben. Er erlebte z. B. den Verdruß, daß ihm sein ganzes gesammeltes Silbergeschirr auf eine unbegreifliche Art gestohlen ward. Er vermuthete einen Hausdieb und ward dessen Ankläger. Der Angeklagte aber ward frei gesprochen, und Hippel mußte ihm Abbitte leisten. In Königsberg peinigte ihn nach seiner Rückkehr der innere Kummer über die sichtbare Gewißheit des Augenverlustes. Auch bildete er sich ein, von seinem Gönner, dem Freiherrn v. Schrötter, dem er durch mancherlei wesentliche Arbeitshilfen den Weg der Ehre und des Glücks hatte ebenen helfen, vernachlässigt zu seyn. Genug, seine sonst so feurige Lebenskraft war dahin. Eine ungewöhnliche Reitzbarkeit in der Behandlung seiner Umgebung war davon der erste Vorbote. Er fühlte diese Veränderung seines Innern, ohne

sich davon überzeugen zu wollen. Im Junius 1795 trennte er sich von seinem Neffen, der mit seiner Zustimmung zu dem damaligen westpreußischen Obergerichtshof zog, um bei demselben in den Dienst zu treten. An dem letzten Mittage war nur noch seine Nichte der dritte Tischgenosse, und eine eigne Feierlichkeit schwebte über diesem Abschiedsmahle, das nur durch einige höchst treffende charakteristische Bemerkungen über mehrere künftige Vorgesetzte des Neffen unterbrochen ward. Eine ist der Erinnerung werth, weil sie das Gemüth der beiden besprochenen Männer bezeichnet. Sie betraf den Präsidenten v. Ziegenhorn — nachmals in Bialystock — mit dessen einzigem Sohne, so viel uns bekannt, sein Geschlecht erloschen ist. Hippel sagte: „an ihm wirst du einen trefflichen, gemüthlichen Menschen finden, in dem kein Falsch ist, mit einem Anfluge von weiblichen Charakter. So war v. Ziegenhorn auch in seiner Jugend, dazu noch ausgezeichnet hübsch, so daß man ihn meine Frau und mich seinen Mann nannte."

v. Ziegenhorn war wirklich und mit Recht der Gegenstand allgemeiner inniger Zuneigung, die von Herzen zu Herzen ging.

Sichtbar war Hippel's Bestreben an diesem Abschiedstage, eine tiefe Rührung zu unterdrücken. Er war sonst ein Feind feierlicher Abschiedsscenen. Nach dem Essen gab er dem Neffen eine Sammlung von Briefen, mit den Worten: „Hier hast du ein Andenken, das ich dir lange aufbewahrt. Es sind Briefe deiner Mutter. Werde, wie sie war. Lege die Briefe dir so, daß du sie oft vor Augen hast. Sie können dir ein Amulet seyn, wenn dir etwas Dummes in den Sinn kommt." Mit unwillkührlicher heftiger Innigkeit preßte er den

Neffen an sein Herz, und entließ ihn mit den Worten, von einer segnenden Bewegung der Hand begleitet: „Du sollst fortan mein Sohn seyn, ja du wirst es seyn. Gott segne dich.“

Sie haben sich nicht mehr wiedergesehen. Der nächste Winter sah ihn kränker und immer kränker werden. Im Januar und Februar 1796 war die Brustwassersucht ausgebildet. Sie hinderte ihn, auf sonst gewohnte Weise die Sitzungen der Behörden zu besuchen, denen er vorstand, wenn er gleich von seinem Dienste noch täglich Kenntniß nahm. Auch schrieb er noch Briefe und ließ sich durch Vorlesung neuer Werke, namentlich der unsichtbaren Loge, des Hesperus ꝛc. worin sich einige vertraute Unterbeamte ablösen mußten, unterhalten. Sie erzählten, er habe bei einzelnen Stellen von Jean Paul zuweilen schmerzhaft, als wäre er plötzlich verletzt, ausgerufen: „ach! wie hart, wie verfehlt!“ Täglich während seiner Krankheit, und selbst an seinem Todestage war er vollständig, wie zum Dienste, mit Ausnahme des Kleides, das er mit einem Ueberrock vertauschte, angezogen, sogar rasirt und frisirt. Bis zum letzten Augenblicke verschob er sein Testament, bis zum letzten Augenblicke blieb ihm auch der volle Gebrauch seiner Geisteskräfte und die Besonnenheit, die ihn nie verlassen hatte. Zum Verfasser seines Testaments hatte er sich Stägemann erbeten (damals Criminalrath, General-Landschafts-Syndicus und Justiz-Commissar). Er liebte ihn besonders, und hielt ihn für den vollendetsten Geschäftsmann. Die Folgezeit hat seinem Urtheile das Siegel aufgedrückt. Ihn und den Kriegsrath Lilienthal ernannte Hippel zu seinen Testamentsvollstreckern und zu Curatoren seines

Nachlasses. Beide eines solchen Vertrauens würdig, haben ihm mit aufopfernder Thätigkeit entsprochen.

Von Hippel's Todesfurcht haben seine vermeintlichen Freunde unrichtige Begriffe und Sagen zur Oeffentlichkeit gebracht. Daß ein Mann wie er, der auf ein weiteres Ziel seinen Anlauf genommen, der noch so viel von seinen Planen zum Besten der Seinigen unvollendet sah, der auf die ruhige Ernte eines saatenvollen, bewegten Lebens gerechnet hatte, und seine Hoffnungen nun brechen sah, daß er, der Zeitgeizige, dem nicht einmal so viel Zeit blieb, um das Nothwendigste von dem zu vollenden, was er vorhatte, daß er an Scheffner den gepreßten Ausruf richtete: „Ach! nur noch einige Wochen leben *)", und auf die Erwiederung eines philosophischen Gemeinplatzes über Furchtlosigkeit vor dem Tode die Worte ausstieß: „Sie wissen nicht, welchen Werth das Leben — bei ihm die Zeit — hat, wenn es zur Neige geht." Dies alles ist wohl eine so unzertrennliche Folge seiner Individualität, daß daraus Todesfurcht unmöglich herzeleitet werden kann. (Wo ist der Glückliche, der sein Haus stets so bestellt hat, daß ihm im Augenblicke des unerwarteten Scheidens nichts mehr zu bestellen bliebe?)

Die That ist: er starb als Mann, als Römer. Er wäre stehend gestorben, — worauf er immer Werth legte — hätte sein Körperzustand es gestattet.

Eine seltene großartige Natur ging in ihm zu Grabe. Eine höhere Stätte in der bürgerlichen Gesellschaft, oder ein Leben von der Dauer, wie Goethe's Leben, hätten

---

*) Wer denkt nicht dabei an den Ausruf Hoffmann's, fünf Monate vor seinem Tode (in seinem Lebensabriß von Hitzig): „Leben! — nur leben, um welchen Preis es auch sey!"

seinen Namen der Geschichte überliefert, und wohl nicht blos der Literaturgeschichte.

Er starb am 23. April 1796 gegen Abend, in seinem fünf und fünfzigsten Lebensjahre.

Wir lassen hier, als Belege über Hippel's inneres Leben, folgen:

Seine Worte zur Eröffnung der Lesestunden seines Familienkreises. Sie wurden jedesmal der Reihefolge nach von einem andern der Anwesenden vorgelesen.

Drei Briefe von Hippel, einen an Grot, mit einem Auszuge aus dessen vorangegangenen Schreiben; und zwei an Arndt, von welchen zufällig Abschriften gefunden worden;

und mehrere Briefe von Arndt.

Sollten noch nahe Verwandte von Arndt, was wir nicht wissen, am Leben seyn, so werden sie ihre Zustimmung dem Abdruck dieser Briefe nicht versagen, die ihren Oheim oder Großoheim in ein freundliches, leuchtendes Licht stellen.

Hippel's Worte zur Eröffnung der Leseſtunden.

Da ſind wir nun wieder einmüthig bei einander ein Seelenmahl zu halten, dem Geiſte zu geben, was des Geiſtes, und dem Herzen, was des Herzens iſt. Unſer Vorſatz iſt, durchs Leſen den Sinn und die Kraft guter Schriften tief uns einzudrücken, unſere Empfindungen zum Beſten guter Entſchlüſſe aufzuregen, und uns vom Gefühl des Wahren und Guten zum Wollen, und vom Wollen zum Thun und Vollbringen zu befördern.

Eine feierliche Stunde! Nicht ſey unſer Vorſatz, dem Tiro, dem berühmten Vorleſer des Cicero, nicht dem berliner Vorleſer Ramler zu gleichen, oder auch nur auf dies Ziel anzulegen. Warum auch dieſer köſtliche Aufwand? Natur ſey unſere olympiſche Bahn, und unſer Ziel, nicht das Große ins Kleine und das Kleine ins Große zu ſpielen, ſondern dem Schriftſteller Gerechtigkeit zu erweiſen, der uns ſo viel erwies, ihm, der oft ſein Glück und ſein Leben für Schaden achtete und nicht anſtand, uns beides zu opfern, damit wir Lehre und Troſt hätten, wenn Lehre und Troſt uns Noth iſt. Wie wenig gegen ſo viel! Gerechtigkeit gegen Güte, oft gegen Großmuth! und wie? dieſe Gerechtigkeit ſollten wir nicht — bis auf den Ton, dem Schriftſteller dankbarlichſt erweiſen, deſſen Geiſt durch ſeine Schriften unter uns lebt, ſchwebt und iſt! —

Uebertreibungen in Geberden und Melodie wollen wir überlaſſen, wem damit gedient iſt, und auch die Ehre Anagnoſten zu ſeyn, wenn anders in der Herberge einer Karten-, Ball- und Concertſtadt noch ein Räumlein für dieſen Namen und für die Gewohnheit der Alten übrig iſt, die bei ihren Gaſtmahlen ihren Geiſt nicht hungern und durſten ließen, ſondern gerne einem Schriftſteller die oberſte Stelle einräumten, ohne ſich auf Kurz- und Langweil eigener Unterhaltung zu verlaſſen.

Nicht war es blos der Fleiß, wie man gemeinhin wähnt, welcher dieſe Gewohnheit bei den Alten einführte, ſondern vorzüglich Vergnügen, Seelenvergnügen!

Sie befanden sich mit Abwesenden, mit Abgeschiedenen in Gesellschaft, und so wie sie nicht über dem Magen den Kopf vergaßen, über dem Leib die Seele, so wollten sie sich auch nicht über dem freundschaftlichen Umgang diesseits die Freundschaft seliger Schatten im Elisium entziehen. —

Ein großes Beispiel! Heilig sey es uns, und dieser Altar sey seinem Andenken und allen denen gewidmet, welche die Erstgeburt ihres Geistes — er ist göttlicher Odem — nicht für ein schnödes Linsengericht der Sinnlichkeit auswechseln. —

Noch wollen wir in diesem Hause, welches uns unter einen Hut brachte, den Segen sprechen, der im festen und unerschütterlichen Entschluß bestehe: uns unter einander zu lieben. Daran erkenne man unser Geschlecht, daß wir uns unter einander lieben und durch That und Rath an Leib und Seele uns helfen und fördern. —

Wenn wir nicht mehr sind, bleibt noch der Schall unseres Namens in einer Welt zurück, die durchaus solch' einer Erinnerung bedarf, um der Vorwelt nicht ganz zu vergessen. Ach! wie viele edle und gute Männer starben, und ihr Andenken mit ihnen! So nicht mit uns! Wenn auch die Welt unser vergessen wollte, der Geist unsers Namens ruhe auf unserer Geschlechtsnachwelt, und da das vorzüglichste Glück dieses Lebens in Harmonie der Gesinnungen und in jener patriarchalischen Denkart (wo unter Verwandten nur ein Herz und eine Seele war), — sich sanft und selig auflöst; wohlan, so sey unser Segen: Liebt euch unter einander, und unsere Zuversicht: Gott wird mit uns seyn.

Schluß eines Briefes von Grot.

Herr Major Keyser sucht seit zwei Jahren seinen Abschied aus Kriegsdiensten und will in bürgerlichen Geschäften angestellt werden. Warum er nicht mehr ward, das soll so seine Ursachen haben. Er wohnt bei seinen beiden Schwestern, der Oberstin Platen und der ältesten unverheiratheten. Eine andere Schwester hält sich bei der verwittweten Collegienräthin Euler auf. Der Obrist Lobry hat vier Kinder hinterlassen, eine Tochter, deren Ehemann der verstorbene General Harks war, drei Söhne, von denen zwei Major sind, der eine verheirathet und in Diensten, der andere außer Diensten, der dritte ist Premierlieutenant bei der Artillerie und Inspector vom Berg-Cadetten-Corps. Unser gemeinschaftlicher Freund, Arndt, ist noch immer Hofrath und noch immer ohne Gattin. — Die Besorgung der Einschlüsse empfehle ich Ihnen.

Ich bin noch eben so sehr und so gern, als ich es seyn muß

der Ihrige

Grot.

Petersburg den $\frac{24.\ \text{Febr.}}{6.\ \text{März}}$ 1792.

Hippel an Grot.

Meine schleunige Antwort sey mein Zeuge, wie angenehm mich Ihr Brief überraschte, mein Teuerster! und noch ein neuer Bürge, den ich für meine Versicherung stelle, unsern Briefwechsel mit wahrer Herzenswonne fortsetzen zu wollen. Wie wohl thut es mir, aus jener Gegend ein freundschaftliches Wort zu lesen, und mich in Verhältnisse zurück zu zaubern, die mir ewig unvergeßlich seyn werden.

Den Herrn Nicolovius habe ich umständlich wegen Ihrer Lieder gesprochen, ich selbst habe Ihren ersten Auftrag nicht ganz verstanden, und so sehr ich wünsche, daß Sie mit der gegenwärtigen Erklärung des Herrn Nicolovius zufrieden zu seyn Ursache finden möchten, so bemerke ich doch, daß Herr H. schwerlich unter vortheilhaften Umständen den Druck übernehmen würde. Ich bin mit Herrn N. in keiner Verbindung, doch bin ich ihm das Zeugniß eines sehr gutdenkenden und uneigennützigen Mannes schuldig, welches ihm allgemein beigelegt wird. Er will die Hälfte der Kosten übernehmen und Ihnen die Original-Rechnungen von Papier und Druck vorlegen. Er glaubt, daß die Kosten ungefähr 120 Rthlr. überhaupt betragen werden. Von Ihnen sieht er der Bestimmung des Drucks entgegen, welches Sie am besten durch die Benennung eines bekannten Buchs bewirken könnten.

Nach diesem Worte über die geistige Vaterschaft wünsche ich Ihnen Glück und Heil zu der Freude, die Ihnen als leiblicher Vater bevorsteht. Freilich genieße ich nicht die stillen, sanften, vielleicht die einzigsten Freuden in der Welt, Vater zu seyn, allein ich kann mich ganz in Ihre Lage versetzen, und daran den herzlichsten Antheil nehmen. Für die Anzeige Ihrer gelehrten Arbeiten meinen Dank, und zu der goldenen Gedächtnißmünze, meinen Glückwunsch. — Es hat mir viel Vergnügen gemacht, von der Herausgabe, wenigstens einiger Ihrer Schriften, wohin auch die Rechtmäßigkeit der Blatterneinimpfung gehört, schon vorher un-

terrichtet gewesen zu seyn. Ihre Einrichtung einer Gesellschaft für Sterbefälle wünschte ich besonders näher zu kennen; denn wenn gleich ich nach theoretischem Grundsatze und pratischen Erfahrungen kein großer Freund von Sterbekosten bin, so scheint die Ihrige doch durch wesentliche Vorzüge sich auszuzeichnen. Daß sie die Probe einer sechzehnjährigen Fortdauer für sich hat, ist schon eine sichere Empfehlung für sie, noch mehr aber gewinnt sie bei mir durch den Umstand, daß sie ohne Bedrückung der Interessenten ihren zweijährigen Theilnehmern 1000 Rthlr. zuwendet. —

In gewissen Fällen, und besonders wenn Schriftsteller in Aemtern sind, die in außerordentlichen Connexionen mit Menschen stehen, welche nicht gleich denken, ist die Anonymität eine herrliche und fast nothwendige Sache.

Bei der preußischen Gesetzgebung habe ich drei Preismedaillen und ein Accessit erhalten, und da mir über meine Abhandlungen sonach das Druckrecht nicht zusteht, so hängt es von der Gesetzgebung ab, ob und wann sie werden gedruckt werden. Es heißt, daß, da das Gesetzbuch schon mit dem 1. Juli seine Kraft erhält, es nach der Zeit geschehen werde. — Scheint es doch, daß, seitdem wir uns in schriftliche Verbindung gesetzt, unsere gemeinschaftlichen Freunde mir recht geflissentlich zur Hand gehen, ihrer in meinen Zuschriften an Sie zu denken.

Neumann, der seit so vielen Jahren nicht an mich geschrieben, und blos mit Freund Scheffner in Briefwechsel steht, hat mir von selbst diese Freude gemacht. Er ist noch immer schwärmerischer Soldat, und wohl ihm, daß er seine Lage durch eine solche Seelenstimmung verschönert. Die Imagination scheint uns überhaupt von der Vorsehung geschenkt zu seyn, um der Vernunft Liebesdienste zu erweisen. — Kant läßt sich Ihnen empfehlen, Scheffner desgleichen. Den letztern erwarte ich wie gewöhnlich auf Ostern als lieben Gast, — und da sollen Sie im Geiste mitten unter uns seyn! Gern hätte ich die Ursache gelesen, warum Major Keyser nicht mehr ward. Wegen der übrigen Nachrichten meinen herzlichen Dank. Ohnlängst ging Herr Collins als reformirter Prediger nach Petersburg; wie lebt er dort? Er

hat, wie ich höre, die Tochter des Prof. Euler geheirathet. Ihren Brief habe ich durch Einlage postfrei von Consul Jung nach Magdeburg versendet. Daß ich Ihre Briefe an Kant und Nicolovius besorgt habe, darf ich nicht bemerken. Herr Nicolovius wird selbst heute antworten und obige Umstände bestätigen und ergänzen.

Noch eine Frage. Ein Schriftsteller wünscht eines seiner Bücher, an dem die Kaiserin Theil nehmen dürfte, wovon Ostern dieses Jahres die vierte Auflage herauskömmt, und worin an vielen Stellen mit der dieser erhabenen Selbstherrscherin schuldigen Verehrung gedacht wird, in diese hohe Hand zu bringen. Da die große Frau ohne Ende und Ziel von Unverschämten durch ungezogene Zudringlichkeiten belästigt wird; so muß mein Autor, der nur sein Buch durch einen Brief begleiten will, wissen: wie es am sichersten zu der Hand dieser großen Frau kommen könne? ob das an die Kaiserin zu sendende Exemplar mit einem prächtigen Bande oder, wie ich glaube, ganz einfach bekleidet seyn müsse, ob man etwa sonst auch an einen Vornehmen, mit dem die Kaiserin über Gegenstände der Gelehrsamkeit zu sprechen gewohnt ist, oder der sonst gilt, ein Exemplar senden müsse? Der ehrliche Mann, der auf keine Geldantwort rechnet, hat wohl eine baldigste Antwort sehr nöthig; und Sie würden mich außerordentlich verpflichten, wenn Sie mich über diese Haupt- und Subaltern-Frage so zeitig als möglich mit einer Antwort beehren möchten, die ich weiter besorgen werde.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause und besonders Ihrer Frau Gemahlin mit den aufrichtigsten Wünschen. Immerwährend werde ich seyn und bleiben

Ihr

treuster Diener und Freund

den 21. Martii 1792.

H.

Hippel an Arndt.

1.

Königsberg, im Mai 1793.

Mein lieber theurer Freund!

Es war allerdings das Beste, daß wir uns, ohne Abschied zu nehmen, trennten; bei unserer Geistes-Verwandtschaft und Seelen-Vetterschaft konnt' es nicht anders seyn. Alle meine Versuche, mich in Arbeiten zu werfen und mich zu zerstreuen, waren zu ohnmächtig, den Gedanken zu entkräften, mein lieber Arndt ist nicht mehr. — Möchte Ihre Reise Ihrem starken Willen und Ihrer äußeren menschmöglichen Thätigkeit zu Erreichung des Ziels Ihres Glaubens, welches zwar nicht der Seele, sondern des Leibes Seligkeit ist — zu Hilfe kommen! Sie wird es, wenn nicht durchs Bad — und warum auch nicht dadurch? so doch durch Zerstreuung, Bewegung, ungern sag' ich, besseres Klima und desgleichen — ad vocem Klima, lieber Freund, muß ich bemerken, daß seit dem Tage Ihrer Abreise das herrlichste Wetter eintrat, so daß ich nicht weiß, ob und in wie weit Ihr hochgepriesenes preußisches Höckerland uns zu beschämen im Stande seyn werde. Die Zeichnungen Ihrer Reisegefährten haben mich sehr zum Freunde derselben gemacht. So giebt's denn auch unter der Larve eines Orang-Utangs einen guten Menschen! und was noch mehr sagen will, unter der beschrienen Fuhrmannszunft einen mit Kindessinn. Täglich hatte ich bis zur Ankunft Ihres lieben Briefes das Haus dieses kindlichen Fuhrmanns stürmen lassen, um zu hören, wie es mit Ihnen, mein Lieber! stände? Noch ist bis jetzt Nichts von ihm zu hören und zu sehen. Ich will nicht fürchten, daß er sich selbst, so wie seine Pferde vergißt, sonst würde ich auf Steckbriefe, der lieben Seinigen wegen, zu denken verbunden seyn. Was mir solche Menschenbeobachtungen gefallen — wahrlich, wahrlich, ich sag' es Ihnen, die Menschen sind kein schlechter Schlag; was soll ich aber nun sagen von En-

geln oder von Drang-Utangs? — Die Kur, mein Lieber, die Sie an Ihrem Bruder mit so gutem Erfolg unternommen, beweiset mir aufs Neue Ihre große Anlage zum Seelen- und Leibesarzt. — Nur fürchte ich, daß er in Ihrer Abwesenheit Rückfälle bekommen werde! Der brave Mann sollte ein Vierteljahr zu meiner Stelle sich entschließen, und er würde schon ohne sein Gebet herab und hinauf steigen müssen. Daß Ihnen just in den westpreußischen Städten das Christenthum eingefallen, ist besonders, da ich die Ketzer mit besondern Namen zu bezeichnen nicht gewohnt bin, so werden Sie auch sehr sicher wegen eines christlichen Spitznamens seyn. Das eklektische Evangelium des bewußten Freundes wird denn doch so klein nicht werden, als Sie denken, und ich fürchte, daß es einem andern lieben Freunde doch noch zu schwer fallen könnte! oder meinen Sie im Ernste, Nein? Daß Ihnen der lange Vetter *) (so heißt er in der Familie) nicht mißfallen, ist mir herzlich lieb. Ich liebe diesen jungen Menschen, und mag nichts gerne lieben, was auch Sie nicht liebwerth finden. — Wahrlich, mein Theuerster! unsere Herzen und Seelen sind von jeher in einem besondern Einklange gewesen, und möchten wir doch nicht blos auf diesem Erdenrunde so harmonisch bleiben, sondern es in jener Welt seyn. Ein jeder. — Zu diesem Zuge bringt mich die Stelle in Ihrem Briefe, nach welcher Sie in der Person des Syndikus Keber von Ihrer Familie persönlich Abschied genommen zu haben glauben, vielleicht zum letztenmale. Warum die Ilias ante Homerum. Warum denn ein Urtheil, ehe die Sache untersucht ist? das ist wider Abrede. Erst müssen Sie mehr Orte und Gegenden kosten, ehe Sie sich entschließen. So waren unsere ersten und letzten Worte, und an denen halte ich mich, wenn mich der Gedanke wegen Ihrer Rückkunft und Ihres Hierbleibens angreift. Mit den lieben An- und Aufschriften in den englischen Gärten! Ich habe in dem meinigen nur wenige angebracht. Warum soll man durch sie einige Ge-

*) Starb als Hauptmann im Feldlager vor Danzig im Jahre 1813.

danken oder Grillen wegfangen lassen. Wenn ich ein reicher Jude in Berlin wäre, so ließ ich in Berlin die schönsten Plätze mit Rasen belegen. Freund! es ist ein bekannter jüdischer Fluch, daß vor deiner Thüre Gras wachse! und bis jetzt habe ich nicht gefunden, daß diese Herrn aus dem gelobten Lande, oder Sande, so viel Lust und Liebe zur grünen Farbe haben, als ein guter Freund, der bei wenigem einem grünen Rocke nachlief. — Schreiben Sie mir doch mehr von Ihren berlinischen Bekanntschaften. Uebermorgen muß ich nach einem hohen Commissorio nach Danzig abgehen, um dort einige Einrichtungen zu treffen; ich hoffe indeß in vierzehn Tagen wieder heim zu seyn. Ihre Briefe sollen, bis Sie mir einen andern Ort anweisen, getreulich auch in meiner Abwesenheit an Ficker et Reinhard gesandt werden. Der Vetter vom Lande, die Stiftsdamen und mein Dreiblatt von Söhnen sind Ihnen mit Herz und Seele ergeben. Der kleine Junker mit dem hohen Sponton wird bald sein diesjähriges Examen vollbracht haben, um von seiner Spontons-Arbeit zu ruhen.

Ewig bin ich

Ihr Freund und Vetter

H.

Princeps hatte sich fleißig nach Ihnen erkundigt, ob Sie geschrieben? ob Sie wiederkommen würden? ob das Bad Ihnen Dienste geleistet? Diese Theilnahme Kant's beweiset, daß er Ihnen rein gut ist. — Das will viel sagen. Bei diesen Umständen versteht es sich von selbst, daß er mit Herzlichkeit wieder grüßen läßt. Sonst ist Alles beim Alten. Leben Sie noch einmal wohl, lieber alter Freund; ich habe nicht Zeit, diesen Brief noch einmal zu übersehen, der mir gegenwärtig aus meinem Herzen fließt. Wenn Sie doch in Danzig wären! — Diese Wanderung ist mir nicht lieb. Wer indeß dient — muß dienen, und seinen Garten und — und alles — wie gar nichts halten.

2.

Lieber theuerſter Freund und Vetter!

Wir haben einen ſo herrlichen Frühling und einen ihm ſo ähnlichen Sommer zu Königsberg in Preußen, ich ſage „in Preußen", daß Ihr Scheltwort, womit Sie Ihrem Vaterlande zu nahe treten, völlig widerlegt iſt, bis auf den heutigen Tag, will's Gott, den 9. Auguſt 1794. Weg alſo mit dem Schiboleth, wodurch ein ſo wahrhaft felſenfeſter Mann, wie Sie, unſer Klima verketzert, ein Mann, der ſonſt ſo wenig Luſt und Liebe, Herz und Seele zur Ketzerjagd hat und haben wird in Ewigkeit.

Da ich unter dem Ausdrucke: verbannen, entweder aus natürlicher Gutmüthigkeit, oder nach einer — — — nicht mehr nicht minder, als ausſchließen verſtehe, ſo mögen Sie zur gerechten Strafe Ihres Klima-Unglaubens in dieſem leidlichen Sinne verbannt oder ausgeſchloſſen ſein von den ſchönen preußiſchen Tagen für dieſes Jahr. Aus meinem Herzen kann, ſoll und wird Sie nichts ausſchließen.

Auf Ehre und Gewiſſen, mein lieber Freund, Sie würden nicht behauptet haben, in den April geſchickt zu ſeyn, wenn Sie die Morgen und Abende dieſes ſonſt ſo unbeſtändigen Verirmonats hier verlebt hätten! — Man kann wohl von uns beiden nicht behaupten, daß wir novaturiendi pruritum hätten; und was ſchadet es, ſo oder anders denken, ſo oder anders ſich ausdrücken (in verbis simus faciles), wenn man nur recht und richtig handelt und wandelt vor Gott und Menſchen.

Da mich, wie ich nicht anders weiß, ein extraguter Genius vom Klima auf die Erbſünde leitet, ſo ſey es Ihnen nicht verhalten, daß Ihre Kritik in Hinſicht auf unſere erbſündlichen Philoſophen meine ganze Beiſtimmung hat, und daß, wenn gleich es ſchon in der Regel vom Menſchen heißt: videt meliora et probat, deteriora sequitur, hieraus nach meinem ohnmaaßgeblichen Dafürhalten der Schluß noch nicht folgt: die

Menschen können mit Erbübel, mit totalem Familienverderben in die Welt kommen, wo der Zweck unserer Bestimmung Folgsamkeit der Vernunft ist — und auch vielleicht immer sein würde, wenn die Sansculottes von Sinnen uns nicht manchen Streich spielten. —

Wie das menschliche Geschlecht erzogen wird, oder besser, wie es sich selbst zu erziehen die Ehre hat, so auch jeder einzelne Mensch. Giebt Gott sein Gedeihen, und erhalten wir eher Chargen jura zu bezahlen für den herrlichen Titel: Eurer Gesundheit, so kann aus uns beiden, kommt Zeit, kommt Rath, noch wohl gar etwas von Heiligen werden, und ist schon zum Theil geworden.

Sehr habe ich mich an Ihrer Menschen-Apologie erwärmt, die mir aus der Seele geschrieben ist. Es lebe Johann Jakob's Wahrheit: l'homme est bon, mais les hommes sont mauvais.

Der Junker de la Harpe *) war nicht mein letztes Wort am Tage meiner Heimkehr, allein ich hörte eben so schnell, daß er den Weg aller Schweizer, etwas zeitiger als gewöhnlich, gegangen wäre, wo ihn denn alles, was gut ist, geleiten wolle sein Lebenlang. Wie gern ich Ihren de la Harpe in und auf eines Freundes Namen empfangen, und wie herzlich ich ihm nicht blos einen Becher kalten Wassers, sondern was ich vermag, reichen werde, darf ich nicht betheuern.

Dank für die Fortsetzung Ihrer Reisebeschreibung, die mir sehr gefallen hat; da dies Leben, wie mancher goldene und silberne Mund gepredigt und wiederholt hat, eine Reise ist, so wird es Ihnen auch, wenn Sie einst an Stelle und Ort kommen, nicht an Materie fehlen, mit menschlichen Dingen mich zu erfreuen, mich, der ich gern, wie Sie es sind, Mensch bin. Wahrlich, lieber Freund, wir verstehen uns, ein Ausdruck, der Ihnen zugehört. Selbst an Buchstaben in Briefen, die Ihrigen sind keine todten Buchstaben, verstehen wir uns?

Von Würzburg habe ich mir jederzeit einen vortheilhaften

---

*) Ein Verwandter des Obersten de la Harpe, ebenfalls ein Schweizer, der in Königsberg in Garnison stand, und über den Erkundigung eingezogen werden sollte.

Begriff gemacht. Die Pracht des Hospitals ist mir nicht lieb, und scheint der Regel entgegen zu seyn, nach welcher die linke Hand nicht wissen muß, was die rechte thut. Dergleichen Prahlhanserei ist mir ein Greuel, und dient auch in der That zu nichts, als Menschen zu betrügen oder zu verwöhnen.

Ich weiß nicht, was das übelste von beiden ist? — Ihr Beiwort: katholische Herzlichkeit, ad vocem Mergentheim scheint mir überaus wohlgewählt, mir, der ich ein Erzprotestant bin; wie kommen aber Sie dazu, Sie, der Sie sich für die Sache des Fähndrichs gegen den armen verlassenen Pfarrer erklärten, der seinen Hund Sultan zum Sekundanten aufregt, um den Natur-Fähndrich in die Ferse zu beißen. —

Das Brückengeld bezahlen, weil man doch hinüber hätte fahren können, ist in dem Fall, den Sie, mein Lieber, zum Beleg anführen, hart, kann aber doch wohl oft billig seyn, wenn nämlich diese Brücke zu gewissen Jahreszeiten den Reisenden unentbehrlich wird, nicht wahr, mein lieber Vetter?

Willkommen in Stuttgard! — wo Alles, was Sie mir erzählen, meine Erwartung übertrifft. Ich habe immer geglaubt, wo man sich über Alles selbst liebt, hasse man wegen dieser Selbstsucht seinen Nächsten; allein ich habe mich durch Ihren geführten Beweis von der Gutmüthigkeit der Stuttgarder völlig überzeugt. Hier dürfte man es kaum wagen, im unbewachten Vorhause 100 Hüte, Mäntel, Stöcke ꝛc. hinzulegen, wenigstens will ich als Polizeidirektor die Bürgschaft nicht übernehmen, daß Alles unberührt auch nur einen einzigen Abend bleiben werde.

Um zum Schlusse Ihnen etwas von meiner Wenigkeit mitzutheilen, so sind meine Augen, besonders das rechte, noch nicht völlig hergestellt, indeß befinde ich mich, wie man mir allgemein sagt, auf dem Wege der Besserung; ich selbst habe, ich weiß nicht, ob Gottlob oder leider, nicht viel Zeit, an mich zu denken. Fast täglich, wandle ich zu meinem Garten, der mir dieses Jahr ersetzen soll, was ich in meiner Abwesenheit verloren. Könnten Sie mich doch auf diesen einsamen Wegen begleiten! Unser Bruder aus Arnau besucht mich oft. Wenn zwei oder drei der Meinen versammelt sind, sind Sie mitten

unter uns. Der Hans *) ist wider die Polen zu Felde gezogen, und mein Tisch ist durch seine Abwesenheit verkleinert. Die Stiftsdamen und alle Uebrigen, besonders der aus Arnau, grüßen Sie herzlich, und wünschen, daß Preußen zwischen dem 48. und 49. Grade, wo Sie kleben bleiben wollen, zu liegen das Glück hätte. Sollte man aber, mein lieber Vetter, nicht da zu leben berufen seyn, wo man geboren ist! und sollte nicht das Geburts-Klima das zuträglichste und angemessenste für den Menschen seyn!

Sie mögen indessen seyn, wo Sie wollen! wir sind beisammen. Vergessen Sie nicht, bald wieder zu schreiben an

Ihren Freund und Vetter

H.

Königsberg, d. 9. Aug. 1794.

---

*) Damals Portepeefähndrich, starb als Hauptmann auf dem Schlachtfelde von Wartenburg am 4. October 1813.

Briefe von Arndt an Hippel.

1.

Werther Freund!

Seit meinem letzten Briefe hat die bewußte Sache eine andere Wendung genommen. Das lange Ausbleiben der Antwort des Hrn. Dr. Stein, an der man endlich gar verzweifelte, hatte den Fürsten bewogen, seinen vertrauten Secretär mitzuschicken, der selbst sehen, hören und riechen sollte, und nun bleibt es dabei, und die Sache ist seinem Gutachten und der Führung des Himmels überlassen. Ich empfehle Ihnen diesen Mann, als meinen alten guten Freund, einen treuherzigen, braven Ukrainer. Können Sie ihm, sowohl in seinem Geschäfte, als in andern Sachen, einige freundschaftliche Gefälligkeiten erzeigen, so thun Sie es mir zu Liebe. — Ich verfiel auf Hrn. Dr. Stein, weil mir der brave Mann jederzeit sehr gefallen hat, und mir sein Haus für den jungen Menschen gut und vortheilhaft zu seyn schien. Meine Cousine — die ist nun für mich wohl selig, grüßen Sie sie aber doch von Ihrem russischen Freunde mit einem Kuß. Sie sollten doch wohl nicht die Stelle von meinem Schwager im Ernst unrecht verstanden haben? Bewahre der Himmel! Ist er nicht mehr in rerum natura, so mögen Heiden, Zöllner und Sünder an der vorzüglichen Seligkeit eines lutherischen Geistlichen zweifeln, ich nicht, denn ich bin, der abscheulich toleranten Luft in Petersburg ohngeachtet, wo alles eine Heerde zu seyn scheint, von der Fußsohle an bis auf die Scheitel orthodox, welches ich bei Gelegenheit meinem Onkel und Ihrem lieben Herrn Bruder zu sagen bitte. Wegen der Keyser'schen Familie kann ich Ihnen heute nichts Umständliches sagen, ich habe noch nicht Zeit gehabt, mich weiter zu erkundigen. Eine Tochter ist noch in Kronstadt, zu Ihren Diensten; und wenn Sie auch bei dem curländischen Hoffräulein anklopfen wollten, so glaube ich, wird Ihnen aufgethan. — Tausend Glück und Segen zu meines alten, lieben Bruders Hippel Hochzeit; der Himmel gebe

ihm so viel Oelzweige um seinen Tisch, als er verlangt. Schade, daß ich kein Poet bin, da sollten Sie ein Carmen sehen — und hier kriegt man nicht einmal was Gutes fürs Geld. — Die K. D. G. sollte sich selbst loben, denke ich, das wäre wohl das Allerbeste. — Reinhard mag kommen; wenn ich ihm hie und da dienen kann, so werde ich es gerne thun; es pflegt aber oft etwas schwer zu fallen, wenn nicht ein glücklicher Zufall sich seiner annimmt. Grüßen Sie alle unsere gemeinschaftlichen Freunde, in und außerhalb Königsberg und meinen lieben Haman tausendmal. Lassen Sie ihm diesen Brief als eine gleichmäßige Empfehlung meines guten Breiko an ihn sehen, ich bin ihm zwar einen Brief schuldig, aber heute kann ich unmöglich bezahlen, so gern ich wollte. Breiko wird Ihnen ein Paar russische Pelzschuhe abgeben, die ich an meine alte Mutter zu besorgen bitte. Wenn Sie keine andere Gelegenheit finden, so kann es über Gerdauen geschehen. Ich sollte ihr noch einige andere Sachen schicken, die habe ich aber noch nicht so gut, als ich wünsche, finden können, und heute habe ich keine Zeit zu verlieren. — Leben Sie wohl, mein lieber Freund und vergessen Sie nicht

Ihren

treuen Freund und Diener

Arndt.

St. Petersburg, d. 10. Dec. 1774.

2.

St. Petersburg, den 16. Juli 1792.

Sie haben Recht, mein alter, lieber und werther Freund, von Vergessen kann da nicht die Rede seyn. — Ein Mensch, der die besten Freunde seiner Jugend vergessen, oder gegen ihr Andenken gleichgültig seyn könnte, mag seyn wer und was er will, nur ein Mann ist er nicht; und meine Seele komme nicht in seinen Rath. — Warum habe ich aber denn in so vielen Jahren nicht an Sie geschrieben? Ich weiß nicht gewiß, ob Sie oder ich das letzte Wort in unserer Correspondenz gesprochen haben (Ihren Brief vom September a. p. ausgenommen, wofür ich herzlich danke, und worüber unten ein mehreres), das sagt aber nichts zur Sache, weil wir wohl alle beide nicht die Leute sind, die in solchen Fällen genau rechnen würden. — Nun könnte ich noch ferner sagen, daß ich meinen Freund Hippel sehr beschäftigt gewußt, und einstweilen auch selbst froh gewesen bin, wenn ich den Gänsekiel auf einige Stunden aus der Hand legen konnte. Vielleicht könnte ich Sie auch vermuthen lassen, daß ich vielleicht meine eigenen Gründe gehabt haben möchte, warum ich, zwar nicht eigentlich ein fauler Schreiber, aber wohl besonders gegen meine Freunde im Auslande ein nachlässiger Correspondent gewesen bin — u. s. w. Lieber aber will ich aufrichtig gestehen, daß ich auf obgesagte Frage gar keine rechte Antwort zu geben weiß. Dergleichen Sachen werden durch so viele Haupt- und Nebenumstände herbeigeführt, daß Alles, was man davon und darüber sagen kann, gewöhnlich nur halb wahr ist. — Und wer sollte nicht den Halb-Wahrheiten Feind seyn, wenn man bedenkt, wie viel Verwirrung und Uebel sie von jeher auf der Welt gestiftet haben und, will's Gott, auch ferner stiften werden ꝛc. Also zur Sache. Warum habe ich Ihnen auf Ihren letzten, so lieben und freundschaftlichen Brief nicht eher geantwortet? Dieser Brief fand mich auf meinem Bette krank, halb blind, und daher ganz mißmüthig. Als ich mich wieder erholte, fanden meine Hände so manches zu thun, während daß mein Kopf be-

ständig von einem Project voll war, vor dessen Ausspinnung ich nicht an Sie schreiben wollte, und von dessen Gedeihen ich Ihnen erst jetzt gute und bestimmte Nachricht geben kann, nachdem ich mein Te Deum gesungen, meine Lenden umgürtet und meinen Stab zur Wanderschaft nach Ihren Gegenden zugeschnitten habe. Deutlicher zu reden —

Meine große und gnädige Monarchin hat mir, auf meine Bitte, meinen Abschied vom Dienst bei ihrem Kabinet ertheilt, mit einer für meine geringen Bedürfnisse, wie ich hoffe, völlig hinlänglichen Pension, oder nach unserm Kanzelei-Stil lobenswürdiger, unveränderlichen Besoldung und der Erlaubniß, meiner schwächlichen Gesundheit wegen eine Reise zu machen und in einer beliebigen Gegend in Deutschland zu leben. Sie hat mir dabei, zum Beweise Ihrer Zufriedenheit mit meinem bisherigen Diensteifer, den Wladimirorden gegeben und mich auf ein oder ein Paar Jahre mit Reisegeld versehen lassen. Also, mein theurer Freund, werde ich Sie bald persönlich sehen und sprechen (vor Anfang des mir hier zu Lande seit verschiedenen Jahren so furchtbaren Winters), und jamais ce qu' on dit à son ami, peut-il valoir ce qu' on sent a ses côtés? Alles, was Sie mir Gutes und folglich sehr Angenehmes von Ihrem Schicksal melden, habe ich, zu seiner Zeit, von Freund Haman und Freund Hartknoch sel. sel. erfahren, oder von Reisenden ꝛc. erfragt; habe auch an den drei Preisen so Antheil genommen, als wenn ausdrücklich gesagt worden wäre, daß sie einem alten lieben Freunde eines gewissen A. in Petersburg ertheilt worden sind, wobei ich den Leuten begreiflich machte, daß solch' eine Preisschrift einige Duzend Bände der Modelektüre aufwiegen und überwiegen könnte. Und also Summa Summarum — mündlich ein mehreres. Der Abschied aus Petersburg, welches, sein Klima abgerechnet, so viel Angenehmes hat; noch mehr der Abschied von so machen lieben vieljährigen Freunden und Bekannten, dieser herannahende Abschied macht's mir zum Bedürfniß, oft die Bilder der Freunde meiner Jugend hervorzurufen, worunter denn das Ihrige gewiß eine sehr wichtige Rolle spielt. — Meine Gesundheit ist so so — kurz, man spricht nicht gern davon. — Ich lebe jetzt gewöhnlich auf dem Lande, auf einer reizenden Insel der Newa, und genieße des

heurigen schönen Sommers mit dem Wohlbehagen eines Ausgespannten — von einem Kleeblatt würdiger Freunde und einer ziemlichen Zahl gutmüthiger Menschen umgeben, um zum Voraus Kräfte zu einer, mir neue Kräfte versprechenden Reise zu sammeln. — Die Beantwortung Ihrer Fragen verspare ich billig auf unsere Zusammenkunft, die Anfrage wegen des Ihnen bekannten Buchs nicht ausgenommen, bei welcher, so wie sie gestellt war, mir immer das cui bono? einfiel. Hätten Sie mich mit dem Inhalt dieses Werks, und dann mit der Absicht der Uebersendung (denn eine Absicht müssen dergleichen Sachen doch haben) genau bekannt gemacht, so hätte ich vielleicht früher darauf geantwortet. Uebrigens geht mein Sinn und Gedanke jetzt mehr darauf, wie ich künftig meinen Kohl in aller Ruhe pflanzen, und mich an den Bildern der Laterna magica amüsiren könnte, als, und — o quantum est in rebus inane! — Ich habe diesen Brief einem andern an meinen Bruder in Pillau eingeschlossen, weil mir ein Fuhrmann gesagt hat, daß Sie sich vielleicht eben jetzt in einer ganz andern Gegend aufhalten könnten, und folglich der Brief an meinen Bruder, in den Ihrigen eingeschlossen, vielleicht eine lange Rückreise machen müßte. Dem sey nun, wie ihm wolle, so leben Sie wohl und glücklich, und erwarten bald mit freundschaftsvollem Herzen

Ihren

alten treuen Freund und Diener

Arndt.

3.

Schwansfeld, d. 20. Decemb. 1792.

Theurer Freund!

Fürs erste danke ich den Mächten, die unser Schicksal lenken, daß sie mir vergönnt haben, den liebsten und besten meiner Jugendfreunde, nach einer langen Abwesenheit, wiederzusehen und zu umarmen; daß ich diesen alten Freund als einen der verdienstvollsten Männer meines Vaterlandes, von allen Kennern wahrer Verdienste geschätzt und geehrt gefunden, und daß dieser edle, biedere Mann mein treuer brüderlicher Freund geblieben ist, und ist und bleiben wird in Ewigkeit. Amen. Fürs zweite melde ich, daß ich des bösen Wetters und noch bösern Weges wegen am dritten Tage nach meiner Abreise aus Königsberg auferstanden bin in Bartenstein, bei zwei schönen Jungfern, in allen Ehren, und an demselben Tage zu Mittage aufgefahren bin in Groß-Schwansfeld, und sitze zur rechten Hand meines Bruders, und wiederkommen werde, so bald als Zeit und Umstände und Wind und Wetter erlauben, zu meinem lieben Freunde in Königsberg, um mit ihm reines Herzens zu wandeln, und in seiner warmen Studierstube mit gutem Gewissen und brüderlicher Eintracht zu richten die Lebendigen und die Todten. Fürs dritte bitte ich mich allen unsern guten Freunden zu empfehlen, besonders unserm lieben Bruder in Arnau und der Familie in Königsberg, auch Junker Hans nicht zu vergessen. Alles Uebrige was ich noch auf meinem Herzen und Gewissen haben möchte, fassen wir zusammen in dem frommen Wunsche, Gott gebe, daß wir uns bald gesund und froh wieder sehen! Inzwischen leben Sie wohl, mein alter theurer Freund, und lieben Sie mich, wie Sie von Herzen liebt Ihr

treuergebenster Freund und Vetter
E. G. Arndt.

NB. Wenn Sie Briefe an mich aus Petersburg oder Riga erhalten, so bitte ich, selbige, des etwanigen Verschlep-

pens wegen, bis zu meiner Ankunft in Königsberg bei sich zu bewahren, etwanige Briefe aus Pillau und Canten aber an mich hierher zu befördern. Auch bitte ich, beiliegende Briefe (Sie nehmen's nicht unrecht) ihrer Bestimmung näher zu bringen. Die krummen Wege meines Briefes vergeben Sie meinen heuer schlechten Augen, und der schwansfeldischen Dinte und Feder. Ich urtheile aus allen Umständen, daß wir uns wohl in diesem laufenden Jahre nicht wieder sehen; also das beste Glück zum neuen Jahre! Vale ac fave!

4.

Berlin, den 15. Mai 1793.

Mein theurer Freund!

Bei unserer nahen Geistes-Verwandschaft wissen Sie es so gut als ich, daß mir der Abschied aus Königsberg, oder eigentlich die Trennung von meinem ältesten brüderlichen Freunde, herzlich schwer und sauer gewesen ist. Dergleichen Ereignisse stimmen mich wider Willen, doch gewöhnlich so herab, daß ich die äußerste Anstrengung anwenden muß, um mich bei einiger Besonnenheit und diesseits der Grenze jenes wachend-träumenden Zustandes zu erhalten, worin ich euch, liebe Herrn und Freunde, in meinen Jugendjahren zum unschuldigen Spaß und Spott zu dienen die Ehre hatte. Und also eilte ich langsam, unter den zwar lauten, aber leider nur leise vernommenen Segenssprüchen meines ehrlichen Herrnhuters davon, aß in Brandenburg das berühmte Kûdel-Mât oder Kûl-Mât (welches heißet verdolmetschet ein Fisch-Mahl oder Fisch-Gericht), ohne recht zu schmecken, was es war; stieg in Heiligenbeil, ich weiß nicht warum, gleich vor der Thüre meines dasigen nächsten Verwandten (nach dem Fleisch) ab, und sprach auf Veranlassung viel und mancherlei, ohne zu wissen, was ich sprechen sollte und wollte. Die lieben Leute hatten, weiß nicht weswegen, geglaubt, daß ich mich einige Tage in ihrem Hause aufhalten und Heiligenbeil recht kennen lernen wollte, hatten auch schon Anstalt getroffen, mich mit dem Hrn. Erzpriester und dem Hrn. Commandanten bekannt zu machen. Da mir aber, zur Zeit, um Vergrößerung meiner theologischen und militairischen Kenntnisse nicht viel zu thun war, so machte ich mich des Morgens früh auf den Weg, gewappnet mit dem von unserm lieben Princeps Philosophorum so kräftig empfohlenen starken Willen, durch äußere Thätigkeit und gespannte Aufmerksamkeit auf die Dinge um mich her allen innern leiblichen und geistigen Wallungen und Anfechtungen zu widerstehen: um meine weitere Reise, so wie die aus Petersburg nach Königsberg, zu einer Reise des Heils zu machen; welches

mir denn bald zu meiner völligen Zufriedenheit gelang. Inzwischen muß ich aber auch bekennen, daß mir hierbei meine beiden Reisegefährten i. e. mein Diener und mein Fuhrmann, durch häufige Beförderung meiner Aufmerksamkeit ersprießliche Dienste geleistet haben; der erste, zwar dem Ansehen nach ein Urang-Utang, aber ein sehr gelehriges, mit verschiedenen, sich nach und nach (oder bei wenigem) entwickelnden guten Eigenschaften versehenes Mannthier; letzterer, ein sehr gutmüthiges, jovialisches Geschöpf, aber ein Kindskopf, desgleichen mir unter seinen Amtsbrüdern in meiner Praxis nicht leicht einer vorgekommen ist. — Am folgenden Abende setzte ich mich in Preußisch-Holland zuerst unter den Flügeln des weißen Schwans recht fest, und besuchte dann meine dasigen nächsten Verwandten, die sehr unzufrieden waren, daß ich nicht bei ihnen übernachten und einige Tage leben und weben wollte. Ich versprach dies auf der Rückreise zu thun, und verweilte bei ihnen, um meinen guten Willen zu zeigen, bis in die späte Nacht; hatte auch das Vergnügen noch verschiedene andere etwas entferntere Verwandte kennen zu lernen, die sich nach und nach einfanden, um das Rhinoceros zu sehen. Bei meiner Zurückkunft nach dem Schwan kam der Patron desselben (ein Sachse) mir eilends nach auf mein Zimmer, belehrte mich ganz unbefangen, daß ich, um nach dem Carlsbade zu reisen, nicht über Berlin gehen dürfte, und perorirte in einem Zuge ein Langes und Breites über die nähern Wege dahin; wofür ich ihm, da ich sehr schläfrig war, nur mit wenigen Worten dankte, und mir seine Reiserouten für ein anderes Mal ausbat, weil ich für dies Mal schon die Reise über Berlin mit dem Fuhrmann verdungen hätte u. s. w. — Am folgenden Morgen ging's gerades Weges auf Kanten. Mit meinem Bruder stehts, wie's mir scheint, lange so schlimm nicht, als ich nach den Besorgnissen meiner übrigen Brüder geglaubt hatte. Er sieht eher dem reichen Manne im Evangelio, als dem armen Lazarus ähnlich. Ich fand ihn zwar, wie die Frauenzimmer meinten, gefährlich krank, brachte es aber durch mein Faseln und meine Kunst (ipse miser, miseris succurrere didici) dahin, daß er in ein Paar Stunden das Bett verließ, am folgenden Tage wie ein anderer Mensch im Zimmer herumging, am dritten Tage,

zum Erstaunen der Seinigen, zur Thür heraus in den Garten trat, und, wenn ich's ihm nicht selbst des kalten Windes wegen widerrathen hätte, mit mir den Berg hinab und folglich auch herauf gestiegen wäre. Hypochondrisch-hämorrhoidalische Zufälle sind Krankheit genug und kein bloßer Spaß. Ich habe ihm aber dagegen allerhand leibliche und geistige Medikamente, besonders aber aktive und passive Beförderung guter Laune in seinem Hause, und vorzüglich den bewußten starken und festen Willen empfohlen, welcher außer dem Tode alle Uebel abwenden und heben kann. Ich fand an ihm einen sehr biegsamen und gelehrigen Kranken, und hoffe, daß meine Reise zu ihm, in dieser Rücksicht und anderer, nicht ohne Nutzen gewesen ist.

Am Tage meiner Abreise aus Kanten (den 29.) hatte der bisherige kalte Wind einem warmen Regen und schönem Frühlingswetter Platz gemacht, und ich sah schon im preußischen Hockerlande die ersten blühenden Bäume. Wenn Sie in Preußen ein großes Landgut kaufen wollten, und solches nicht nahe bei Königsberg finden könnten, so ist das Hockerland um Holland, Riesenburg, Marienwerder ein gar schönes Land. Ich weiß nicht, wie die Sache von Seiten der Finanzen anzusehen sey, und betrachte sie nur von Seiten des Lebensgenußes für Sie und Ihre Nachkommen. Ein Paar Wochen mehr Sommer, herrliche Gegenden fürs Auge und Herz, ein gutes hochteutsches Volk, welches den Platdütschen im Samland und Natangen, wie es mir schien, in der Cultur und Industrie um 50 oder 100 Jahre vorausgeht, und daher (oder weil es) größtentheils aus freien Leuten besteht. Ich habe auf meiner Reise oft meine eigenen Betrachtungen über Leibeigenschaft und Freiheit der Bauern angestellt, von welchen Betrachtungen manche vielleicht ganz gut gewesen seyn mögen, weil ich den Faden durch die russischen, ungrischen und ehstnischen, lettischen und litauischen, dütschen und teutschen Völkerschaften verfolgt habe. Ein Resultat für Preußen schien mir zu seyn: daß die Leibeigenschaft diesem Lande ehemals großen Nutzen geschafft (so wie den mehresten andern Ländern), daß sie aber jetzt schon nach der Lage der Sachen sowohl den Bauern als den Erbherrn und der Cultur des Landes nachtheilig sey, und daher, wenn nicht ein Deus ex Machina alles wieder ins Chaos

wirft, im folgenden Jahrhunderte von selbst aufhören wird oder muß u. s. w.

In den westpreußischen Städten bemerkte ich (wie ich's ansah) überall Spuren ihres ehemaligen Wohlstandes und Gemeinsinnes der Einwohner zur Zeit ihrer Anlage oder Freiheit, unter dem Orden (glaube ich) — ihres Verfalls, unter dem windschiefen und rostigen polnischen — und ihrer langsamen Erholung und neuen Veredelung, unter dem geraden, polirten, aber etwas schweren preußischen Scepter. — Im Netz-Distrikt beobachtete ich die greulichen Wirkungen der ehemaligen (polnischen) Verfassung, der vogelfreien Regierungsform, und narkotischen christ-pfäffischen Religion — und den Eingang zum neuen Leben unter der regelmäßigen preußischen Regierung, und dem zunehmenden vernünftigen Heidenthum (das nach Kaiser Joseph's Ausdruck unter euch Preußen immer mehr Ueberhand nimmt) oder dem philosophischen Christenthum. Unum idemque.

Da waren Wolfsgruben, die Bauernhäuser heißen; Häufchen im Sumpf und Miste steckender Häuser, die man Städte nannte. Da sieht man noch überall Spuren und Ueberreste eines überschwenglichen Vorraths von Galgen und Rädern und Kreuzen, i. e. alter römischer Galgen. — Jetzt verfallen, Gott Lob, im besagten Netzdistrikte die Galgen und Räder, Kapellen und Kreuze, und die dickhälsigen Franziskaner ꝛc. klagen über den Verfall des ächten Christenthums — und, so wie sie es ansehen, haben sie recht. — Glauben Sie indessen nicht, mein theurer Freund, daß ich ein Apostata oder schlechter Christ sey; ich liebe und verehre den Stifter unserer Religion von ganzem Herzen, und — wenn das kleine eklektische heilige Evangelium eines bewußten philosophischen Christen (alias vernünftigen Heiden) fertig seyn wird, so will ich's gern mit unterschreiben. Nun nach dieser Episode weiter im Text. — In Bromberg machte ich, sehr zufälliger Weise, die Bekanntschaft Ihres Vetters, des Junkers von Hippel, den ich 1mo als Vetter meines lieben Vetters aus Arnau, und 2do als Vetter des Burggraf Gesner, dessen Tochter an meinen Vetter Reber verheirathet ist, meinen doppelten Vetter nennen kann. Uebrigens ist er ein sehr artiger junger Mann, und trägt das

Bild des gutherzigen sanften Charakters der ganzen Hippelschen Familie an seiner Stirn. — In Schneidemühl speiste ich bei meinem Vetter, dem Syndikus Keber, und nahm in seiner Person, als des letzten meiner Verwandten in Preußen, von meiner ganzen Familie, vielleicht zum letzten Male, persönlich Abschied. Diese Idee, die sich mir bei dieser Gelegenheit aufdrang, machte, daß ich diesen Tag über ein ganz anderes Gesicht hatte, als die Tage vorher? und dies war auch vielleicht die Ursache, daß, als ich am folgenden Tage über die Drawe gekommen war, die Brandenburger mir lange nicht so gefallen wollten, als die Preußen. Diesseits Landsberg ward meinem ehrlichen Kauz von Fuhrmann ein Pferd krank (wahrscheinlich durch unvorsichtige Behandlung, worüber ich ihm oft gepredigt hatte) und wir hielten uns deswegen fast einen ganzen Tag in Tamsel auf, einem schönen Landgute eines Kammerherrn von Wreih. Ich wandelte da ein Paar Stunden lang in einem sogenannten englischen Garten auf dem Hügel herum, und fand daselbst, unter andern ähnlichen Merkwürdigkeiten, eine Tafel mit folgenden Worten: La santé et la bonne humeur sont préférables à la fortune; faites en provision et meprisez le reste — Bon! sagte ich, Viele plappern das nach, Wenige verstehen, was das heißt, und noch Wenigere fühlen es. — Ich ging etwas weiter und fand: Laissez moi ce que j'ai, donnez moi Tamsel, et quatre bons soufflets, si je reparois à la cour. — Der versteht gewiß nichts von voriger Sentenz, dachte ich, und verdient die vier Stück —, hat, wie es scheint, lang genug um froh zu leben, und will sich erst durch ein großes und schönes fremdes Gut zur Glückseligkeit und Freiheit kaufen lassen: donnez lui les quatre! und damit gut.

Nachdem ich also, anfangs wider meinen Willen presto presto, und zuletzt piano piano mit drei Pferden gefahren war (weil der Fuhrmann eins zurücklassen mußte, in einem Dorfe, dessen Namen er, immer lustig, in einer Stunde völlig vergessen hatte, und wahrscheinlich jetzt längst wieder vergessen hat) kam ich den 11ten dieses früh in Berlin an und trat auf dem dönhoffschen Platze im goldenen Adler ab, einem Wirthshause, das mir ein Major von Viereg in Culm als

ein sehr gutes, und der wachhabende Officier am landsberger Thor als das hiesige beste empfohlen hatte; wenigstens geht's daselbst sehr galant und gut zu; in fine vid. cujus toni. Ich habe hier bisher nicht viel Bekanntschaft gemacht, werde auch nicht viel machen; doch aber meine bestimmten zwei Wochen gern ausdauern. Ich finde an dem Herrn von Alopäus (der jetzt, nach unserm Stilus, Excellenz geworden ist, und wahrscheinlich als eigentlicher russischer Minister hier bleiben wird) einen guten gefälligen Freund, an Hrn. Dr. Pallas einen guten Nachbar; bei Hrn. Ficker und Reinhard habe ich mich nach etwa eingegangenen Briefen erkundigt und keine gefunden. Des Abends und Morgens laufe ich auf meine eigene Hand in der Stadt herum, bin auch einmal im Schauspiel gewesen u. s. w. Berlin ist, wie bewußt, eine gar schöne Stadt; steht zwar meinem Petersburg in Rücksicht der prächtigen Wasserparthien weit nach, übertrifft's aber an schönen Plätzen und schönen vollendeten Straßen; aber auch an Staub und Gestank, dem gewöhnlichen Uebel großer Städte, welches wohl nicht ganz zu heben, aber doch leicht sehr zu vermeiden wäre. Wenn ich — wenn ich ein reicher Jude in Berlin wäre, so ließe ich die schönsten Plätze, wo man jetzt bis über die Knöchel im Flugsande watet, theils mit Rasen belegen, theils nach Art der sogenannten englischen Wege festschlagen ꝛc., und schaffte dadurch meinen lieben Mitbürgern insgesammt, für eine Lumperei von etwa 100,000 Thalern, eine Masse von vermehrtem Vergnügen und Gesundheit, die unter Brüdern wenigstens ein Paar Millionen werth wäre. — Und, wenn ich König von Eldorado wäre, so legte ich für mich einen sehr großen Kohlgarten an, mit Blumen und Bäumen geziert, und daneben einen großen Pallast von gediegenem Golde für Sie und unsere ganze Familie. Da sollte Junker Hans Feldmarschall seyn, und in einem großen Saale von Brillanten wohnen, dessen Decke er mit seinem höchsten Sponton nicht erreichen würde; dann genößen Sie jeden Morgen in meinem Garten ein köstlich Dejeuner von Semmel und Raute, und ich tränke bei Ihnen des Abends starken Thebou, auf einem Tisch von Rubinen mit grünem Wachstuch beschlagen, und rauchte eine Pfeife leichten Halbknaster aus einem saphirnen

Pfeifenkopf; und jeden Nachmittag gingen wir dann Hand in Hand zusammen nach den Huben. — Vergeben Sie, mein lieber, lieber Freund, die vielen Luftsprünge und Faseleien dieses langen Briefes. Dulce est desipere in loco, und der ernsten Stunden haben Sie an jedem Tage genug. Nun sollte ich Ihnen noch danken für so vieles Liebe und Gute — doch da wäre viel zu danken, und wir, mein theurer Freund, verstehen uns ja beim ersten Wort. Empfehlen Sie mich herzlich meinem lieben Vetter vom Lande, den drei jungen Vettern und den lieben frommen Stiftsdamen, und der lustigen kleinen Cousine, und von unsern gemeinschaftlichen guten Freunden besonders unserm lieben Princeps und den Herrn Director Ruffmat ꝛc. Und nun leben Sie wohl, mein theurer Freund, recht wohl, immer wohl und denken zuweilen an Ihren alten treuen Freund

A.

5.

Stuttgard, d. 2. April 1791.

Lieber, theurer Freund und Vetter!

Es ist eine alte, kluge und, wie ich glaube, ganz orthodoxe Lehre: Wenn der Berg aus Mangel des Glaubens nicht zu Dir kommen will, so gehe Du zum Berge! Dies war mein Grund, wenn ich im verwichenen Herbst der Wärme, die ich in Gotha vergebens zu mir wünschte, über die Berge des thüringer Waldes entgegen ging. Sprechen Sie doch mit meinem lieben Vetter, dem Gottesgelehrten, ob eine solche Reise nicht, in einem gewissen Verstande, exegetisch-richtig ein Berge-Versetzen heißen könne? Denn in Rücksicht meiner war doch der thüringer Wald in einem Tage völlig von Süden nach Norden versetzt; auch erinnere ich mich so manche Erklärungen großer Exegeten, z. B. über das sta sol etc. gelesen und gehört zu haben, die viel gezwungener als diese waren. Es sollte mir lieb seyn, durch diese meine Bemerkung etwas zur Erläuterung einer schweren Stelle beigetragen zu haben, besonders auch deswegen, weil sich alsdann ergeben würde, daß zu unsern sogenannten ungläubigen Zeiten weit mehr Glaube auf Erden sey, als manche ängstlich-fromme Leute denken; sintemal das Bergeversetzen in diesem Verstande, nach so vielen angelegten Chausseen und Bergstraßen ꝛc. jetzt weit häufiger geschieht, als zu der Apostel Zeiten. Dem sey nun, wie ihm wolle, mir ist's nur darum zu thun, die Orthodoxie meiner Flucht nach Schwaben gegen Sie zu vertheidigen. — Gut ist's freilich nicht, wenn man schon im 50sten Jahre so sehr der innern Wärme beraubt und so alt und kalt ist — da dies nun aber mit oder ohne meine Schuld leider mein Fall war, so schien mir vor allen warmmachenden Mitteln das den Vögeln unter dem Himmel nachgeahmte Ziehen nach warmen Gegenden das unschuldigste, natürlichste und beste zu seyn. Es ist etwas, lieber Freund, es ist etwas — jetzt, da man in Petersburg noch mit beladenen Wagen über dickbeeiste Flüsse fährt, und da bei Ihnen, in Königsberg, der kalte St. Bla-

ſius ſein wüthendes Spiel treibt, hier bei Stuttgard auf ſchönem grünem Raſen zu wandeln, und das ganze Land umher mit dem Schnee und Purpurroth vieler Hunderttauſende blühender Bäume bedeckt zu ſehen. Veilchen und Kornelkirſchen blühten heuer ſchon zu Ende des Februars. — Es iſt etwas, lieber Freund! — Wenn Sie nicht durch tauſend ehrenvolle und liebevolle und gefällige Bande an den vaterländiſchen Boden gefeſſelt wären, würde ich zu Ihnen ſagen: verkaufe alles, was du haſt, und kaufe dieſe Perle! — Gärten von der Größe und Zierde des Ihrigen ſind hier freilich nicht leicht zu finden, aber das ganze Würtemberg iſt (die hohen Berge als Zierrathen betrachtet) ein einziger großer, in ſehr viele kleine Portionen vertheilter, volle acht bis neun Monate in verſchiedenen Culturen grünender, engliſcher Garten. Ich habe den Winter über die Gegenden um Stuttgard, beſonders das himmliſch ſchöne Neckarthal von Kannſtadt bis Eßlingen, und im Anfange des März (in warmer Frühlingsluft) das Neckar- und Ammerthal ꝛc. von Tübingen (eine gar häßliche Stadt in einer Gegend, gegen die ſelbſt die meiſſenſche weit zurückbleibt) betrachtend durchkreuzt, und weiß alſo nicht blos vom Hörenſagen, daß dies Neckar-Ländchen eins der fruchtbarſten, kultivirteſten und ſchönſten, und vermittelſt ſeiner Conſtitution, im Ganzen genommen, gewiß das glücklichſte in Deutſchland iſt. Dies letzte behauptet indeſſen nur ein Stück von einem Philoſophen, qui nihil humani a se alienum putat; ein ruſſiſcher Ariſtokrat aut quasi, möchte vielleicht anders urtheilen, und könnte vielleicht Sachſen vorziehen. — Ich lebe hier zwar noch ganz auf reiſendem Fuß, welches ſo manche Umſtände gebieten und rathen, auch ſind meine Sachen in Petersburg noch lange nicht ins Klare gebracht. — Wenn ich aber ſo an einem warmen heitern Morgen zwiſchen Gärten und Weinbergen bis zum waldigen Gipfel der hieſigen Höhen heraufgeſtiegen bin, und von da aus, mit meinen anderthalb trüben Augen, die unter mir liegenden Hügel, das weite blühende Thal und ein Dutzend Städte und Dörfer und Bergſchlößle umfaſſe, und dann, nächſt der milden reinen Luft und herrlichen Ausſicht (die ich umſonſt habe), meine noch übrigen Bedürfniſſe (die der Eitelkeit und eines

gewissen vornehmen Wohllebens sind ganz gewichen), nachdenkend überzählte: Quid sentire me putas? quid credis amice precari? — Sit mihi, quod nunc est, etiam minus, et mihi vivam — Quod superest aevi, si quid superesse volunt Di! — Der schöne Ehrentitel, den ich so gern mit Recht zu verdienen wünschte, und der Ihnen, wie Sie mir melden, auch sehr behagt hat, wird in Rußland von altgesitteten Bauern, anstatt der neuen Titel Hoch- und Wohlgeboren ꝛc. ertheilt, und heißt in der Ursprache: Wasche Sdorovie (Eure Gesundheit) oder auch Twoe Sdorovie (Deine Gesundheit).

Der Himmel gebe, daß wir beide in unsern alten Tagen dessen würdig erfunden werden — daß, unter andern, Ihre Augen sich wieder völlig erhellen, und daß die meinigen, bei denen das Uebel tiefer sitzt, wenigstens nicht viel trüber werden, ehe und bevor sie sich völlig schließen. — Freund de la Harpe schreibt mir, daß das Anliegen, womit er sich an Sie wenden wollte, durch die Rückreise seines Vetters nach der Schweiz gehoben sey; daß er aber bei seiner künftigen Durchreise durch Königsberg, die er in einigen Jahren zu erleben hofft, sich bei Ihnen als Freund Ihres Freundes melden werde u. s. w.

Die Religion des edlen und lieben Princeps Phil. habe ich nur im kurzen Auszuge gelesen. Es geziemt unser einem zwar, vor solch einem Serenissimo ohne Streit das Gewehr zu strecken; doch kann ich Ihnen nicht bergen, daß ich mich an der Idee, dem ganzen Menschengeschlecht (mit Rückblick auf ein altes, sehr unphilosophisches Mährchen) einen angeborenen Hang zu gewissen moralischen Unarten zuzuschreiben, in etwas geärgert habe. — Wäre es ausgemacht, daß dieser Hang bei allen Menschen aller Zeiten, oder auch nur bei allen Germanen, von unsern ersten Eltern Menschio und Menschiana an bis auf uns, existirt habe, so müßte er meines Erachtens etwas Nothwendiges und Gutes seyn; welches, denke ich, zu erweisen wäre. Es ist aber noch die Frage, ob das Factum richtig sey? Ich bin doch auch ein Mensch, und ein sehr ordinairer Mensch. — Nun habe ich aber bei dieser Veranlassung alle Falten mei-

nes Herzens durchblättert, und darin z. B. nicht die geringste Spur von einem Hange gefunden, den Sonnenstrahl, der mich wohlthätig erwärmt, oder den Baum, der mir seine Früchte darbietet oder auch irgend einen meiner Wohlthäter aus dem Menschengeschlecht, dieses Wohlthuns wegen, zu hassen. Es giebt aber freilich prätensionsvolle Wohlthäterchen, und allerhand sogenannte Wohlthäter, die man — nicht lieben kann: wie jener in der Minna von B. — Herr Wirth, sein Branntwein ist gut, aber ꝛc. —, oder wie jener, der seinem Diener die Wohlthaten, so wie seinem Hündlein die Knochen, zuwirft. — Ferner ist die Frage — woher weiß der liebe Philosoph besagtes geheime Geheimniß? hat er darüber das Menschengeschlecht viritim vernommen? oder kann sein Ausspruch etwas anderes sagen, als: „ich K., meiner Mutter Sohn, habe zuweilen bei mir einen gewissen Hang verspürt, gewisse Leute, die mir gewisse Wohlthaten erzeigt haben, zu hassen" —? und das könnte wohl seyn, ohne daß weder der würdige Mann, noch irgend ein Mensch, irgend eine moralische Unart mit auf die Welt gebracht hätte. — Bleiben wir lieber bei dem rousseauischen: l'homme est bon, mais les hommes sont mauvais, oder bei dem chinesischen: der Mensch ist von Natur gut, die Erziehung (häusliche und bürgerliche) macht den Unterschied unter Menschen und Menschen. — Die Moral, denke ich, gewönne hierbei! Nun, nach dieser ernsthaften gelehrten Untersuchung, lieber zu etwas lustigerm, id est, zur Fortsetzung meiner Reise aus Sachsen nach Schwaben, weil es mich amüsirt, sie heute nochmals mit Ihnen zu machen. — Wir reisten beim Schluß meines letzten Briefes, wenn ich nicht irre, eben von Meinungen ab, mit dem besten aller deutschen Postillionen. Nun weiter. — Von Meinungen bis Stuttgard fährt man beständig auf guten, zuweilen auch auf ganz vortrefflichen Chausseen, welches das Vergnügen des Reisens sehr vermehrt und die Beschwerden mindert. Freilich muß man dafür auf jeder Station oft zwei, drei und mehrere Male Chausseegeld entrichten, und denkt zuweilen dabei: es wäre doch besser und großmüthiger, wenn die Väter des Volks nachgerade mit Ihren Chausseen

sind sie im Stande, Nahrung zu sich zu nehmen, und sie sind dann
ebenso gefräßig wie die Larven. Sie sind sehr lebhaft und fliegen
gut. Ihre Lebensdauer ist sehr kurz, sie sterben meist nach der
Eiablage. Die Eier werden in Gruppen von 20—30 Stück an
Blätter, Stengel und Früchte abgelegt. Sie sind länglich, gelb
und haben eine Länge von 1 mm. Nach 3—4 Tagen kriechen die
Larven aus. Diese sind weißlich, haben eine Länge von 1 mm
und sind mit Haaren besetzt. Sie leben gesellig und saugen an
den Blättern, Stengeln und Früchten. Nach 3—4 Wochen sind
sie ausgewachsen und verpuppen sich. Die Puppen sind gelb und
haben eine Länge von 1 mm. Nach 3—4 Tagen kriechen die
Imagines aus. Diese sind gelb und haben eine Länge von 1 mm.
Sie leben gesellig und saugen an den Blättern, Stengeln und
Früchten. Nach 3—4 Wochen sind sie ausgewachsen und verpuppen
sich. Die Puppen sind gelb und haben eine Länge von 1 mm.
Nach 3—4 Tagen kriechen die Imagines aus. Diese sind gelb
und haben eine Länge von 1 mm. Sie leben gesellig und saugen
an den Blättern, Stengeln und Früchten. Nach 3—4 Wochen
sind sie ausgewachsen und verpuppen sich. Die Puppen sind gelb
und

lernte doch wenigstens das Volk seine Gebieter kennen; was soll man aber aus den Bildern der Greifen und Delphinen und Adler, und der Ochsen- und Schafsköpfe ꝛc. lernen? Bischofsheim, ein trübseliges, mainzisches i. e. geplagtes Städtchen. Mergentheim, oder vielmehr, wie es die Einwohner nennen, Mergenthal, ein ganz artiges, ziemlich reinliches Städtchen, dessen Einwohner neben ihrer katholischen Herzlichkeit, im Blick und Ton, viel Protestantisches zeigen. An der Table d'hôte hieb einer, zu meinem Erstaunen, gar über die Schnur. Während daß ich mich mit einem Paar alter Knaben meines Gelichters über die Angelegenheiten des Tages unterhielt, fingen einige junge Leute an, auf einen sowohl bibel- als handfesten, emigrirten Priester Jagd zu machen, und glaubten ihm zu beweisen, daß der große Respekt, den man ihm, wie er sagte, sonst bezeigt hätte, wohl nur auf der Dummheit seiner Heerde beruht haben möchte, die nun klüger, seine im Garten vergrabenen Weinfässer aus der Erde auferweckt haben würde. Der Mann Gottes schlug weidlich mit Sprüchen aus der Bibel und den Kirchenvätern um sich, und traf damit einen kaiserlichen Fähndrich gerade ins Visier, der bei seiner Vertheidigung erwähnte, er lebe nach der Vernunft und Natur. Hierher, Sultan! sprach der Pater zu seinem großen und schönen Hunde; sehen sie da, Herr Fähndrich, ihren Herrn Compagnon, der lebt auch nach der Natur. Da das Gespräch hierauf etwas zu rauh zu werden anfing, fand ich für gut, mein Stillschweigen zu brechen und sprach mit so viel Ernsthaftigkeit, als ich zusammenbringen konnte. Vergeben Sie, lieber Herr Pfarrer: wenn ihr Hund nach seiner gesunden Hunde-Natur lebt, so thut er recht daran. Die Fähndrichs-Natur aber ist eine Menschennatur, und die Menschennatur supponirt Vernunft. Wenn nun der Herr Fähndrich, wie er sagt, nach der gesunden Vernunft und Menschennatur lebt, so wird er auch wohl nicht Unrecht thun. Der Pater sah mich mit großen Augen an und schüttelte den Kopf; die übrige Gesellschaft zergliederte meinen Sorites und Alle begegneten mir mit viel Zuthätigkeit und Distinction, so daß ich unter diesen Menschenkindern

zwei Tage ganz behaglich zubrachte. Von Mergenthal über Langenburg und Oeringen reiset man in zwei Poststationen durch vieler Herren Reiche und Lande, von welchen jeder für das ausschlüßliche Interesse seines Staats, besonders wenn's etwas Schmu zu machen giebt, bestmöglichst sorget. — Ein Mensch, der die größte Zeit seines Lebens in einem großen despotischen Staate zugebracht hat, wo die Formen der Administration ins Große gehend, einfach und neu sind, könnte freilich, aus bloßem Vorurtheil, die kleinlichen Formen in kleinen Staaten des Kontrasts wegen lächerlich finden. Man müßte aber doch von Holz seyn, wenn man nicht über das Gemisch von alten, aus barbarischen Zeiten und Sitten herstammenden, mit spitzfindig ausgedachten neuen Impostten lächeln sollte, wenn man anders dabei keinen Beruf zum Weinen fühlt. Ich fuhr z. B. eine halbe Meile von Dresden auf einer Fähre über die Elbe, in Gesellschaft zweier Ochsen und ihres Herrn, der ihnen an Verstand nicht gar weit überlegen zu seyn schien. Er zählte an den Fingern und rief einmal über das andere: Er (der Einnehmer) hott mich doch bschnellt! Ich war eben gutes Humors. — Nun laß er doch hören, lieber Mann. „Je Nur — Kleit (Geleit) so viel" — das ist nicht viel, lieber Mann, denn dafür kann er einen Soldaten zur Begleitung fordern. — „Was sull ich damit?" — Ja so! nun weiter. — „Zoll — so viel, Fährgeld — so viel." — Das ist stark, Fährmann, hat er den Mann nicht beschnellt? Kott pehüte — „Nu Brukka-Geld, so viel." — Will er denn über die Brücke fahren? — „Nä, Nä!" — Warum bezahlte er denn das Brückengeld? „Je nun, er sagt, ich hätte doch darüber fahren können (NB. über die Elbbrücke bei Dresden, wenn er beinahe eine Meile umfahren wollte.). Sie glauben vielleicht, ich spaße; es ist aber völliger Ernst, und die Sache ist in Sachsen juristisch recht. — Nach dieser langen Parenthese lenke ich wieder in meinen Weg ein. Je nun, Heilbronn. Eine altfränkisch aussehende, lebhafte Stadt, wo ein sehr guter gesellschaftlicher Ton zu herrschen scheint, und wo es, weil eben Weinlese war, sehr lustig herging. Ich blieb da bis zum dritten Tage und reisete weiter nach Ludwigsburg. Eine schöne, in einem großen Garten

nach französischem Geschmack neu angelegte Stadt, mit einem prächtigen Residenzschlosse; alles mehr zum Prunk, als zum Nutzen, mehr entworfen, als ausgeführt. Der hochselige, durch so manche gute und böse Gerüchte bekannte Herzog Carl hat das Unglück gehabt, alle seine Plane mit königlichem Muth zu entwerfen, und wenn es bei seinen nur fürstlichen Mitteln in der Ausführung stockte, sie verdrußvoll aufzugeben und neue zu entwerfen. Er hatte am Tage meiner Ankunft in Stuttgard die Ruhe gefunden, welche ihm sein großer excentrischer Geist in seinem Leben nie gegönnt hatte. Sein Nachfolger ist das Gegenbild von ihm, Ruhe liebend, sanft und religiös, und in vielen Stücken Friedrich Wilhelm II., dem vielgeliebten, ähnlich. — Ich hatte bei meiner Ankunft in Ludwigsburg die Grille, mich in dieser schönen, reinlichen, in einer paradiesischen Gegend gelegenen und zum wohlfeilen Leben eingerichteten Stadt für den Winter zu etabliren, und brachte daselbst vier Tage zu; die beiden ersten bei heiterm Wetter ganz vergnügt, die beiden letztern, die regnicht waren, mit einer Beängstigung, die ich seit langer Zeit nicht so gefühlt hatte. Ich suchte die Ursache und fand keine andere, als den monotonen Anblick einer schönen Stadt ohne Einwohner. — Und so machte ich mich weiter auf den Weg nach Stuttgard, wo ich den Winter über zwar sehr einsam, aber nie mißvergnügt gelebt und jeden Tag ohne Ausnahme mit medizinischer Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit einen Spaziergang, wenigstens so weit, als aus der Junkerstraße nach den Huben, gemacht habe; ein Heilmittel, das den besten aus der Apotheke an die Seite gesetzt zu werden verdient. — Von der hiesigen Gegend und Witterung habe ich Ihnen schon genug gesagt, um daraus zu ersehen, daß mir beide ganz wohl gefallen, ob's gleich nicht ausgemacht ist, daß letztere alle Jahre so mild seyn werde. Die hiesigen Einwohner finde ich noch jetzt so, wie sie mir in den ersten Tagen nach meiner Ankunft vorgekommen sind: Etwas gravitätisch und gemächlich, wenig aufgeweckt und gesellig, aber gutmüthig, sanft treuherzig und ehrlich. Man liebt sich selbst über alles, und haßt niemand; nicht die Preußen, nicht die Oestreicher, nicht die Franzosen, auch den Teufel nicht. — Es ist mir auf-

gefallen, daß in der hiesigen Lesegesellschaft (die gegen hundert Mitglieder hat) jeder seinen Mantel, Hut und Stock ganz unbesorgt in das große offene unbewachte Vorhaus hinlegt, welches auch in den dunkeln Winterabenden geschah. In Petersburg würde man so etwas, gelind benannt, einen Schwabenstreich heißen. Sie werden am besten wissen, ob man es in Königsberg wagen dürfte? — Ich möchte wohl, wenn mich nichts hindert, den Sommer, vielleicht auch den folgenden Winter, hier herum verträumen, und im Herbst, wenn's thunlich, die Gegenden am Rhein um Heidelberg ꝛc. betrachten. Dann bleibt mir noch ein Besuch der Schweiz, als Besuch übrig, und dann? — Ich liebe Petersburg und — fürchte es; fast eben so geht's mir mit Preußen. Wenn's also von mir abhangen sollte, so möchte ich wohl gern (ich verhele es Ihnen nicht) so zwischen dem 48sten und 49sten Grad nördl. Breite kleben bleiben. Das ist kein Extremum, lieber Freund, sondern ein billiges medium, quod tenuere beati. Im Nothfall aber habe ich auch gelernt: me rebus submittere. Da haben Sie nun eine Epistel, die Ihnen eher zu lang, als zu kurz scheinen wird. Leben Sie wohl, mein lieber, theurer, ältester und bewährtester Freund! Grüßen Sie meinen lieben Vetter vom Lande, und Ihren ganzen edlen und lieben Familien-Cirkel; auch Vater Kant und alle guten Freunde, die mich ihres Andenkens werth halten, von Ihrem treuen Freunde und Vetter

Arndt.

6.

Theurer Freund, Bruder und Vetter.

Nach dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge erhebt sich die Vetterschaft zur Brüderschaft oder Herrbruderschaft, und diese, wenn's Glück gut ist, zur Freundschaft. Bei uns war's anders. Uns hatte die Natur durch harmonischen Einklang unsers Innern zur gegenseitigen Freundschaft gestimmt; wir waren Freunde in unsern Kinderjahren; dann folgte aufrichtige, gefällige, akademische Brüderschaft; dann kam unser braver Bruder in Arnau und machte uns auf unsere alten Tage zu Vettern, wofür ich ihm herzlich danke, weil dergleichen Familienverhältnisse zwischen alten treuen Freunden eine gar liebliche Sache sind. Grüßen Sie das niedliche Mädchen, unsere liebe gemeinschaftliche Nichte! Ich habe heute große Lust ein Langes und Breites mit Ihnen zu plaudern; gönnen Sie mir also das Vergnügen, in die Zeiten unserer ersten Jugend zurückzuschauen und Sie gelegentlich mit einem Stück aus der geheimen Geschichte meines Geistes und Herzens zu unterhalten. — Nachdem ich ein halbes Menschenalter, von dem Schauplatz meines Jugendlebens entfernt, unter ganz andern Menschen, andern Sitten und Gebräuchen ꝛc. mein gutes Theil ernsthafter und tragikomischer Rollen gespielt hatte, waren so manche Personen, Sachen und Scenen jenes ersten Schauplatzes so sehr aus meinem Gedächtnisse geschwunden, daß ich mich neulich unter meinen Brüdern und Verwandten gar oft in einer ängstlichen Verlegenheit befand, weil ich besorgte, daß man der Leere und Kälte des Herzens zuschreiben könnte, was eher auf die Rechnung der schwärmenden Träumerei und Warmherzigkeit eines homo zu setzen war, qui nihil humani a se alienum putat, bei welchem die Menge der auf seiner Pilgerschaft erhaltenen neuen Eindrücke viele der alten häuslichen, wenn nicht ganz verwischt, wenigstens unleserlich gemacht hatte. — Bei allem dem habe ich mich der Stunde der Geburt unserer Freundschaft jederzeit umständlich und lebhaft erinnert, und erinnere mich ihrer noch jetzt, wah-

scheinlich mit mehr Bestimmtheit und Deutlichkeit, als ein heiliger Balkmann jener seligen Stunde gedenkt, in welcher die Gnade bei ihm zum Durchbruch gekommen ist. — Ich hatte das väterliche Haus nicht ohne Schmerz verlassen, fand an dem Umgange der Kindlein in meines Oheims Hause kein Behagen, und träumte und trauerte — da führten Sie, in meinen Augen ein stattlicher Jüngling, mich betrübten Knaben mit Ihrer gewöhnlichen, nicht Gravität (denn die liebte ich nie), sondern edlen Feierlichkeit in dem ziemlich geputzten Garten Ihres seligen Vaters (molliter ossa cubant!) auf und ab, und sprachen mir Worte des Trostes ins Herz. Von diesem Augenblick an war ich Ihr ächter treuer Freund; ich nahm an allen Ihren Freuden und Leiden innigst Theil, trauerte lange und stark, als Sie Gerdauen verließen, jubilirte, als Sie einst zum Besuch wiederkamen, bebte vor Angst und Freude, als Sie zum ersten Male an heiliger Stätte sprachen, hielt Ihren damaligen poetischen Sermon für das non plus ultra theologischer Eloquenz, und zankte in meinem Herzen gar sehr mit meinem geehrten, gelehrten und schulgerechten Oncle, der darin etwas Heterodoxie aut quasi witterte; weil Sie Thesin und Arsin so in einander verknätet hatten, daß der liebe Mann keines von beiden recht ins Klare bringen konnte. Dem sey nun, wie ihm wolle, für mich war es ein Meisterstück. — Auf der Akademie fand ich mich jederzeit gegen Sie in dem Verhältnisse eines treuherzigen, gern an Ihrer Seite lebenden, gern gefälligen jüngern Bruders, gegen einen geliebten und geehrten, ältern Bruder — und so wär's auch wohl geblieben, wenn mich das Schicksal nicht weit von Ihnen versprengt hätte, wo ich Sie zwar oft im Geiste sah, aber nur selten einen festlichen Tag hatte, an dem ich etwas von Ihnen hörte oder von Ihnen sprechen konnte. Als wir uns neulich, fast gegen unsre Hoffnung, noch einmal leiblich wieder sahen, zweifelte ich zwar keinesweges, daß wir uns als alte ächte Freunde gern und oft sehen würden, hatte es aber doch kaum gehofft, daß unser Umgang so unzertrennt und unbefangen, so vertraulich und brüderlich seyn würde, als er es, Gottlob, gewesen ist. Und nun, mein Lieber, sind und bleiben wir immer alte und immer neue Freunde, bis zu des alten Mannes Nachen; und wenn

der wirklich überfährt, sollen und wollen wir einander am Rande des jenseitigen Ufers traulich die Hände bieten. Amen! ainsi soit-il!

Nach diesen Prämissen — ich heuchle gegen Sie gewiß keine Gefühle noch Gesinnungen, die ich nicht habe — werden Sie wohl behaupten, daß es aus Mangel der Liebe und Freundschaft für Sie, meinen Bruder nach dem Geist (so wie für meine Brüder nach dem Fleisch), geschehe, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Abend meines Lebens, gesetzt auch, daß meine Wahl völlig frei wäre, nicht in Preußen zubringen möchte. Die Ursachen dessen sind mancherlei: ich erwähne aber für jetzt nur das Klima. Der Winter, in meinem übrigens lieben Petersburg, ist Tod der schönen Natur: sie stirbt und wird begraben; man vergißt sie ganz, und tanzt um ihr Grab, bis sie plötzlich wieder erscheint, und während der kurzen Zeit ihres Daseins Alles, was lebt und schwebt, in starken Zügen tränkt. Der Winter in Preußen ist ein schwerer, unruhiger Schlaf, begleitet von einem langen quälenden Morgen-Traum. Der hiesige (im besten Theil des Schwabenlandes) ist ein ruhiger Schlummer der schönen Natur, von dem sie schnell wieder erwacht, um neu gestärkt im langen vollen Glanz zu leben. So ist's, mein lieber Freund, oder so scheint's mir zu seyn, welches in diesem Fall unum idemque ist. Uebrigens mochte der Himmel es wohl auch nicht umsonst so verfügt haben, daß ich in Königsberg, mit meinen geschwächten Nerven, auf dem bewußten Platz wohnen sollte, wo ich nichts als Spontons und Kurzgewehre und andre Spieße sah, und ewig trommeln und trommeln hörte. Ein hiesiger alter preußischer Offizier, der übrigens die Würde dieses Dienstes bis zum Himmel erhebt, sagte einst bei Anwandelung einer philosophischen oder gar †† jakobinischen Laune: er kenne ein Land, wo es der erste Artikel des christlichen Glaubens sey, daß der Garten bloß des Zaunes wegen existire. Wenn dies Gleichniß, wie alle, ein wenig hinkt, so ist's doch nicht unwitzig gesagt. — Kurz und gut, sagen Sie mir, lieber, wahrhafter Man! Wennn Ihr böser oder guter Dämon (man weiß in diesem Erdenleben selten gewiß, welcher von beiden

ein Werk gethan habe) Sie hoch in die Luft entrückt, und Ihnen durch das lange Schweben in dieser entfernten Höhe endlich entweder alle Enden der Erde, oder doch den ganzen großen Bezirk von der Newa zum Rhein, neutralisirt hätte — wenn Ihnen durch das lange Schweben und Weben in jener hohen kalten Region endlich Hände und Füße erstarrt, die Flügel geknickt und die Säfte der dichterischen Ader geronnen wären — und wenn dann eine Gottheit von oben her riefe: wähle! wähle für Dich, wohin du fallen willst! — Sagen Sie selbst: würden Sie Preußen wählen? Die Welt der Dichter, — theurer Freund — ich suchte sie nur zu lange — sie ist nirgends zu finden.

Nach meinem letzten Briefe an Sie habe ich fast beständig nach zuvor beschriebener Weise in Stuttgard gelebt, und fast jeden Tag einige Stunden in der schönen Gegend umher zugebracht, die ich nun schon besser, als die mehrsten hiesigen alten Einwohner kenne. Ich verschob bald diesen bald jenen Entschluß, bald diese bald jene kleine Reise ꝛc. weil mir das Unwesen in Westen und Osten bald diese bald jene Besorgniß und nothgedrungene größere Reise vorspiegelte. Unterdessen begab ich mich doch, meinem vorbestimmten Plane gemäß, um die Mitte des Julius nach dem Schwarzwalde, welcher in Rücksicht seiner romantischen Aussichten eine sehr schöne Gegend der Welt ist. Ich kam nach Deinach, fand den wohlthätigen Brunnen diesmal stark mit Fürstenkindern und, vielleicht eben deswegen, schwach mit andern Menschenkindern besetzt, und reisete ein paar Meilen weiter über Kalb nach dem Wildbade, wo ich allerhand gute Gesellschaft und darunter allerhand confratres, verwundete und andere preishafte Ritter von der traurigen Gestalt antraf, und ganz gern einige Wochen gehauset hätte, wenn nicht eben um diese Zeit die Heere der Deutschen über den Rhein (wie man jetzt spricht) zurückgedrückt worden wären, welches in dem nahe gelegenen Bade Furcht und Schrecken verursachte. Eine etwas contrakte Familie wollte sogleich meine Pferde in Beschlag nehmen, weil in der ganzen Gegend umher keine zu haben waren — da dachte ich, ein jeder ist sich selbst der nächste, verweilte so lange, wie Jonas im Wallfischbauch,

und reiſete über Pforzheim in meine einſtweilige Heimath zurück. Ich bin, mit meinem nil admirari bewaffnet, zwar nicht ſehr vor Geſpenſtern bange, glaubte aber, daß es meiner Verhältniſſe wegen nöthig wäre, lieber zu vorſichtig als zu unvorſichtig zu ſeyn. — Es iſt mir, als ob ich Ihnen eine kleine Beſchreibung dieſes Bades machen müßte. Es liegt mitten im Schwarzwalde, in einem engen, grünen, äußerſt romantiſchen, durch ein namhaftiges Flüßchen bewäſſerten Thal, zwiſchen himmelhohen, unten cultivirten, oben bewaldeten Bergen. Die verſchiedenen Quellen des Bades ſind mit verſchiedenen ganz artigen Gebäuden überbaut, wo man in verſchiedenen Zimmern oder Sälen entweder allein, oder in kleiner, oder auch in großer honetter Geſellſchaft baden kann. Man ſetzt ſich bis über den Nabel in das von der lieben Natur gewärmte Waſſer auf den Boden, und gräbt ſich hierauf, ſo tief als man will und wie man will, in den weichen, feinen, reinen Sand; wo man durch die von unten auf ſprudelnden kleinen Quellen, zum lieblichen Zeitvertreib, ganz ſanft gekizelt wird. Dieſes Bad ſoll in Nerven- und Gliederkrankheiten, beſonders auch bei Verwundungen, ſehr heilſam ſeyn, und mag's wohl ſeyn, weil man (ohne der Heilkräfte des Waſſers zu erwähnen) das beſchädigte Glied, ſo lange als man will, in einem immer gleich warmen Sand-Umſchlage erhalten kann. Ein am Fuß verwundeter preußiſcher Offizier, der auf zwei Krücken hingekommen war, hatte nach dem dritten Bade die eine weggeworfen, und ging nach 8 Tagen, bei meiner Ankunft, ſchon auf ſeinen zwei Beinen herum. Der Flecken Wildbad iſt ganz artig gebaut; die hohen Gebirge und waſſerreichen Thäler des Schwarzwaldes geben im heißen Sommer ſehr angenehme Spaziergänge. Das (auf dem Fußwege) nur um eine Meile entfernte Deinach liefert einen angenehmen, kühlenden, dem Selzerwaſſer ähnelnden Trank. — Mir behagte und frommte der daſige Aufenthalt gar wohl und wer weiß, ob's nicht der Himmel beſchloſſen hat daß wir da herum einen Sommer zuſammen zubringen ſollen. —

Wo und wie ich künftiges Jahr verleben werde, wiſſen die Götter am beſten; weil es darauf ankommt, ob Friede

wird (o möcht's doch!) oder ob Unfriede bleibt; auf welchen letztern Fall ich die dauernde Ruhe hiesiger Gegend nicht verbürgen möchte. Giebt's Friede und Hoffnung zu einiger dauernden Ruhe, so möchte ich gern den Vater Rhein freundlich begrüßen, und besonders das große Faß u. dgl. in Heidelberg mit Muße betrachten. Glauben Sie aber deswegen nicht, daß ich hier im Weinlande ein Bachusbruder geworden bin; ich bin noch ein eben so großer Abstemius, als ich es bei Ihnen war. Bleibt Unfriede, so denke ich, erfordernden Falls zuerst die Gegend am Ober-Mayn, und weiter erfordernden Falls, festina lente wieder die Gegend an der obern Elbe zu suchen. Cetera Diis curae! — Sorgen Sie für Ihre Gesundheit, lieber Freund, und strengen Sie Ihre Augen nicht zu sehr an. Sie haben, wie ich aus Ihrem Briefe ersehen, deren nur noch $1\frac{1}{2}$, so wie ich $\frac{1}{2}$ plus $\frac{1}{4}$. — Niemand giebt uns zwei ganze wieder. — Ich denke an Sie, lieber Ketzer! Die Mannthiere bringen wohl nicht mehr Erbsünde mit auf die Welt als die Murmelthiere; die Menschen aber fehlen alle mannichfaltiglich und stoßen, wenn sie eingepfercht sind, oft mit den Nasen zusammen, weil sie auf wackelnden Füßen stehen und etwas hörnerblind geboren, auch leider von jeher von Buben und Quacksalbern noch mehr geblendet und kreuzlahm gemacht worden sind. — Grüßen Sie unsern lieben ehrwürdigen Freund und Altvater Kant; ich hätte gern einmal an ihn geschrieben, und ihm für die vielen angenehmen Stunden, die ich vor zwei Jahren in seinem Umgange genossen habe, gern und schuldigst gedankt, wenn ich nicht besorgt hätte, zur großen Gesellschaft der Ehrenmänner gerechnet zu werden, die dem edlen lieben Mann seine Zeit rauben, um sich damit zu brüsten, daß sie mit dem Princeps Philosophorum correspondiren. — Wegen der Brücke, für die man bezahlt, weil man darüber fahren könnte, heißt Ihre billige Erklärung freilich im juristischen Gebrauch, Billigkeit. — Ich dachte aber so manchesmal: wenn die Kinder des Reichs jährlich alles zusammen bezahlen, warum sollen sie denn auch stündlich jedes besonders zahlen? — Es giebt in der russischen Welt auch wohl so manches, das nicht gut ist; löblich und lieblich aber ist, daß man von Riga aus bis China, oder Kam-

schatka zu, reisen kann, ohne von Brücken- und Wege-Zoll, Geleit, Mauth oder Accise reden zu hören. Ach die Juristen! und doch sind diese mir, wie Sie wissen, weit lieber, als die Theologen, so wie die Monarchie weit lieber, als die Theokratie, z. E. die in Rom, in Thibet, in Herrnhut, in den hiesigen gefürsteten geistlichen Regierungen und im Collegio friedericiano etc., weil der Theos in dieser Composition wohl nicht unser lieber Herr Gott ist. Grüßen Sie meinen lieben Vetter in Arnau, den ich seiner Theologie ungeachtet recht lieb habe; empfehlen Sie mich Ihrem lieben Familien-Cirkel zum freundschaftlichen Andenken, und gedenken Sie immer im Segen Ihres treuen Freundes und Vetters

Arndt.

Stuttgard, d. 23. Decemb. 1794.

Viel Glück zum nahen neuen Jahr!

7.

Nürnberg den 16. December 1795.

Liebwerther Freund und Vetter.

Ich habe voriges Jahr um diese Zeit einen langen, langen Brief an Sie geschrieben, und bis jetzt keine Antwort darauf erhalten. Dies soll durchaus kein Vorwurf seyn, sondern eine Captatio benevolentiae, wenn etwa mein Brief, und eine bloße Nachricht, auf den Fall, wenn Ihre Antwort verloren gegangen wäre; welches beides sehr mögliche Fälle sind. Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist mein Vorsatz, wenigstens alle Jahre einmal an Sie zu schreiben, und mein angelegentlicher Wunsch, in gleicher Zeit wenigstens einen Brief von Ihnen zu erhalten. Nicht als ob wir sonst einander vergessen würden: denn das wird wohl nie geschehen; sondern weil es doch so lieblich und löblich ist, mit seinen alten, wahren Freunden nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der gegenwärtigen Zeit und Welt zu leben. Ich schreibe Ihnen also heute wieder, weil ich Zeit und Weile dazu habe, einen langen Brief, um Sie mit meiner Lebensgeschichte des vorigen Jahres, Sie mögen wollen oder nicht, wortreich bekannt zu machen; thun Sie doch ein Gleiches! so weit Ihnen Ihre Geschäfte in solchem Fall wortreich zu seyn erlauben. — Also: — Ich hatte den vorigen kalten Winter (der, er sey wie er wolle, mein Freund nicht ist) in Stuttgard, zwar invictus aber nicht illaesus überstanden, und beschloß daher, weil ich's beschließen konnte, den Sommer über eine Art von nomadischem oder Zigeuner-Leben zu führen, d. i. mein Wägele als das Symbolum meiner Wohnung zu betrachten, weniger unter Dach als unter freiem Himmel zu leben, und immer auf der Reise zu seyn, ohne große Reisen zu machen; welches für einen armen Ritter meiner Art zu kostbar seyn möchte. Ich ließ mein Winter-Zeug in Stuttgard zurück, brach um die Mitte des Aprils auf, und verfügte mich zu meinem ersten neuen Nachtquartier (wie die Zigeuner den Ort ihres jedes-

maligen kurzen oder längern Aufenthalts nennen) nach Eßlingen, welches eine ehemals wichtige, jetzt äußerst verfallene Stadt in der schönsten Gegend des schwäbischen Paradieses ist. — Die mehrsten des heiligen römischen Reichs freien Städte nagt ein tödtender Wurm, der ihnen, als solchen, über kurz oder lang das Garaus machen wird. Dieser ist: die alte Form der Administration, bei ganz veränderten Zeiten und Umständen. Ihr Einfluß, Macht, Gebiet, ihre Gewerbe, Handlung und Bürgerzahl sind überall geringer geworden, nur nicht die Zahl ihrer Obrigkeiten, die zum Theil zwar ganz gute und gutmüthige Leute sind, aber Engel seyn (i. e. keine sinnlichen Bedürfnisse haben) müßten, wenn sie ihrem kleinen Staat nicht zur Last fallen sollten; andrer jetzt Mißbräuche gewordener Sachen zu geschweigen. Ich schlief und speisete vor den Thoren der gedachten mühseligen und beladenen Stadt, mitten im Neckarthale, und hing des Morgens früh mit meiner Pfeife zum Fenster heraus, vor mir das reizende Thal mit vielen tausend blühenden Bäumen, zur Rechten ein langer steiler Berg bis zum hohen Gipfel mit Weinreben bedeckt, zur Linken der rauschende Neckar-Strom und weiter hin das andre hohe Ufer des Thals, unten mit Wiesen und Saaten und Fruchtbäumen und Reben, oben mit Laub- und Nadel-Wäldern bedeckt. — Die Landleute auf den Höhen und in den Gebirg-Thälern um Eßlingen herum (Bürger, Bauern, Baumgütler und Weingärtner), die ich fleißig besuchte, sind das sittlich-einfältigste und freundlichste Volk, das mir in meiner Praxis vorgekommen ist. — Ich wanderte weit in der Gegend umher und reisete nach drei Wochen durch das Neckar-Thal ꝛc. (immer in einem schönen englischen Garten) nach Göppingen im Fils-Thale. — Man kann in ebenen Gegenden 50 und mehrere Meilen reisen, ohne eine solche Verschiedenheit in Klima und Vegetation zu finden als man auf diesem kurzen Wege beobachtet. Zwei Meilen von Eßlingen giebt's da keinen Weinbau mehr, aber bei kalter Luft große, üppige Weiden, Wiesen und Saaten. Ich wohnte in Göppingen einige hundert Schritte von der Stadt, im dasigen Bade, bei welchem ein sehr wohlschmeckender, fast weinartig berau-

schender Sauerbrunnen quillt; den ich aber (da mir saure Wasser überhaupt nicht dienen wollen) der anhaltenden kühlen Witterung wegen eben so wenig als das Bad gebrauchen konnte. Unterdessen besah ich fleißig die Gegend, und besuchte unter andern den hohen Staufenberg, wo ich eine ganze Stunde lang, nach alter Art träumend, auf einem begrasten Erdhügel saß, der die Reliquien von Barbarossa's Schloß bedeckt. Sic transit gloria mundi. — Weil indessen fast täglich kühle Winde wehten, und die Wärme durchaus nicht zu mir nach Göppingen kommen wollte, reisete ich nach zehn Tagen zu ihr, an einen wärmern Ort, genannt Kirchheim unter Tek. Dies ist ein liebliches Städtchen, in einer offenen, sehr fruchtbaren und reizenden Gegend, die von einer Seite durch den kaum eine Stunde entfernten, gar schönen Teck-Berg, und so weiter durch die sogenannte würtembergische Alp begränzt wird. — Unter den dasigen, überhaupt sehr zuthätigen und gutartigen Einwohnern lernte ich mit Vergnügen einen Sonderling kennen, einen homme de qualité qui s' est retiré du monde, der bei einem ansehnlichen Vermögen und feinen Kenntnissen sehr eingeschränkt, einsam und wenigen Menschen zugänglich lebt (weder seinen Vettern noch Basen ꝛc.), und unter andern guten Grillen seine besondere Freude daran hat, arme junge Leute, nach Endigung ihrer akademischen Studien, reisen zu lassen, die ihm dann von allem, was sie sehen und hören, Nachricht und über alle ihre Ausgaben genaue Rechnung geben müssen. Er begegnete mir sehr höflich, zuvorkommend und freundlich, und unterhielt mich mit seinen Ideen über Schönheit der Gegenden u. dgl. — ich aber abstrahirte mir bei seinem Anblick die Regel: es ist nicht gut, daß ein Mann dieser oder ähnlicher Art sich in gewissen Jahren an einem kleinen Orte zu sehr isolire; weil dieses, wenn auch nicht auf sein moralisches, doch auf sein physisches Wohlbefinden einen nachtheiligen Einfluß haben muß. — Ich blieb über zwei Wochen in Kirchheim, und hatte im Sinn, den Rest des Sommers über theils auf der würtembergischen Alp, theils in dem noch schönern Schwarzwalde herum zu klettern; als ein Brief von einem in Tübingen wohnenden russischen Landsmann, des Inhalts, daß er, gegen unser

Verhoffen, in kurzer Zeit nach Rußland zurückkehren müßte, meinem Plan eine andere Richtung gab. — Tübingen gefiel mir diesmal weit mehr, als im vorigen Jahr; weil ich nun schon alte Bekannte besuchte; weil ich mit meinem Landsmann und seiner Familie auf dem überall angenehmen, petersburgischen Fuß lebte, und durch ihn in dieser seiner alten Heimath in kurzer Zeit quasi einheimisch ward. — Nach dieses Landsmanns Abreise wartete ich lange auf la Harpe, den ich (im Glauben auf Briefe aus Petersburg) in Tübingen zu empfangen, und von da eine Strecke weiter zu begleiten gedachte, — bis ich einen Brief von ihm aus Leipzig erhielt, worin er mir Karlsruhe oder Durlach zu unserer Zusammenkunft bestimmte, weil er über diese Orte nach Basel reisen und eilen mußte. Dieser böse Brief hatte ein paar Tage in Stuttgard ausgeruht und kam mir leider viel zu spät u. s. w., worüber ich dem sonst so gescheidten Mann eine derbe Lektion gelesen habe. — Er schreibt mir aus seinem Ruhesitz im Genfer-Gebiet (der der Beschreibung nach nicht nur schön, sondern auch prächtig ist), daß Sie ein bien excellent homme sind; daß Sie meiner oft im Segen gedacht, und ihn sehr freundlich aufgenommen haben; welches Alles ich mit Freuden vernommen habe. — Die Herrn Professoren der alma Eberhardina sind glückliche Leute, und gleichen den Patriciern der Reichsstädte, wo mehr für die Obrigkeiten, als für die Bürger gesorgt wird. Sie leben gut und behaglich, in einem schönen Klima, in einer sehr schönen Gegend; wählen einander selbst; besolden sich selbst aus einem sehr ansehnlichen Fond, und ein jeder von ihnen thut, was ihm recht däucht. — Ich verdarb's mit keiner Fakultät, durchstrich mit ihnen die Gegend, besuchte Reutlingen, Rothenburg am Neckar, Nagold am Fuß des Schwarzwaldes u. s. w. — Da unterdessen mein Schweizer mir durchgegangen, und die schöne Jahreszeit für den Aufenthalt im Schwarzwalde (wo es früh kalt wird) verstrichen war, machte ich im Anfange des Herbsts, in Gesellschaft einer tübingischen juristischen Familie, eine für mich etwas zu eilige oder Flug-Reise, über Hechingen, Sigmaringen, Pfullendorf und die Insel Reichenau nach Konstanz am Boden-See, und von da über Ueberlingen, Salem

oder Salmansweyler (wo die frommen Väter, 90 an der Zahl, die das schwere Geschäfte haben jährlich gegen 150,000 Rthlr. zu verzehren, uns mit vieler Ehre und großer Gastfreiheit aufnahmen) u. s. w. nach Tübingen zurück. — Ich sage Ihnen nichts von der himmlischen Gegend um den Boden-See, die in hundert Büchern beschrieben ist. — Schade nur, daß der größte Theil dieser Gegend von einer dicken Wolke abergläubischer Dummheit bedeckt ist, deren Bild aus den starren Physiognomien vieler oberschwäbischer Einwohner gar deutlich zurückstrahlt. O Konstanz! Konstanz! — es will und kann nicht, und kann, ohnerachtet seiner herrlichen, seiner vortheilhaften Lage, ohnerachtet aller Bemühungen des Gouvernements, nicht aufkommen, und dies — wegen seiner schweren und langen Versündigung an dem Propheten Hans Gans — das Sengen und Braten dieses unglücklichen Vorläufers des braven (dickköpfigen und beißenden) Schwans hätte freilich, laut dem alten Testament (welches damals noch galt) nicht weiter als bis ins vierte Glied gerochen und gerächt werden können. — Aber — es herrschte hier seit langen Jahren die schmutzig-sündige Sitte, dem guten Propheten, der tiefgebeugt die Kanzel der Hauptkirche trägt, mit rasend-frommem Eifer ins Gesicht zu speien, bis Kaiser Joseph kam, und wohlthätig befahl, dem Ehrenmann die Schnauze zu waschen, da sich dann leider fand, daß ihm Nase und Ohren rein abgespien wären. So steht er nun da, und könnte, so wie er aussieht, zwar eben so gut Mephistopheles heißen, heißt aber noch immer Johann Huß, und verkehrt, so lange dies Stück Holz seinen Namen führt, allen Segen der Stadt in Fluch; welches man ihm auch nicht so ganz verdenken kann; besonders wenn das Speien, mit Erlaubniß der jetzt wieder so orthodoxen höchsten Obrigkeit, wieder anheben sollte; vor welcher Sünde gegen den heiligen Geist im Menschen der liebe Himmel Stadt und Land in Gnaden behüten wolle. Auf meine Rückkunft nach Tübingen folgten einige kalte Tage, die mich veranlaßten, das warme Nest in Stuttgard zu suchen. — Bald darauf zogen die Gallier in Mannheim ein. — Da nun hierauf allerlei sonderbare Vorfälle erfolgen konnten, wie denn wirklich noch sonderbarere, als man dachte, erfolgt sind — (die aber

ausdrücklich verfügt zu seyn schienen, um die neuen Republikaner Mäßigung zu lehren, die eine herrliche, nie genug zu empfehlende, und ächt republikanische Tugend ist) — da nun, wie gesagt, allerlei erfolgen konnte, und ich — meiner Verhältnisse wegen — mit den besagten Galliern weder als mit Feinden, noch als mit Freunden das Brod brechen wollte; so machte ich mich, lieber etwas zu früh, als etwas zu spät, auf, und verfügte mich langsam-eilend nach Ansbach im Frankenlande, wo ich eine große Zahl gallischer, schwäbischer und rheinischer Emigrirten vor mir fand. — Da war ich nun wieder in unserm lieben Vaterlande! — Sagen Sie nicht nein, lieber Freund! denn, wenn „im Vaterlande seyn", wie man's gewöhnlich nimmt, so viel heißt als „in der Hand eines und desselben Herrn zu seyn," so liegt Ansbach jetzt eben so gut in unserm gemeinschaftlichen Vaterlande, als Warschawa, Königsberg, Gerdauen und Schwanenfeld. — Da fällt mir nun aber der Zweifel ein: ob auch wohl mein Vetter der Bürgermeister (wenn er noch lebt) noch im Vaterlande sey? Wer kann aber alle Zweifel lösen? — Ansbach ist eine feine, reine, und sehr wohlgebaute Stadt. Die Einwohner sind artige, gefällige, gesittete Leute. Die Gegend umher ist auch gar nicht zu verachten, — doch fehlt der letztern das liebliche, milde schwäbische Klima. Die reizenden, lachenden schwäbischen Landschaften, mit ihren Baumgütle, Maisfeldern, Rebhügeln; die schönen schwäbischen Berge und Thäler; und die milden, immer freundlichen Physiognomien des an Leib und Seele runden schwäbischen Landvolks, welches alles für einen Exhypochondristen mit in Anschlag zu bringen ist — Summa Summarum — lieber Vetter! Wenn ein Individuum meiner Art freie Wahl hat und behält, seine alten, kalten Tage in Deutschland, wo's beliebt, zuzubringen; so müßte es billig seinen Wohnsitz nicht weit vom Neckar und Rhein aufschlagen. — Aber — ja wohl aber — Indessen denke ich so: Auf Krieg folgt doch endlich Frieden, auf Frieden Krieg — welcher gewöhnlich aus einer Gegend in die andre springt, um die zuletzt verarbeitete ein wenig ausruhen, oder wie man in Preußen spricht, verpusten zu lassen. — Wenn also nun der Krieg endlich (der Himmel gebe bald!) jene Gegend verließe, und

etwa nicht eher als nach 10 bis 15 Jahren (die wohl zum Verpuſten nöthig ſeyn möchten) wieder dahin käme, ſo würde wohl, däucht mich, nicht viel dabei verſehen ſeyn, wenn die Feinde dann unſer einen unverſehens im Lehnſtuhl überraſchten, und todtſchlügen. — Eigentlich müßte man ihnen in ſolchem Fall noch dafür danken: man käme ſo zu rechter Zeit, nolens volens mit einem Sprung, ins beß're Vaterland. — Das war wieder eine lange Parentheſe! — ich will ſie ferner abkürzen, — denn, wenn ich Ihnen Alles ſagen ſollte, was mir jetzt Alles für Sie im Herzen und im Sinne ſchwebt, ſo würde die Welt den Brief nicht faſſen; zu reden mit dem heiligen Evangeliſten Johannes, deſſen Evangelium nicht viel größer iſt. — Es gefiel mir, wie vorerwähnt, in Ansbach ganz wohl; ich dachte aber doch, daß die nah gelegene republikaniſche Pfefferkuchen-Stadt ein beſſeres Winterlager für mich abgeben möchte; und ſo finde ich's auch. Man kann in den reinen, leeren, und theils artig begraſten Straßen und Plätzen der großen bergigen (bergig nemlich wie Königsberg) Stadt ungehindert und ungeſtört auf und ab patroulliren, die alte Pracht und Schöne vieler jetzt mehr unbrauchbar und zwecklos gewordenen, als verfallenen Gebäude angaffen, alle Tage (wenn man will) in einem andern, ganz guten Gaſthofe ſpeiſen, alle Tage (wenn man will) irgend ein Concert, oder eine Komödie, oder einen Ball oder ein Wirthshaus außer der Stadt beſuchen, und (wenn man will) ſich an dem vielen Kunſtfleiß (wenn auch nicht eben Kunſtgeſchmack), der hier zu Hauſe iſt, erbauen. — Dies wenn man will iſt doch immer viel werth; geſetzt auch, daß man nicht wollte. Die hieſigen Einwohner ſind auch nichts weniger als bös: machen's viel Puppenwerk und backen's gute Pfefferkuchen. Kurz, die Stadt ſelbſt gefällt mir ganz wohl (welches weder von ihrer Verfaſſung noch Verwaltung zu verſtehen iſt; denn ſiehe! ſie hat ein ſehr dickes, gar ſehr dickes Adreß-Buch, und eine ungeheure Zahl Bettler) — alſo die Stadt ſelbſt gefällt mir ſchon ganz wohl, aber die, zwar ſehr cultivirte und ſehr bebaute, doch von Natur unfruchtbare, ebene, ſandige Gegend iſt nichts weniger als ſchön; wenigſtens für meine Augen nicht, das nahe, ſchöne, grüne Berge und Thäler will. Was

sind die hundert und hundert hiesigen künstlichen Gärten gegen den herrlichen großen Gottesgarten, der z. E. Stuttgard, Eßlingen, Kirchheim, Tübingen ꝛc. umschließt? — Im Winter zwar habe ich, wie gesagt, gegen die hiesige von Wäldern und entfernten Gebirgen geschützte warme und immer trockene Sand-Ebene nichts Erhebliches einzuwenden — wo ich aber den künftigen Sommer zubringen werde, mögen die himmlischen Götter wissen! Möchte es doch den Erdengöttern gefallen, dem verwünschten Menschen-Kegel-Spiel bald, wenigstens hierherum auf dem festen Lande (denn, wohin mischt sich die Selbstsucht nicht?), ein gnädiges Ende zu machen!! Meinetwegen, möchte dann der Krieg (weil er doch, wie Princeps sagt, für gewisse Personen die unbedeutendste Sache von der Welt ist) ferner zur See, oder noch besser in der Luft, zwischen Pitt und Consorten von einer, und der eroberungssüchtigen gallischen Parthei von der andern Seite ad internecionem usque fortgeführt werden. — O Princeps Philosophorum! lehre doch die Menschen gerecht, und wenn sie das durchaus nicht wollen, lehre sie wenigstens gescheidt zu seyn — denn, was wird aus allem dem Balgen endlich herauskommen? selbst für die Britten, die allein einen temporären oder scheinbaren Gewinn dabei haben, den sie mit eingehandeltem deutschen Blute, als einer für schnöde geachteten Waare, erkaufen. — Ich habe neuerdings sowohl die Religion als die Politik unsers Illustrissimus mit Bedacht und Respekt gelesen. Wahrscheinlich hat er wohl für seine neueste politische Schrift (zum ewigen Frieden) keine goldene Dose mit Brillanten besetzt erhalten — und darauf wird er denn auch schon zum Voraus Verzicht gethan haben. Es erfreut mich aber doch (und wundert mich fast), daß in seinem und unserm angeborenen Vaterlande so viel politische Toleranz herrscht. Und dieweil seine Grundsätze (von Form und Unform ꝛc.) dem kastischen statutarischen Glauben so wenig gemäß sind. — Ich sehe den edlen Greis, wie ehemals seinen Freund Solon (er war's glaube ich), vor seinen Obern unbefangen dastehen, und auf die Frage: „was macht dich denn so keck?" lächelnd antworten: meine Herren, es ist mein Alter. — Der Himmel gönne ihm noch lange einen schönen,

warmen und unbewölkten, (oder vaterländiſch zu ſprechen) einen unbeſchworrkenen Abend! Grüßen Sie ihn gütigſt von mir, und recht herzlich, als meinen lieben Freund, und des Menſchengeſchlechts, folglich auch meinen geliebten Wohlthäter. Inliegender Brief iſt von einem ſeiner ächten Jünger (denn nicht Alle, die zu ihm ſagen Herr, Herr, ſind ſeines Namens werth), dem D. Med. Erhard, meinem derzeitigen Hauswirthe. — Leben Sie wohl, mein theurer Freund und Vetter! und wenn Ihnen meine ſchwazhafte Laune nicht zuwider iſt, ſo ſchreiben Sie mir bald einen (ſo viel thunlich) fein langen Brief. — Sorgen Sie für Ihre Augen und für Ihre Geſundheit! Mit der meinigen ſteht's zwar nicht immer köſtlich, und lange nicht ſo gut, als vielleicht die Zuſchauer, die nicht hinter die Scene ſehen, glauben; auch wollen die Augen der vielen Ruhe ohnerachtet, die ich ihnen jetzt zugeſtehen kann, ſich oft zu gar nichts verſtehen; — doch danke ich meinem Geſchick, mit aufgehobenen Händen, für den Lebens-Genuß, den es mir in dem verfloſſenen Jahre gewährt hat; wobei ich, von meiner Seite, alle mögliche Anſtrengung und Gewalt anwandte, die trüben Blicke in eine ungewiſſe Zukunft, die nur gar zu oft aller unſerer gehabten Mühe und Sorge lacht, mit einem „hebe dich weg von mir!“ abzuwehren. Meine ergebene und freundſchaftliche Empfehlung an Ihren lieben Familien-Zirkel; meinen Gruß und Kuß an meinen lieben Vetter in Arnau, dem ich oft durch das geweihte Löchlein in ſeiner Thür zuſehe, wie er, mit Vater Kant zur Seite, Moſen und die Propheten kritiſirt, und den Kopf ſchüttelt, wenn das peccatum originale ſich mit dem radikalen Hang doch nicht recht reimen will. Vale carissime! Vale ac fave!

Arndt.

Dem Andenken Hippel's glauben wir es schuldig zu seyn, noch einige Züge über sein Leben und aus seinem Leben mitzutheilen, die vielleicht, nachdem so viel und zuviel über ihn vermuthet, geurtheilt und geschrieben worden, darum einigen Werth haben, weil sie aus treuen Erzählungen von Augenzeugen seiner letzten zehn Lebensjahre entnommen worden.

Seine häusliche Lebensordnung war bis zu dem letzten Jahr vor seinem Tode aufs genaueste geregelt. Der Morgen fand ihn Winter und Sommer hindurch um 5 Uhr schon am Schreibtisch. Mit Ausnahme des Mittwochs und Sonnabends, wo seine Thätigkeit von andern Behörden in Anspruch genommen wurde, ging er gegen 7 Uhr im Sommer und um 8 Uhr im Winter zu den Sitzungen des Magistrats, nachdem er vorher noch in seiner Wohnung die Berichte der Polizei-Inspektoren angenommen und diesen seine Befehle ertheilt hatte. — Verspätungen seiner Räthe im Besuche der Sitzungen hatte er — nach eigener Erzählung — dadurch abgestellt, daß er, wenn sie eintraten, mit einigem Geräusch den Nachbar ersuchte, seine Uhr mit dem Gange der Stadtuhr zu vergleichen. Er selbst trug keine. Um 12, spätestens 1 Uhr Mittags waren in der Regel seine Dienstarbeiten beendigt. Von der übrigen Zeit des Tages waren, außerordentliche Fälle, Dienstbesuche, Feuerlärm ꝛc. abgerechnet, etwa 1 bis 2 Stunden dem Mittagsmahl

und der Geselligkeit, die ganze übrige Zeit seinem Unterricht und seiner Schriftstellerei gewidmet. Im Winter um 3 Uhr Nachmittag, im Sommer um 6 Uhr trat er den täglichen Spaziergang nach seinem Garten auf den Hufen an. Dies war, wenn er allein — wie gewöhnlich — ging, die Zeit seiner geistigen Konzeptionen, die er am Abende, oder am folgenden frühen Morgen in Grundstrichen aufs Papier warf. Große Tischgesellschaften waren ihm unangenehm, und er wohnte ihnen, so wie den formellen Thee's der großen Welt, nur bei, wenn er mußte, und das Wegbleiben für unschicklich hielt. Seine Theilnahme an solchen Abendzirkeln beschränkte sich nur auf die halbe Stunde oder die Stunde, die erforderlich war, um sich der Familie des Hauses und den bedeutendsten Personen der Gesellschaft zu zeigen. Am gemüthlichsten befand er sich in seinem kleinen Familienkreise und unter der geringen Zahl geistesverwandter Freunde, wozu in der spätern Zeit, als Lauson todt und Haman nach Deutschland gegangen war, nur Deutsch, Goesche *), Kant, Kraus, Scheffner gehörten. Die beiden Geistlichen Fischer und Borowski sah man seltener in seiner Nähe. Arndt war über ein halbes Jahr lang sein täglicher Tischgenosse — wie schon an einem andern Orte erzählt worden. — Er mied jeden andern Umgang, als einen solchen, aus dem er lernen konnte. Dies war

*) Goesche, in dessen Hause Hippel in früherer Zeit sehr viel verkehrt hatte, war Münzmeister, nachher Münz-Director und dessen Sohn — wenn wir nicht irren — ist der bekannte Rechtslehrer von ausgebreitetem Rufe, Professor Goeschen in Göttingen, früher in Berlin. Die einzige Tochter ward an den Major Trodde v. Treyden verheirathet, wohl den nämlichen, auf den Hippel die Autorschaft der Lebensläufe zu bringen versucht hatte. —

auch der Grundsatz, den er seinen Verwandten einprägte. Ja oft machte er ihnen zur Pflicht, nur Freunde zu suchen, die ihnen an Wissen, Geisteskraft oder sonst überlegen wären. Er meinte: wer im täglichen Umgange zu den Begriffen seiner Genossen hinabsteigen müsse, gehe rückwärts, nicht vorwärts, verlerne den Trieb und die Kraft empor zu steigen. **Per aspera ad astra**, war überhaupt sein Wahlspruch. Bei seiner Eintheilung der Zeit, deren Werth ihm noch höher ging, als der Werth des Geldes, wußte er für seine öffentliche und für seine litterarische Thätigkeit reichlich mindestens 12 bis 14, an einzelnen Tagen auch wohl 16 Stunden Zeit zu gewinnen. Die Hälfte dieser Zeit blieb ihm hiernach für seine eigene Bildung und seine litterarische Produktion. Freilich begünstigte ihn hierin seine Ehelosigkeit, die ihn jeder Zerstreuung, die mit Liebe oder Sorge den Hausvater in Anspruch nimmt, überhob. Alles, was er that, was er schuf und was er errang, war sein Werk und mit allen günstigen Folgen sein ausschließliches Eigenthum. Wenn er Ausgezeichnetes leistete, so erzeugte die Zuversicht des Gelingens neues Bestreben. Und darin eben lag der Erfolg, der alle seine Bestrebungen krönte und ihn im Denken wie im Handeln, in der Arbeit wie in der Erholung, im öffentlichen wie im häuslichen Leben als den Seltenen erscheinen ließ, der für Alles die rechte Zeit wisse, und überall auf der rechten Stätte stehe. Jedem Amte, jedem Auftrage, jedem Geschäfte gab er Licht und Ehre. Daher sein Thun überall praktisch und er als Centralkopf, wie Kant ihn nannte, erschien.

Sein Betragen gegen Vorgesetzte war nicht demüthig, wie an ihm gerügt worden, sondern ceremoniös, vielleicht zu sehr für die letzten Jahre seines Lebens, die in

den Sanskülottismus der französischen Revolution treffen. Allein theils der Haß gegen diese und gegen Alles, was aus ihr hervorging, theils die frühe Gewöhnung, Ehre zu geben, dem Ehre gebührt, theils die Erfahrung, daß der Vorgesetzte eher Ceremoniell und Demuth, als Mangel an Achtung und Anstand vergebe, hatten sein System in dieser Art des Betragens geregelt. In gleicher Weise lag es in seiner Natur, sich den Gehorsam der Untergebenen durch Ernst und eine — vielleicht zu gesuchte — Würde im Anstande zu erzwingen. Sie galt indessen nur für den Dienst. Es gab Beamte unter seinen Untergebenen, die er mit väterlicher Liebe an sich zu fesseln wußte. Dem Freunde der Denk- und Redefreiheit — in ihren vernünftigen Grenzen — war die französische Revolution ein Greuel. Besonders war ihm die Aeußerung Kant's, daß die französische Revolution wiederum ein Experiment sey, das mit dem Menschengeschlecht gemacht worden, ein Gegenstand seines bittersten Spottes, und er sagte wörtlich an seinem Familientische: „ein schönes Experimentchen, wo eine Königsfamilie ermordet wird, und die Köpfe der edelsten Menschen zu Tausenden fallen." Ueberhaupt sprach er nur mit Geringschätzung über die Anwendung von Theorien auf das Leben, unbeschadet seiner hohen Achtung für das Wissen und den persönlichen Charakter von Kant und Kraus, die er übrigens für reine Theoretiker hielt, und mehrere Male wurden in dem erwähnten kleinen Kreise folgende Ausdrücke von ihm gehört: „Vortreffliche Gelehrte (wenn von Kant und Kraus die Rede war), achtungswerthe Männer, aber nicht fähig, ein Land, ein Dorf, ja nur einen Hühnerstall zu regieren — nicht einen Hühnerstall."

Sein Hauswesen war auf eine vorzügliche Weise

geregelt. Jeden Morgen ward der Küchenzetiel gegeben, jeden Sonnabend Rechnung gelegt, die er mit dem einzelnen Worte: „richtig“ dechargirte. Es war ihm lieb, wenn er unter mehreren Mitteln ein Bedürfniß zu befriedigen das wohlfeilste wählen konnte. So war auch seine Bibliothek, so seine Gemäldesammlung erworben und zusammengesetzt. Er kannte sie recht gut und wußte, daß er einige sehr gute Stücke besaß, deren Werth unzweifelhaft war, neben mittler und schlechterer Güte. Seiner Bibliothek hatte er die Inschrift gewidmet:

Allein und im Kleinen,
Mehr seyn als scheinen!

Sie enthielt ungefähr 2500 Bände. — Die ganze Einrichtung und Verzierung seines Hauses war nach gewissen Grundideen durchgeführt. Die Küche — statt deren eine andere in einem Nebengebäude eingerichtet war — bildete eine Einsiedlergrotte mit einer Kapelle. Im untern Stock waren seine Empfangszimmer, Wohn- und Arbeitszimmer, auch die Bibliothek. Alle Verzierungen waren sinnig angebracht. Der obere Stock bildete eine Reihe sehr schöner Zimmer, von denen drei mit seinen Oelgemälden verziert waren. Einige darunter — ein Rubens und zwei Cranach — sollten Originale seyn. — Der Eingang zum Saale trug inwendig die Inschrift: **Amicis sacrum.** Eins der Nebenzimmer war der Erinnerung an zwei Verstorbene gewidmet. Die Dekoration in einzelnen sehr gelungenen allegorischen Zeichnungen enthielt die Geschichte der Entstehung seiner Freundschaft für sie, von dem Einschneiden des Namens der Geliebten in den jungen Baum bis zum Grabmal der Hingeschiedenen. Alles war demgemäß eingerichtet. Die obersten Zimmer bildeten Lauben und Aehnliches. Eins davon war großen Ministern und

ihren Fürsten gewidmet, daher unter mehreren mit den Bildern von Heinrich IV. und Sully, Friedrich II. und Grodi geziert. Die oberste Dachverbindung bildete Zelte mit ihren eigenthümlichen Geräthen. Er liebte es, mit den Zimmern zum Arbeiten, Wohnen und Essen, nach den Jahreszeiten oder aus anderer Veranlassung, ohne sichtbaren Grund, zu wechseln. So hatte er einen Sommer hindurch seinen Arbeitstisch im Saale des zweiten Stockes aufgeschlagen. Ja er aß einmal in dem Zelte unter dem Forst des Daches mit 2 Fremden, denen er die Aussicht über einen Theil der Stadt und einige Gemälde zeigen wollte, die aus der Hand dort aufgestellt waren. Ueberhaupt hatte er gewöhnlich in den Wohnzimmern einige Gemälde, die ihm von besonderm Werthe — oft nur subjektivem — waren, auf Stühlen herumstehen. Lieblinge der Art, sagte er, müßte man neben sich zur Hand haben, nicht an den Wänden.

Sehr viel Kosten und Sorgfalt wendete er auf seine ländliche Besitzung, die über eine Viertelmeile vom Steindammer Thore in dem Kämmerei-Dorfe, die Hufen, gelegen war. Sie bestand aus einem mäßigen Landhause mit etwa 5 bis 7 Wohnzimmern, die mit Oelgemälden, Kupferstichen, die er des Ranges der Stadt nicht werth hielt, verziert waren. Ein kleiner Garten, dicht am Hause, war dem Nutzen gewidmet, der zweite, seine Schöpfung, der Idee. Hier war ein kleiner Bach, sowie die Anhöhen des Bodens sehr glücklich zu Anlagen benutzt, denen zu einem englischen Park nichts fehlte, als eine größere Ausdehnung. Er hatte darin einen großen Reichthum von Ideen niedergelegt, und Manches, was er auf seiner Reise nach Berlin und Wisbaden gesehen, auf seine Weise — d. h. mit wesentlichen Veränderungen

nach einem leitenden Gedanken — benutzt. Königsberg war damals arm an solchen Anlagen. Die seinige ward daher nicht leicht von durchreisenden Fremden versäumt. Er sah solche Huldigungen nicht ungerne, wenn sie gleich so eingerichtet seyn mußten, daß sie nicht in die Zeit seines Besuches fielen. Das Gegentheil war ihm unangenehm, und ward am Gärtner, der es gestattet, gewiß auf seine kräftige Weise gerügt.

Die Besitzung, die nach seiner ausdrücklichen testamentarischen Anordnung hatte verkauft werden müssen, kam bald nach seinem Tode in erhaltende Hände (des Consistorial-Raths Bosold), und erfuhr in den Sommern 1808 und 9 die würdigste Anerkennung durch die königliche Familie, die Landhaus und Garten zu ihrem Sommersitze gewählt hatte. Sind wir recht berichtet, so hat das hohe königliche Paar in dieser ländlichen Abgeschiedenheit gerne gelebt. *).

---

*) Was dem Beschauer jener Anlagen an Inschriften und sonst etwa merkwürdig seyn konnte, ist von Schlichtegroll gesammelt worden. „Aus seinem Garten, so wie aus den Dekorationen seines Wohnhauses, sprachen den Besuchenden mancherlei Erinnerungen des Todes an. Die eine Parthie desselben ahmte einen Kirchhof nach, der mit Leichensteinen, Schädeln, aufgeworfenen Hügeln und Grabesblumen besäet war. Vorn stand auf einer Steinplatte: „Ich, du, er, wir, ihr, sie.“ — In der Mitte dieses Todtenackers las man auf einem Steine:

Hier ist all' Eines,
Herr und sein Knecht,
Großes und Kleines,
Adel und Schlecht.
Und so auch droben
im Himmelreich.
Unten und oben
ist alles gleich.

Ueber Erziehung waren seine Grundsätze, wie über so Vieles, nicht die gewöhnlichen. Den negativen Einfluß hielt er für den wichtigen. Entbehrung und Noth waren ihm die besten Lehrmeister schon für das Knabenalter. Ihm schwebte dabei seine eigene Erfahrung vor Augen. Beständig wiederholte er, daß vom funfzehnten Lebensjahre an der Mensch sich selbst leiten müsse. Wer in diesem Alter noch nicht wisse, was zu thun und zu meiden, lerne es sein Lebenlang nicht. Gegen sogenannte Jugendfehler war er daher unerbittlich. Doch unterschied er beständig dumme Streiche und schlechte als himmelweit divergirend. „Eines dummen Streichs" — wohl nur Unbesonnenheiten meinend — wiederholte er oft, „ist auch der Beste fähig. Ein schlechter Streich

---

Glückliches Leben
ohn Mein und Dein!
Lern, Wandrer, streben
Deß werth zu seyn.

An dem Anfange eines langen Ganges im Garten stand auf der Seite an einem Baume:

Dies Leben ist ein
Gang
Er sey kurz oder
lang
In beiden Fällen
Dank.

An einer Stelle, wo drei Wege, der eine in die Tiefe des Waldes, der andere höher hinauf, der dritte über eine Brücke führen, steht dieses: „Verliebte gehn im Thal, und Denker suchen Höhen; die Wahl hat ihre Qual, wir gehen, wo wir gehen." — Auf dem höhern Theile des Gartens, wo ein Getraidefeld ist, kann man von der Bank unter einer Silberpappel den ganzen Garten selbst, die umliegende schöne Gegend, den größten Theil der Stadt Königsberg und des Pregels übersehen."

kann in keines Redlichen Sinn kommen, daher auch in Keines, der unsern Namen führt (worauf er jederzeit das größte Gewicht legte). Jener ist verzeihlich, dieser nicht." Seine Härte in Beurtheilung von Unbesonnenheiten war indessen nicht immer die Folge konsequenter Grundsätze. Als einmal im Jahr 1792 sein Neffe ihm erklärt hatte, die Universität verlassen und in einem der am Rheine fechtenden Husaren-Regimenter Dienste nehmen zu wollen, hörte er ihn ganz ruhig an, und erwiederte eben so ruhig: „Wer 15 Jahre hinter sich hat, muß seinen Lebensweg selbst wählen können. Du gehest den deinigen, ich den meinigen. Du vernichtest alle meine Plane. Ich werde andere fassen. Wir sehen uns nie mehr wieder." Der Neffe kannte Neumann's und Scheffner's Laufbahn, wußte, daß der Oheim selbst nahe an dem Scheidewege gestanden hatte, preußischen oder russischen Kriegsdienst zu wählen, und daß er bereits andere Verwandte dem Soldatenstande bestimmt hatte. Er hatte auf Heftigkeit, aber Gewährung gerechnet, nur nicht auf diese Eiskälte. Einige Stunden später erschien ein anderer Verwandter als Abgesandter des Oheims, der es wiederholen mußte, daß im Falle des Kriegesentschlusses jede Gunst an Zulage, Offizier-Equipage ꝛc. wegfallen, im Falle des Gegentheils aber Begünstigungen anderer Art erfolgen würden. Am späten Abende war die Kapitulation für das Fortstudiren geschlossen. In reinem Umgange mit gebildeten Frauen sah er seine Verwandten sehr gerne. Er hielt ihn für die beste Schule des Geschmackes und der geselligen Bildung. Sie erkannten dies an der Weise, wie er solchen Umgang ignorirte, oder in freundlichem, mildem Witze darüber spottete. Denn dafür, daß ihm über seine Verwandten nichts verborgen blieb, sorgte er — wenn

nicht anders — durch seine Polizei-Agenten. Seine gute Absicht ließ ihn dies Mittel wählen.

Ueber seine Religiösität sind vielerlei Meinungen zu Tage gekommen. Die That aber war, daß tiefe Religiösität sein ganzes Gefühl belebte. Wenn er sich diesem hingab — nicht selten mit und bei seinem Bruder, in dessen Zimmer ein großer Flügel alter Art aufgestellt war — mit der ganzen Innigkeit seiner Seele, wenn er hier über die Religion Jesu redete, über die Nichtigkeit des Erdenlebens, über die Fortdauer nach dem Tode, so riß seine Begeisterung Alle mit sich fort. Einst nahm er — es war in der Osternzeit — die Predigt vom Pulte, die der Bruder am letzten Sonntage gehalten. Er lief sie durch und schloß mit der Aeußerung: „Gut, recht gut, allein ich würde den Text anders behandelt haben, ungefähr so" — und nun sprach er mit einer Begeisterung, die Alle mit der tiefsten Rührung erfüllte. Gewöhnlich schloß er solche Stunden mit einem Lieblingsliede — worunter: Nun danket alle Gott, oder — jetzt selten gesungen — Wunderbarer König ꝛc. —, das Alle mitsangen, und das er auf dem Flügel begleitete.

Gern erging er sich bei solchen Gelegenheiten auch in Satyre über den gegenwärtigen Zustand der Christus-Religion und ihrer Lehrer. Er führte die Behauptung durch, daß sie ganz von der Reinheit abgewichen, mit der Christus sie lehrte. Und er gefiel sich darin, das Bild auszumalen, was die jetzigen Priester und Religionslehrer mit dem Heilande machen würden, wenn er wieder auf Erden erschiene. Er behauptete, sie würden es an Denunziationen bei Kaiphas und Pontius nicht mangeln lassen und keiner von ihnen würde unter den Rufern: „crucifige" fehlen. Selbst Borowski und seinen eigenen

Bruder nahm er nicht aus; nur den frommen Fischer, den er bei jeder Gelegenheit für den einzigen ächten Jünger Jesu erklärte: daher er auch nur ihm den Religionsunterricht seines Neffen anvertraute. Religion war Hippeln hiernach Sache des den Menschen in seinem ganzen Wesen durchdringenden Gefühls, der innersten Ueberzeugung, die mit dem Menschen aufgewachsen seyn muß.

Setzte er sich aber an den Schreibtisch, so dachte, grübelte und schrieb er, angehaucht von dem Skeptizismus der damaligen Zeit im Kampfe mit diesem und mit sich selbst.

Ueber Hippel's Antheil an der Freimaurerei ist nur so viel gewiß, daß er sie in seiner Jugend mit dem ganzen Feuer seiner Phantasie ergriffen, und daß er alle Grade und alle Systeme gründlich kennen zu lernen gestrebt und dazu besonders seine enge Verbindung mit Stark benutzt hatte. Der Besuch des Konventes zu Wisbaden — irren wir nicht, im Jahre 1783 — unter dem Herzoge von Braunschweig, war der Hauptzweck seiner damaligen Reise nach Deutschland gewesen, die außerdem noch lehrreich für ihn ward. Mit der Zunahme der Jahre fand sich mehr Gleichgültigkeit bei ihm ein, wovon am lebendigsten die Abschiedsäußerung gegen einen Verwandten zeugt, ungefähr des Inhalts:

> daß er, sobald er das gehörige Alter erreicht, sich auch den Eintritt hinter diesen Vorhang verschaffen müsse, daß er aber schwerlich finden werde, was er suche.

Am meisten ist die unglückliche Dienstfertigkeit eines mit Hippel's Nachlaß beschäftigten, sonst höchst achtungswer-

then Beamten zu beklagen, die ein Heft mit Sammlungen und eignen Gedanken

zur Geschichte der Freimaurerei

dem Feuer übergab.

Endlich dürfte es an der Zeit seyn, die Behauptungen und Urtheile aufzuklären, durch welche sich über einzelne Eigenthümlichkeiten Hippel's eine nachtheilige Meinung verbreitet hat.

Die Veranlassung, die ihn zur Renovation seines Adels bewog, ist bereits seinem Lebensabrisse einverleibt worden. Erwähnung aber verdient es, daß die poetisch-satyrische Epistel — (es war eine Bearbeitung der Fabel von dem ungeprägten Groschen) —, durch welche einer seiner Freunde (Deutsch) ihn abmahnen oder bestrafen wollte, und welche angeblich geflissentlich vernichtet worden, sich allerdings wirklich in Hippel's Nachlasse fand, dem Briefsteller aber mit dessen übrigen Briefen auf ausdrückliches Verlangen zurückgegeben werden mußte. Wenn Hippeln Selbsttäuschung aus Eitelkeit und Heuchelei gegen seine Freunde Schuld gegeben worden, so lag immer, wie im Leben Goethe's, der scheinbaren Fiktion oder Selbsttäuschung eine Thatsache zum Grunde, der eine schöne Seele eine Lichtseite abzugewinnen weiß. Als Unwahrheit ist namentlich an unserm Hippel gerügt worden, daß er seinen Vater einen Geistlichen nennt, der doch nur Rektor gewesen, daß er seiner Mutter eine hohe und würdige Stellung giebt, die doch nur das Aussehen einer Bürgerfrau gehabt, daß er sie sogar in ihrem Alter habe darben lassen, und daß er sein Verhältniß zu Voyt entstellt, bei dessen Enkel er die Stelle eines Erziehers bekleidet habe. Mit Gedanken seiner Seele gedacht, wird dieser scheinbare Selbstbetrug erklärlich und keine Lüge.

Hippel legte einen sehr hohen Werth auf seine Abkunft von wissenschaftlich gebildeten (studirten) Ahnen, vielleicht einen höhern als auf seinen angeblich verdunkelt gewesenen und durch ihn wieder aufgefrischten Familien-Adel, und er that sich auch in vertraulichen Gesprächen viel darauf zu gute, Aeltervater, Großvater und Vater als Litterati, Studirte, Gelehrte bezeichnen und nennen zu können.

(In Kurland galt zu jener Zeit, als noch fast alle Kurländer und Liefländer in Königsberg zu den Füßen der Weisen saßen, der Litterat, fast einen eignen Stand bildend, aus welchem Geistliche, Lehrer, Beamte genommen wurden, dem Adel beinahe gleich.) Die Kandidaten der Theologie begannen ihre Laufbahn gewöhnlich mit Rektor- oder Konrektorstellen an Stadtschulen — in Lithauen sogar mit Präcantorstellen (der eigenthümliche Name für Rektor- Kantor- und Organistenstellen bei Dorfschulen in großen Kirchdörfern oder Marktflecken). Allen diesen Stadtschulen gebührte damals, als die Jugendbildung noch nicht dem gelehrten Zunftzwange unterworfen war, die Befugniß, Jünglinge für die Universitätsreife zu bilden, die erst von einer Kommission, bestehend, wenn wir nicht irren, aus dem Universitäts-Rektor, dem philosophischen Dekan und Prodekan, geprüft werden mußten. Aus solchen Stadtschulen sind Männer hervorgegangen, wie Herder und Kraus aus der zu Mohrungen, unser Hippel und Christian Gottl. v. Arndt aus Gerdauen u. a. Viele solcher Rektoren machten Stillestand auf ihren Stellen, namentlich Hippel's Vater — so viel uns bekannt geworden nach den Erzählungen seines zweiten Sohnes, aus Schüchternheit, die Kanzel zu besteigen und aus Neigung für sein

ruhigeres Lehrerfach. Von seiner gelehrten Bildung zeugen noch vorhandene lateinische Aufsätze, eine hebräische Bibel mit lateinischen — jedoch nur sparsamen — Bemerkungen, ein lateinisches und ein griechisches Testament, beide mit exegetischen und archäologischen lateinischen Bemerkungen, bis zur Unleserlichkeit des Textes vollgeschrieben. Beilageblätter enthalten lateinische theologische Aufsätze, sogar Gebete aus der Fülle des Herzens.

Worin bestände nun die Täuschung, wenn Hippel einen solchen Vater, der im reichlichen Maaße die damalige Bildung eines Geistlichen besaß, und der nur durch Zufall in der Vorhalle eines Pfarramtes stehen geblieben war, einen Geistlichen nennt?

Auf ähnliche Weise löst sich Hippel's Idealisirung seiner Mutter. Sie besaß, als Tochter einer Honoratioren-Familie der kleinen Stadt, ganz die Bildung der damaligen Zeit und ihrer Lage. Witz, Gefühl und Humor waren das Erbtheil, das sie beiden Söhnen hinterließ. Doch war die Neigung zur leichten Satyre und der heitere Sinn in reicherm Maaße dem jüngern, Gotthard Friedrich, als unserm Hippel zu Theil geworden, der in den heitersten Momenten immer einen gewissen Ernst zu bewahren verstand, der fast nie ohne einen Anflug von Schwermuth war. Er schien darin seinem Großvater George, Pfarrer zu Lowenstein, ähnlich zu seyn, dessen männlich schöner Bildung — mit langem schwarzem Haar und schwarzem Stutzbart — auch Hippel's Jugendbilder am meisten ähnlich sehen.

Daß er die Mutter Noth erleiden lassen, ist nirgend erwiesen, wenn gleich die sorgliche alte Frau von dem Gedanken beschlichen werden mochte: der wohlhabende Sohn könne ihrer kleinen Bedürfnisse vergessen. Daher

die Bitte um Thee und Zuschuß zu ihrem Unterhalte. Es liegt uns sogar ein Brief von ihr vor, worin sie dem Sohne für die empfangenen Unterstützungen mit Herzlichkeit dankt. Wenn Hippel nun seine Eltern als dankbarer Sohn mit den Eigenschaften ausstattet, von denen sie nur die Umrisse besaßen, so theilt er nur die Pflicht und die Eigenthümlichkeit ausgezeichneter, gefühlvoller Menschen, die, wohl aus Bescheidenheit, das Verdienst und die Ehre ihrer bessern Bildung nicht sich verdanken wollen, sondern denen, deren Andenken sie gerne noch den letzten Zoll der Liebe darbringen, da sie den geliebten Todten in irdischer Weise nichts mehr vergelten können.

Der Darstellung von Hippel's Verhältnissen zum Justizrath Voyt scheint allerdings am meisten Eitelkeit zum Grunde zu liegen; allein dem Geistesüberlegenen wird es zu verzeihen seyn, wenn er — selbst in der Erinnerung — sich freiwillig nicht in einen niedrigern Rang stellen will, während er sich eines höhern bewußt ist.

Fast räthselhaft ist es auch, warum gleich nach Hippel's Tode die Zergliederer seines Ruhms und seines Lebens nach Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten jagten, um sein frühes Ende einem unordentlichen Leben zur Last zu legen. Organisirt die Natur nicht täglich Menschen, in denen Leib und Seele nicht so im Gleichgewicht stehen, daß nicht die eine oder die andere Hälfte dieser Ehe früher unterläge, als der regelrechte Organismus es erforderte? Und wie selten sind die Heroen, in denen Leib und Seele sich wechselseitig tragen und heben bis zum letzten Hauche, im hohen Alter, wie Goethe, wie Friedrich, Blücher, wiewohl von den Genannten bekannt ist, daß sie das Licht ihrer besten Jugend- und Lebenskraft an beiden Enden an-

zündeten? Wogegen Seelen, wie Kant, Lenz ꝛc. früher erloschen, als der Körper; andere aber, wie Joseph II., Napoleon, Schiller, früher als die Seele den Körper der Vergänglichkeit Preis gaben.

Wer kann hier richten, wissen, ja nur vermuthen, welch' unerforschlichen Gang die Vorsehung mit dem einen oder dem andern vorhatte! Darf über Hippel's beschleunigtes Ende eine Vermuthung gewagt werden, so kann es nur folgende seyn: Zwischen dem 45 und 50. Jahre tritt in der Regel bei jedem Menschen das Solstitium seiner körperlichen und geistigen Ausbildung ein. — Heroen bilden überall Ausnahmen; — wenige Menschen aber nehmen diesen Zeitpunkt wahr und verstehen es, ihre Lebensweise zu ändern, die am richtigsten darin besteht: weniger Genuß und geringere Anstrengung! Hippel mochte diese Sonnenwende seiner Kraft im 48 oder 49. Jahre erlebt haben. Seine äußern Verhältnisse waren aber so im Aufsteigen begriffen, daß er dieser Nothwendigkeit der Beschränkungen vergaß, und anfing, sich jede Erholung zu versagen, im Gegentheil sogar mehr zu arbeiten als sonst. Vielleicht lag die nächste Ursache dieser auffallend vermehrten Lebens-Consumtion auch in seiner Diät. In den letzten Jahren genoß er keine warmen Getränke mehr, statt des Frühstückes und am späten Abende nur kaltes Wasser. Aufreibend mußten auch seine täglichen Spaziergänge wirken, bei denen er weder die Witterung, noch eigne Kränklichkeit beachtete. Zudem fehlte ihm die pflegende Hand der Liebe, die nur von der Gattin, oder Kindern oder Geschwistern dargereicht werden kann.

Die angebliche Verstellung gegen seine Freunde lag wohl nur in seiner entschiedenen Geistesüberlegenheit über

sie und in seinem Bewußtseyn, daß sie ihm nicht waren, was er unter Freunden sich dachte.

Hierüber ist nur Klarheit bei dem, der die Herzen richtet, der auch das seinige und die ihrigen schon geprüft und gerichtet hat.

Anhang.

Die Entfernung des Verlegers vom Druckorte und dem Wohnorte des Herausgebers hat außer der so sehr verzögerten Erscheinung des zwölften Theils noch einen andern Uebelstand herbeigeführt. Das Manuskript der Autobiographie Hippel's sollte wörtlich so abgedruckt werden, wie es im Nachlasse gefunden worden war. Die Eigenthümlichkeit des Verfassers sollte sich dadurch herausstellen und in Einklang mit seinen übrigen Schriften treten, die bekanntlich weniger geglättet erscheinen, als die Schlichtegroll'sche Biographie. Unterdessen war aber, um keine Zeit zu verlieren, die Autobiographie nach Schlichtegroll von dem Verleger, dem die Existenz des Original-Manuskripts unbekannt war, bereits zum Druck gegeben und bis zum Schlusse des dritten Buchs (Bogen 7 einschließlich) vollendet worden. An wesentlichen Thatsachen hat jedoch das Publikum dadurch keine verloren.

Um aber einzelne — scheinbar schroff gestellte — eigenthümliche Ansichten Hippel's den Freunden seiner Weise nicht vorzuenthalten, sind Verleger und Herausgeber übereingekommen, die bedeutendsten Abweichungen oder Auslassungen in einem Nachtrage als Ergänzungs-Bogen besonders zu geben. Die Zahl der Seite und Zeile ergiebt jedesmal, wo diese Ergänzungen einzuschalten sind.

Nachtrag

zur Autobiographie Hippel's, nach dem wörtlichen Inhalte des Manuskripts.

Seite 37, 5te Zeile von unten.

Vielleicht von allen diesen Ingredienzien etwas, wiewohl der außerordentliche Hang zur Freiheit, der ohne allen Zweifel vorzüglich zu meiner Erbsünde gehört, mir in der Folge der Zeit oft die bittersten Stunden gemacht hat! — Noch jetzt bin ich der Obrigkeit unterthan, und in meinem Amte, wo, wenn gleich ich zu vielen Andern „komme her und gehe hin" sagen kann, ich doch auch Ehre, dem Ehre gebühret und nicht gebühret, von Amtswegen zu geben verpflichtet bin.

Seite 44, letzte Zeile.

Wer schnell übersieht und die obern Seelenkräfte mehr als die untern ausbildet und bearbeitet, wird in der Regel nach dem Grade der Stärke, Schnelligkeit und Proportion dieser Kräfte die Schwäche seines Gedächtnisses nicht in Abrede stellen. Welche Modificationen gestattet indessen diese Regel! Herr Kant hat nur Sprachkenntnisse fürs Haus, — und dies könnte freilich beweisen, was zu erweisen war; indessen ist sein Gedächtniß auf der andern Seite von einer wunderbaren Stärke. Die unerhörtesten Namenregister faßt er blitzschnell; auch recitirt er Stellen aus Büchern, ich weiß nicht, ob ich fast wörtlich, oder wörtlich geradezu sagen soll. Sein Leben war in Mathematik und Philosophie getheilt (Reisebeschreibungen, Geographie und Geschichte waren seine Erholungen) und doch pflegt er mir oft zu klagen, daß er nicht drei zu zählen im Stande sei, das heißt, daß er nicht drei Sachen, die im akademischen Rektorat vorfielen, und die an sich gewiß äußerst einfach und klein ihrer Natur nach sind, zu übersehen vermöge, deren ich doch oft in

einem Vormittage bis sechshundert zu überblicken verbunden bin, von denen wenigstens zwei Drittheile ihren Knoten haben, der nicht zerhauen, sondern mühsam aufgelöst werden muß. In parenthesi: ich kann es mir nicht einbilden, daß mancher ein Gedächtniß zu Prosa, mancher zu Versen habe; denn wenn gleich Neigungen und Geschmack hier etwas thun können, so ist doch dies gewiß nicht der Rede werth; wohl aber hab' ich gefunden, daß moralisch gute Menschen moralische Gedanken außerordentlich leicht fassen; denn dies alles lag schon im Menschen, — das Licht war da und durfte nur angezündet werden. So hab' ich gefunden, daß Menschen, die gewiß wenig Gedächtniß hatten, wenn es Dinge galt, welche die Saiten ihres Herzens trafen, Alles und äußerst schnell behielten. Ich hatte einen französischen Sprachmeister, Namens Mouton, der von einigen seiner Lehrlinge zu sagen pflegte, daß sie mit Suppenlöffeln die Sprache äßen. — Dies kann man weit eher von moralischen Gegenständen in Hinsicht moralischer Menschen behaupten. Ideen von Gegenständen, die individuelle Merkmale derselben enthalten, könnte man Gedächtnißideen heißen und ihnen die Ideen von Gegenständen ohne diese individuellen Merkmale entgegen setzen, die ich Phantasien heißen würde. Bei den Gedächtnißideen hab' ich die Sache in natura, bei der Phantasie im Bilde. Wenn meine Seele Ideen, welche individuelle Merkmale enthalten, als Depositum annimmt, das heißt, faßt und bewahrt, so heißt es, sie habe Gedächtniß; im andern Falle heißt es, sie habe Phantasie. Zur Phantasie gehören keine Fächer, bloßer Eindruck ist genug zum Gedächtniß; dagegen sind verschiedene Fächer erforderlich, worin die Merkmale liegen, und so wie man Gedächtnißideen erneuert vermöge der Erinnerungskraft, so erneuern und vergegenwärtigen wir uns Phantasien vermöge der Einbildungskraft. Die Erinnerungskraft ist ein treugehorsamster Diener des Gedächtnisses; sie kann nichts als die Zimmer des Gedächtnisses auskehren, und hier und dort oft aus den Winkeln Ideen hervorholen und sie der Seele näher bringen; wogegen die Einbildungskraft frei und fröhlich ist und mit der Phantasie herumspringt nach Herzenslust. Durch

Theilung und Trennung ruft sie neue Ideen hervor, und um sich nicht schimpfen und verkleinern zu lassen, weiß sie diesen Ideen den Anstrich von Wirklichkeit, oft sogar von Individualität zu geben, so daß sie diese Ideen zu Gedächtnißideen zu künsteln versteht. Da hat sie dann eine herzliche Freude daran, wenn man nicht weiß, wie man mit diesen Ideen daran ist. Ohne Einbildungskraft — Gott, was würde der Mensch bei kalter Vernunft sein! — Es lag in der Art meines Gedächtnisses, daß ich von je her für Tagebücher war und daß ich nie dem Gebete untreu ward, welches ich als ein Tagebuch mit Gott ansah. Oft hab ich mich mit Kant über das Gebet gestritten, allein nie hab' ich mich von dem Gegentheil meiner Grundsätze überzeugen können. Gern schrieb ich mir von dem etwas auf, was ich dachte, und gewöhnlich berichtigte ich, was ich des Abends niederschrieb, durch die Morgenrevision. Ich habe einen Mann gekannt, der, wie es hieß, viel wußte, indessen sich auf nichts besinnen konnte; allein ich habe mich nie so recht überzeugen können, daß es ein gut bereichertes Gedächtniß mit einem langsamen ungetreuen Erinnerungsvermögen geben könne, und ist mir auch jener Mann so wie der Professor — vorgekommen, der, wenn er von seinen Kostgängern bei Tische um nähere Aufschlüsse der Dinge gefragt ward, die sie bei Andern gehört und nicht recht gefaßt hatten: „Ach! da läßt sich viel davon sagen", erwiederte, obgleich er selbst auch wenig und gar nichts davon sagte und ohne Zweifel auch nichts zu sagen wußte.

Seite 47, Zeile 18.

Nur Scheffner's Weise, sich über tausend Dinge wegzusetzen, die mir das Herz brechen wollten, seine Neigung zum Spott und seine außerordentliche Behendigkeit, das punctum juris des Lächerlichen in jeder Sache zu treffen, bewirkten mir zuweilen Stunden, wiewohl ohne seinen Vorsatz, unwillkührlich und ohne daß ich sie ihm auch zurechnen kann, von denen es hieß, sie gefielen mir nicht. Als ich in der entsetzlichsten Verlegenheit war, da König Friedrich II. mich zum Admiralitäts-Direktor beim danziger Fahrwasser, auf den

Vorschlag des Ober-Präsidenten v. Domhardt, ernannte, schrieb er an mich: „an Freund Hippel, den Heavtontimorumenos.“ Wäre ich Hans Jacob gewesen, ich würde ihn verkannt haben; allein, Gott weiß, ich nehme ihn mit Dank an, und mein Herz wird ewig sein bleiben! Er schließt von sich auf mich; allein die Natur hat mir ein liebevolleres, ein stärker fühlendes Herz gegeben, und ich liebe ihn gewiß unendlich mehr als er mich. — Ueberhaupt glaub' ich, daß ich alle meine Freunde weit mehr geliebt habe, als sie mich, und daß nur Wenige in der Welt zu einem solchen Herzensopfer im Stande gewesen, wie ich, der ich überhaupt nicht zum Hasse, sondern zur Liebe geschaffen bin. Wenn ich in der argen bösen Welt lernte das Herz nicht so offen halten, wie jener edle Römer die Zugänge seines Hauses: so konzentrirte sich dies Freundschaftsfeuer, wenn von meinen Freunden die Rede war, darin; ich gab Alles und wollte auch Alles haben --, lieber Nichts, als die Hälfte oder selbst zwei Drittheile. Ein Freund sollte, nach meinem Enthusiasmus, nicht durch seinen Verstand, sondern sein Herz regiert und geleitet werden. — Ich bin, wie ich glaube, von so mancher Schwärmerei zurückgekommen; ich habe nicht mehr zum Verstande ein so großes Zutrauen als ehedem, und glaube sogar, daß Pläne, die bloß auf ihn anlegen, jederzeit verrechnet sind; denn in Wahrheit, Vernunft kann oft zur Leidenschaft werden, und diese zur Vernunft, und was noch mehr ist, zur höchsten Stufe derselben. Selbst von dieser Vernunftschwärmerei bin ich geheilt; allein in der Freundschaft schwärme ich noch, und werde ich bis an mein Ende schwärmen. Vielleicht würde ich es weniger, wenn ich verheirathet wäre; vielleicht aber auch noch mehr. Ich wünschte, daß ich mein System über die Freundschaft von meinem Herzen abschreiben, und den Entwurf, den ich dazu in einem guten Stündlein machte, vollenden könnte. Wo werd' ich dazu aber Flügel der Morgenröthe hernehmen? Wo Worte, dies heilige Feuer aufzufassen —? Alles verliert, was auf Worte gesetzt wird. Noch öfters werd' ich von meinen Freunden zu sprechen Gelegenheit haben; denn mein Leben ist nur Leben durch sie.

Schon mehr als einmal wollte ich bemerken, und da ich diesen Umstand, wenn ich ihn noch öfterer vernachlässigte, doch wohl am Ende ganz und gar vergessen könnte, so mag er hier seinen Platz einnehmen. Es war nie bei mir der Fall, daß ich das, was ich wünschte, auch leicht glaubte; vielmehr machte mir das, was ich wünschte, die allermeiste Mühe, wenn ich mich davon überzeugen wollte. Ich gehörte zu der Zahl derjenigen, bei denen die Furcht macht, daß sie das am meisten zu glauben geneigt sind, von dem sie so sehnlich wünschen, daß es falsch sein möge, hingegen das weniger glauben, von dem sie am meisten wünschen, daß es wahr wäre. Wenn man mir also mit den Hülfstruppen zum Beweise kam, „weil es so angenehm, weil es erwünscht ist, weil der Glaube sich, so zu sagen, recht bei uns einschliche": so waren mir diese argumenta ad hominem die größten Zweifelsknoten. Was braucht das, was richtig ist, dergleichen Einschmeichelung —? Dies ging so weit, daß mir das, was mir am liebsten war, die meisten Proben aushalten mußte. Ich muthete meinem Abraham auch das Opfer seines Einzigen zu, und Alles, was ich liebte, setzte ich auf Proben — wiewohl mit dem Unterschiede, daß diese Proben für einen Freund von selbst, und ohne daß ich sie je aufsuchte, kamen, bei einer Freundin aber oft recht peinlich und mühsam aufgesucht wurden. — Doch! ich verschlage zu weit und habe bei Gelegenheit meines Gedächtnisses noch Kleinigkeiten anzubringen, die, so klein sie auch sind, mir doch in der Erinnerung angenehm bleiben. —

Seite 48, Zeile 5.

Er begnügte sich sonach, die Alten mir bloß als Depositarien der Sprache bekannt zu machen und darüber zu philosophiren.

Seite 60, Zeile 11.

Aus diesem Gesichtspunkte erkläre ich mir den Hang, den ich in frühern Jahren hatte, gern mit trunkenen Leuten zusammen zu sein. In vino veritas. Jetzt ist mir ein Trunkener ein Mensch, der seine göttliche Natur belügt; sonach

wird er mir eben so unausstehlich, wie ein Mensch, der sein Vermögen verspielt hat. Zwischen einem Berauschten und einem, der mit Wohlgefallen getrunken hat, mach' ich, wie es sich von selbst versteht, einen gewaltigen Unterschied.

Seite 60, Zeile 18.

Doch nicht allemal hab' ich da mein Licht der Wahrheit leuchten lassen, wo ich es hätte thun können, und — vielleicht auch — thun sollen. Doch macht mir mein Gewissen über diese Unterlassungssünden keinen Vorwurf, und auch S—r würde mir wegen meiner Zurückhaltung nicht so oft Vorwürfe gemacht haben, wenn er erwogen hätte, daß meine Zurückhaltung aus dieser nicht unedlen Ursache entstände.

Seite 61, Zeile 5.

Noch eine Folge von meinem Umgange mit Gott beim Gewitter. Ich will etwas weiter ausholen und die handelnden Personen zuvor präsentiren. Mein Bruder Gotthard war stets leichten Sinnes, munter und voll witziger Einfälle, die ihn denn freilich oft zu jenem Drüber verleiteten, von dem es heißt, es sei vom Uebel. Mich hatte er die Gewohnheit zu necken, und hierin ließ ich ihm großmüthig freien Lauf, bis ich ihn dann, wenn entweder mein Stündlein kam, oder er es ganz außer der Weise machte, einlenkte. Spott wirkt, besonders bei jungen Leuten, richtiger als Vernunftgründe, da die Jugend sich fast nie ungeahndet auslachen läßt. Zum Lachen dünkt sie sich da zu sein, nicht aber ausgelacht zu werden, als wodurch ihr das Lachen gemißbraucht zu werden scheint. Wenn indessen junge Leute mit jungen Leuten im Witzspiel sind, und der eine ein Witzling ex officio ist: so muß entweder der Gegenspott sehr hoch gewürzt werden, wenn er wirken soll, oder man thut am besten, kalte Vernunft dem Leichtsinn entgegen zu setzen. Eigentlich haben nur Laster etwas Originallächerliches an sich, und sonach ist die Personalsatyre unter jungen Leuten etwas ganz Eigenes, das wohl verlohnte aufgefaßt zu werden. Ich begegnete meinem Bruder theils ernstlich, theils witzig, doch aber immer so, daß ich oft zehn, oft zwanzig, oft mehrere

seiner Neckereien zusammenfaßte und auf einmal niederschlug. Meine Mutter (ich komme jetzt zur Sache) war äußerst furchtsam beim Ungewitter, und mein Bruder Gotthard desgleichen. Mitten in seinen Scapinaden durften nur schwarze Wolken sich zeigen, so war sein Witz unterm Scheffel, bis es vorüber war. Nun nahm ich Gelegenheit, ihn zu ermahnen, und ihm zugleich zu zeigen, wie unanständig es sei, zu zittern und zu zagen, wenn ein Ungewitter im Anzuge, und sich in seiner Lustigkeit so ganz zu verlieren, wenn der Himmel ohne Gewitterwolken wäre; allein ich habe diesen seinen Leichtsinn nie ganz hemmen können. Jetzt freue ich mich, wenn ich noch die nämlichen Anfälle von Witzausgelassenheit an ihm entdecke; denn sie erinnern mich an jene schöne Zeit, da ich in einem besondern Sinn vor Gott wandelte und fromm war; sie beweisen mir auch, daß mein Bruder nicht wie eine alte Münze abgegriffen ist, sondern sich in seinem Naturstande getreu erhalten hat. Ich hörte im Gewitter zu dieser Zeit ganz vernehmliche Worte der Billigung Gottes, und er war mir ein Bathkol, wenn nämlich in mir selbst keine Wolken waren. Jetzt, und besonders seitdem die Tragheimsche Kirche abbrannte, bin ich peinlicher beim Gewitter; die Sorge für Andere, die mir von Amtswegen obliegt, hat mich auch in Rücksicht meiner furchtsam gemacht.

Seite 80, Zeile 4.

Es war mir ordentlich erbaulich, indem ich die verborgene Hand einer höhern Fügung ehrte, daß man Griechen und Römer mit einander in usum der studierenden Jugend paarte, und diese so e diametro sich entgegenstrebenden Charaktere pari passu wandeln ließe; denn nur alsdann, wenn dieser beider Nationen Denk- und Handlungsart zusammen gebracht wird, ist man im Stande, einen braven und artigen Kerl zu bilden. Der Griechen Philosophie und Geschmack, der Römer Handlung und Abscheu gegen sitzendes Leben und bloße Contemplation, weil sie wegen des auf stete Kriege gerichteten Geistes der Nation ad utrumque parati sein mußten, hat so etwas glücklich zu Vereinbarendes, beson-

ders wenn ein wenig poetische Behandlung der Sache dazu kommt, daß man dieser Methode durchaus Gerechtigkeit erweisen muß. Die Vereinbarung des englischen und französischen Charakters ist unmöglich; und wenn man dem Deutschen diesen in einander gemischten Charakter als sein Eigenthum beilegt, so ist mir so, als ob man weder Deutsche, noch Franzosen, noch Engländer kenne. Aus zwei lebenden Nationen kann keine dritte zusammengesetzt werden, wenn nicht die dritte ein unnatürliches Geschöpf werden soll, ein Hermaphrodit, ex omnibus aliquid, ex toto nihil! Der Grieche ist, caeteris paribus, Denker, der Römer Handler. Freilich empfiehlt denn auch Römer Cicero seinem Sohne Studium der Weltweisheit, und der Herr Vater war allerdings in der griechischen Philosophie sehr versirt; auch waren noch andere Römer nicht unerfahren in griechischen weisen Worten und liebenswürdigen Künsten; allein a potiori fit denominatio. Was ist Aufklärung ohne Handlungen? Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Geschmack an den Schönheiten der Natur, und noch vielmehr an den Künsten keinen vortheilhaften Einfluß auf den sittlichen Charakter habe. Denn in Wahrheit, der Mensch ist nicht da, um an der Natur seine Augen zu weiden, und sie durch Phantasie oder durch Pinsel und Meißel zu erklären, sondern sein dic cur hic zu beherzigen. Durch Moralität soll der Mensch sich verschönern, um auf Mittel und Wege zu denken, daß durch gleiche Tugend und Denkart ein Staat zu Stande komme, welcher Menschenstaat genannt zu werden verdiene. Was darüber ist, ist vom Uebel. Schöne Künste sind der Sonntag des Lebens, den man genießen kann, wenn sechs Werktage vorausgegangen. Ein Volk, das aber sechs Sonntage und kaum einen Werktag hat, was ist von dem zu erwarten? Der Müßiggang allein muß es zu Grunde richten, und überall ist Müßiggang, wo nicht gehandelt wird. Rousseau weiß sich viel damit, Privat-Sekretär eines französischen Ambassadeurs in Venedig gewesen zu sein; und nie werden Geschäfte des Staats mit größerer Wichtigkeit betrieben, als wenn ein Gelehrter zu dergleichen Geschäften par bricol gelangt. Was thun sich dergleichen Leute nicht zu gut, was

für Accente legen sie oft selbst auf Alltäglichkeiten? Sie fühlen den Unterschied zwischen Reden und Thun, und wollen durchaus auch Andere fühlen lassen, daß sie thun oder gethan haben! Eine Aufklärung, die auf Denkart und Handlungen sich ausdehnet, und nicht jene intensive, die gemeinhin bloß mit Worten sich begnüget, eignet und gebühret dem Menschen. Jeder große Mann (und Herr Consul Cicero selbst nicht ausgenommen) schämt sich, ein bloßer spekulativer Kopf zu sein, und bloß Handel und Wandel mit seinen Gedanken zu treiben. Da dacht' ich zuweilen, daß die Römer, wenn sie Lust und Liebe zum Dinge gehabt, die Griechen selbst in der Kunst übertroffen, wenigstens sich eine ganz andere Bahn, als jene Meister aller sieben Künste, die freilich Alles bis zur Extrafeinheit und zur menschmöglichen Vollkommenheit gebracht hatten, welches wohl schwerlich in seiner Art zu übertreffen war, hätten brechen können; allein ich widerlegte mich selbst, indem ich mich, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht, überzeugte, daß die Römer bloß aus Eitelkeit und Prahlhanserei die Kunst zu schätzen geschienen, sie aber nicht aus innerlichem Triebe und Geschmack geschätzt. — Hatten sie dazu politische Gründe, die ich nicht absehe, so verdienen sie keinen Vorwurf. Wer die Römer auf Rechnung der Griechen verachten will, hat nicht unter vielen Umständen auch den zu Rom's Ehre erwogen, daß hier keine öffentlichen Schulanstalten und Schulsekten existirten, daß der Vater seine Kinder selbst erzog; und daß, wenn also aus einem Griechen ein Grieche, ein intensiver Aufgeklärter, d. h. ein feiner Mensch ward, man dem Römer die Ehre lassen muß, daß er wirklich that, wenn jene Thaten dichteten; daß jene zu Göttern ihre Zuflucht nahmen, wenn sie große Thaten zeichnen wollten, die Römer aber unter Menschen und unter sich hätten bleiben können, wenn die Griechen ihnen nicht mit Wolken und Feuersäulen von Exempeln vorgegangen wären. Es gab allerdings auch unter den Griechen wahrhaftig große Männer; allein ich rede hier ins Gelag hinein, ohne mich auf vortreffliche Ausnahmen einzulassen. Der Römer war in der Regel entweder gar nicht in der Schule gewesen, oder aus der Schule

gelaufen der Grieche hingegen hielt sich in der Regel zur Schule und bemühte sich auch das große Genie schulgerecht zu machen!

Bei allen Völkern, wo Dichter in großem Ansehen sind, kann es an Uebertreibungen und Lobopfern der Großthaten vorzüglicher Menschen oder Helden nicht fehlen; allein es ist wahren Handlungs-Candidaten nichts schädlicher, als diese Dichterverschönerung; denn sie jagen nicht nach der Vollkommenheit, sondern begnügen sich mit dem lebendigen Glauben an die Dichter, die schon für Geld und glatte Worte die Lücken füllen werden. Männer, die ihr Hand ans Werk zu legen, und zu thun gewohnt seid, überlasset Weibern und Müßiggängern das Empfinden, das Bereden und Besingen schöner Thaten; seid fleißig in guten Werken und bemühet euch, eure Handlungen so blank und klar darzustellen, daß jedermann, wie mit dem Golde weiß, woran er sei. Ein dergleichen Thaten-Mann (ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm und thätigen Männern) schleicht sich zu keinem Redner, Historiker und Dichter, sondern führt Alles auf den Markt dem Volk (nicht dem Pöbel) vor. Seht, da steh ich! was bin ich werth? So stand der Römer; der Grieche steckte sich hinter den Dichter, und dieser hinter das Volk. Der Römer ging selbst gerade zum Volk; den Griechen hob der Dichter, der dem Volk so viel Schritte vorausging. — Doch warum eine noch längere Predigt über einen Text, der so ganz nicht hieher gehört, und nur bloß bei der Stelle meines Lebens einen Einfluß behaupten wird, wo bei mir ein Streit zwischen bloß gelehrtem und thätigem Leben ausbrach. Die Oberrechen-Kammer selbst würde mir diesen Anachronismus verzeihen; — ich schreibe mein Leben so geradezu nieder, oft ohne daß ich, was ich geschrieben habe, noch einmal übersehe.

Seite 80, Zeile 24.

Dies Naturgeschenk machte, daß ich es nie weit in der Musik gebracht habe, sondern von meinem Bruder außerordentlich weit übertroffen ward. So sind die Menschen gemeinhin unerkenntlich gegen ihre Wohlthaten und wollen noch mehr.

Obgleich die Natur schon durch ihre Sparsamkeit es darauf anlegte, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen soll: so möchte der Mensch nur gar zu gern, daß die Natur auch für ihn ackern, säen, ernten und Brod backen möchte. Außer Verstand und Willen, womit der Mensch ausgerüstet ist, will er noch, daß ein Gott in ihm Gutes thun, er aber das Verdienst des Guten, nämlich die beglückenden Folgen des Guten genießen möge; wogegen er diesen Gott mit seinen Lippen zu loben nicht ermangeln will. Es konnte indessen, um mir Gerechtigkeit zu erweisen, der Umstand, daß ich die Musik für eine andere und fast allen Gegenständen des menschlichen Berufs subordinirte Kunst ansah, an meiner wenigen Achtung gegen dieses Naturgeschenk mit Ursache sein, so daß diese Kost der Ohren mir nie so wichtig geschienen hat, um ihr große Zeitopfer zu bringen. —

Seite 85, Zeile 14.

Ohne Zweifel entdeckte er mir wohlbedächtig nicht die unnützen Wüsten-Umwege, ohne die man doch gewiß weit gerader nach Canaan kommen würde, und ohne die demungeachtet gewiß keiner unter der Sonne dahin gekommen ist. Mein Vater wußte wohl, daß man besonders mit einem thätigen rastlosen Jünglinge, wenn er kein Auge Moses zum Heerführer hätte, in die schrecklichste Verlegenheit kommen müßte, und daß der Vortheil, sei er auch übrigens noch so klein, als er wolle, den er aus diesem Umwege ziehet, doch wenigstens dazu diene, daß er sich nur auf dem Wege nach Canaan befindet. Immer besser, als auf andern Wegen — so wie es besser ist: allein, als in böser Gemein'. Gesetzt, der Lehrling erreichte auch nie das Ziel des Glaubens auf seiner gelehrten Pilgrimschaft; gesetzt, er käme nie an Ort und Stelle, — ist's nicht schon angenehm, von dem Berge de bonne esperance die Thurmspitzen, und was weiß ich sonst noch was mehr Liebes und Gutes zu sehen — oder zu sehen sich einzubilden. Sehen doch die meisten Heerführer nichts weiter.

Seite 87, Zeile 22.

Selbst die Verbindungen der Lehrer, die denn freilich schon in den Jahren sich befinden, daß sie Welt haben können, behindern sie nicht nur in großen Städten ihr akademisches Lehramt mit der erforderlichen Treue zu treiben, sondern eröffnen ihnen noch dazu Gelegenheit zu verschiedenen Nebenbedienungen, so daß sie Gott und dem Mammon und gemeinhin mehr als zweien Herren dienen: — als wodurch die studirende Jugend aufgehalten und durch ein so schlechtes Beispiel verleitet wird. Zu meiner Zeit ward kein Collegium im halben Jahr beendigt. Es dauerten manche Collegia und selbst die nothwendigsten (oder Brod-Collegia) ein bis zwei Jahre; obgleich eben diese so ungebührlich ausgedehnte Länge es nur zu deutlich bewies, daß der Lehrer seine Wissenschaft selbst sich nicht eigen gemacht und docendo lernen wollte. Der Hof-Prediger Arnold hatte Recht, wenn er behauptete, daß er am kürzesten predige, wenn er am längsten studirt hätte; und es gehört viel Beurtheilung und Menschenkenntniß dazu, bestimmen zu können, wie weit ein akademischer Lehrer in seinem Unterrichte gehen sollte. Sehr viele von den Mißbräuchen meiner Zeit sind zwar abgeändert; indessen ist Königsberg seit der Zeit nicht kleiner geworden, und nicht ein einziger theologischer Professor ist ohne eine, zwei, auch wohl drei Nebenbedienungen. Vollends Consistorial-Räthe! Der wahre Weg, jungen Leuten allen Muth zum Selbstdenken abzuschneiden, und sie zu Wachspuppen zu machen, die von den Händen einer und derselben Menschen fabricirt werden. Wo sollen die armen Menschen hingehen vor dem Geist dieser hochwürdigen Herren, wo hinfliehen vor ihrem Angesicht? Der General-Superintendent und Oberhofprediger (ein Mann, der im Waisenhause, wo er Schullehrer war, an Ort und Stelle sich befand, von dem mir sein Vetter, der Prof. Kraus, nur in diesen Tagen versicherte, daß er ihn, Gott Lob, zum selbsteigenen Geständniß gebracht hätte, nicht den mindesten Geschmack zu besitzen (im Febr. 1791), obgleich er auch zur Provinzial-Schul-Commission gehört und hier summus imperans ist) hat auch die Meinung, daß man in Collegiis

einen jungen Menschen gelehrt machen müßte, und hält so viel auf die eignen Worte, daß Kant und Kraus mir versichert haben, daß ihnen bei den Examinibus alumnorum grün und gelb vor den Augen würde. Kraus fiel wirklich einmal in Ohnmacht, und mußte herausgetragen werden. Wer nicht die ipsissima verba dieses Hohenpriesters trifft, der wird so lange gefoltert, bis er denn endlich das Wort erhascht, — hinter dem denn freilich ein doppelsinniger Verstand im Verborgenen sein mag, der indessen oft nur in der Vorstellung des summi magistri sich befindet, oft aber der Rede nicht werth ist. Wer wird überhaupt in verba magistri schwören lassen? und Worte zu solch einer Hochwürde heben? Gewiß Niemand als ein Wortmännlein. — Oft hab' ich sagen gehört: wenn sie nicht noch etwas aus den Collegiis lernen, wer lieset? Guter Freund! eben dein hochgelehrtes Wort-Collegium ist die Ursache, warum junge Leute vom Lesen, und was noch mehr ist, vom Studiren abgehalten werden. Lehre sie, nicht aufs Wort, sondern auf die Sache merken, und überlaß sie sich selbst, und du wirst sehen, daß in jedem Collegio wenigstens ein Drittel in zwei Jahren unendlich weit über dich hinaus sein wird. Fast sollte ich glauben, daß, um diese feurigen Kohlen in Zeiten zu löschen, er so viel Wasser trägt und sammelt! — Wenn ein Mensch nur in so weit aufgeklärt wird, als seine Vernunft unmündig zu sein aufhört, und selbst zu denken anfängt: so legt es ein Lehrer, der aus seinen Worten einen Abgott macht, gewiß dazu nicht an, seine Untergebenen zu erlösen — sondern sie vielmehr zur Ehre der Gewalt des Teufels, der Hölle, des Todes und der Sünde recht anzuschmieden. — Die Juristen-Fakultät bestand zu meiner Zeit aus Männern, die auch alle Nebenbedienungen nachgingen, und ich that nicht Unrecht, mit Vorbeigehung wahrhaft beitelter Herrn Docenten, mir einen einfachen Doctor, den Privatlehrer Funk zu erwählen, der eben darum, weil er vom Lesen lebte, bei weitem der Beste unter ihnen war. Schon zu der Zeit kam es mir so vor, daß die Herren, die Nebenstellen hatten, außer einer ihnen ehlich angetrauten Frau, eine oder ein Paar Maitressen hielten. Mein guter Funk, der die Wittwe

des zu seiner Zeit sehr berühmten Prof. Kauzen geheirathet hatte, war so ganz frei nicht von einer Ruhebank neben dem Ehebette; allein seine Vorlesungen waren so keusch wie das Nest eines Storchs oder das Ehebett eines Geistlichen. Doch ich will einlenken und von Anfang anheben.

Seite 98, Zeile 7.

Es versteht sich, daß ich das Mitglied kannte (es war der Commerzien-Rath Hoyer), und daß er diese Lieder nicht als die meinigen, sondern als solche forderte, von denen er gehört hätte, daß ich sie besäße. Wenn ich von meiner Autorschaft rede, wird es noch immer Zeit sein, zu bemerken, daß ich, wiewohl weit später und kurz ehe sie gedruckt wurden, die Lieder Gellerten unter dem angenommenen Namen Gerhard zuschickte, und von ihm eine sanfte Antwort erhielt, die mir zu jener Zeit um so mehr Vergnügen machte, als dieser Brief, wenn er nicht sogar der letzte ist, den Gellert in dieser Welt geschrieben, doch gewiß nicht viele Worte mehr hinter sich haben wird. Ich war zu dieser Zeit vollkommen überzeugt, daß die Religion, wenn man sie sich in dieser Art vorstellt, oft ordentlich die Einbildungskraft spannen und uns eine gewisse Ruhe geben kann, die dem Philosophen gebricht, der nicht weiß, welch ein Mittel die Gottheit erwählen werde, mit dem fehlerhaften Menschen Alles gleich und eben zu machen.

Die Allgemeinheit und Uebereinstimmung der vorzutragenden Lehre beim öffentlichen Gottesdienst, die besonders Semler so sehr vertheidigt, indem dadurch jedem Denker die Hinterthür offen bleibt, ist eine Meinung, der Viele anhangen. Herr Kant, der denn doch gewiß nicht glaubt, was die Kirche glaubt, hat sie oft gegen mich vertheidiget, und nach Nicolai in der Biesterschen Monatschrift, Januar 1791, ist auch Lessing derselben in der Art zugethan gewesen, daß in der Dogmatik nicht Aenderungen gemacht, dagegen der Weg zur freiesten Untersuchung offen bleiben sollte, als bei welchen Untersuchungen man die Dogmatik bei Seite legen, und als wäre sie nicht, verfahren sollte.

Gut! allein alsdann muß es

1) dem Staate einerlei sein, was jeder seiner Bürger für subjectivische Ueberzeugungen hat; und da

2) die natürliche und bürgerliche Freiheit es will, daß keinem Bürger verboten werden könne, von diesen Ueberzeugungen zu reden, in Gesellschaft davon Gebrauch zu machen und darnach zu handeln: so müßte

3) diese freie Denkart in Kurzem so sehr um sich greifen, daß Viele der untern Stände, denen einige Systemlehrer schon jetzt, wenn sie bloß sich selbst und ihrer Vernunft überlassen sind, unbegreiflich und unerklärlich mit dem göttlichen Wesen vorkommen, das Kind mit dem Bade ausschütten und Alles, auch das Gute und Wahre verachten würden: was doch

4) zur Ruhe und Sicherheit des Staats, zur Erziehung und zum höchsten Grade der Tugend so nöthig ist. Nicht bloß der gemeine, sondern auch der sanguinische, der leidenschaftliche Mann wird sich nicht die Zeit nehmen, die Gründe für und wider die Existenz Gottes abzuwägen. Sobald er weiß, daß so viel Pro's als Contra's sind, wird er nach seiner Lage bald das Eine, bald das Andere annehmen oder sich zueignen; und das um so mehr, da er sich dabei noch besser dünken kann, als sein Seelsorger, der anders zu denken und anders zu lehren sich befugt hält, der auf der Kanzel schwarz und im gemeinen Leben weiß ist, und der, da Gott und jeder edle Mann fürs Herz, für die Gesinnungen, für den guten Willen ist, der schrecklichste Heuchler sein muß, der durch einen Kuß für die dreißig Silberlinge seines Amts ein Verräther wird. Einem jeden Geistlichen könnte man zurufen: Judas, verräthst du so durch einen Kuß! — Allen diesen schrecklichen Wahrscheinlichkeiten würde aber

5) ausgewichen werden, wenn die Geistlichen den gemeinen Mann zu lenken die Befugniß hätten, wenn man, so lange die Gemeine mit ihrem Lehrer zufrieden wäre, sie dabei in der Art beließe, daß sich weder Herodes noch Pilatus, noch der Hohepriester Kaiphas drein mischte, sondern Alles durcheinander wachsen ließe bis zum Tage der Ernte, bis zur Ziehung der Summe der Moralität. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit,

so wird euch alles Andre zufallen. Man treibe doch ja nichts, auch das Beste (und wer kann bestimmen, was das Beste ist?) nicht gewaltsam. Man bessere Gesetze allmählig aus und gebe kein neues Gesetzbuch. Ein neuer Minister denke auf neue Mittel, den Menschen im Staat näher zu treffen, ihm die Moralität näher zu legen; denke auf Ethik, nicht aber auf ein neues Gesetzbuch, welches den Bürger aus dem Regen unter die Traufe zu bringen pflegt. Man lege allmählig der Bibel die Erklärungen unter, die dem göttlichen Wesen und der Moralität der Menschen am angemessensten sind, und aus diesem Senfkorn wird ein Baum werden, ein Baum des Lebens!

Wenn ich auf Seel' und Seeligkeit befragt werden sollte, was denn jetzt (1791) in meinem Herzen und meiner Seele vorgehe, so würde ich nicht anders antworten können, als daß ich allen heterodoxen Zwang so hasse, wie den orthodoxen; daß es Mord sei, in Sachen des Verstandes und des Willens ab extra gewaltsam zu verfahren. Schon das Wort „Religionsedikt" macht mich zittern und beben. Ich weiß so gut als ein Anderer, daß die Philosophie so wenig von der Barmherzigkeit, Güte und Liebe Gottes, als von seinen Händen, seinen Augen und Ohren wisse, und daß sie hier ihren Trost nicht suchen und finden könne; allein kann man es denn dem Philosophen so gerade zu übel deuten, daß er bei den Schwachheiten, denen die menschliche Natur unterworfen ist, sich mit dem Umstande zu beruhigen suche, daß diese Schwachheiten von der menschlichen Natur unzertrennlich sind, daß Mensch und schwach sein Synonyme sind, daß es sonach unerhört selbst unter Menschen sein würde, eine Vollkommenheit zu begehren, die über das Vermögen geht, einen mehr als Menschen vom Menschen? Hebt da eine Vorsehung die natürlichen Folgen auf, und sollte Gott, der jede Vergehung schon mit einer natürlichen Strafe belegt, noch in der künftigen Welt positive Strafen damit verbinden —? Wird Gott mehr als das redliche und unermüdete Bestreben fordern, den Wahrheiten der Vernunft gemäß zu handeln, oder der moralischen Vollkommenheit nachzujagen? „Nicht, als ob ich es ergriffen hätte, sondern ich jage ihm nach, ob

ich's auch ergreifen möchte", sagt Paulus. Uebrigens darf Philosophie keine Universal-Medizin sein, deren Allmacht in unsern Zeiten mit allem Recht bezweifelt wird. Ein jeder für sich, Gott für uns alle! Kant nimmt Freiheit, Unsterblichkeit der Seele und Existenz Gottes als Postulate der praktischen Vernunft an. Lieber! willst du behaupten, das Verlangen der Seele, dieses Gefühl des Bedürfnisses, das so leicht höher, als die Vernunft zu gehen sich überredet, könne kein Vernunftpostulat sein? Gut! der Eine gehe zur Rechten, der Andere zur Linken, wenn sie nur am Ende zusammentreffen, und das werden sie gewiß. Cajus will kalte Vernunft und Grundsätze; er bedauert, daß man künstlicher Augen sich bediene, um recht zu sehen, als bei welcher Gelegenheit in unsere Seele falsche Bilder geführet würden, so daß sie Alles zu groß oder zu klein, zu nahe oder zu entfernt sieht. Freund! gebrauche deine Augen im Segen, und lasse künstliche Augen dem über, der sie nöthig hat. Titus beruft sich auf Innigkeit des Gefühls, von welcher er schließt, daß es analoge Gegenstände geben könne und müsse; er behauptet, daß wir ohne Gläser die Sterne für kleine Nägelchen halten würden, weil der liebe Gott den Himmel so beschlagen hätte, als wir die Stühle. Freund! wenn du nicht vergissest, daß es Gläser sind, die du brauchst — und daß außerordentlich viele Rechenkunst dazu gehört, mit Sonne, Mond und Sternen so weit fertig zu werden, als wir es sind — und das heißt wahrlich nicht weit gekommen sein — so kann Niemand was dagegen haben. Die Absicht der Prosa ist eine lange Reihe von Vorstellungen, die Absicht der Poesie eine Reihe von Empfindungen, die denn doch auch eine Art von Vorstellungen sind, hervorzubringen; und wenn der Redner nach Kant darauf ausgeht, ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben: so ist die Absicht des Dichters, ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes auszuführen. Der Mensch ist Mensch und bleibet Mensch, er forme und modele sich wie er will, er beschaue sich von oben oder unten und von welcher Seite es ihm sonst beliebet.

Seite 99, Zeile 1.

Mein Bruder ist gewiß einer der ehrlichsten Menschen, die je auf Gottes Erdboden gelebt haben; indessen finde ich doch, daß er eine doppelte Person vorstellt, in der Kirche eine und zu Hause auch eine; als welches so unleugbar ist, daß selbst schon sein Ton der Stimme, seine Sprache ganz anders in der Kirche und anders in Gesellschaft von bekannten und noch anders in Gesellschaft von unbekannten Menschen ausfällt. In seinem Hause ist er leicht fertig, und eben so auch, wenn wir unter uns sind; in der Kirche dagegen ist er wie in seiner Jugend, wenn es donnerte; und unter halb bekannten Menschen, je nachdem ihm der Kopf steht, gewöhnlich aber hält er die Mittelstraße. Ich schreibe dieses den 24. März 1791, an dem Tage, da ich die Nachricht von dem, den 15. März 1791 erfolgten Ableben des guten Doctors J. S. Semler lese, den ich von Person kenne, und den ich ehre. Seinem Andenken kann ich denn wohl um so mehr diese Ausschweifung in meiner Lebensbeschreibung widmen, da ich in Halle diesen Janus von Theologen mit zwei Gesichtern kennen gelernt habe, und da er mir, quod bene notandum, den ersten und gewiß besten Theil seiner Lebensbeschreibung zum Geschenk gemacht hat.

Seite 101, Zeile 22.

Unter den preußischen Gardes du Corps kann nicht solch ein esprit de Corps sein, als unter uns war. Man ward fast von den Mitgliedern gewählt, und es war eine große Ehre, als Mitglied dieser Gesellschaft auf- und angenommen zu werden. Dieses geschah mittelst feierlicher Reden. So wurden auch die Stiftungstage und andere feierliche Tage begangen. Noch denke ich an die Redeangst, die mir anwandelte, als ich aufgenommen ward. Sie behinderte mich, etwas aufzusetzen, womit ich zufrieden sein konnte, und ich habe die ganze Nacht vor meinem Receptionstage kein Auge geschlossen. Noch höre ich (ich logirte bei Lux auf dem Altstädtschen Markt) die Fleischer ihre Fleischwaaren zusammenfahren, welches im Sommer — um diese Jahreszeit ward ich recipirt — um 2 Uhr Morgens geschiehet. Ich sprang auf,

allein bloß um mich außerhalb des Bettes zu quälen, das zu streichen, was ich geschrieben hatte und etwas Neues aufzusetzen. — Es schlug 11 und ich kam zum Treffen. Alles ging besser, als ich glaubte. Hier lernte ich den jetzigen Hauptmann von Neumann*) kennen, einen feinen Kopf, den die Natur mit Talenten verschiedener Art ausgestattet hatte. Er studirte Mathematik, Philosophie und war ein schöner Geist, das hieß zu dieser Zeit, er machte Verse. Seine Verse gefielen mir außerordentlich. Jüngst (den 8. April 1791) sagte mir der Engländer Motherby, daß er die tüchtigen Neumannschen Verse, welch ein Versefeind er auch sei, auswendig zu lernen sich nicht entziehen könne.

Neumann war wirklich kein unglücklicher Schüler von Haller, obgleich er, ich weiß nicht wie, an Kreuzens Jeremiaden gekommen war, die seiner Poesie immer etwas Schwermüthiges beilegten. Es war immer ein weinerliches Lustspiel, das er schrieb; und so wie Hamann nichts schreiben konnte, ohne am Schlusse, nachdem er mit der heftigsten launigsten Bitterkeit über Alles hergefahren war, des jüngsten Gerichts rühmlichst zu erwähnen, so mochte Neumann es anlegen wie er wollte, es mischte sich in seine Fröhlichkeit immer etwas Trauriges. Ich pflegte seine Poesie Butterbrod mit Raute zu nennen. Scheffner, der zu dieser Zeit auch schon von sich hören ließ, dünkte mir damals bloß ein Kind der Freude in seiner Poesie zu sein, wozu denn freilich seine weit glücklichere Lage ex officio viel Veranlassung geben mußte. Es sei nun, daß Neumann's Muse mehr mit der meinigen harmonirte, oder, was ich eher glaube, daß Neumann bei weniger Genie sich mehr Mühe gab, — ich zog Neumann Scheffnern, den ich zu dieser Zeit gar nicht als aus kleinen gedruckten Gedichten kannte, bei Weitem vor. Wie hat sich das Blatt gekehret. Wenn ich jetzt Neumann's Briefe gegen die Scheffnerschen halte, welch ein Unterschied! Wie viel richtiges Ur-

*) Es ist derselbe, der durch seine mannhafte Vertheidigung von Cosel im Jahre 1807 bekannt ist, und dessen noch an einem andern Orte gedacht wird. A. d. H.

theil, wie viel Geschmack bei Scheffnern! Hamann pflegte mir zu sagen, er wüßte keinen, dessen Eindruck und Urtheil er so viel, als dem Urtheil und dem Eindruck Scheffner's traute. Er wirft seine Briefe hin; allein eben darum sind sie aus einem Stück. Er macht keinen Plan, ehe er die Feder ergreift; allein sein richtiges Gefühl ist ein untrüglicher Wegweiser. Ohne daß er sich Mühe giebt, ist er sogleich orientirt und für sich organisirt. Was ich nicht auf den ersten Ausspruch verstehe und begreife, sagte er mir oft, verstehe und begreife ich niemals. Und ich wette darauf, was von ihm nicht auf den ersten Griff verstanden und begriffen worden, ist dieser Mühe nicht werth. Sein Gedächtniß, das, wie ich glaube und er betheuert, weniger behält als das meinige, dient ihm dazu, daß sein Styl durch den Geist und nicht durch Fleisch und Blut der besten Schriftsteller gewonnen hat, und daß sein Vortrag, durch hervorragende Gedanken der Alten und Neuen bereichert, dem Besten Trotz bieten kann. Nie, nie hab' ich solch eine Veränderung als zwischen ihm und Neumann erfahren. Ihre Köpfe haben sie nicht vertauscht, jeder in der That hat den seinigen behalten; allein Scheffner las mehr, unterschied mehr, ging mehr mit entschiedenen Köpfen um, und blieb nicht beim Wort und bei Zahlen wie Neumann stehen, den sein Soldaten-Metier vom Vorwärtsschreiten zurückgehalten hat, sondern drang zum Geist der Alten und Neuen! und der ruhet auf ihm! Ich habe Neumann zeitiger, Scheffner indessen hat ihn genauer und bis zum Du kennen gelernt; ich bin auf ihre Freundschaft, die sie unter einander geknüpft haben, nicht eifersüchtig, vielmehr seh' ich's gern, wenn sie an einander schreiben, weil ich bei dieser Gelegenheit auch erfahre, wie es dem guten Neumann geht.

Seite 104, Zeile 20.

Ich komme zu einem Vorfall, der mich zu seiner Zeit außerordentlich demüthigte. Mit Vorwissen und Genehmigung *)

---

*) Aus einem Zettel von Hippel's Hand geht hervor, daß dieser Verkauf nur von der Mutter genehmigt worden, nicht vom Vater.

wollte ich ein goldenes Tintenfaß, einen silbernen Galanterie-Degen und einen silbernen Petschierring mit dem Hippelschen Wappen verkaufen, als welche 3 Stücke mein Vetter, ein reicher Gottlieb *), mir, einem armen Gottlieb, in natura legirt hatte. Ich ging mit diesen Stücken zu einem Gold- und Silberarbeiter und zwar nicht ohne Schaam, weil ich hinreichend zu fühlen vermochte, daß ich diesen Verkauf nicht hätte unternehmen sollen. Guter, lieber Gottlieb! dafür halte ich das Gnadenzeichen, welches Churfürst Johann Sigismund unserm Ahnherrn Melchior verehrte, und das in deinen Händen war, in Ehren und hab' es zu einem Fideicommiß Stück bestimmt, das menschlich ewig in der Familie bleiben soll. Der Gold- und Silberarbeiter hielt diese Verlegenheit für ein böses Gewissen, und gab mir zu verstehen, daß ihn einige Bedenklichkeiten behinderten, sich mit mir einzulassen! So ward ich noch in meinem Leben nicht herabgesetzt. Ich ließ mich wirklich durch den Hofrath Hoyer zu diesem Verkauf legitimiren, suchte mir aber einen andern Gold- und Silberarbeiter auf, weil ich den ersten so sehr unter mir hielt, daß ich weder Geld von ihm empfangen, noch ihm Geldeswerth zu überliefern über mich vermochte, — ich habe diese Geschichte nicht einst meinen Eltern zu erzählen den Muth gehabt, und sie hat mich gelehrt, daß es eine Schande sei zu erzählen, ein Geschenk als Richter ausgeschlagen zu haben; denn der erscheint schon in keinem sonderlichen Lichte, dem nur Jemand ein Geschenk anzubieten sich herausnimmt. Zu meiner Ehre kann ich versichern, nur äußerst selten in diesem beschämenden Falle gewesen zu sein.

Seite 107, Zeile 19.

Lauson (o des Glücks!) kam mir sogar als Freund entgegen, und so sehr er sich ins Faß seiner selbst einzuschränken gewohnt war, so theilnehmend konnte er werden; besonders weil er mit dieser Theilnahme gewiß nicht freigebig war,

*) Irren wir nicht, Hippel's Pathe, als Pupillenrath in Königsberg unverehlicht gestorben.

sondern sie auf drei Personen einschränkte, den Kirchenrath Lindner, die Wittwe Schuch, welche das Theater gleichen Namens dirigirte, und mich.

Da er Lindnern überlebte, so war eine männliche und eine weibliche Seele seines Herzens Gegenstand; und um uns beide auf die Probe zu setzen, stand er nicht an, von mir Geld zu borgen und es der Frau Schuch zu leihen. — Diese Frau, an officielle Rührung gewöhnt, habe ich nicht theatralische, sondern ächte Thränen über den Tod ihres Freundes weinen gesehen. Den Nagel, sagte sie mir bei dieser Thränen-Gelegenheit, an den er seinen Hut hing, dessen sich Niemand zu diesem Behuf nach seiner ihm eigenen strengen Ordnung bedienen mußte, wär' er auch ein Prinz (wirklicher oder Theaterprinz, gleich viel; sie hatte gewiß von beiden Classen Besucher und Versucher) gewesen, diesen Nagel muß auch noch jetzt Niemand entweihen. Dies soll mir zu seinem Gedächtniß dienen, bis auch ich nicht mehr bin! — Ohne Zweifel hat sie Wort gehalten. Der Tod des braven Lauson's hat mich sehr betrübt, und auch ohne Nagel denk' ich oft an ihn. Der Münz-Direktor Gösche und ich ließen ihn begraben; allein kaum war er in der Erde, als noch ein Lotterieloos auf ihn fiel, wodurch die Begräbniß-Kosten berichtiget werden konnten. Ich werde ihm noch einen besondern Abschnitt widmen: sonst müßte ich noch viel anführen, was sich mir recht dringend anbeut! —

Ich reisete gewiß nicht zu oft zu meinen Eltern, zweimal kam ich mit den Pässen meiner beiden Predigten, die ich zwei Jahre nach einander in Ostern hielt, versehen. Zu Anfang meiner akademischen Wallfahrt fiel es oft vor, daß ich mit meinem kleinen mir sparsam angewiesenen Taschengelde nicht auskam und darüber bei meinem Vater mündliche Klage erhob (wie kam es, daß ich nie schriftlich klagen konnte?); indessen ließ mein Vater mich nie zum Wort kommen, vielmehr fand er dergleichen Klagen so tief unter mir, daß ich auch mitten in diesen Jeremiaden abbrach und mich stehenden Fußes überredete, mir in Königsberg meine Verlegenheit bloß eingebildet zu haben. Kam ich indessen wieder an Ort und Stelle (ich rede von meinen ersten akademischen

Jahren), so überfiel mich der Hunger trotz aller in meiner Speisekammer befindlichen Seelenspeisen so sehr, daß viel Aufwand stoischer Philosophie dazu gehörte, meinen Magen zu widerlegen, und ihm begreiflich zu machen, daß er sich bescheiden müßte, und daß er gegen die Seele ein kleines Licht wäre. Es ist jedoch eine Gewohnheit der Jugend, den Magen zu übersehen; indessen pflegt sich dieser oft nur zu zeitig zu rächen, und sein Uebergewicht über alles Uebrige, was sonst Mensch ist und heißt, zu beweisen. Was würd' ich geben, wenn ich jetzt mit ihm, wie weiland, als er auf der Akademie war, umspringen könnte!

Ein Vorfall mit Scheffner. Wir sprachen lange nicht mit einander, obgleich wir uns kannten, wenigstens kannte ich ihn sehr gut, und noch lebhaft erinnere ich mich eines mit Fuchs besetzten weißlichen stattlichen Pelzes, den er des Winters trug. Das Centrum, wo wir uns zuweilen trafen, war im Kanterschen Buchladen, den ich öfters besuchte, um mir Bücher zum Lesen zu nehmen, und dem Herrn desselben Hans Jacob in seinen Autorangelegenheiten, ohne die er fast niemals war, hülfreichen Kopf und Hand zu leisten. Da traf ich denn nun oben Scheffner, als ich Scarron's komischen Roman heimbrachte.

Seite 112, Zeile 18.

War es Zutrauen zur Vorsehung oder Stolz bei mir, daß ich mit so wenigen Mitteln als möglich die Wirkungen, auf die ich ausging, hervorbringen wollte, und daß ich nicht viel auf Menschen hielt, welche die Sache, wie man zu sagen pflegt, bei allen Zipfeln anfaßten.

Druckfehler.

S. 59 Z. 7 lies: Ochsen statt Opfer.
= 71 = 12 = Munterkeit statt Pietismus.
= 101 = 6 u. 7 lies: um weder von ihm eingeholt zu werden noch u. s. w. statt: um weder seine Erholung.
= 207 = 3 v. u. lies: Mimen statt Mienen.
= 211 = 16 v. o. = Fahrenheid statt Fohrenhild.
= 236 = 10 = = lebenswierigen statt lobenswürdiger.
= 273 = 5 d. Anmerk. lies: Trotha statt Trodde.
= 278 = 12 v. o. = Busold statt Bosold.
= 284 = 16 = = Prácentorstellen statt Prácenturstellen.
= 286 = 14 = = Woyt statt Voyt.

Digitized by Google

Digitized by Google

A 000 000 000 3